

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, Berlin

Präsident: Reichsführer **Heinrich Himmler**

Kurator: Univ.-Prof. Dr. Walther Wüst, München

Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Platzmann, Berlin-Dahlem, Dücklerstraße 16

Copyright by Ahnenerbe-Stiftung Verlag in Berlin. Printed in Germany

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Druck der Offizin Gaag-Drugulin in Leipzig



(Die mit einem Stern [*] versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze

Seite

*Altheim, F.: Das erste Auftreten der Goten im Donauraum	49
*— u. Trautmann, G.: Grundsätzliches zur Runen- und Felsbildforschung	449
Vieder, Theobald: Des nordischen Gedankens Verheißung und Erfüllung	473
*— Sonnengott und Hakenkreuz auf einer römischen Münze	130
*Bohmert, A.: Die Ausgrabungen in den Höhlen von Mauern	151
Cornelius, F.: Das Recht der Frau bei den Germanen	346
*Dehn, W.: Der Ring von Odenhausen, eine Trebererfestung aus der Zeit Cäsars	445
*Graber, G.: Am Fürstenstein in Karnburg	360
*— Germanischer Lebensbaum in Kärnten	494
— Völker und Rassen auf dem Boden Kärntens	157
*Graf, F. J.: Neue Felsbildfunde in Amerika	457
*Gruß, F.: Arminius als Feldherr in der Auseinandersetzung mit Germanicus in den Jahren 15 u. 16 n. Zth.	410
*Hamkens, F. H.: Ein Bischofsgrab des 13. Jh. mit heidnischen Sinnbildern	357
*Herrmann, F. A.: Ein unbekannter Runenstabkalender	266
Hofe, A.: Einige Bemerkungen zum Rehmtenner Runenstabkalender	354
Huth, O.: Weltfäule und Weltknagel	129
*Jankuhn, H.: Nordelbingen und die fränkischen Eroberungsveruche aus dem Beginn des 9. Jahrh.	243
*Kellermann, W.: Pferd und Wagen in ihrer glaubensmäßigen Bedeutung	460
*— Quelle und Baum, Herd, Kessel und Horn in ihren glaubensmäßigen Beziehungen	399
*Köhler, W.: Vom Nürnberger Schenbartlaufen	103
*Kreidler, W.: Der Atlas der deutschen Volkskunde	210
*Mai, W.: Die Jungfernsprungssage	415
*Mosler, F. J.: Eddische Melodien	72
*— Melchior Franz als Förderer musikalischer Volkskunde	295
*— Österreichs Musik und Musiker	161
*Möhringer, F.: Der Wirbel als Sonnenjinnbild	156
*Mud, Otto: Nordische Jahreskreisymbolik in Troja I/II	169
*Müller, F. W.: Der Runenstein von Sparlösa und seine Inschriften	365
*— Zur Deutung der Sparlösa-Inschrift (II. Teil)	437
*— Vom Sinn der Isländischen Dichtung des 13. Jahrhunderts	487
*Müller, Werner: Kreis und Kreuz	86
*Neugebauer, G.: Wildg'fahr und Wildmänner in Tirol	479
— Tiroler Baumkult	393
*Nowotny, A. A.: Runen und Sinnbilder	218
*Ohlhaber, G.: Beitrag zur Herstellung germanischer Schildbuckel	262
*— Das Handwerkszeug als Grabbeigabe in germanischer Vorzeit	97
*— Lob des germanischen Schwertes	193
*Paulsen, P.: Stevenverzierung eines Wikingerschiffes aus der Schelde bei Termonde	385
Petisch, R.: Von der Spruchdichtung germanisch-deutscher Art	67
*Plenzat, R.: Zwei altdeutsche Heldenlieder und ihr Erneuerer	21
Platzmann, J. O.: Der unbekannte Deutsche	433
— Die Götlichen sind bei den Kämpfenden	337
*— Die Metzgergilde beim Faschnachtsbrauch	109

	Seite
Platzmann, J. D.: Die zwölfte germanenfundliche Tagung in Kiel	241
* Herzog Widukind zum Gedächtnis	320
— Mehr sein als scheinen!	1
* Winterformenwende in der Symbolik des Hvitgraves	29
— und Gruf, H.: Ahnenerbe-Germanenfunde, ein Rückblick auf unsere Kieler Tagung	289
Sauerländer, W.: Germanische Eigenkirchen in Ravensberg	277
* Schleif, H.: Die Ausgrabungen am Kriemhildenhügel bei Bad Dürkheim	340
* Schwantes, G.: Das Museum vorgegeschichtlicher Altertümer in Kiel	78
* Schulte, A.: Germanisches Kulturerbe im Frühlingsbrauchtum Westfalens	116
* Schweizer, R.: Die letzte große Hofanlage in Masenarchitektur auf Island	61
* Siemsen, R.: Junstfagen	301
* Sierkma, C.: Ulbretter- und Sinnbildforschung in Niederländisch-Friesland	349
Trathnigg, G.: Das Geschichtswissen der Germanen	9
* Kultisches Brauchtum in der isländischen Saga	57
* Trautmann, G.: Auf den Spuren der Goten in der Dobrußsja	145
Weber, E.: Baumrinde und Ton als Schreibstoffe	83
* Zum Oststein	35
* Weigel, R. L.: Der Hirsch, zur Verbreitung und Bedeutung eines Sinnbildes	313
* Wolfram, R.: Die germanischen Wurzeln des Sternsingers	5
* Junkenfontag in Voralberg	198
Žoň, L.: Ein neues germanisches Fürstengrab in Straze in der Slowakei	160

Die Fundgrube

Bauer, H.: Nochmals das Rätsel vom Ei	378
Blenc, M.: Brandopfertöpfe in schlesischen Städten	181
* Bohmers, A.: Die Felszeichnung in der Raßthanghöhle	39
Brefin, A.: Schafsuchen	427
* Cornelius, C. G.: Ein Denkmal germanischen Bauernrechts. Pitterskirche von Großen-Linden	178
Die erste altgermanische Moorfiedlung in Westfalen	136
* Graf, H. J.: Eine arabische Nachricht über Runen	375
— Zu E. Weber, Weiteres zum Wittekindstein	376
Gudenberg, W.: Jugendfaschnachten im Kreis Wittenberg	136
* Hahn, W.: Sonnenräder im Bardowicker Pfingstbrauch	227
* Iller, G.: Ein Steinbild vom Florenberg bei Fulda	137
Kinkelin: Kampf zwischen Heidentum und Christentum im alten Schwaben	182
Meier-Böte, A.: Haselstieliedchen aus dem Weserland	424
* Messenböck: Die Dorfkinde als Weltbaum	137
* Mößinger, F.: Sommer- und Winterpiel	226
Paul, D.: Heischgebrauch, Schafsuchen und die Schwurhand	325
— Was ist Mythos?	504
Schaffran, E.: Germanisches in Dantes „Göttlicher Komödie“	184
Schweizer, B.: Die Heiligkeit der Sippe	41
* Thomasset, J.: Eine germanische Sitte in Burgund	183
Trathnigg, G.: Der Name Götter	422
— Micca und Kniba	229
* Wandel, C.: Zauberknoten?	138
* Wauer, R.: Das Felsengrab auf dem Dybin	40
Weber, E.: Weiteres zum Wittekindstein	135
* Wehrhan, R.: Ein Reminsulbild in Frankfurt a. Main	139

Aus der Landschaft

* Alten, J.: Das Männchen von Roth a. d. Dur	43
* Franz, L.: Deutscher Bernstein vor 2000 Jahren	503
* Freese, J.: Lichteräume in der Nordmark	280

	Seite
Grönhagen, J.: Der Lichterbaum bei den Ostjaken	283
* Hamkens, J. H.: Die Vierdörfer und das Himmelfahrtsbier	329
* Platzmann, J. D.: Der Faschnachtszug der Mehrgergilde	501
Ringwallburgen	328
* Ruppel, R.: Ein Grenzstein	42
* Scheler, A.: Ein Kreuzstein bei Meran	327
* Schlusnus, W.: Eine masurische Hochzeitstruhe	469
Van de Velde: Zu den „drei Schwestern“	283
* Wandel, C.: Ein Kreuzstein in Kalbe/Seale	92

Erwecker der Vorzeit

Platzmann, J. D.: Paul Baumert	510
Schulte, L. W.: Gustav Klemm und seine Gedanken über aktive und passive Menschenrassen	468
Weber, E.: Zur Runenforschung	230

Das Ahnenerbe

Deutsches Land kehrt heim	133
Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ zu neuen Aufgaben und Arbeiten bereit	91

Hieb und Stich

Muck, Otto: Das Problem der Chronologie in der Vorgeschichte	135
--	-----

Die Bücherwaage

Bohne, G.: Zeugnisse altnordischen Glaubens (Guth)	45
Breitwieser, Erwin: Der volkstümliche Ertrag der Schriften von Hermann Böns (Platzmann)	333
Cappelletti, G.: Die Ortsnamen der Dreizehn Gemeinden (Schweizer)	189
Christmann, Ernst: Beiträge zur Flurnamenforschung im Gau Saarpfalz (Schweizer)	93
Darré, W.: Nordisches Blutserbe im süddeutschen Bauerntum (Platzmann)	471
Das germanische Erbe in der deutschen Volkskultur (Zwölffjahr)	381
Deterding, Alfred: Die Bedeutung der Eiche seit der Vorzeit (Fuchs)	428
Dorka, Gertrud: Urgeschichte des Weizader-Kreises Phrix (Seefeld)	505
Edhardt, R. A.: Irdische Unsterblichkeit (Platzmann)	187
Ege, W.: Krieg und Politik von Deutschen in früher Zeit (Gruf)	94
Fritsch, Walthor von: Von deutscher Baukunst (Rudolph)	93
Frobenius Leo: Schicksalskunde (Trautmann)	285
Frost, J.: Das norwegische Bauernrecht (Platzmann)	94
Fuchs, Siegfried, Die griechischen Fundgruppen der frühen Bronzezeit und ihre auswärtigen Beziehungen (Willwonseder)	233
Geidel, Heinrich, Münchens Vorzeit (Bauer)	333
Grimm, Paul, Die Salzburger Kultur in Mitteldeutschland (Weigel)	382
Grothe, Walthor: Das Hildebrandlied (Platzmann)	331
Gundel, H. G.: Untersuchungen zur Taktik und Strategie der Germanen nach den antiken Quellen (Gruf)	429
Haupt, M.: Reimar der Alte und Walthor von der Vogelweide (Platzmann)	45
Heberer, G.: Die mitteldeutschen Schnurkeramik (Harrasser)	44
Helbock, Adolf: Deutsche Siedlung (Jordan)	234
Hirt, Herman: Die Hauptprobleme der indogermanischen Sprachwissenschaft (Wißl)	284
Hyme, Heinrich: Der Volksbegriff der deutschen Volkskunde in seiner geschichtlichen Entwicklung (Harmjan)	430
Jordan, Karl: Die Bistumsgründungen Heinrichs des Löwen (Föhl)	508
Kaiser, Karl: Lesebuch zur Geschichte der deutschen Volkskunde (Harmjan)	380
Kern, H.: Geheimnis und Ahnung (Möller)	140
Kiehebusch, A.: Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Einzelbildern	93
Kolesch, H.: Schwabentum im Schwabenlied (Muck)	44
Kußfahl: Die alten Steinkreuze in Sachsen (Guth)	189

	Seite
— Nachtrag zum Heimatschutzbuch 1928 (Guth)	189
Moser, H., und R. Zoder: Deutsches Volkstum in Volksschauspiel und Volkstanz (Platzmann)	141
Mudrak, Edmund: Die deutsche Heldensage (Platzmann)	285
Mulot, A.: Die deutsche Dichtung unserer Zeit (Bauer)	46
Negle, H.: Das Süddeutsche Wandermarionettentheater (Trathnigg)	141
Nhlhaver, H.: Der germanische Schmidt und sein Werkzeug (Paulsen)	506
Otto, E. F.: Adel und Freiheit im deutschen Staat des frühen Mittelalters (Löffler)	507
Paul, Gustav: Die räumlichen und rassischen Gestaltungskräfte der großdeutschen Geschichte (Jordan)	508
Paul, Hermann: Mittelhochdeutsche Grammatik (Platzmann)	333
Peterich, Eckart: Kleine Mythologie (F. W. Müller)	142
Pfeuffer, Johann: Rhönerisch und Fränkisch (Niederlöhrner)	381
Platzmann-Trathnigg: Deutsches Land kehrt heim (B. Esser)	509
Potrag, Hanns A.: Das Pferd in der Frühzeit (Willbonsecker)	471
Prinz, Reinhardt, Die Schöpfung der Gisla Saga Súrssonar (Bauer)	472
Rih, Joseph M.: Bauernmöbel (A. M. Koeppen)	472
Rust, Alfred: Vor 20000 Jahren. Eiszeitliche Renntierjäger in Holstein (Schnecht)	505
H-Kalender 1939 (—gg.)	142
Sacher, Die aus Grasboden und Holz gebauten Höfe und Kirchen in Island (Trathnigg)	93
Schelltema, F. A. von: Die deutsche Volkskunst und ihre Beziehung zur germanischen Vorzeit (Trathnigg)	428
— Die geistige Wiederholung (Schaffran)	94
Schirmer, Erwin: Die deutsche Idenware des 11.—15. Jahrhunderts im engeren Mitteldeutschland (Seesfeld)	506
Schmökel, H.: Die ersten Krier im alten Orient (Hoffmann)	141
Schneider, Hermann: Richard Wagner und das germanische Altertum (Graf)	509
Schröder, E.: Deutsche Namenkunde (Trathnigg)	45
Schwantes, G.: Führer durch Hainthabu (—gg.)	430
Schwincköper, Berent: Der Handschuh im Recht, Amterwesen, Brauch und Volksglauben (Platzmann)	232
Sohnrey, H.: Als wir zu der Liebsten gingen (Raifer)	429
Schulz, Walter: Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands (Thaerigen)	382
Spamer, Adolf: Weihnachten in alter und neuer Zeit (Guth)	509
Sprockhoff, Richard: Sagen aus der Grenzmark (Trathnigg)	142
Stecher, Theodor: Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemaeus (Trathnigg)	332
Stobte, H.: Das Nibelungenlied (Pettsch)	381
Studart, W.: Rassen- und Erbpflanze in der Gesetzgebung des dritten Reiches (Pl.)	334
Thiry, Gertrud: Die Vogelfabeln der germanischen Völkerwanderungszeit (Nhlhaver)	286
Tönges, R.: Lebenserscheinungen und Verbreitung des deutschen Märchens (Paul)	44
Urbach, Otto: Das Reich des Aberglaubens (E. Weber)	284
Veitische Zeitschrift (Bauer)	189
Weigel, R. L.: Landschaft und Sinnbilder (Platzmann)	334
— Osterwieck, die Stadt der Runen und Sinnbilder (Platzmann)	334
Weinert, H.: Entstehung der Menschenrassen (Platzmann)	140
Weinhold, R.: Altnordisches Leben (Müller)	190
Winter, H.: Das Sonnenjahr (Guth)	190
Zaborfky-Wahlstätten, Oskar von: Urbätererbe in deutscher Volkskunst (Paul)	140
Zipperer, Falk W.: Das Haberfeldtreiben (Platzmann)	234
Die Neuererscheinungen (1939/40) des Ahnenerbe-Stiftungs-Verlages, Berlin	511

Zeitschriftenchau

(bearbeitet von Otto Guth)

(Seite 46, 95, 143, 191, 235, 286, 334, 383, 430)

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

Januar

Heft 1

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Mehr sein als scheinen!

Wenn in der germanischen und deutschen Geschichte seit zwei Jahrtausenden die volkhaften Kräfte in großen Persönlichkeiten erscheinen, so kann man unter diesen wieder zwei Grundgestalten unterscheiden, die freilich zuweilen ineinander übergehen. Die eine ist der große, auf ererbter oder erworbenener Macht stehende Führer oder König; der andere ist der treue Gefolgsmann, der mehr im stillen wirkt, auf dessen Schultern eine Verantwortung ruht, die selten nach außen sichtbar wird, weil sie nicht auf äußere Wirkung gerichtet ist. Die Gestalt dieses Getreuen hat etwa in dem getreuen Eckart seine mythische Verkörperung gefunden. Die beiden Grundgestalten entsprechen zwei Wirklichkeiten: das Entflammen der im Volke als Menge wohnenden Triebe und Gefühle erfordert andere Wirkungsmittel als der tägliche Dienst an der Seele des Volkes, den dieser für seine Aufgabe hält. Das höchste Herrscheramt bedarf vielleicht einer gewissen Losgelöstheit von Bindungen, die an sich ewig und unverbrüchlich sind, die sich aber irgendwie mit den Forderungen des Tages auseinanderzusetzen müssen. Das Amt des getreuen Eckart aber ist es, immer wieder diese ewigen Gesetze mahnend und ratend zu Worte kommen zu lassen, ja sie selbst zu verkörpern.

So kommt es, daß das Urbild des Volkes, die Volkheit, sich oft weniger in der genialen, einmaligen Herrschergestalt offenbart, so vorbildlich sie für alle Zeiten sein mag; als vielmehr in jenem an zweiter oder dritter Stelle stehenden oder rangmäßig überhaupt nicht einzureihenden getreuen Eckart, der das Gewissen des Volkes ist, das allezeit jenem Manne auf der höchsten Höhe ratend und raunend hörbar sein muß — will er über den lauten Fanfaren des Tages nicht die ewige Stimme des Volkstums überhören. Denn diese ist doch immer, unbeschadet aller Forderungen des Tages, letztes Ziel und tiefster Inhalt aller germanischen und deutschen Politik gewesen.

Wie alle Grundzüge germanischen Wesens, so finden wir auch diese Zweiteit in der deutschen Heldendichtung mit menschlich naher Lebendigkeit wieder. Aus diesem engen Verhältnis des Gefolgsmannes zum Führer ist ja die Heldendichtung selbst erwachsen,

und darum spricht sie uns heute wieder so unmittelbar an, darum sind ihre Gestalten uns wieder lebendig geworden. Schon in der Schilderung des Tacitus in seiner Germania treten uns die Leute des „Ambacht“ lebensvoll entgegen, wie sie uns in unmittelbarer germanischer Überlieferung späterer Zeit wieder begegnen. Da ist der in Kriegen ergraute „Veteranus“; oft ist er der Vorkämpfer und Bannerträger; fast immer der Erste im Räte, der bewährte Diener, der doch um keinerlei äußere Ehre dient: weil er ohne jenen äußeren Ehrgeiz ist, der immer nur Scheinleistungen, nicht aber Wirkungen auf die Dauer und in die Tiefe erzielt. Der germanische Räte von dieser Art hat solchen falschen Ehrgeiz überwunden, denn er weiß, daß der Schein immer das Sein beeinträchtigt; er fühlt, daß die wahren Werte der Volkheit im stillen wachsen, und daß das Dauerhafte und Ewige sich niemals mit lautem Getöse ankündigt. Er kennt die Wahrheit, die Ernst Moritz Arndt, einer der volksthaftesten Deutschen, in den kurzen Satz prägte: „In dem Stillesten ist das Festeste und in dem Demütigsten das Klarste.“

Diese „Demut“ hat wahrhaftig nichts mit orientalischer Selbsterniedrigung zu tun; sie ist die männlichste Tugend, nämlich das feste und selbstverständliche Bewußtsein des inneren Wertes, das sich selbst von innen wertet und nicht von außen bespiegelt. Freilich setzt diese Haltung eine Reife voraus, die nichts mit resigniertem Verzicht zu tun hat und noch weniger mit jener berücktigten „Bescheidenheit“, die man so gern von geistig bedeutenden Männern erwartet. Sie ist nur möglich durch das völlige Einswerden mit der Sache, die ja in ihren letzten Ursprüngen bei dem echten Fechter und Forscher mit der Volkheit gleich ist. Wo aber Volkheit und Persönlichkeit eins geworden sind, da ist auch der vielberufene Gegensatz zwischen Gemeinschaft und Individuum aufgehoben. Denn dieser kann ja überhaupt nicht irgendwie von außen her beseitigt werden; er muß in jedem einzelnen der neuen, höheren Einheit weichen.

An solchen Eckartgestalten bietet die germanische Dichtung hervorragende Beispiele und ebenso die deutsche Geschichte und Wirklichkeit. Es liegt in ihrer Natur, daß sie nicht in leichter Begeisterung auf den Schild gehoben, sondern erst als reife Männer und in Zeiten der Not erkannt und gerufen werden. Sie sind immer in der Dichtung und in der Wirklichkeit der lebendige Gegensatz zu den ehrgeizigen und vielgeschäftigen Schranzen, die sich um Machtmittelpunkte drängen; den „hobebellen“, die einem Walthar von der Vogelweide das Leben schwer machten und ihn doch nicht von dem wahren Dienste an König und Volk abbringen konnten. Denn es liegt im Wesen der Dinge, daß diese den leichten Erfolg des Tages einheimen; daß jener aber erst in den Zeiten der Not hervortritt, wenn an das Feste und Klare appelliert wird und das, was Dauer hat, zum ersten Male sichtbar wird. Dann wächst mit einem Schlage das Bild des getreuen Gefolgsmannes zu seiner wahren Größe empor; ungewollt oft selbst den in den Schatten stellend, dem er die Treue gehalten und den er durch alle Wechselfälle begleitet und geleitet hat.

Es ist kein Zufall, daß die germanischen Völker in ihrer volkhaften Dichtung für diese Gestalt des getreuen Helden von jeher eine besonders gute Witterung gehabt haben und daß sich hier Geschichte und Dichtung oft sehr eng berühren. Denn mehr als einmal sind geschichtliche Helden dieser Art auch zu Sagenhelden geworden. Das gilt vielleicht schon von dem geschichtlichen Urbild jenes getreuen Eckart, wenn wir in ihm einen Markwächter der östlichen Grenzen wiedererkennen dürfen. Ein anderes Beispiel führt uns bis in die ältesten Ursprünge unserer Heldensage zurück. Es ist der Ostgote Gefimund, dem nach dem Tode Wandalars die Königsherrschaft angetragen wurde, als Wandalars Söhne noch im Kindesalter standen. Er wies die äußere Würde zurück und erhielt den Amalerföhnen Walamir, Theodemir und Widimir das Königtum. Theoderichs Enkel Athalarich schrieb darüber in einem (von Cassiodor stilisierten) Briefe: „Daher feiert ihn bis heute der Mund der Unseren. Immer lebt in den Erzählungen fort, wer einmal das Vergäng-

liche verachtet hat. So wird durch aller Zeugnis sein Ruhm verklärt, so lange der Name der Goten lebt.“ Tatsächlich hat der Ruhm dieses Gefimund das Volk der Goten überdauert, denn er lebt in der Gestalt eines anderen ostgotischen Helden weiter: in dem alten Hildebrand, dem Urbild des ergrauten Getreuen, der seinen Herrn in die Verbannung begleitet und zuletzt, nach hundert Mißerfolgen und Enttäuschungen, ihn und sein Heer wieder in die Heimat führt.

Noch urtümlicher und gewaltiger ist die Gestalt des „grimmen“ Hagen, der nur ein Gefolgsmann der drei burgundischen Königsbrüder ist, der aber als Rater und als Mahner — und als Schweiger — der wahre Mittelpunkt des Königshofes ist, da er selbst am wenigsten Hösling ist. Den wahren Rang läßt auch hier erst die schwere Schicksalszeit erscheinen, in welcher der Gefolgsmann, ohne sie je verdrängen zu wollen, seine Könige überragt und allen als der wahre Führer der Nibelunge gilt. Es ist einer der meisterhaften Züge der alten Dichtung, daß dies Paar von König und Gefolgsmann im Endkampfe durch jenes andere Paar, die Goten Dietrich und Hildebrand, überwunden wird; und auch diese sind die letzten Überlebenden ihrer ganzen Gefolgschaft. Der große Schweiger Hagen, der da langbeinig und breitbrüstig, ein Trost der Seinen und ein Schrecken der Feinde, über die Stätte des Schicksals schreitet, ist ein Wechselbild und doch ein enger Verwandter jenes getreuen Eckart, ohne den kaum einer unserer großen Herrscher und Könige zu denken ist. Gerade sie sind zu Lieblingen der Volksdichtung geworden, weil das deutsche Volk sich in ihnen wiedererkannte. An der Schwelle unserer Reichsgeschichte steht jener große Otto, den man den Erlauchten nannte, weil er den Glanz der Krone nicht begehrte, sondern lieber der erste Berater des Reiches bleiben wollte. Unter seinem Enkel war es der getreue Hermann Billung, den das Volk um seiner schlichten Treue willen zu einem der Seinen, zu einem freien Bauernsohne machte; und es ehrte seinen König mit, wenn es erzählte, Otto habe ihn deshalb in sein Gefolge aufgenommen, weil Hermann frei und mannhaft sein Recht gegen ihn versochten habe.

So ging auch Gero, der eiserne Ostmarkenkämpfer, in das Heldenlied über, weil er mit seinem geraden und tapferen Herzen einer Sache diente, die eine Sache des ganzen Volkes war. Welch ein Gegensatz zu den listigen und intriganten Höslingen, die um dieselbe Zeit am byzantinischen Hofe herrschten, mit dem damals Deutschland zum ersten Male in Berührung trat und mit dessen Namen man bis heute das unbedingte Gegenbild des freien und eigenständigen germanischen Ratgebers kennzeichnet! In der Gestalt des letzteren finden wir das Urbild jenes „eisernen Kanzlers“, den das Volk in der Gestalt eines Bismarck wiederfand, und wohl ebenso sehr in der eines Moltke, der seinen Soldaten die echt germanische Losung gab: Mehr sein als scheinen! Hier liegen die uralten Wurzeln ihrer Volkstümlichkeit; auch dann, wenn das Volk sie hier und da mit seinen eigenen Wunschvorstellungen geschmückt haben sollte. Nirgendwo wird dieser Gegensatz sichtbarer als in den Beratern, die unsere großen Kaiser in ihrer deutschen und ihrer italienischen Kanzlei hatten. Noch der letzte große Staufenkaiser, Friedrich II., konnte in Deutschland nur mit einem aufrechten Krieger regieren, wie es der Deutschordensmeister Hermann von Salza war; in Italien war er auf gewiegte Juristen und listige Höslinge angewiesen, die von noch listigeren heimlich überwacht werden mußten.

Und wieder ist es kein Zufall, daß mit dem Ende der Staufenzzeit, mit dem der germanische Königsmythos erlischt, auch diese Gestalt des Kanzlers eine ganz andere wird: er stammt nicht mehr aus der kriegerischen Gefolgschaft wie vordem, sondern aus der Kunst der Schreiber und Juristen, und damit ist er auch dem Volke fern und fremd geworden. So gleicht er dem Kanzler in Goethes Faust, und das Endergebnis ist ein Metternich mit den ihm verwandten Typen. Aber ausgestorben ist auch sein germanisches Gegenbild nicht, und große Notzeiten haben ihn immer wieder an seines Königs Seite gerufen, oft genug zusammen mit einem kriegerischen Gefährten. Sie sind zuweilen

tragisch geendet, wie Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen; sie haben auch Großes geschaffen, wie Stein und Scharnhorst, und Dant ist selten der Hauptbestandteil ihrer Ernte gewesen.

Das deutsche Volk aber hat sich stets in der Gestalt des treuen Eckart selbst wiedergefunden, und der Beiname des „Schweigers“ ist nicht nur bei jenem großen Wilhelmus van Nassouwe zum Ehrennamen geworden. Es ist das eigentliche Lebenselement der Deutschtum, die „Echtheit“, die nach Lagarde der höchste Ehrenname der Deutschen überhaupt ist, und die Robert Burns in dem Worte meinte: „Der Rang ist das Gepräge nur, der Mann das Gold — trotz alledem!“ Das gilt sowohl für das große Reich, wie auch für jede engere Gemeinschaft, die sich hohe Ziele gesetzt hat. Das gilt aber auch von allen Erscheinungen des völkischen Lebens, in denen immer das Stilleste zugleich auch das Mächtigste ist. Die ewige Volkheit spricht nicht im Gepränge und in der Schaustellung, sondern in der Dauerhaftigkeit des beständigen Wirkens: „Laß fahren hin das allzu Flüchtige, du suchst bei ihm vergebens Rat!“ (Goethe). Großartig und bewundernswert sind die steinernen Zeugen einer großen Vergangenheit. Aber sie stehen im Leeren, wenn sie nicht Zeugen der ewig schöpferischen Volkheit sind; wenn nicht immer ein lebendiger Saftstrom zwischen dem Hause des Heide- und Bergbauern und dem vollendetsten Bauwerk der sogenannten Machtkunst kreist.

Die Dauerhaftigkeit aller großen Kunst liegt nicht in dem Pathos ihrer Gebärde, nicht in der Festigkeit ihres Baustoffes; sie liegt nur in ihrer lebendigen Beziehung zu dem, was immer das völkische Lebensgesetz war, ist und sein wird. An dieser völkischen Lebendigkeit und Dauerhaftigkeit werden spätere Jahrhunderte die Deutschtum eines Zeitalters messen: was nicht in diesem Sinne völkhaft ist, das ist auch nie ein Zeugnis des Ewigen, das für uns nur in unserer Volkheit liegt. So hatte ein Forscher recht, wenn er meinte, der germanische Fachwerkbau sei dauerhafter als irgendein südlicher Steinbau. Steinerne Tempel und Paläste zerfallen, und keiner baut steinerne Ruinen wieder auf. Das scheinbar vergängliche Holz aber ist ein Zeugnis des Unvergänglichen, denn es wächst und wächst immerfort nach; so wie ein Volk sich immer aus sich selbst erneuert, weil es sich ebenso wenig wie eine Eiche in eine einmalige und endgültige Form pressen läßt. In den lebendigen Bauten deutscher Art, vom Heidehofe bis zum Gildenhaufe in Gildesheim, wirkt das bauernstammte Gesetz germanischer Volkheit; und es gibt bessere Kunde vom Geiste dreitausendjähriger Ahnen als irgendein ausgegrabenes Forum. Aus diesen Wurzeln werden weitere tausend Jahre deutschen Geschehens wachsen, „nicht in kalten Marmorsteinen, nicht in Tempeln dumpf und tot“.

Diesem Gesetze wollen auch wir folgen, wenn wir in dieser Zeitschrift zum elften Male des Jahres Ring zu schmieden beginnen. Wir wollen nichts, als das Lebendige sichtbar machen, das seit Jahrtausenden in uns lebt. Es ist in keinem Einmaligen zu fassen, es ist nur in der lebendigen Entwicklung selbst zu erkennen; denn vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag. So heiße auch unser Leitwort „Mehr sein als scheinen“: hinter dem vergänglichen Scheine das sichtbar werden lassen, was die dauerhafteste Macht in Germanien ist und sein wird: die ewige Volkheit.

Platzmann.

Den Mann nenne ich groß, der alles was er erdacht und gelesen und erfahren hat, bei jeder Sache, die er unternimmt, also auch bei jedem Buch das er schreibt, vereint zum besten Zweck anzuwenden weiß, alles so anschaulich darzustellen, daß jeder sehen muß, was er selbst gesehen hat.

Georg Christoph Lichtenberg

Die germanischen Wurzeln des Sternsingens

Don Richard Wolfram

Wohl niemand kann sich dem Zauber des Erlebnisses entziehen, wenn im Dämmern der winterlichen Schneelandschaft ein heller Stern von Haus zu Haus wandert und die alten Aufsingelieder ertönen: helle Knabenstimmen oder mehrstimmiger Gesang, je nachdem ob der Brauch schon zu den Kindern herabsank oder noch von Erwachsenen geübt wird. Daß die oft recht seltsam ausgestatteten Könige aus dem Morgenlande Gaben heischen, statt solche darzubringen, stammt unverkennbar aus den vielen heimischen Umzügen der Wittwinterzeit. Den Gehalt des Brauches aber faßt man allgemein als christlich auf. Ist er das wirklich?

Den Kern bildet der leuchtende Stern. Seine Träger können recht mannigfacher Art sein. Recht häufig ist nicht bloß ein Moör dabei, sondern sie erscheinen sämtlich mit geschwärzten Gesichtern: Tirol, Harz, Hessen, Lauenburg, Västergötland², vergleichbar den



Abb. 1. Die Sternknaben (Mittelschweden)

¹ Das Entscheidende über den vorchristlichen Gehalt der Sternfänger hat bereits Robert Stumpfl gesagt: „Das Fortleben germanischer Kultspiele im Volksbrauch“, Zf. f. Deutsche Kunde, 51. Jg. 1937, sowie „Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas“, Berl. 1936, S. 350 ff. Als Ergänzung dazu sei hier ein Teil des Materials veröffentlicht, das ich seit Jahren zu diesem Thema gesammelt habe.

² RM. 31679. Die Abtürzungen bedeuten die verschiedenen schwedischen Archive: RM.: Nordiska Museets Arkiv, Stockholm; UMA.: Landsmållarkivet in Uppsala; SÖS.: Västmaniska Folkminnesarkivet, Göteborg. All diesen Einrichtungen habe ich für die freundliche Benützungserlaubnis zu danken.



Abb. 2. Fußbock und Sternfängeraufzug aus Dalarna (Näs, Skansbaden)

Morristänzern und so vielen anderen nichtchristlichen Umzugsgruppen. Gar in Schweden gehört zu den „Stjärngossar“ meist auch die dämonische Gestalt des „Fulbocks“ (Abb. 2), sowie ein „Judas“ oder „Joseph“ in gräulicher Vermummung: Pelzrock, Maske, umgehängte Schelle und nicht selten mit einem künstlichen Buckel (NMA. 1013 Västergötland, JFÖG. 3454 Västergötland, NMA. 3929, 29:27 Märke). Manchmal erscheint Judas auch als Stedenpferdreiter (NMA. 3569, 3570 Småland). Er übt das Stehlrecht der Vermummten aus (NMA. 24656 Särmland, 29317 Uppland). In Halland führen sämtliche Sternknaben, deren Anzahl oft zehn und mehr beträgt, gewaltige Holzschwerter (NMA. 2370). Ihre Kleidung ist die der alten Kulttänzer: langes weißes Hemd, rote Schärpe, spitze Mütze (Abb. 1). Die Verwandtschaft dieser schwedischen Heischegänger etwa mit den Faschingläufern aus dem oberen Murtale (Steiermark), die vor jedem Haus ihren uralten Kreistanz laufen, ist unverkennbar. Auch ihr Tun entspricht dem der Klöckler, Tresterer usw. Denn sie wünschen genau wie die nichtchristlichen Umzugsgruppen dem Hause Segen und Fruchtbarkeit. In Tirol läßt man sie tüchtig auf den beschneiten Ackergründen herumstampfen, weil dadurch das Gedeihen der Feldfrüchte im kommenden Sommer befördert werden soll; ganz entsprechend den Perchten und so vielen Sagen, die von der Wilden Jagd erzählt werden. In Kärnten aber umwandeln die Sternfinger während ihres Liedes Haus und Scheune (!) in jener uralten Art der schükenden Umkreisung. Beim Zusammentreffen von zwei Sternfängergruppen ging es nicht selten so her, wie bei den Schwerttänzern, Perchten usw. Es kam zu wilden Kämpfen, die in Hamburg z. B. zum Verbot des Brauches führten. Im Metnitztal (Kärnten) sollen bei einem solchen Streit sechs Burschen erschlagen worden sein.

Man könnte einwenden, daß dies alles eine Entartung des christlichen Brauches in Anlehnung an die vielen unchristlichen Mittwinteraufzüge sei. Sehen wir näher zu. Das späte Auftauchen des Sternsingens als Volksbrauch in den schriftlichen Quellen (16. Jahrhundert) gegenüber den schon aus dem 11. Jahrhundert stammenden ältesten Erwäh-

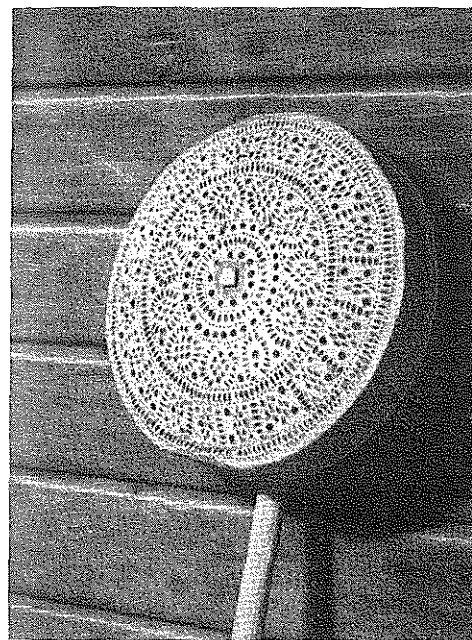


Abb. 3. Scheibenförmiger Stern der Sternfänger aus Dalarna (Schweden)

Heiligen Drei Könige überhaupt nicht), diese Gruppe der rein volksmäßigen „Rauhnachtler“, führt bloß einen weißgekleideten Sterntreiber mit Spitzhut und einem sechszackigen Drehstern an einer Stange mit sich.

Wenn in Schweden Umzüge mit nicht bloß einem, sondern bis zu einem halben Dutzend von Drehsternen stattfinden, wenn wir in Ostpreußen bis gegen hundert Sterne in einer Gruppe erscheinen sehen und im Innviertel vom Sternsingen der Salzschiffer hören, die mit einem Stern und sich der Gedanke an einen anderen Brauch nicht abweisen, der am Perchtenabend (5. Jänner) im Salzammergut stattfindet. Es ist der Lauf der sogenannten „Glöckler“. Sie treten in „Passen“ (Gruppen) von zwölf Mann auf. Ihre Kleidung besteht aus einem weißen Hemd und weißer Leinenhose (Abb. 5). Auf dem Rücken tragen sie einen Polster und drei bis vier Glocken, die bei ihren Sprüngen ertönen. Lange Bergstöcke dienen ihnen als Stütze beim Springen. Das seltsamste aber sind die Kopfaufsätze: große Holzgestelle, die mit Papier überzogen und von innen erleuchtet sind. Ihre Form kann heute recht mannigfaltig sein. Die ältesten Typen aber sind vielstrahlige Sterne und trommelförmige Sonnen. Springend und laufend ziehen die Glöckler vor die Häuser, wo sie Kreise und Achterfiguren laufen. Oft geht's auch über Land. Alle

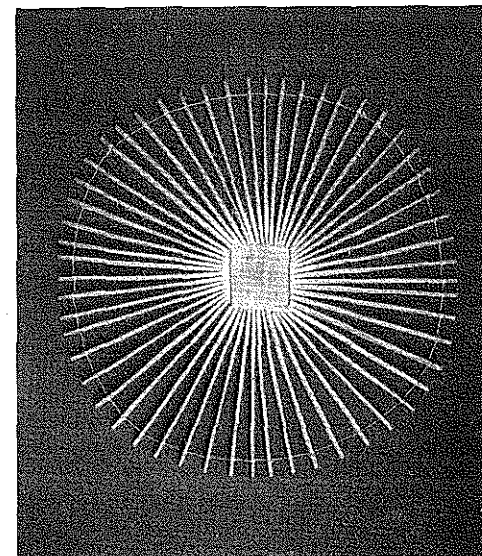


Abb. 4. Hökerne Fußsonne aus Finnland

Polizeiverbote bis zur Jahrhundertwende konnten den Brauch nicht unterdrücken, der heute noch kräftigst lebt. Die Verbote wurden erlassen, weil es zwischen den einzelnen Pässen oft zu heftigen Kämpfen kam, und meine Gewährsmänner erzählten mir mancherlei von Burschen, die dabei sogar erschlagen wurden. Die Glöckler sind ganz offensichtlich nichts anderes als eine Art der schönen Perchten. Die trommelförmigen Sonnen aber richten den Blick von neuem auf Schweden. Dort tragen die Sternknaben ja nicht bloß gezackte Sterne. Durchbrochene Metallscheiben kommen vor (Abb. 3), und besonders eindrucksvoll sind die Sterne in der Form des uralten Radkreuzes (Abb. 6 und 7), das wir ja schon auf den bronzezeitlichen Felsbildern in Schweden als Sonnenzeichen antreffen. Ja sogar das auf zwei Stangen getragene Sonnenbild der Felszeichnungen (Umgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, S. 3) hat eine Entsprechung im Mecklenburger Drehstern, der zwischen zwei Stöcken gehalten wird. Übrigens spielen auch die Lieder der schwedischen Sternknaben manchmal deutlich auf die Sonne an (NMN. 17253 Södermanland, NMN. 3858 Uppland usw.). Bemerkenswert

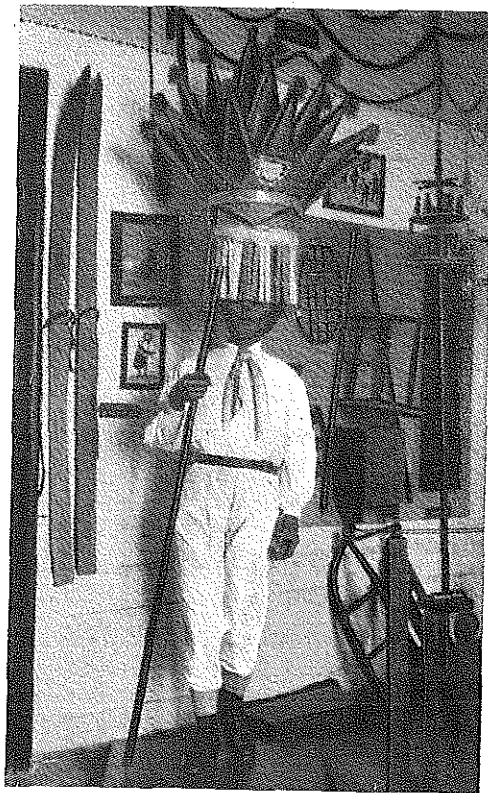


Abb. 5. „Glöckler“ aus Ebensee

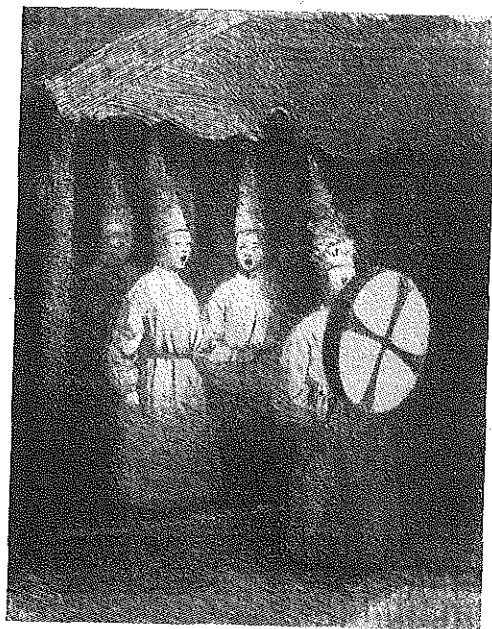


Abb. 6. Schwedische Sternknaben mit einem radkreuzförmigen Stern

ist es, daß der Stern in Dalsland nicht in gewöhnlicher Art, sondern nur mittels eines Feuersteins entzündet werden darf (NMN. 28926). Als weiterer, entscheidend wichtiger Umstand erscheint mir, daß die Sterne im Sinne des Sonnenlaufes „medsols“ gedreht werden müssen (NMN. 73534 Uppland usw.). Wir stoßen da auf die vielen sich drehenden Sonnenräder, über die Stumpfl ja reiches Material zusammengetragen hat¹. Ich möchte dem beifügen, daß noch in der Gegenwart in Skandinavien der Brauch herrscht, an gewissen Zeitpunkten (Ostern, Mittsommer) den Aufgang der Sonne auf einem Hügel zu erwarten, um sie tanzen zu sehen. Dabei erzählen die Leute nicht bloß, wie auch bei uns, von den drei Sprüngen der Sonne, sondern von dem wundervollen Anblick, wenn die Sonne sich an diesem Morgen stets um sich selbst dreht.

¹ Vgl. auch D. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen I, S. 112 ff., 120.

Der Drehstern, der zu Mittwinter im Gegenatz zum Verbot alles sonstigen Drehens (Spinnrad) steht, wird meist als eine wirkende Handlung aufgefaßt, um die wiederkehrende Bewegung der Sonne nach dem Stillstand in den Zwölften zu unterstützen. Dazu würde auch Lessiafs Deutung des mittelhochdeutschen Namens „sunngiht“ für die Sonnenwende als Sonnenbeschwörung (von jehan, sprechen, zaubern) passen. Ganz offensichtlich ist es jedenfalls das Sonnenbild, das von den Sternfängern zur Winter Sonnenwende umhergetragen wird. Die Beziehungen des Julfestes auf die Sonne sind ja auch sonst deutlich genug. Statt einer Wiederholung der bekannten Beispiele verweise ich auf die hölzerne Julsonne der Schweden in Finnland (Abb. 4), die am Julabend über dem Platz des Hausvaters angebracht wird (NMN. 142322). Der Umzug der „Heiligen Drei Könige“ enthüllt sich uns als eine wichtige Kulthandlung aus germanischer Zeit, die wie so viele andere ein christliches Mäntelchen umgehängt bekam. Nicht einmal das Herodespiel, das mit dem Sternumzug vielfach verbunden ist, hat in der aus unseren Landen überlieferten Gestalt seine Wurzeln im Kirchenbrauch. Stumpfl hat in ihm den gut einheimischen „Julkönig“ erkannt und die betreffenden Kultspiele in einleuchtender Weise nach ihrem ursprünglichen Gehalt wiederhergestellt. Die Darlegung dieser Ideen und des Materiales, das mich unabhängig von Stumpfl zu ähnlichen Ergebnissen geführt hat, würde über den Rahmen dieses Aufsatzes weit hinausgehen und muß daher einer anderen Arbeit vorbehalten bleiben.

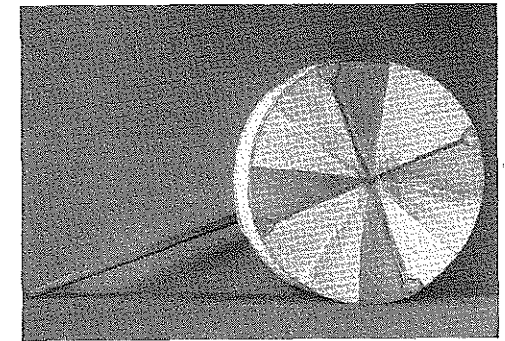


Abb. 7. Radkreuzförmiger Stern der schwedischen Sternknaben

Das Geschichtswissen der Germanen

Don Gilbert Trathnigg

Cäsar BG 2, 4 berichtet, die Remer hätten ihm erzählt, daß die Mehrzahl der Belgen von den Germanen abstamme. Zwar sind die Remer Kelten, aber was sie wußten, dürfte man, falls die Nachricht auf Wahrheit beruht, auch als Kenntnis der Belgen voraussetzen. Unter diesen finden sich wenigstens zwei Stämme, für die diese Nachricht herangezogen werden kann: die Treverer und Nervier. Tacitus, Germ. 28, nennt sie uns als Völker, die auf ihre germanische Abstammung stolz seien. Zwar läßt sich die Nachricht über die Treverer wahrscheinlich als Mißverständnis von Strabo 194 erweisen, aber bei den Nerviern spricht doch mehr dafür, daß die Aussage der antiken Autoren auf Richtigkeit beruht. Fällt man Tacitus und Cäsar zusammen, so ist es unzweifelhaft, daß bei den Nerviern eine geschichtliche Überlieferung bestanden hat. Immerhin könnten Zweifler glauben, daß diese sich nur unter dem kulturellen Einfluß der Kelten habe halten können. Dies ließe sich auch bei den Germani Tungri anführen; deshalb heißt es hier etwas weiter gehen. Vor allem sind unter den Nachrichten des Tacitus zwei Gruppen von Berichten hierfür wichtig. Einerseits die über geschichtliche Lieder, und dann jene über stammeskundliches Wissen der Germanen selbst. So halten die Bataver (Hist. IV 12 und Germ. 29) sich für ein ehemaliges Gauvolf der Chatten, das infolge eines Zwistes ausgewandert sei. Die zeitliche Bestimmung ist genauer nicht mehr möglich, aber aus Cäsar BG IV 10 er-

gibt sich doch, daß sie vor seiner Zeit, vielleicht sogar beträchtlich früher, anzusetzen ist. Von ihnen hat sich nach Hist. 4, 15 dann noch das Volk der Cannenefates abgespalten. Sie werden schon von Velleius Paterculus (um 30 n. Chr.) genannt.

Einen weiteren schönen Beleg bietet Strabo VII 293, wo er von den Kimbern in der alten dänischen Heimat erzählt, daß sie rund vier Menschenalter nach der Vernichtung des ausgewanderten Volksteiles Augustus einen heiligen Kessel sandten mit der Bitte um Freundschaft und „um Vergeltung für das einst Geschehene“. Auch hier lebt durch mehrere Geschlechterfolgen mit Sicherheit geschichtliches Wissen weiter, von der Auswanderung eines Teiles ihres Stammes vor rund fünf bis sechs Generationen und von deren Taten und Untergang. Übrigens hielten sich die Aduatuci nach Cäsar BG 2, 29 für in Gallien zurückgebliebene Reste der Kimbern.

Aus dem Innern Germaniens stammt die Nachricht, daß sich die Semnonen als die „ältesten“ unter den Sueben bezeichnen. Die Richtigkeit der semnonischen Ansicht können wir nicht mehr überprüfen. Daß sie auf einheimische Überlieferung zurückgeht, ist sicher. Wie geschah aber diese? Gab es Lieder? Merkbverse? Oder erzählte der Vater dem Sohn von den Taten der Vorfahren, von der Geschichte des Stammes und der Sippe, wie ja auch heute noch der Vater dem Sohne erzählt?

Alle Fragen zu lösen, dürfen wir nicht erwarten. Überlieferung in schlichter, ungebundener Form hat es sicher gegeben. Wie weit aber ihre Bedeutung ging, das bleibt im Dunkeln, denn belegt ist sie uns für jene alten Zeiten nicht. Anders steht es mit der Überlieferung in gebundener Form. Annalen II 88 hören wir von Liedern auf Arminius, die mehrere Geschlechter nach ihm noch fortlebten. Und Germania 3 heißt es, daß die Germanen vor der Schlacht Hercules als ersten aller Helden besingen. Über Lieder, deren Inhalt wir nicht kennen, hören wir auch an anderen Stellen, so Ann. I 65 und Hist. 5, 15. Erwähnt sei für spätere Zeiten Ammian XXXI 7, wo von den Goten erzählt wird, daß sie vor dem Kampf die Taten ihrer Ahnen besangen. Dieser letztgenannte Bericht vermag auch die Tacitus-Stelle zu stützen, die vielfach wegen der dort genannten Lieder angezweifelt worden ist. Besonders schwer wiegt hier die ablehnende Meinung A. Heuslers, der den Germanen in jener Zeit höchstens Merkbverse zubilligen will, die nicht sangbar waren. Diese Ansicht geht entschieden zu weit, wie verschiedene spätere Arbeiten zeigten. Vor allem ist der Schluß, den Heusler zieht, auf das Fehlen von genaueren Nachrichten und auch auf die uneinheitliche Überlieferung des Vortrages aufgebaut; dies sind Gründe, die wenig überzeugen können. Nimmt man aber auch nur einen Merkbvers, der irgendwelche geschichtliche Nachrichten überlieferte, an, dann führt dies in unserer Frage gleichfalls weiter. Der Merkbvers ist ja nur ein Gerippe von kurzen Angaben, die einer Ergänzung bedürfen. Ob sie in erzählender Form oder als Lied geboten wurde, ist dabei unwichtig, denn die Tatsache, daß in irgendeiner Form Geschichte überliefert wurde, ist in beiden Fällen gegeben. Wie weit sich an die bekannte Sage vom Ursprung der Jngaebonen, Istaebonen und Herminonen, die gleichfalls „in alten Liedern, der einzigen Art der Überlieferung und Geschichtsschreibung dieses Volkes“ geschichtliche Überlieferung angeschlossen, wie etwa bei den Sagen vom Ursprung der Jnglingen oder bei den angelsächsischen Stammtafeln, das können wir nur erschließen. Soweit uns der Inhalt dieser Lieder durch Tacitus erhalten ist, gehören sie in den Bereich des Kultes und Glaubens. Daß aber eine geschichtliche Fortsetzung sich angeschlossen, das läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit aus den Worten des Tacitus selbst folgern, und dann vor allem aus den angezogenen Beispielen, denen man noch andere, wie etwa die Stammsage der Amaler, anschließen könnte.

Die Bedeutung dieses Berichtes liegt aber tiefer. Daß er nicht eine Fabel, ein Mythos allein ist, dessen Zweck es war, Kultbünde mehrerer Stämme zu erklären, läßt sich aus den Bodensunden erkennen. Selbst wenn man engeren Verkehr und gegenseitige Beein-

flussung verschiedenster Art annimmt, so wird dadurch doch noch lange nicht erklärt, warum die Gleichartigkeit und Verwandtschaft der Bodensunden so weit geht, daß G. Rosinna aus ihnen die Stige der drei Kultbünde ablesen konnte. Solche Gemeinsamkeit läßt sich nur erklären, wenn man die einzelnen Stämme als Untergruppen eines alten Großstammes erklärt. Daß manche Stämme zu einer der anderen Gruppen übergetreten sind, läßt sich nicht bestreiten. Dafür möchte vielleicht auch die Schwierigkeit der Grenzziehung in feineren Einzelheiten sprechen, aber der Kern bleibt trotzdem bestehen, wenn auch manche kultischen Einzelheiten erst jüngere Erscheinung sein mögen. Das Überwiegen des Kultbundes scheint jünger zu sein; der Kern ist wohl sicher zugleich ein Kultbund und ein Stammesbund von Teilstämmen eines älteren Großstammes. Mit dem Übertritt von Teilstämmen zu einer anderen Gruppe sowie durch das Aufgehen von Stämmen, die einem anderen Altstamm angehörten — man wird sich ja nicht auf drei beschränken wollen! Allein die Unsicherheit, ob die Nordgermanen zu den Jngaebonen zählten oder für sich allein standen, rät davon ab — verwischten sich sowohl die Grenzen als auch die ursprüngliche Art des Bundes.

Doch der Wert dieser Nachricht liegt nicht so sehr in der Möglichkeit, Vermutungen über die Vorzeit aufzustellen. Er liegt vielmehr darin, daß zumindest die Westgermanen, die sicher diesen drei Kultbünden angehörten, über das Stammesbewußtsein hinaus das Gefühl einer völkischen Gemeinsamkeit hatten. Dafür spricht ebenfalls manches aus den Berichten über die Abwehrkriege des Arminius. Zwar sind sie zugleich ein Beispiel der Eigenbrötlei einzelner Stämme und zeigen, wie das Sonderinteresse des einzelnen Stammes so weit führen konnte, daß sie sich lieber den Römern angeschlossen oder nicht von ihrem Bündnis mit ihnen abfielen; doch ist dies kein Gegenbeweis. Wieviel Bruderkriege hat es noch bis in die Neuzeit gegeben, obwohl das Bewußtsein, ein Volk zu sein, doch vorhanden war.

Der Hinweis, der sich für unsere Frage aus den Kämpfen ergibt, liegt vielmehr in den Schlachtenschilderungen, die zeigen, wie leicht der Zusammenschluß der Mannschaften der einzelnen Stämme zu einem Heer erfolgte. (Vgl. G. Trathnigg, Leibesübungen und Wehrerziehung bei den Germanen, Sudeta XIV, 1938, Heft 2, S. 39 ff.) Gewiß ist dies auch ein Zeugnis für die Höhe der Ausbildung der einzelnen Volksheere. Aber alles ist damit doch nicht zu erklären, und man wird an starke Verbindungen zwischen diesen Stämmen auch im Frieden denken dürfen.

Von besonderem Wert für die Schlüsse auf geschichtliche Überlieferung sind jene Berichte, in denen von Rückwanderung in die alte Heimat erzählt wird. Sie beweisen, daß die Auswanderer ebenso wie die Daheimgebliebenen davon wußten, wie das Geschick ihres Gesamtstammes sich weiter entwickelt hat. So fassen die Eruler nach ihrer Niederlage durch die Langobarden zum Teil den Beschluß, nach dem Norden in die alte Heimat zu ziehen. Prokopius, BG II 15, nennt ihren Weg: Durchzug durch das Gebiet slawischer Stämme bis ins Land der Warnen, Durchzug durch das dänische Gebiet und zuletzt Überfahrt nach „Thule“, wie wir wissen, nach Schweden, wo sie sich mit den Gauten vereinten. Wie kamen sie aber gerade zu diesem Zug? Er läßt sich am leichtesten aus dem Wissen um ihre alte Heimat erklären, die auf den dänischen Inseln gelegen haben dürfte. Doch vielleicht lag sie in Schweden, denn ein Teil der Eruler, eben die Vorfahren der späteren Rückwanderer, zog mit den Goten aus, während wohl die anderen auf die dänischen Inseln oder in benachbartes, später dänisches Gebiet zogen, denn die nordischen Eruler wurden von den Dänen vertrieben. Solche Überlieferung erscheint unwahrscheinlich, wenn sie allein stünde. Doch sie wird durch die Berichte über die alte Überlieferung der Langobarden und vor allem der Goten gestützt, die ja gerade in diesem Punkt weniger umstritten ist, während man gelegentlich bei den Langobarden die Richtigkeit der Überlieferung anzweifelt.



Nordischer Runenstein mit Kultwagen, Wikingergzeit

Eine Rückwanderung wird auch von Sachsen berichtet, die unter Abthwin mit nach Italien zogen, es aber unter seinen Nachfolgern vorzogen, wieder in die alte Heimat zurückzukehren. Gleichfalls nur kürzere Überlieferung bezeugt der Bericht über die Berufung eines erulischen Mannes aus königlichem Geschlecht durch die Donau-Eruler nach Skandinavien, zurück zu ihrem König, dessen Vorfahren mit dem erwähnten Teile der Eruler gewandert waren; ein Vorgang, den man der Berufung des Italicus, des Sohnes des Flavius, durch die Cherusker vergleichen kann, nachdem alle Männer aus königlichem Geschlecht gefallen waren, und sie einen Gesippen Armins als König wünschten. (Prokop, Gotenkriege II 15 und Tac. Annalen XI 16.)

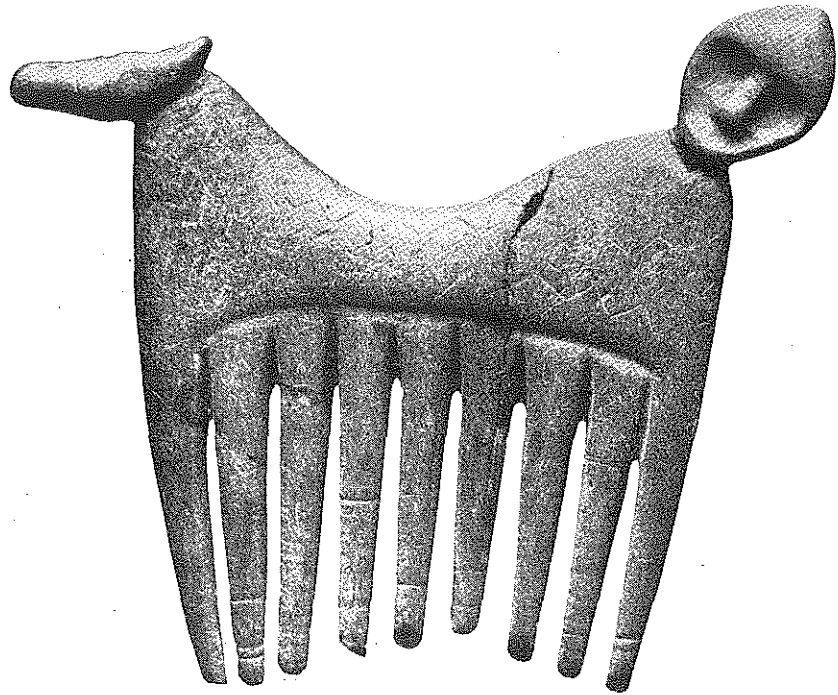
Deutlicher wird uns das geschichtliche Wissen der Germanen erst aus den ersten Werken, die von Germanen selbst geschrieben wurden. Zwar ist es fraglich, wie weit Jordanes nicht auch alantischen Blutes war, sicher aber ist es, daß ein Großteil seiner Quellen gotische Tradition wiedergeben. Er benutzte zwar auch die leider verlorengegangenen Werke des Cassiodor und des Goten Ablavius, doch beruhten diese selbst wieder stark auf Nachrichten, die sie im Volke selbst vorfanden. Besonders ist dies von Ablavius anzunehmen, auf den dann Cassiodor aufbaute. Und Jordanes schreibt selbst c. 4: „Nach alten Berichten sind von dieser Insel Skandinavien wie aus einer Werkstätte oder noch besser wie aus einem Mutterschoße der Völker einst die Goten unter ihrem Könige Berig ausgewandert...“ und nachdem er kurz ihre Landnahme und ihren Zug zum Schwarzen Meer umrissen hat ... „in ihren Gefängen halten die Goten das alles fast mit geschichtlicher Treue fest“.

Fassen wir kurz den Inhalt dieser Gefänge, von denen wir als Quellent ebenso wie von „alten Nachrichten“ hörten, zusammen. Unter König Berig haben demnach die

Goten Skandinavien verlassen, landeten an der Küste, die späterhin auch danach Gotiskandja hieß, kamen in das Gebiet der Ulmerugen und besiegten sie. Das gleiche Schicksal erfuhren auch die Vandalen. Doch nach etwa fünf Menschenaltern war das Land wieder zu klein, und so zogen sie weiter, diesmal in das skythische Gebiet, wobei eine Teilung erfolgte; dann drangen sie bis an das Schwarze Meer vor. Die Schilderung des Landes macht gelehrten Eindruck, ist also späte Zutat. Das gilt wohl auch von dem Bericht über Zalmoges und die Philosophen Zenta und Dicineus. Glaubwürdig sind wieder die Aufzählungen von den Ländern, die besiedelt wurden. Auch die Behauptung, daß die Goten viele hochgebildete Lehrer hatten, Mars als ihren Stammvater verehrten und einen Stand der Pilleaten hatten, aus dem man die Priester und Könige wählte, klingt wieder echt. Wir verdanken es wohl Cassiodor, daß auch Jordanes Goten und Geten zusammenwirft. Die Trennung ist da manchmal nicht so ganz einfach. Diesen Abschnitt ganz zu streichen, erscheint doch zu weitgehend; ihn ganz zu glauben, ebenfalls. So bleibt nur der Trennungsversuch, wie wir ihn auf Grund der Zuteilung der genannten Personennamen und der vergleichbaren anderen Nachrichten durchführten. Echtheit und alte Tradition ist wieder der Stammbaum der Amaler. Zugleich wird auch kurz die Teilung in Ost- und Westgoten erwähnt, sowie das zweite Fürstengeschlecht der Balten. Die weiteren Berichte erzählen von den Kämpfen mit den Römern. Hier ist zweifellos vieles aus literarischen Quellen geschöpft. Nur am Tone merkt man es, daß neben den römischen Bericht auch gotische getreten sind, denn er wirkt wärmer, auf das eigene Volkstum Bedacht nehmend. Und manche Einzelheiten sehen ganz so aus, als ob sie sicher nicht aus römischer Quelle kämen, dazu sind sie viel zu fein. Jedoch — was alles in lateinischen und griechischen Werken stand, wissen wir nicht. Gerade späte Meister der Geschichtsschreibung, wie Prokopius, mahnen zur Vorsicht, aus allgemeiner Gewohnheit zu weitgehende Schlüsse zu ziehen. Es ist ja auch nicht nötig, diese Einzelheiten bei einem Überblick bis zur letztmöglichen Klarheit herauszuarbeiten. Der Reichtum der Nachrichten über die früheren Zeiten, der selbst aus dem knappen Auszug des Jordanes noch durchscheint, zeigt auf jeden Fall, wie ausgebreitet das Wissen um die Vergangenheit gewesen sein muß. Besonders deutlich wird dies für die jüngeren Zeiten durch die Ausführungen über König Geberich und Ermanerich. Hier klingt auch das Motiv der Rosamonsage auf. Ist das, was wir hier hören, Sage? Ist es hier noch Geschichte? Kein Wort steht hier von dem Verdacht der Untreue, der in der Sage auf der jungen Gemahlin des Königs aus diesem Geschlechte lastet. Es wird nur erzählt, daß eine Frau von ihnen für die Untreue eines Gesippen von Roffen zerrissen, von den Brüdern aber gerächt wurde. Die Namen stimmen mit der Sage überein. Am wahrscheinlichsten dünkt mich die Auffassung, daß man die alte Fabel von der Verleumdung der jungen Königsgemahlin, ihrer ungerechten und grausamen Bestrafung durch den Vatten, und der Rache durch ihre Brüder an eine ähnliche geschichtliche Begebenheit angeschlossen und diese im Sinn der Fabel umgestaltete. Bezeichnend ist es, daß der Selbstmord des Königs in einen Tod infolge der Wunde und der Trauer um das Schicksal seines Volkes umgewandelt wurde. Es ist, als ob man das eigentliche Motiv seiner Tat nicht mehr verstanden hätte. Selbstmord aus Furcht? Dies paßte für eine germanische Herrschergestalt nicht. Und aus kultischen Gründen, wie sie nach meinen Ausführungen in der Zeitschrift für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur, Berlin 1936, LXXIII. Band, Heft 1 und 2 (S. 99ff.) über den kultischen Selbstmord bei den Germanen in Betracht gezogen werden könnten? Wir haben zu wenig Anhaltspunkte, um solche Gründe auch in diesem Fall beweisen zu können. Ausgeschlossen scheint es mir nicht, denn es würde gut dazu passen, daß Jordanes eine andere Todesform schildert, weil er und seine Vorgänger als Christen die heidnisch bedingte Tat nicht mehr verstehen konnten. Dies kann freilich auch schon bei ihren Quellen in der Sage und im geschichtlichen Bied gewirkt haben. Doch mehr als vermuten läßt sich dies nicht.

Eine ganz besonders kostbare Stelle ist der Abschnitt 17, wo über die gemeinsame Auswanderung der Goten und Gepiden aus Skandinavien in drei Schiffen — sie scheinen für die Auswanderungsfagen der Germanen kennzeichnend zu sein, auch von den Sachsen wird dies bei der Besitznahme von England erzählt — berichtet wird. Das dritte Schiff, dessen Insassen die späteren Gepiden waren, fuhr langsamer, und so nannte man seine Besatzung die Trägen, Faulen...

Wie alt mag diese Sage sein? Das Volk selbst hat sich, wie die verschiedene Form der Namensüberlieferung zeigt, Gibidae (zu nhd. „geben“ zu stellen) genannt, während die „bösen“ Nachbarn ihren Namen in Gipedae „die Stumpfen, geistig und körperlich Trägen“



Knochenkamm aus Schonen, jüngere Steinzeit

verderbt hat. Auch Jordanes schreibt: „Daher entstand dann der Schimpfname Gepiden, den sie, wie mir scheint, nicht zu Unrecht tragen. Denn mit Kopf und Körper sind sie schwerfällig.“ Aus der Schreibung des Namens bei den verschiedenen Schriftstellern könnte man — allerdings mit Vorbehalt — den Versuch wagen, auf das Alter dieser Sage einzugehen. Jedoch die erste Nennung erfolgt spät, erst um 300. Die Häufigkeit der Schreibung mit p ist allerdings auch von diesem Zeitpunkt an so überwiegend, daß man vielleicht schon eine längere Tradition in der Namensschreibung annehmen kann. Sicherlich muß aber die Sage spätestens um 300 so weit verbreitet gewesen sein, daß die Römer die eigentliche Namensform kaum hörten, die erst um 700 das erste Mal erscheint und nur durch germanische Namensüberlieferung als alt gesichert werden konnte. Vielleicht darf man damit rechnen, daß im Lauf des 2. Jahrhunderts diese Namenssage aufkommen ist. Viel früher wohl kaum, denn die Übersiedlung der Goten erfolgte erst um Zeitenwechsel.

Erst im 8. Jahrhundert hat Paulus Diaconus seine Langobardengeschichte geschrieben. Sie ist kein Auszug, wie das Werk des Jordanes, den er auch an Begabung weit über-

ragt. Er hat sich gleichfalls auf ältere Werke gestützt — so auf die Origo gentis Langobardorum, in der kurz die Herkunft der Langobarden sowie ihrer ältesten Sagen und Lieder berichtet werden. Kritischer als jener hat er die Nachrichten der antiken Geschichtsschreiber erst nach eingehender Sichtung übernommen und ein Werk von einheitlicherem Guss geschaffen. Für unsere Frage ist es aber von besonderem Wert, daß er alles, was er an mündlicher Überlieferung erfahren hatte und an alten Sagen kennenlernte, in sein Werk eingearbeitet hat.

Auch die Langobarden leiteten ihren Ursprung von Skandinavien her und wußten sogar von einem Ver sacrum, bei dem der dritte Teil der Bevölkerung durch das Los bestimmt wurde, das Land zu verlassen. In Skoringa fanden sie ihre neue Heimat und hatten dort Kämpfe mit den Vandalen, die für sie schwer waren, weil ihre Zahl gering war: das Los hatte ja nur ein Drittel der Jugend ausgewählt. Ihre Zahl war übrigens nie sehr groß. Immer wieder hören wir, daß die Sklaven freigelassen wurden und für ihre Teilnahme an den Kriegen in den Stamm aufgenommen wurden. Doch an jene ersten Kämpfe knüpft die Namenssage an. Wodan selbst hat, als er die Kriegsliste der Winiler sah, sie als Langobarden bezeichnet. Und als Namensgeschenk — die Sage ist der älteste Beleg für diese allgermanische Sitte — verlieh er auf Bitten der Fria ihnen den Sieg über die Vandalen, denen er den Sieg zugedacht hatte. — Später ging ihr Weg durch das Land der Asipiter nach Mauringa, Anthab, Bantthab und Burgundab und dann nach dem Rugiland. Es sind fast lauter germanische Namen von Landschaften, die keineswegs erst spätere Fabel, sondern altüberliefert sind und der Sage auch wirklich entsprechen. Nur Mauringa dürfte eine Ausnahme bilden.

Innerhalb dieser Berichte erfahren wir von der Sage, daß bei den Langobarden Männer mit Hundsköpfen seien, von der Freilassungszeremonie mit Spruch und einem Pfeilbrauch sowie von einzelnen Kämpfen. Die weiteren Kapitel nennen nun immer den König, der die Herrschaft innehatte, und dann erst die Taten, die unter seiner Führung geschahen. Zwischendurch sind immer wieder reine Sagen eingestreut, wie etwa die Rettung des späteren König Lamissio, der als einziger von sieben Knaben, die eine Frau gleichzeitig zur Welt gebracht hatte und ertränken wollte, von König Agelmund aus dem Teich geholt werden konnte. Solche Sagen sind auch bei alten deutschen Geschlechtern öfters nachzuweisen.

Wieweit die Amazonensage Fabel ist, sei dahingestellt. Manches spricht dafür, daß sich dahinter ein historischer Kern verbirgt, der noch nicht sicher erkannt werden konnte.

Weiter wird dann der Zug nach Süden erwähnt und die Kämpfe mit den Erulern, die in einer Form berichtet werden, die nur aus heimischer Sage in Heldenliedform zu erklären sind. Wieweit hier schon die Umformung der geschichtlichen Erzählung zur reinen Sage fortgeschritten ist, wissen wir, wie so oft, nicht, und es besteht auch wenig Hoffnung, dies jemals genauer ergründen zu können.

Die späteren Abschnitte von der Besetzung Pannoniens an führen schon in die Nachbarschaft Roms, und damit fällt auch von seiten der antiken Autoren mehr Licht auf ihre Geschichte. Trotzdem können wir aber nie mit voller Sicherheit bestimmen, wieweit Paulus Diaconus das Urteil auf Grund uns unbekannter historischer Nachrichten und wieweit auf Grund der einheimischen Überlieferung gefällt hat.

Reiches Licht fällt auf die machtvolle Königsgestalt Alboins. Sein Kampf mit den Gepiden und seine Fahrt zu deren König, um sich von ihm die Waffenleihe erteilen zu lassen, seine Taten und sein Ende durch die Gattin, der er Vater und Bruder erschlagen und die er durch die Nötigung, aus dem Schädelbecher zu trinken, beschimpft hatte, wird ausführlich geschildert. Wieder sehen wir Geschichte und Sage nebeneinander und ineinander übergehend. Wir hören von dem Vergleich der Langobarden mit Stuten. Ein Schimpf, der zwar in der späteren nordischen Literatur bei Scheltgesprächen nicht selten vorkommt,

hier vielleicht aber auf eine uns sonst nicht bekannte ältere Spottfabel, ähnlich der früher genannten gepidischen, zurückgeht.

Die Erzählung von Altwins Tode ist sicher schon durch eine Sage beeinflusst, die vielleicht ursprünglich nur von der Rachtat einer Frau für ihren erschlagenen Vater und Bruder erzählt, wie sie auch in der Völsungensaga bei Signy zum Ausdruck kommt.

Sagenhafte Züge weist wieder die Werbung Autharis auf, sowie die Erzählung, wie sein Nachfolger durch ein Vorzeichen bestimmt und dann auch von der verwitweten Königin zu ihrem Gemahl gewählt wurde. Hier freilich ist der Gang der Entwicklung deutlicher zu erkennen. In Wahrheit dürfte wohl Herzog Agilulf nach dem Tode Autharis die Königs Wittve in seine Gewalt gebracht und geheiratet haben. Vorzeichen und Auswahl durch den Rat, die fein geschilderte Szene, wie die Königin ihm ihre Absichten offenbart, sind wohl nichts anderes als späte Zutat, zum Teil beabsichtigte Erfindung durch die engsten Anhänger, um die Volkstümlichkeit des neuen Herrschers zu erhöhen und seine Überrumpelungstat in Vergessenheit zu bringen.

Wir haben nicht die Absicht, die ganze Langobardengeschichte des Paulus Diaconus auf die Einzelheiten zu überprüfen, wo noch etwas altes Sagen-, Lied- und Überlieferungsgut stecken mag. Die Proben mögen genügen, um zu zeigen, wie die Überlieferung der Geschichte bei den Germanen in zwei Fällen, die wir näher überprüfen können, bis in die Zeit vor Zeitenwechsel zurückreicht.

Fassen wir einmal kurz das Wesentliche zusammen: das Grundgerippe beider Überlieferungen bilden Namenreihen der Herrscher, der Fürstengeschlechter. Daß auch sonst die Kenntnis des Stammbaumes vorauszusetzen ist, zeigen die persönlichen Bemerkungen sowohl von Jordanes als auch von Paulus. Der Ausgangspunkt beider Geschichten ist die Auswanderung aus Skandinavien, hierauf folgt der Wanderweg und zuletzt und am ausführlichsten die Besitznahme und Geschichte in der neuen und, wie wir sagen müssen, letzten Heimat. Keine Geschichte, wie wir sie heute in Geschichtswerken zu lesen gewohnt sind, finden wir natürlich nicht. Sagen klammern sich an die einzelnen Fürstengestalten und heben zum Teil ihre Eigenart noch stärker hervor oder suchen Geschehnisse, die sonst nicht recht verständlich wären, zu erklären. Nicht zuletzt sind es fast anekdotenhafte oder novellenartige Einschübe, die das Bild runden, farbiger und leuchtender machen.

Wie weit aber dürfen wir den Berichten trauen? Warnen nicht spätere Sagenkreise, wie die um Dietrich von Bern, vor solchen Erzählungen? Das Mißtrauen wäre berechtigt, wenn nicht ein ganz großer Unterschied festzustellen wäre. Hier lebt die Sage im Volk weiter, das den Helden hervorgebracht, an seinen Taten beteiligt war. Dort aber ist es nur mehr ein Nachklänge des Geschichtlichen; die Sage wird um so mehr zur Hauptsache, als es ja fremde Stämme sind, die das Erbe der toten Brüder weiterpflegen. Und dann kennen wir jene Sagenkreise erst aus späterer Überlieferung, die nicht mehr wie früher unberührt von der Geschichtsschreibung im ganzen Volk als Wahrheit schlummerte und weitergegeben wurde, sondern immer mehr und mehr auf die Bauern und Fahrenden beschränkt wurde. Die fahrenden Sänger der mittelalterlichen Zeit, die nicht mehr die Taten der Ahnen als Vorbild besangen, wie die Hofsänger vergangener Jahrhunderte, wollten unterhalten. Sie fügten wohl nach dem Wunsch des Hörers, mehr zu erfahren, manches an — besonders die märchenhaften Züge der Dietrich-Epen wären hier zu nennen — und wirkten so auch auf die an die Geschlechterfolge gebundene Überlieferung ein. Wir können dies ja auch im Norden verfolgen. Welch anderes Bild bietet die Thidreks saga, die eine späte Verbindung und Aneinanderreihung verschiedener Sagenkreise und Überlieferungen ist, und die Heimskringla Snorris.

Ziehen wir diese zum Vergleich heran, dann ist schon aus der Einleitung der Bericht über die Quellen zu nennen: kundige Männer, Ahnenüberlieferung der Vorzeit, Staldbieder und Sagaweisungen: kurz gesagt, es sind die gleichen Quellen, die auch den Wer-

ken von Jordanes und Paulus Diaconus zugrunde liegen, wenigstens in den älteren Abschnitten auch ihnen allein ohne Einfluß von Seiten der antiken Schriftsteller.

Auch die weitere Darstellung läßt sich vergleichen: wiederum sind es Genealogien, die das Grundgerippe bilden. Zur Ausfüllung dienen wieder neben reiner oder fast reiner Geschichte Sagen, Anekdoten und novellenartige Erzählungen. Könige, deren Leben unbedeutend war, werden nur kurz erwähnt, wie dies auch Paulus tut, während Jordanes die Namen verschweigt, obwohl sie bekannt gewesen sein müssen, wie seine Angaben, daß



Goldbrakteat aus Schonen

es etwa der fünfte König war, beweisen. Es ist ganz das gleiche Bild, wenn wir nur auf die großen Linien schauen, die wir bei den Langobarden und Goten fanden und bei den Westgermanen voraussetzen können, wie wir anfangs zeigen konnten. Für annähernd die gleiche Zeit könnte man noch den Plan des Kaisers Karl anführen, alle Taten und Kriege der alten Könige, die uralten Gefänge darüber aufzeichnen zu lassen. Wäre dieses Werk nicht durch den Unberstand seines Nachfolgers Ludwig zerstört worden, um unser Wissen um die Vergangenheit unseres Volkes stünde es besser! In mühsamer Kleinarbeit müßten wir nun wenigstens versuchen, uns ein Bild zu machen, wie alles war, sich entwickelte und geschah. Nicht alle Lücken werden wir schließen können, aber doch wenigstens viele.

Wie steht es aber mit der geschichtlichen Wahrheit? Wenigstens in den großen Zügen? Bei Einzelheiten sind ja immer Vorbehalte nötig, wie wir schon öfters sahen!

Beginnen wir bei Snorri. Der Beginn ist Kulturerzählung. Er steht freilich damit nicht allein. Das gleiche gilt für die Goten. Unter Gapt, dem Stammvater der Amaler, verbirgt sich Odin, dessen Beinamen Gapt von Jordanes oder späteren Abschreibern des Werkes in Gapt verschrieben wurde. Und diese mythischen Anfänge des Fürstengeschlechtes kennen auch die angelsächsischen Königslisten, die zugleich für die Sachsen, Angeln und Fäuten den Beweis geschichtlicher Überlieferung bieten. Heute sind es Listen, aber damals, als sie noch lebendes Volksgut waren, wurden sie sicher in ähnlicher Gestalt überliefert wie die Werke, die wir eben näher betrachteten. Von den weiteren Berichten Snorris können wir vieles nicht überprüfen. Erst dort, wo er geschichtlichen Boden betritt, zeigt sich seine Meisterschaft im vollen Licht. Wie groß aber auch sein Wissen um die ältere Zeit war, wie gut sich alte Nachrichten hielten, das zeigt vor allem auch seine Einteilung in Brandzeit und Hügelzeitalter. An sich konnte man dies ja auf zufällige Beobachtung bei Bodenausschachtungen erklären. Er schreibt aber ausdrücklich, daß das Brandzeitalter bei den Schweden und Norweger länger gedauert habe als bei den Dänen. Und das konnte er nur aus mündlicher Überlieferung haben.

Hier wären noch die zahlreichen Schatz- und Grabsagen, die sich auf germanischem Boden immer wieder finden, zu erwähnen. Der ganze Fragenstoff ist zu wenig durchgearbeitet, um auf Einzelheiten eingehen zu können. Gewiß ist es aber, wie verschiedene schöne Funde zeigten, daß hinter vielen solchen Sagen tatsächlich Wahres steckt. Daß aus Bronze Gold wurde, daß der Inhalt viel prunkvoller und reicher in der Sage lebt, wundert uns ja nicht. Aber da es sich um Funde, die bis in die Bronzezeit zurückgehen, handelt, ist damit für die Volksüberlieferung viel gewonnen. An solchen Zeiträumen gemessen, sind die Veränderungen der Sage kaum nennenswert. Abgesehen von dem Beweis der geschichtlichen Volksüberlieferung und ihrer Treue, werfen diese Tatsachen öfters auch auf die Art der Landnahme Licht. Von den Unterworfenen, die bisher diese Kunde treu bewahrt hatten, wurde sie übernommen und weitervererbt. Dies bedingt nicht nur geschichtliches Interesse, sondern auch die Tatsache, daß bei der Landnahme die früheren Bewohner nicht vollständig verdrängt, sondern wenigstens zum Teil überschichtet wurden. Freilich, um große Mengen hat es sich dabei selten gehandelt. Einige wenige, die zurückblieben, genügten, um die Kunde weitergeben zu können.

Doch eins muß man bei diesem Fragenkreis berücksichtigen: nicht jede solche Sage muß echt sein; zum Teil handelt es sich da auch um ausgesprochene Wandersagen, die sich zufällig an diesem oder jenem Punkt festsetzen konnten. Es ist dies ja auch kaum anders zu erwarten und mindert den Wert der geschichtlichen Volksüberlieferung genau so wenig, wie wir sie verachten dürfen, wenn wir nachweisen können, daß das Bild des einen oder des anderen Königs mißraten ist oder gelegentlich vielleicht sogar zwei Könige vertauscht oder zusammengeworfen wurden. In Jahrhunderten und zum Teil Jahrtausenden, die durch solche Überlieferungen überbrückt wurden, zählt der einzelne wenig, wenn er nicht die letzte menschenmögliche Größe erreichen konnte. Und ein Jahrzehnt, oft ein Jahrhundert, in dem tote Ruhe herrschte, geriet in Vergessenheit: wir können sagen mit Recht!

Für Fragen aber, bei denen wir Snorris' Darstellung nicht näher überprüfen können, wo uns auch die Schatzsagen wenig weiterhelfen, dort ist es möglich, die Berichte des Jordanes und Paulus heranzuziehen. Beginnen wir bei Jordanes, so können wir seiner Heimatangabe ebenso zustimmen wie der Angabe engster Verwandtschaft mit den Gepiden. Auch der Wanderweg, der ebenso wie die beiden anderen Angaben durch die Untersuchung der Bodenfunde überprüft werden konnte, ist richtig. Die späteren geschichtlichen Teile lassen nicht so klar erkennen, welche Quellen hier den Ausschlag geben. Hier könnte nur

eine große Sonderuntersuchung helfen, um zu beweisen, daß in den wesentlichen Punkten die Überlieferung gut war.

Schwieriger steht es bei den Langobarden. Es spricht viel für die skandinavische Heimat, vieles, besonders Sprachliches, für die westgermanische. Es ist eine wirkliche Mischung beider Züge, die einen ruhigen und sicheren Entscheid noch nicht ermöglichen. Vielleicht aber gibt die Nachricht von der mehrmaligen Freilassung der Sklaven, die wohl kriegsgefangene Westgermanen waren, die Lösung: der eigentlich langobardische Kern kam aus Skandinavien, mischte sich aber dann so gründlich mit den westgermanischen Kriegsgefangenen, daß ein Kulturbild entstand, an dem beide Teile gleichermaßen beteiligt waren. Gewiß ein seltener Fall, der aber in den Jahrhunderten vor Zeitenwechsel nicht die Schwierigkeiten bot, wie in den späteren. Auch der archäologische Befund spricht für eine solche Deutung, wie er auch Angaben über die weiteren Wanderungen und Kämpfe bis auf wenige belanglose Punkte bestätigt. Das Bild, das wir vom geschichtlichen Wissen der Germanen schon in kurzen Strichen einer Übersicht geben können, ist ziemlich geschlossen. Es reicht von Skandinavien bis zu den Germanen in Italien, von den ersten Berichten über die Germanen überhaupt bis zu den letzten Zeugnissen, die niedergeschrieben wurden, ehe Gelehrsamkeit und Volk sich trennten und verschiedene Wege gingen.

Das Bild ließe sich in vielen, vielen Einzelheiten noch bereichern. Doch ist noch die Frage zu behandeln, wie es denn mit den Familiengeschichten Islands aussieht. Sind sie wirklich erst ein Erzeugnis der Insel? Vielleicht unter dem Einfluß irischer Gelehrsamkeit? Manches mag mitgespielt haben, aber aus dem Fehlen solcher Erzählungen auf festländischem Gebiete auf ihr Fehlen bei den Germanen überhaupt zu schließen, geht entschieden zu weit.

Was ist das Wesen der Familiensage überhaupt? Sie ist nicht schlechthin eine Familiengeschichte, denn sie umfaßt die ganze Sippe, greift auch auf andere Sippen über, wenn beide in irgendeine nähere Berührung kommen, und schildert vor allem auch die Zeitgeschichte. Der Rahmen umfaßt das Ganze, um das Besondere hervortreten zu lassen. Sie schildert aber nicht allein eine Generation, sondern deren viele. Und die Nennung der Ahnen am Beginn der Erzählung oder wenn eine neue handelnde Person eingeführt wird, zwingt zu dem Schluß, daß es nicht etwa nur wenige Sagas gab, sondern viel mehr, als uns bekannt geworden sind. Die ganze Anlage der Nennung verlangt ja von dem Hörer, daß er aus dem Namen heraus an das Wesen des Mannes erinnert wird, das er aus einer anderen Saga kennt. Das führt dazu, überhaupt ein reges Interesse an der eigenen und auch fremden Familiengeschichte anzunehmen, das in allen Menschen jener Zeit — wenigstens in Island — rege war. Unsere Sagas allein würden dies zwar schon fordern, aber nicht beweisen, denn sie sind ja durchweg die Sippengeschichten der isländischen Großen. Wenige nur fallen aus diesem Rahmen heraus. Sie sind freilich dann auch schon äußerlich leicht kenntlich: meist werden weniger oder fast keine Vorfahren genannt. Die Nennung wäre überflüssig gewesen. Für das Bild des Mannes hätte sich nichts ergeben. Denn nur durch die Verbindung des Namens mit einer Persönlichkeit wurde die Möglichkeit gegeben, das Wesen des Mannes, der hier als Nachfahre jener Männer in den Gang der Handlung eingeführt wurde, schon zu bestimmen, ehe er auftrat. Wie weit dieser Vererbungs Glaube, um nicht zu sagen dies Vererbungswissen ging, soll bei anderer Gelegenheit geschildert werden.

Die isländischen Großen spielen die Hauptrolle in den meisten uns bekannten Sagas. Häufig sind sie auch Besitzer eines Godarts, oder dieses befindet sich wenigstens in der Sippe. Und hier ist der Punkt, wo sich die Brücke nach dem Festland schlagen läßt: die Vorfahren dieser Männer waren meist nordwestliche Heren, Adelige. Vielfach wird schon in der Einführung des ersten Auswanderers auch die Reihe seiner nordwestlichen Ahnen genannt, wenn es der Aufbau der Erzählung zuläßt. Dies weist schon auf nordwestliche

Vorgänger der Saga hin. Es schlägt aber auch die Brücke zu den norwegischen Königsgeschichten und den Königsgeschichten überhaupt, denn die Vorfahren der späteren Großkönige und Alleinkönige, von denen diese Sagas ebenfalls berichten, waren ja Kleinkönige und Herse! Daß uns das Gegenstück der Isländer-Saga auf dem Festland fehlt, ist einerseits durch ihr Aufgehen in den Königsgagas, und andererseits durch die Auswanderung vieler Geschlechter zu erklären; außerdem waren die besonderen neuen Umstände, die durch das Alleinkönigtum geschaffen wurden, für die Erhaltung dieser Sagas wenig günstig. Auch die Christianisierung hat in Norwegen wesentlich anders gewirkt als in Island und keine so heimatstreuen und geschichtsliebenden Geistlichen hervorgebracht wie Island, wo sie an der Aufzeichnung des alten Überlieferungsgutes großen Anteil hatten. Die Verbindungslinien von der Familiensaga zur norwegischen Königsgeschichte und Königsgeschichte überhaupt im einzelnen auszuführen, muß Aufgabe einer späteren Sonderuntersuchung bleiben. Hier genügt der Hinweis auf diese Verbindung, denn von der Königsgeschichte aus läßt sich der Bogen zu den West- und Ostgermanen spannen.

Die Verbindungslinien zu den Westgermanen sind dabei die schwierigsten, denn außer den Königslisten von England, die sicher nicht erst durch lateinische Beeinflussung Gelehrsamkeit entstanden sind, kann nur auf das, was über das geschichtliche Wissen im allgemeinen gesagt wurde, verwiesen werden. Besser liegt es bei den Ostgermanen, denn ein Vergleich zwischen den Königsgeschichten und den Werken des Paulus Diaconus und des Jordanes zeigt mancherlei Gemeinsamkeit, auf die schon zum Teil verwiesen wurde. Aber nicht nur die gleichen oder doch ähnlichen Quellen, das Ziel, die Taten der Herrscher zu schildern, rechtfertigt die Zusammenstellung. Auch die Art, wie die einzelnen Könige eingeführt werden, wenn sie aus einem anderen Geschlecht stammen, und einzelne Berichte über die Ahnen der Frauen sowie die Auswahl des Stoffes selbst, soweit es sich um ältere Könige handelt, gehören hierher. Gerade dort, wo in den Werken, die erst in Italien niedergeschrieben wurden, anekdotenhafte und novellenartige Züge stärker hervortreten, ist die Gemeinsamkeit nicht zu verkennen, trotz aller Unterschiede.

Darüber hinaus gibt es aber einige wenige Anhaltspunkte, die auf die Überlieferung von Familiengeschichte selbst hinweisen: sowohl Paulus Diaconus als auch Jordanes schalten an geeigneter Stelle den Bericht über ihre Ahnen ein. Zufällig mag es uns erscheinen, wenn wir ihre Werke für sich allein betrachten. Stellen wir aber die Verbindung mit den isländischen Sagas her, dann können wir dahinter das gleiche treibende Gefühl wie dort vermuten. Gewiß, die Einschübe sind kürzer, aber auch sie sind in die Schilderung ihrer Zeit eingebettet, gehen auf gleichartige mündliche Überlieferung zurück und unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß wir in Island die volle Gestalt vor uns haben, hier aber nur das Grundgerippe.

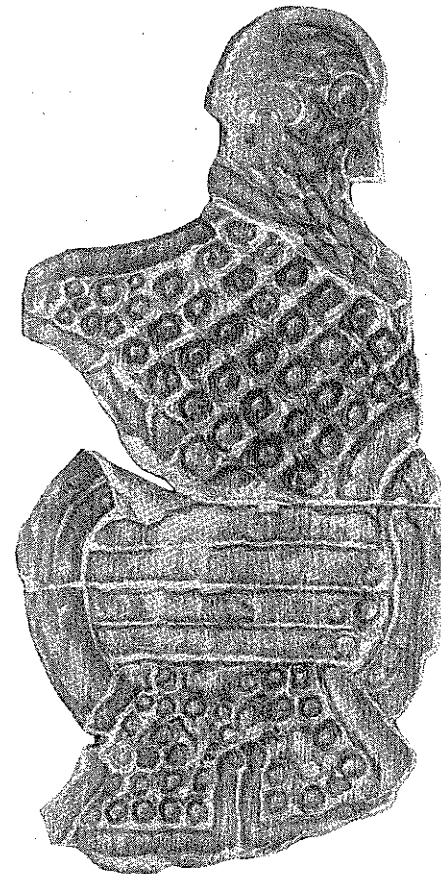
Es wäre verfrüht, auf Grund dieser wenigen Anhaltspunkte schon die Verbindung bewiesen zu sehen und die Überlieferung von Familiengeschichten nach Art der Isländer-Sagas bei allen Germanen für gesichert zu halten. In anderem Zusammenhang hoffe ich, den Beweis vorlegen zu können. Das halte ich aber auch jetzt schon für sicher: wir haben allen Grund zur Vermutung, daß die Wurzel der Isländer-Saga bei allen Germanen zu finden ist, wenn auch die Überlieferung und letzte Ausformung in Island auf ganz besondere Verhältnisse zurückgeht und auch manche Anregung von anderer Seite hinzugekommen sein mag.

Die meisten Glaubenslehrer verteidigen ihre Sätze, nicht weil sie von der Wahrheit derselben überzeugt sind, sondern weil sie die Wahrheit derselben einmal behauptet haben.

Lichtenberg

Zwei altdeutsche Heldenlieder und ihr Erneuerer

Don Karl Plenzat



Holzbildwerk der Wikingerzeit

Bei Oberflacht im südlichen Württemberg, am Fuße des Lupfen, ist das Grab eines germanischen Sängers aus dem 6./7. Jahrhundert gefunden worden. Der Tote ruhte in kunstvoll geschnitzter eichener Bettstatt, sein Haupt lehnte sich ans Schwert, und im Arme hielt er die sechssaitige Harfe...

Frühzeitforschung hat hier mit Schaufel und Spaten nach mehr als einem Jahrtausend einen Fund ans Licht gehoben, der das äußere Bild stolzer germanischer Vergangenheit aufschlußreich klärt und erhellt. — Auf anderen Wegen und mit anderen Mitteln hat deutsche Gelehrtenarbeit auch das Bild der geistigen Leistungen unserer Ahnen verdeutlicht, insbesondere uns jene Dichtung wieder erschlossen, die — eine ganze Welt heldischen Lebens und Erlebens spiegelnd — Offenbarung stolzer Unbeugbarkeit, spröder Beherrschung und jener Seelengröße ist, die ohne Wimperzucken dem von der Norne verhängten Schicksal entgegenschreitet. Von lebendiger Rede und Gegenrede getragen, wissen diese Heldenlieder den großen Augenblick heldischer Bewährung zu ihrem Mittel- und Höhepunkt zu machen; vorausliegendes weiterwirkendes Geschehen wird in der Regel mit hoher Kunst, die sich nur der des „analytischen Dramas“ vergleichen läßt, rückblickend erhellt. Wortfarger Verzicht auf jede entbehr-

liche Einzelheit schafft jenen drängenden Zug, der wie der eiserne Schritt des Schicksals selbst wirkt. In unvergessbaren Bildern gewinnt seelisches Geschehen leuchtende Anschaulichkeit. Es ist adlige Kunst in edelster Form, getragen von adligem, nordrassischem Menschentum:

„Ein zuckend Leben, eine goldene Flut.“

Daß diese Dichtung heute auch dem vertraut werden kann, der die älteren germanischen Sprachen und Mundarten nicht beherrscht — und das ist die Mehrzahl der Volksgenossen —, ist im besonderen das Werk Felix Genzmers. Seiner wortgewaltigen Kunst, die höchste Treue gegenüber der Urfassung mit unmittelbarer Wirkungskraft heutiger Sprache verschmilzt, die den Stabreim meisterhaft zu sinnvoller Gipfelung der Verszeilen und ihrer unauffälligen Verkettung nutzt, die mit der Silbentknappheit, die einst den altgermanischen Sängern eignete, die gleiche gehaltvolle Sinngehaltigkeit vermählt, ist es gelungen, den Ewigkeitsgehalt der Lieder von Wieland, Anganthy, Sigurd, Hamdir und anderen Helden wirklich lebendig und zur zeugenden Kraft für unsere Zeit werden zu lassen. — Und Felix Genzmer hat im Heldenlied-Bande seiner nicht hoch genug zu rühmenden Edda-Verdeutschung noch mehr getan: Aus nicht durch Stabreime

gebundenen Überlieferungen („Sögur“) und lateinischen Nacherzählungen den Kern herauschälend, aus wortreichen Prosatexten also und wenigen altisländischen Verszeilen („Gefägen“) schenkte er uns das „Bjarkilied“ und das „Fingalilied“ neu. In ähnlicher Weise hat er die oft schmerzlich empfundenen Lücken im „Sunnenschlachtliede“ und in der jüngeren Dichtung von „Sigurds Vatterrache“ geschlossen.

In Eichblatts Deutschen Heimatbüchern läßt nun Felix Genzmer — diese Schätze einer Dichtung, die auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat, ergänzend und mehrend — zwei weitere, einst verlorengegangene Lieder erscheinen¹. Und seiner umfassenden Kenntnis germanischen Geistes, germanischer Dichtung, germanischer Denk- und Anschauungsweise wie seiner wahrhaft schöpferischen Schau erwachsen das Rosimund- und das Fringlied in so überzeugender und vollendeter Weise, daß wir sie unbedenklich den übrigen Heldenliedern an- und einreihen können. In ausführlicher Einleitung berichtet er, welche Wege er bei seinen Neugestaltungen gegangen ist, welche Umstände sein Vorhaben begünstigten und welchen Grundsätzen er gefolgt ist. — Die nachstehenden Darlegungen versuchen, von dieser Arbeit und vom vollendeten Werk ein knappes Bild zu geben.

Von dem außerordentlichen Reichtum germanischer stabreimender Heldenlieder kennen wir etwa fünfzig Lieder in h a l t e: zum altdutschen Hildebrands- und englischen Hengestliede („Hinsburgkampf“), zu den von isländischen Schreibern des 13. Jahrhunderts in ihrer Sprache geborgenen zahlreichen Liedern treten Nacherzählungen in Vers und Prosa (lateinisch und isländisch), buchepische Ausgestaltungen (englisch, lateinisch, deutsch) und nordische Prosawiedergaben deutscher Lieder (Thidrekssaga).

Das Rosimundlied ist in seiner Urgestalt verloren, aber von Paul Wagners Sohn in seiner Geschichte der Langobarden verwertet. Sein Inhalt ist kurz folgender: „Albwin (die halbwestliche Form ‚Alboin‘ sollte aus unseren Schul- und Geschichtsbüchern endlich verschwinden!) zwingt seine Gattin Rosimund, bei einem Festmahl aus dem Schädel ihres von ihm erschlagenen Vaters, des Gepidenkönigs Raminund, zu trinken. Die Königin gewinnt durch Preisgabe ihrer weiblichen Ehre den Rächer, den sie dann selbst durch Gift tötet. — Leider folgt der etwa 200 Jahre nach den Ereignissen berichtende langobardische Geschichtsschreiber seiner Quelle, dem alten Heldenliede, nicht so treu, daß der Erneuerer von ihm alle Einzelheiten übernehmen könnte. Felix Genzmer hat in scharfsinnigen Überlegungen², geleitet von sicherem Gefühl für das Echte und Ursprüngliche, alles Entstellende und den Geist germanischer Heldendichtung Verfälschende ausgeschieden und so den Aufbau dieses langobardischen Liedes festgestellt. Es umfaßt vier handelnde Personen: Albwin, Rosimund, Helmichis und Berdo³, und fünf Auftritte: das Trinkgelage, das Gespräch Rosimunds mit Helmichis, den Bertauftritt, Albwins Ermordung und den Gisttod der Heldin und ihres Werkzeuges Helmichis:

„Lärm war in der Halle
des Langobardenkönigs:
es freisten die Hörner,
die Krieger tranken;
Gold verteilte
der gabenmilde Fürst,
der Herrscher im Hochsitz,
an die Helden­schar.“

¹ Zwei altdutsche Heldenlieder von Felix Genzmer. Bd. 119 der Buchreihe „Eichblatts Deutsche Heimatbücher“. Leipzig, Hermann Eichblatt, 1937.

² Vgl. seine Abhandlung „Das Rosimundlied“ im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 75. Jahrgang, 142. Band (1921), S. 1—8.

³ Alle diese Namen sind ebenso wie die Stammesbezeichnungen Langobarden und Gepiden auf der ersten Silbe zu betonen.

So setzt das Lied ein und umreißt bei aller Knappheit seiner Ausdrucksweise ein lebensvolles Bild des frohen Gelages, bei dem die Königin selbst den Edlen auf der Hochbank die goldenen Becher füllt. Trunkenen Mutes, vom Gefühl seines Sieges getragen, erhebt der König seine Stimme. Dem Mundschenten befiehlt er, aus dem Schrein den silbergelassen aus Raminunds Haupt gefertigten Schädelbecher zu holen:

„Der Kelch dünkt mich
eines Königs wert!“

Er preist den gefällten Feind, rühmt seinen Sieg über den Erschlagenen, der Land und Leute an ihn verloren hat, und er befiehlt Rosimund, die ihm oft des Vaters Verlust geklagt habe, das Unerhörte: fröhlich mit ihrem toten Erzeuger zu trinken!

„Die Herrschertochter
hob die Schale,
die weißglänzende,
und vom Wein trank sie.
Dann sprach die Dichte —
es lohnte ihr Auge:
„Dieses Trunkes
gedenkt man lange!“

Und wie dieser — unübertrefflich einleitende, zurückliegendes Geschehen blitzartig erhellende — Auftritt in den bedeutungsschweren zwei Redezeilen Rosimunds gipfelt, so gipfelt der folgende sich unmittelbar ihm anschließende Auftritt in der Weigerung dessen, den sie zum Werkzeug ihrer Rache ersehen hat und dem sie nach beendetem Mahle mit zweckhaftem Lock- und Schmeichelworte entgegengetreten ist. —

„Frevelnd forderst du
furchtbare Tat:
mit dem Schwert zu erschlagen
geschworenen Eid,
dem besten Gebieter
böse zu lohnen“,

so entgegnet ihr Helmichis. Und sein Verhältnis zum Könige darlegend, fährt er fort:

„Arm war ich einst,
zu Albwin kam ich;
in seine Gefolgschaft
nahm der Fürst mich auf.
Auf der Hochbank sitz' ich,
dem Herrscher als nächster:
Treue will ich wahren
dem trefflichen Herrn.“

Wie der Treue unwissentlich treulos, wie der Schuldlose unwissentlich schuldig wird, das zeigt der dritte Auftritt dieses Liedes. Helmichis glaubt im Dunkel der Nacht, die Magd der Königin zu umarmen. Doch sie selbst ist es, die mit der Dienerin die Ruhestätte getauscht hat. Ihre Stimme klingt im Morgenrauen an des Bestürzten Ohr: Erwach, Helmichis, vom Wahn und Schummer! Nicht mit der Magd, mit Albwins Weib hast du das Lager geteilt. Ihm, deinem König, hast du die Treue gebrochen. Dich wird er töten, fällt ihn nicht vorher dein Schwert! — Helmichis aber gedenkt bestürzt geschworener Eide und findet endlich den Ausweg:

„Wir müssen Perdeo
zum Morde reizen,
den raschen Recken,
den riesenstarken:
nicht sprengte er Blut
in die Spur mit uns;
nicht hemmt seine Hand
heiliger Treuschwur.“

Den Königsmord kündigt der nächste Auftritt. Zum schlummernden Abwin tritt Rosimund. Wach auf! ruft sie ihm zu, Ungemach naht! Ein starker Streiter wird meinen Gram rächen! Dein Schwert habe ich an den Bettpfosten gebunden, Speer und Schild aus deinem Gemach fortgetragen! — Doch Abwin tritt dem starken Perdeo mit rasch ergriffenem Schemel entgegen. Als das kalte Eisen des Feindes ihm die Brust durchbohrt, läßt er ihn schmetternd auf das Haupt des Reidings niederfallen. Sterbend sinkt er auf des Knechtes Leiche und spricht erlöschenden Atems:

„Hastig zur Rache
dückt mich Rosimund.“
„Da lachte kurz
Runimunds Tochter.“

So schließt — wieder mit zwei vieltragenden, bedeutungsschweren Zeilen — der vierte Auftritt. Und noch gelst uns dieses Gelächter im Ohr, da drängt schon die Handlung weiter: dem Ende entgegen, der heldischen Bewährung und Rechtfertigung dieser sich zu dämonischer Größe emporredenden Frauengestalt, die den geliebt hat und noch liebt, dem sie doch den Tod bringen mußte, um der mutwillig herausbeschworenen Blutrache, um der ihr angetanen Kränkung willen. Sie tritt in die Halle, Helmichis entgegen, der nun an Abwins Stelle herrscht. Im funkelnden Becher bietet sie ihm den Heiltrunk: Lang lebe der Langbardenkönig! — Einen tiefen Zug tut der und läßt die Sonnenlichte ein, ihm zur Seite zu sitzen, Ehre und Trunk mit ihm zu teilen. Da muß er die bitteren Hohnworte hören, er gleiche Abwin nur wie die Krähe dem Aar! Des Heldenmütigen, des Unvergesslichen Mörder sei er, und was er getrunken habe, sei sein letzter Becher gewesen: den Lodesstrank habe Rosimund ihm und sich selbst gemischt. Alles habe sie der Rache geopfert: die eigene Ehre wie Abwins, des Edelsten, Leben.

„Not schuf die Norne;
nimmer säum' ich:
selber leer' ich
den sühnenden Trank.“

„Ein zuckend Leben, eine goldene Flut“ ... Diese Worte, die ich einleitend zur Kennzeichnung des germanischen Heldenliedes verwandte, drängen sich wieder auf die Lippen, nachdem diese wilde und doch so gehaltene, diese leidenschaftlich bewegte und doch nur das harte Gesetz heldischer Selbsterfüllung gestaltende Dichtung verklungen ist. Wer mit den Maßstäben einer von den „Idealen“ knechtseliger Selbstverleugnung, feiger Selbstverdammung und im Staube kriechender Bzertretenheit bestimmten „Sittlichkeit“ an sie herantritt, wird sich entsetzt vor ihr bekreuzigen. Wer Sinn für heldische Tat, für ein aufrechtes, mutig-stolzes Dasein hat, das um seines Seelenadels willen nicht anders kann, als dem Gebot der Bewährung vor dem einfachen Gesetz in der eigenen Brust zu folgen, der weiß es: auch in diesem Lied pulst das Herzblut der Germanen, deren Erbe weiterzutragen, unser Schicksal und unsere Aufgabe ist.

* * *

Den Inhalt des Fringliedes hat uns die Sachsengeschichte des Widukind von Corvey erhalten. „Es ist das Urlied von dem später auch im Nibelungenepos auftretenden Helden Fring, der seinen Herrn, den Thüringerkönig Irminfried, verräterisch tötet, aber gleich darauf auch rächt, indem er auch den Anstifter, den Frankenkönig Theoderich, erschlägt. Daß Widukind hier ein Heldenlied ausgeschrieben hat, wird klar, wenn man seine Darstellung mit den älteren Geschichtsquellen vergleicht. Aber auch hier kennen wir den Inhalt des verlorenen Liedes, und auch von diesem fehlt uns ein Mittelstück, wo Widukind aus einer anderen Quelle schöpft. Da aber der Geschichtsschreiber mehrere Reden, die im germanischen Heldenliede bekanntlich die Höhepunkte der Darstellung bilden, fast wortgetreu wiedergibt, konnte versucht werden, wenigstens die allgemeine Stilstufe dieses Liedes zu erreichen.“ (Felix Gensmer in „Forschungen und Fortschritte“, 12. Jahrgang, Nr. 16 vom 1. Juni 1936.)

Aus dem Baustoffe, den Widukinds Sachsengeschichte bietet, die er vierhundert Jahre nach dem geschichtlichen Ereignis, dem Untergang des thüringischen Königreiches im ersten Drittel des sechsten Jahrhunderts, geschrieben hat, gestaltet Gensmer ein Heldenlied „im Stil der mittleren Zeit und mittleren Umfangs, in seiner Art dem Wölundeliere und dem Hamdirliere, seiner Länge nach dem alten Atliliere der Edda vergleichbar“. — Wie immer in der Heldenichtung, geben die großen geschichtlichen Ereignisse auch hier nur den Hintergrund des Geschehens. Vor ihm vollzieht sich die menschlich-seelische Verstrickung, aus der sich des Helden Antwort an das Schicksal gebiert.

Zwei Personengruppen läßt das Lied auftreten, wie seine Handlung auch zwei Schauplätze besitzt. Dem thüringischen Kreise gehören König Irminfried und seine Gattin Amalberga wie der alte Krieger und Ratgeber Fring an; die fränkische Gruppe bilden König Theoderich, der der Rebsohn König Hugos und der Halbbruder der Thüringerkönigin Amalberga ist, und der Königsbote Thantwart. Dieser vermittelt zwischen beiden Gruppen. — Theoderichs unechte Herkunft und Amalbergas Echtfürtigkeit werden Angelpunkte des Geschehens.

Die fünf Personen treten uns in sieben Auftritten von verschiedener Länge entgegen, und nur in zweien davon ist Fring nicht persönlich anwesend. Jedoch auch das, was in ihnen geschieht, ist wichtig für das seelische Geschehen in der Brust dieses Helden des Liedes, das seinen Namen trägt.

Königin Amalberga hat ihn zu sich rufen lassen. Er, Irminfrieds Schwertwart, der treueste Gefolgsmann, könne allein ihr raten und helfen in harter Not. — Was ist's, fragt er, das dir, Königin, das Auge in Tränen schwimmen läßt, was kränkt deinen Mut? — Und aus Amalbergas Klage erfahren wir die Vorgeschichte der Handlung: des Frankenkönigs Hugo, ihres Vaters, Tod, die Besteigung des Hochsitzes durch Theoderich, den Bastard, den Halbbrüder, den Magdsohn, und seine Botschaft, die Thantwart überbracht habe: Gaben und Bündnis biete er dem Thüringerkönige, erkenne dieser Theoderich als rechtmäßigen Herrscher der Franken an.

„Doch gebührt es dem Bastard,
der Burgen zu walten,
der Recken und der Rosse
und des reichen Hortes?
Amalbergas Erbgut
könnte alles sein,
entrißt dem Räuber
das Reich mein Gatte.“

Kurz nur ist Frings Antwort auf Amalbergas Rede:

„Nicht soll Trauer tragen
die Thüringerfürstin.
Das schwört der Königin
der Schwertwart des Königs
— achte auf den Eid,
Irminfrieds Gattin! —:

Höher sei Irminfried
als Hugos Bastard,
mächtiger sei Irminfried
als der Magdgeborene!
Dafür haste mein Haupt,
das halte mein Schwert!“

Als es zum Abend geht, beginnt auf der Thüringerburg das Gelage, das dort dem fränkischen Königsboten zu Ehren veranstaltet wird. Von der Hochbank der Halle erhebt sich dieser, um auch den versammelten Edlen seine Botschaft zu künden: Bündnis und Freundschaft bietet er im Namen seines Herrn dem Thüringerkönig und Spangen, Ringe Gewande und Waffen seinen Gefolgsmannen. Nicht einer der Edlinge rät ab, das Angebot anzunehmen, bis sich Fring erhebt: Sechzig Sommer und sechzig Winter habe er gesehen, fernhin sei er durch die Gane der Völker gefahren — doch nimmer habe er gehört, daß ein König sein Reich um Ringe verkaufe. Höhnisch hebt er hervor, der Dirnensohn Theuderich habe kein Anrecht an Hugos Erbe. Marken und Mannen, Hort und Habe seien mit seinem Tode Amalberga und ihrem Gatten Irminfried zugefallen. — Zwangsläufig muß nun der Thüringerkönig dem Boten antworten: Sag deinem Herrn, ihm, dem Knechtgeborenen, hätte es eher geziemt, um Freiheit zu bitten, als sich König zu nennen.

„Traurig sprach da Thantwart,
Theuderichs Bote:
Verloren hätte ich
hier lieber mein Haupt,
eh' so heilloses Hohnwort
ich hören mußte.

Doch kann dir's künden
des Königs Gesandter:
Blut wird fließen
beider Völker,
bis weggewaschen
das Wort der Schmach.“

Der dritte Auftritt spielt am Hof des Frankenkönigs. Thantwart bringt seine Unheilsbotschaft, und Theuderich lacht höhnisch: Ungesäumt will ich aufbrechen und Irminfried meine Knechtsdienste an seinem eigenen Hofe anbieten. Kein Recke soll daheim bleiben: bis zum zwölfjährigen Fehder, bis zum zweijährigen Fohlen sollen Mann und Roß mir ins Thüringerland folgen!

Den nun unvermeidlichen Kampf übergeht das Lied. Dafür zeigt sein vierter Auftritt den Wächter auf dem Turm der Thüringerburg und neben ihm die ungeduldige Königin. Kehrt das Heer der Thüringer noch immer nicht heim? fragt sie und muß die Antwort hören: Wohl sehe ich im Westen Staub aufsteigen, aber es ist kein Heer mehr, das siegreich naht. Zwei Reiter allein, Irminfried und Fring, sprengen raslos auf rauchendem Rosse dem Burgtor zu!

Und nun steht Amalberga in der Halle den beiden Männern gegenüber. Hohnworte spricht ihr Mund. Sieglös nennt sie den Gatten und meineidig seinen Ratgeber Fring:

„Schlecht hielt den Schwur
sein Schwert und seine Hand:
höher als Irminfried
steht nun Hugos Bastard,
mächtiger als Irminfried
ist der Magdgeborene.“

Der besiegte König sendet Fring zu Theuderich, Frieden vom Frankenkönig zu erbitten. Treue will er ihm schwören, die Hälfte seines Hortes will er ihm ausliefern.

Mit dieser Botschaft tritt der Geschmähte vor den Frankenkönig. Arglistig sucht dieser den Gedeimtügligen zur Ermordung seines Herrn aufzustacheln. Ruhm und Reichtum verheißt er ihm. Und als Fring die Freveltat weigert, als er ihm erklärt, nicht meineidig, nicht treulos werden zu wollen, hört er die tückische Antwort: Meineidig bist du ja schon genannt worden, weil dein Herr feig vor den Franken floh. So haue denn in Unehren und in Armut bei denen, die dir Schmach schufen, diene in Demut der Frau, die nur Hohnworte für dich, deines Herrschers Schwertwart, hat!

„Stumm stand Fring,
der alte Streiter;
er biß den Bart,
er ballte die Faust.
Lange schwieg er,
leise sprach er:
Erfüllt wird, was du forderst,
Frankenkönig.“

Wir ahnen, was in seiner Seele vorgeht. Und wie dieser Treulose doch die Treue wahr, wie dieser Eidbrüchige doch seinen Schwur erfüllt, das lehrt der gewaltige Schlußauftritt des Viedes.

Theuderich thront auf dem Hochsitz seiner Halle, umgeben von seinen Helden. Da führt Fring ihm Irminfried zu. Und als der Thüringerkönig vor dem siegreichen Herrscher das Knie beugt, um ihm den Treueschwur zu leisten, da stößt Fring seinem eigenen Herrn den Stahl in den Rücken. — Verachtet bist du bei allen Menschen, ruft ihm der trugvolle Franke zu, ich habe keinen Teil an deiner Tat! Versemnt sollst du sein und gebannt ob deiner Blutschuld. Flieh, noch ist die Bahn frei! — Doch der Recke erwidert:

„Mit Recht bin ich verhaßt,
wo Recken haufen;
mit Zug bin ich versemnt,
wo Völker wohnen:
denn gedient hab' ich dir
und deinem Trug.
Doch eh' fort ich fahre
des Friedlosen Weg,
ein ruchloser Verater,
will ich rächen meinen Herrn.“

Zum zweitenmal hebt er sein Schwert, und jetzt trifft er Theuderich mit tödlichem Streich. Den vom Throne Gestürzten stößt er vollends die Stufen hinab, Irminfrieds

Leiche aber hebt er empor und bettet sie vor dem Hochsitz. Blutbespritzt reckt sich der Held empor; ein unvergeßbares Bild, steht er mit bloßem Schwerte vor den beiden Getöteten, und seine Worte dröhnen über die Reihen der bestürzten Franken:

„Höher ist Irminfried
als Hugos Bastard:
unterm Fuße liegt ihm
der Franken Lenter;
mächtiger ist Irminfried
als der Magdgeborene:
im Tod noch hat der Thüring
Theuderich besiegt.

Das saget Amalberga,
der Erbin Hugos:
eidbrüchig, hat Iring
den Eid doch gehalten;
treulos, hat Iring
die Treue doch bewahrt!“

Mit schmerzlichem Grimm schwingt er sein Schwert; blutig bahnt er sich durch die Schar der Franken den Weg zum Tor:

„So rächte der Rede
den reichen König.“

Es bedarf nicht vieler Worte, die Größe und Bedeutung des Iringliedes aufzuzeigen. Auch diese Dichtung ist zum Besten voll von tiefem Wissen um heldische Art und heldisches Sein, auch sie ist große dichterische Schau, die unverlöschliche Bilder zu entwerfen versteht. Auch in ihr klopft „unser eigener Puls: unsere fährlichste Klippe, wenn wir feig sind, unser stolzester Flug, wenn heldischer Sinn uns beseelt!“

Mit Nachdruck sei betont, daß diese Heldenlieder Sprechdichtung, nicht Buchdichtung sind. Nur dem, der sie laut sprechend nachgestaltet, erschließt sich ihr tiefster Sinn, nicht dem, der stoffhungrig lesend, eilig über Druckzeilen mit den Augen hinweggleitet. Dem Sprecher (und dem Hörer) allein wird es aufgehen, wie wesensgemäß auch der heutigen Sprache noch die Form dieses Liedes ist: wie der Stabreim die Sinnigipfel jeder Zeile hervortreten und aufleuchten läßt, wie er die Kurzverse zu Langzeilen verhaftet, wie die wechselnde Silbenzahl der Zeilen — keinem mechanischen Schema untertan — lebendige Einheit von Gehalt und Gestalt schafft: hier bedeutsam gedehnte Längen, dort anstürmende Auftakte gebend. Es ist ja diese Form nichts anderes als die künstlerische Steigerung der unserer Sprache, die stets ihre Stammsilben betont, an- und eingeborenen sinnshweren Folge von Hebungen und Senkungen. — Zu wünschen wäre, daß diese wie die übrigen von Genzmer erneuerten Lieder vor festlich laufenden Mengen unserer Volksgenossen von berufenen Wortkünstlern gesprochen würden, und daß unsere Lieddichter für solche Feiersstunden eine ebenso bescheiden dienende wie heldisch-herbe Musik schufen, die die Lieder nicht etwa melodramatisch zu untermalen, wohl aber sie einzuleiten, zu beschließen und in ihre einzelnen Auftritte zu gliedern hätte. Dann wäre auch dem Hörer Raum und Anreiz geboten, das eben berichtete Ereignis mit Hirn, Herz und nach innen schauendem Auge nachzugestalten und in seiner Bildkraft wie seinem Sinngehalt zu erleben.

¹ Friedrich Wolters und Carl Petersen, Die Heldensagen der germanischen Frühzeit. 4. Aufl. Breslau, Hirz, 1936, S. 8.

Wintersonnenwende in der Symbolik des Rivot-Grabes

Don J. O. Plafmann

Die Wandzeichnungen aus der bronzezeitlichen Grabkammer zu Rivot in Schonen gehören zu den wichtigsten bildhaften Denkmälern der germanischen Vorzeit. Wie so oft, so hat freilich auch hier rohes Unverständnis bald nach der Entdeckung das Wichtigste zerstört und uns nur frühe Nachbildungen hinterlassen, aus denen wir mühsam die ursprüngliche Gestalt wiederherstellen müssen. Das Grab wurde 1748 beim Abräumen eines Steinhügels entdeckt; man hat es zerstört, um aus seinen Steinen eine Mauer aufzuführen. Von Grabfunden wurde nur ein silbernes Messer, eine Art von Münze, ein Metallstab und einige Knochenreste bekannt. Erst bei der Wiederherstellung des Grabes in neuerer Zeit wurden noch die Reste eines Bronzegefäßes entdeckt. Zwar wurde das Grab zwischen 1750 und 1780 von einigen Gelehrten, die seine Wandzeichnungen abzeichneten, aufgesucht, aber die Steinplatten selbst wurden währenddessen weggeholt und zu Bauten verwendet. Eine von ihnen wurde in eine Mühle eingemauert, wo man sie vor einigen Jahren wiederentdeckte, um sie notdürftig wieder zusammenzusetzen. Heute ist das Grab Eigentum der schwedischen Regierung, die ein Dach über der offenen Steinkiste anbringen ließ, denn die Decksteine waren verlorengegangen.

Die Steinkiste mißt heute 3,80 Meter in der Länge, 0,90 Meter in der Breite und 1,20 Meter in der Tiefe. Diese Maße überschreiten etwas die in der Zeit der Entstehung — der III. Periode der Bronzezeit — üblichen; dies und die ungewöhnliche künstlerische und sinnbildliche Ausschmückung lassen auf die Ruhstätte eines Mannes von hohem Range schließen. Die zeitliche Einordnung begegnet allerdings einigen Schwierigkeiten. Der Stein I mit den großen Äzten, die für den Zeitanfang wichtige Anhaltspunkte ergäben, ist verlorengegangen. Wir kennen ihn nur aus älteren, in Einzelheiten nicht ganz zuverlässigen Zeichnungen. Vieles spricht dafür, daß wir das Grab der II. oder III. Periode der Bronzezeit zuweisen können. Almgreen (Nordische Felszeichnungen, S. 222) setzt es frühestens in das Ende der II. Periode, mit größerer Wahrscheinlichkeit in den Anfang der III. Dafür spricht auch die Untersuchung der Lurendarstellung, die H. Schmidt (P. 3. VII, 142) in die III. Periode setzt. Auch das Bronzegefäß spricht nach Nordén (Ord och bild 42/1933) für die II. oder den Anfang der III. Periode. Aus alledem ergibt sich für den Bau des Grabes eine Zeitspanne von etwa 1500 bis 1200 v. Zth. In der Nähe fand sich eine mittelgroße Schiffssetzung, woraus H. Güntert (s. u.) den Schluß zog, daß es in den Bereich einer größeren Kult- und Begräbnisstätte des östlichen Schonen gehört.

Über die Bedeutung der Zeichnungen auf den einzelnen Steinplatten sind mancherlei Mutmaßungen aufgestellt, die Jan de Vries (Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 138—140) zusammenstellt. Zuletzt hat H. Güntert (Altgermanischer Glaube, Heidelberg 1937, S. 1—35) sich damit beschäftigt. Bei der Mannigfaltigkeit des Stoffes und der Verschiedenheit der Auffassungen, die in der Einstellung zur germanischen Religion überhaupt herrschen, ist man dabei freilich nicht zu eindeutigen Ergebnissen gelangt. Die Deutungen leiden allesamt unter der Tatsache, daß man schwer einen inneren Zusammenhang zwischen den verschiedenen Darstellungen herstellen kann; wenigstens sind alle Versuche dieser Art unzulänglich geblieben. Was wollte der Künstler oder sein Auftraggeber, der dem Toten diese Darstellungen mit ins Grab gab, damit ausdrücken? Auf welcher „Stufe“ der religiösen „Entwicklung“ standen die Menschen damals überhaupt? Allgemein ist man von der angeblich feststehenden Tatsache ausgegangen, daß etwa ein „Menschenopfer“ den unerläßlichen Mittelpunkt aller germanischen Kultfeiern bilden müsse.

Ich will auf die verschiedenen Deutungen hier nicht im einzelnen eingehen, sondern

von den acht Steinplatten diejenige herausgreifen, die eine schon äußerlich geschlossene Darstellung aufzuweisen scheint. Es ist die Platte 8, die gemeiniglich unter der Bezeichnung „Kulthandlung“ geht (Abb. 1) und eine größere Anzahl menschlicher Gestalten zeigt. Ich glaube, daß sich alles, was auf dieser Platte dargestellt ist, in einen einheitlichen Sinnzusammenhang bringen läßt, wenn man für die Einzelheiten die richtige Deutung findet, und wenn man vor allem bedenkt, daß Almgreen auch aus vielen anderen Darstellungen auf Felszeichnungen germanisches Brauchtum nachweisen konnte, das heute noch lebt. Wir können also in der Annahme der Dauerüberlieferung weiter gehen, als man es in diesem Falle bisher gewagt hat. So ergibt sich eine Reihe von Kulthandlungen, oder vielleicht besser brauchtmäßigen Handlungen, die wir allesamt mit dem Brauchtum und dem Mythos der Winter Sonnenwende in Zusammenhang bringen können.

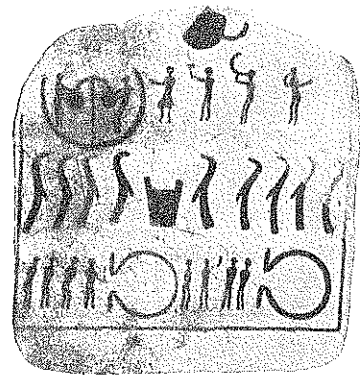


Abb. 1. Wand 8 im Råvika-Grav

Die oberste Reihe zeigt links in einem nach oben offenen Halbbogen zwei Männer, die offensichtlich mit Hilfe eines unten mit Gewichten beschwerten Bügels eine senkrechte Stange drehen. In diesem Falle ist man sich allgemein darüber einig, daß hier eine Feuerbohrung dargestellt wird, wie sie nachweislich zum Bestande der winter Sonnenwendlichen Bräuche gehört hat. Wenn dieser Brauch, wie D. Suth (Jamus S. 70ff., insbes. S. 73) nachgewiesen hat, ursprünglich von Zwillingen oder ersatzweise von gleichaltrigen Trägern des gleichen Namens ausgeführt wurde, so wird der Zusammenhang mit dem Kulte der Dioskuren deutlich, der mit dem vandalischen Kult der Alci und ähnlichen indogermanischen Kulturen zusammengehört und daher in eine sehr frühe Zeit zurückverlegt werden kann. Wenn die Sitte der Vandalen in späterer Zeit in Wendischell im nördlichen Jütland nachzuweisen sind, so hat doch von jeher eine Völkerbewegung von Schonen in Richtung auf die späteren dänischen Inseln und Jütland stattgefunden; in dieser Richtung sind ja später auch die Dänen selbst vorgeedrungen.

Rechts von den Feuerbohrern steht nun eine Gestalt, die sich durch das deutlich gezeichnete kurze Röckchen zweifellos als eine Frau kennzeichnet. Sie weist mit der einen Hand auf die Feuerbohrer hin; die Beine sind nach auswärts gebogen, wodurch wohl sinnbildlich eine Öffnung des Schoßes angedeutet wird. Dieser Sinn wird noch klarer, wenn man die Gestalt rechts davon betrachtet: einen Mann, der mit der Rechten einen Hammer oder eine Axt erhebt. Im Gesamtzusammenhang kann das kaum etwas anderes sein als die Hammerweihe der Braut oder Frau, die sich in Spuren bis in unsere Tage erhalten hat. Der Hammer wird der Braut in den Schoß gelegt oder geworfen; so in Thrymskviða 30 (nach Gengmer):

Da sagte Thrym, der Thursen König:
„Bringt den Hammer, die Braut zu weihen!
Leget Mjölnir der Maid in den Schoß!
Mit der Hand der War weiht uns zusammen!“

Die Stelle ist besonders beziehungsreich, weil es hier der Hammer Donars selbst ist, mit dem die Brautweihe vollzogen werden soll. Die Vorstellung hat sich noch lange, bis in die christliche Zeit hinein, gehalten, denn bei Frauenlob sagt Maria (Ausgabe v. Ettmüller, 1847; S. 7): „Der smit vom Oberlande warf sinen hamer in mine schöz.“ Sie meint damit zwar den christlichen Gott, der aber auch in diesem Falle einen wesentlichen Zug des Germanischen gewahrt hat. So zeigt uns eine Felszeichnung der Bronze-

zeit (Abb. 2) die Gestalt des Hammerwingers (es kann auch die Art sein; bei der steinzeitlichen Hammerart ist ja beides vereinigt), der mit dem geschwungenen Beile das Brautpaar segnet. Die Stelle bei Frauenlob lautet jedoch wie eine Erklärung zu unserem Råvika-Bilde.

Daß der Schmied dabei die Rolle des alten Hammerwingers Donar-Thor übernimmt, ist sehr naheliegend; hat sich doch in dem Privileg des berühmten Schmiedes von Gretna Green in England, der junge Paare ohne weiteres vor seinem Amboss trauen durfte, die Brautweihe mit dem Hammer bis in unsere Tage erhalten (es ist erst vor wenigen Monaten aufgehoben worden). Der „smit vom Oberlande“ dürfte eng verwandt sein mit dem griechischen Demiurgos, dem Weltbaumeister, von dem auch Hephaistos einige Züge angenommen hat. Auf eine weitere Beziehung des Schmiedes zum Fruchtbarkeitsritus komme ich sogleich noch zurück. Die Weihe mit dem Beile, die der mit dem Hammer völlig entspricht, scheint noch in der Äußerung des Baumgarten in Schillers Tell (I, 1) gemeint zu sein: „Und mit der Art hab' ich ihm 's Bad gesegnet“, was sich auf den Burgvogt Wolfenschießen und seinen geplanten Ehebruch mit der Frau Baumgartens bezieht. Ich vermute eine Beziehung zur Tätigkeit des Schmiedes auch in der Inschrift der Nordendorfer Spange: „Loga pore Wodan wigi ponar Awa Leubwinie“. Was E. Fehrle übersetzt (Deutsche Hochzeitsbräuche, Jena 1937, S. 38): „Lohe durchglühe! Wodan und Donar sollen die Weihe geben! Awa ihrem Leubwin.“ Obwohl diese Übersetzung unsicher ist, so kann sich „Loga pore“ doch vielleicht auf das Schmiedefeuer beziehen; ich möchte dabei auch an den Hephaistos oder Vulcanus denken, der ja das Feuer selbst ist. So ist es vielleicht auch kein Zufall, daß in dem Liede von Donars Brautfahrt, Thrymskviða, Loki als Bote in Freyjas Federgewand die trügerische Hochzeit vermittelt. Ja, von hier geht eine unmittelbare Beziehung zu Wieland dem Schmied, der sich zuletzt selbst im Federgewande in die Luft hebt, nachdem zu Beginn des Wielandliedes von seiner Melusinen-Ehe mit der Schwanenjungfrau Hervör erzählt wurde; eine Episode, die man mit dem übrigen Inhalt des Liedes nicht recht hat in Zusammenhang bringen können. Vielleicht ist aber ein Teil von Wielands Rache, das Beilager mit Bödewilt, noch ein ferner Nachklang des alten Fruchtbarkeitsmythos um den Schmied. Im Wölundlied wird das nur angedeutet, doch enthält die Erzählung in der Thidreksaga (Thule XXII, S. 139) eine bemerkenswerte Stelle: „Sie trat in die Schmiede und bat ihn, den Ring heilzumachen. Er aber sagte, zuvor wolle er etwas anderes schmieden, verriegelte die Tür fest und legte sich zu der Königstochter.“ Mir scheint, hier spielt noch die Vorstellung von dem Schmiedehammer als Fruchtbarkeitsinnbild deutlich hinein. Auch die Wahl des Donnerstages als Hochzeitstag, der sich bis in unsere Zeit erhalten hat, läßt deutlich die alte Beziehung erkennen.

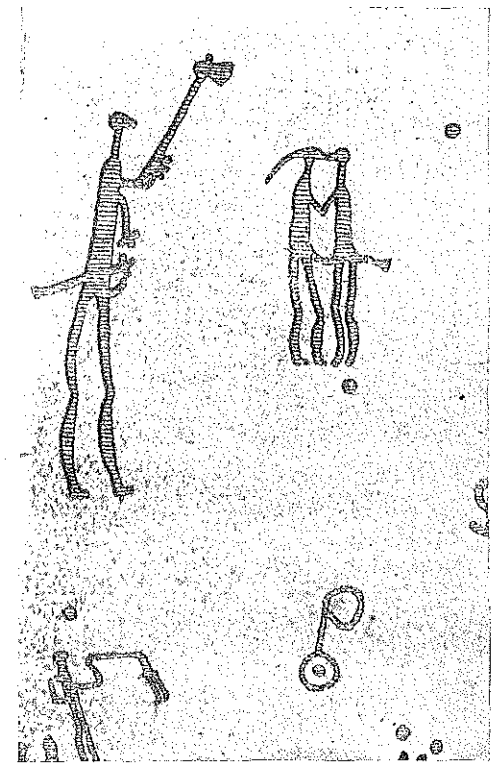


Abb. 2

Nun ist freilich die Beziehung dieser Brautweihe oder Schoßweihe zur Winter Sonnenwende nicht ohne weiteres ersichtlich. Es ist dabei aber doch zu bedenken, daß der Mythos von Donars Axtstich oder Hammer Schlag in den Bereich der Winter Sonnenwende, das heißt der Jahrespaltung gehört; so zeigt uns ein Felsbild den Axtschwinger, der die Axt gegen einen geteilten Kreis schwingt (Abb. 3), in dem wir sicher die spätere (angelsächsische) Rune „Fähr“ sehen können (vgl. H. Arntz, Handbuch der Runenkunde, S. 133). Über den Mythos der Winter Sonnenwendlichen Steinpaltung werde ich noch eine eigene Untersuchung schreiben; hier muß ich mich auf die Andeutung der Zusammenhänge beschränken.

Was aber durchaus in den Rahmen der mittwinterlichen Bräuche gehört, das ist das Lurenblasen, das auf der Darstellung rechts oben von zwei Männern ausgeführt wird. Wir dürfen in diesen beiden Lurenbläsern — an der Deutung ist kein Zweifel — wohl eine Entsprechung zu den zwei Feuerbohrern sehen. Wie O. Huth (a. a. O. S. 81) nachgewiesen hat, ist die Bohrung des neuen Feuers ein Brauch, der eng mit der Wiedergeburt des Lichtes in der Winter Sonnenwende zusammenhängt. So ist auch das Hörnerblasen zur Mittwinterzeit ein Brauch, der sich bis heute gehalten hat; die „Mittwinterhörner“ treten noch paarweise auf, besonders in Overyssel und auch noch in den angrenzenden westfälischen Gebieten (vgl. Redels, Volkskunde des Kreises Steinfurt, S. 125f.). Auch das Neujahrsblasen hängt gewiß damit zusammen. Sind aber die Bilder rechts und links eindeutig zum Mittwinterbrauch gehörig, so dürfen wir dies auch von der mittleren Szene, der Hammerweihe, annehmen; zumal der Zusammenhang mit den übrigen Szenen noch deutlicher wird. Die Roßweihe am Stephanstag wird ja auch mit dem „Hammersegen“ in Beziehung gebracht.

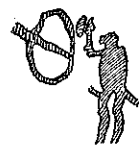


Abb. 3

Am leichtesten hat man sich die Deutung der mittleren Gruppe gemacht, und sie ist gerade die wichtigste. Da man sich aus unerfindlichen Gründen eine germanische Feier ohne „Menschenopfer“ anscheinend nicht vorzustellen vermag, so hat man in den neun merkwürdig stilisierten Gestalten Priesterinnen sehen wollen, die um einen Opferbottich stehen. Schuchhardt (Alt-Europa 3, S. 208) behauptet kurzerhand: „In der Mittelreihe stehen langbekleidete Frauen um den Bottich mit Opferblut.“ Diese Deutung läßt sich nun durch nichts näher begründen, und es fehlt der Zusammenhang mit jeder sonst bekannten Darstellung oder mythischen Überlieferung. Auch wenn man etwa an eine Bierkupe denkt, so führt es noch nicht an einen weiteren und tieferen Zusammenhang heran. Die Gestalten treten nun in der gleichen Anzahl schon auf der Wand 7 auf, nur daß hier eine mit erhobenen Armen den Zug, der sich in Richtung auf Wand 8 zu bewegt, anführt. Die Tracht der Frauen — denn um solche handelt es sich sehr wahrscheinlich — kann man ungefähr in der weiblichen Tracht auf dem Bilde einer rituellen Hochzeit in Hoghem, Kr. Tanum, Asp. Bohuslän, wiederfinden (vgl. Mannus 7/1915, S. 68). In der Mittelreihe stehen nun vier von diesen Gestalten links und fünf rechts von dem Gegenstand, in dem ich nach Form und dem zu erschließenden Sinngehalt eine Wiege vermute. Die Gesamtdarstellung würde dann jene aus Mythos und Märchen bekannte, uralte und weitverbreitete Szene wiedergeben, in der die Nornen oder die weisen Frauen an die Wiege des Neugeborenen treten, um ihm ihre verschiedenen Gaben zu schenken.

Dieser Mythos, dessen letzten Ausläufer wir in unserem Dornröschenmärchen kennen, ist bekanntlich auch in nordischen Überlieferungen bezeugt. Da er eng mit der Vorstellung der Wiedergeburt zusammenhängt, so ist seine Darstellung in der Grabkammer besonders sinnvoll. Auch die Beziehung auf die Winter Sonnenwende ist eindeutig, wie die nordischen Überlieferungen erkennen lassen. Unter diesen steht das jüngere Lied von Helgi Hundingsbana an erster Stelle; es schildert zu Beginn die Geburt des Helden:

Urzeit war es, Nare schrien,
von Himmelsbergen sank heiliges Raß,
da hatte Helgi den hochgemuten
Borghild geboren in Bralunds Schloß.

Nacht war's im Hof, Nornen kamen,
sie schufen das Schicksal dem Schatzspender:
Der Herrscher hehrster sollte er heißen,
der ruhmreichste Rede werden.

Die Szene ist eng verwandt mit der im Märchen von Dornröschen; im Helgiliede fehlt freilich die böse Fee, die hier nach den guten das Unheil verkündet; andeutungsweise hat ein Rabe diese Rolle übernommen. Den gleichen Motivbestand finden wir aber in der Erzählung vom Nornagest wieder (10. Kap.): „Mein Vater war reich an Geld und Gut und lebte reichlich in seinem Hause. Da zogen wahrsagende Weiber durch das Land, welche Wölwen genannt wurden und den Leuten ihr Lebensalter weisagten, weshalb diese sie zu sich ins Haus luden, sie gastlich bewirteten und ihnen beim Abschied Geschenke gaben. Mein Vater machte es auch so, sie kamen mit großem Gefolge in sein Haus und sollten mein Schicksal weisagen. Ich lag in der Wiege, als dies geschehen sollte, und zwei Wachslichter brannten neben mir. Da huben sie ihren Spruch an und weisagten mir, ich würde glücklicher werden als meine Voretern und als die Söhne der Häuptlinge im Lande, und versicherten, es werde mir in allen Dingen wohl gelingen. Der Wölwen oder Nornen waren drei, und die jüngste dünkte sich von den beiden anderen nicht genug geehrt, weil jene sie bei einer Weissagung von solcher Wichtigkeit nicht befragt hatten... Hierüber ward sie äußerst zornig, rief laut und entrüstet und gebot, mit den mir so günstigen Weissagungen innezuhalten: „denn ich bescheide ihm, daß er nicht länger leben soll, als die hier bei dem Knaben angezündete Kerze brennt.“ Nornagest lebt nun dreihundert Jahre; er trägt das Licht bei sich, das die gute Norne ausgelöscht und ihm gegeben hat, bis er es selbst anzündet und abbrennen läßt.

In den drei Nornen sind leicht die „tres sorores“ wiederzuerkennen, denen nach Burhard von Worms nächstlicher Weise Teller mit Speisen aufgestellt wurden. Der Zug, daß das Leben von einem brennenden Lichte abhängt, kehrt in Grimms Märchen vom „Gewatter Tod“ wieder (Nr. 44) und erinnert an die griechische Sage von Meleager. Bei der Höhle mit den Lichtern, in die der Gewatter Tod seinen Paten führt, könnte man leicht an eine Grabkammer denken. In den Helgiliedern ist nämlich zu erkennen, daß die Geschichte von Helgi („der Unverletzliche“) ein Wiedergeburtsmythos¹ ist. Er wird ja durch Dag mit dem Speere Odins im „Jesselhaine“ durchbohrt, in dem man längst den heiligen Hain der Semnonen² wiedererkannt hat, den man nur gefesselt betreten durfte. Wenn Helgi bei der Zusammenkunft mit seiner Gattin, der Walküre Sigrun, im Grabhügel dieser vortirft, ihre Tränen fielen „blutig auf seine Brust“, so erinnert das wieder an das Märchen vom Tränenknäglein und zeigt überhaupt, wie stark die Erinnerung an die vorchristliche Grabvorstellung noch in diesen Überlieferungen lebt.

Im Nornagest treten drei Nornen an die Wiege des Neugeborenen, im Dornröschen sind es zwölf (die dreizehnte ist die Unheilbringerin), und im Rivil-Grabe sind es neun.

¹ Das Lied von Helgi Hundingsbana hat den Zusatz: „Das war in alter Zeit Glaube, daß Menschen wiedergeboren werden konnten. Jetzt aber heißt das alter Weiber Wahn. Von Helgi und Sigrun erzählt man, daß sie wiedergeboren seien; er hieß da Helgi Haddingenheld (Haddingastati) und sie Rata Halsdants-tochter“. Das Lied von Helgi Hjörwardssohn sagt ähnlich: „Von Helgi und Sigrun heißt es, daß sie wiedergeboren seien“. (Vgl. R. A. Schardt, Irdische Unsterblichkeit, Weimar 1937, S. 8f.)

² Auf die jüdischen Semnonen deutet auch der Name Sigrun, den die Gemahlin des Helgi Hjörwardssohn führt. Der Gedanke der Wiedergeburt aus dem Grabe scheint schon in dem Namen Helgi selbst ausgedrückt zu sein. Vgl. vorige Anmerkung.

In jedem Falle sind es also eine oder mehrere Dreieite. Die Neunzahl finden wir nun in einem wichtigen Zusammenhang (mit Heimdalr) in der kürzeren Böluspa 7:

Ein er stand in Urtagen,
allgewaltig aus Asenstamm;
des Speeres Gebieter gebaren neun
Riesentöchter am Rande der Erde.

Manches erinnert darin an die Anfangstrophien des jüngeren Helgiliedes; es mag auch die Vorstellung von der neunfachen Geburt ursprünglich auf ein geschautes Bild, wie das im Rivilgrabe, zurückgehen. Abriqens wechselt auch die Zahl der Walküren zwischen neun und zwölf; man denkt dabei auch an die neun Töchter Agirs und auch an die neun Musen, die ja den jungen Dionysos in Obhut nehmen, nachdem er in einer Höhle geboren worden ist. Viele dieser heute rein mythisch oder märchenhaft gewordenen Züge dürften auf eine ursprüngliche kultische Wirklichkeit zurückgehen; und ich möchte annehmen, daß es entsprechend den Männerbünden auch weibliche Bünde mit bestimmten Aufgaben gegeben hat, die auf diesem Gebiete gelegen haben mögen.

Ganz besonders auffallend ist nun die Tracht der neun „Nornen“. Wenn nicht offenbar weibliche Gestalten damit gemeint wären, so könnte man an aufgerichtete Schwäne denken; und ich möchte wenigstens die Möglichkeit erwägen, ob hier nicht die neun Jungfrauen als Schwanenjungfern auftreten. Die Walküren tragen ja das Schwanengewand, und im Wielandliede, mit dem wir schon einen gewissen Sinnzusammenhang herstellen konnten, sind es drei Schwanenjungfern, die sich den drei Brüdern gesellen. Wenn der Schmied in den Männerbünden große Bedeutung hat (vgl. D. Höfler, Kultische Geheimbünde I, 54, Anm. 190) und es bei den Jungfrauen etwas Entsprechendes gab, so könnte hier eine gegenseitige Beziehung zwischen beiden in der Dichtung erhalten sein. Denn die untere Reihe der Wand 8 gibt eine Szene wieder, die sicher in den Kultbrauch der Männerbünde gehört.

Auch diese Darstellung entspricht in der Zahl der Gestalten dem Aufzug in der linken oberen Ecke des Steines 7. Die Zeichnung ist ähnlich, doch ist auf Stein 8 eine Verdoppelung oder Zweiteilung der Mannschaft zu sehen. Vier Mann stehen vor einem Zeichen, das wie ein liegendes griechisches Omega aussieht; rechts davon ist noch einmal fast das gleiche dargestellt. Soweit man auf eine Deutung dieser Darstellung nicht überhaupt verzichtet hat, griff man wieder zu dem bewährten „Menschenopfer“: es sollen drei Männer sein, die von dem vierten, der als Schwertträger erscheine (vielmehr scheint er einen Stab zu tragen), geopfert werden sollen. Erst de Vries (a. a. O.) kommt einen Schritt weiter, wenn er darin die Wiedergabe einer kultischen Handlung vor dem Tore eines angebauten heiligen Bezirkes sieht. Er verweist dabei auf *Solwerda in „Oudheidkundige Mededeelingen uit 't Rijksmuseum van Oudheden te Leiden“*, Nr. 6 (1925), S. 84, der bei Grabungen in der Nähe von Grabfeldern Grundrisse fand, deren Gestalt zu denen der isländischen Tempel paßt, die gelegentlich aber auf hufeisenförmige Anlage schließen lassen. Diese Deutung, so ansprechend sie zunächst erscheint, erklärt aber nicht die Zweizahl der Zeichen. Man kann zwar annehmen, daß damit eine fortschreitende Handlung dargestellt ist, aber von einem eigentlichen Fortschreiten ist sonst nichts zu sehen.

Ich möchte daher an eine andere brauchtmäßige Handlung denken, die mit der Feier der Winter Sonnenwende in engem Zusammenhang steht, nämlich den Durchzug durch zwei Tore, der in der Überlieferung von der Wilden Jagd bis heute lebt, und den Otto Huth (Janus, Bonn 1932, S. 68 ff.) ausführlich dargestellt hat (vgl. auch D. Huth, Der Durchzug des wilden Heeres, Arch. f. Rel.-Wiss. XXXII/1935). Wie alle Durchgangs- und Durchkriechriten dürfte auch dieser eigentlich eine sinnbildliche Wiedergeburt darstellen, wobei ursprünglich der Durchgang durch das Grab gemeint gewesen sein

mag; denn man findet den Brauch auch an Dolmen und Gräbern. Die Vorstellung von der Jahrespforte (Janus und janua) stellt den Zusammenhang mit dem winter Sonnenwendlichen Brauche her. So wird das neue Feuer auch im Tore gebohrt und angezündet (D. Huth a. a. O. S. 81), bei den Tischeressen im Tunnel (a. a. O. S. 83), und bei den Südslawen wird das Feuer wenigstens in einem dunklen Raume gebohrt (a. a. O. S. 83, Anm. 379). Daß der Zeichner die beiden Tore in der Form des nach links offenen Omegas darstellen mußte, ergibt sich aus folgender Erwägung: er mußte das Tor, um es überhaupt sichtbar zu machen, von der seitlichen zur vorderen Ansicht umkehren; um aber den Einmarsch zu kennzeichnen, mußte er die offene Seite den vier Männern zugehren.

Die vier Männer gewinnen durch diese Deutung einen ganz anderen Sinn. Der Träger des Stabes dürfte der Anführer sein, denn auch beim Wilden Heere trägt der Warner, der unter dem Namen der getreue Eckart bekannt ist, einen Stab. Auch im sonstigen Brauchtum pflegt der Führer einer Gruppe als Abzeichen einen Stab zu führen, der mit der Lebensrute verwandt sein dürfte. Wenn nun die gleiche Szene zweimal dargestellt zu sein scheint, so ist damit eben der Durchzug das erste und durch das zweite Tor dargestellt oder der Eintritt und der Austritt aus einem doppelstorigen Kultraum.

Ein Überblick über die gesamten Darstellungen des Steines 8 ergibt also einen Sinngehalt, der sich auf die Erweckung neuen Lebens und auf die Wiedergeburt des Toten aus dem Grabe bezieht: die Bohrung des neuen Feuers (bedeutet auch hier der nach oben offene Bogen eine Feuerentzündung im Tore?) und entsprechend die Weihe der Frau (der Mutter des wiedergeborenen Helden?) mit dem Hammer; die Mittwinterhörner, die neun Nornen an der Wiege des Neugeborenen (Helgi, Nornagest) und endlich der Durchzug der Mannschaft durch die beiden Tore, der ebenfalls als winter Sonnenwendlicher Wiedergeburtstakt gedacht ist. Mir scheint, diese Deutung ist ungekünstelt und lebensnah genug, um die Verbindung mit den viel später aufgezeichneten Mythen der Vorzeit zu sichern.

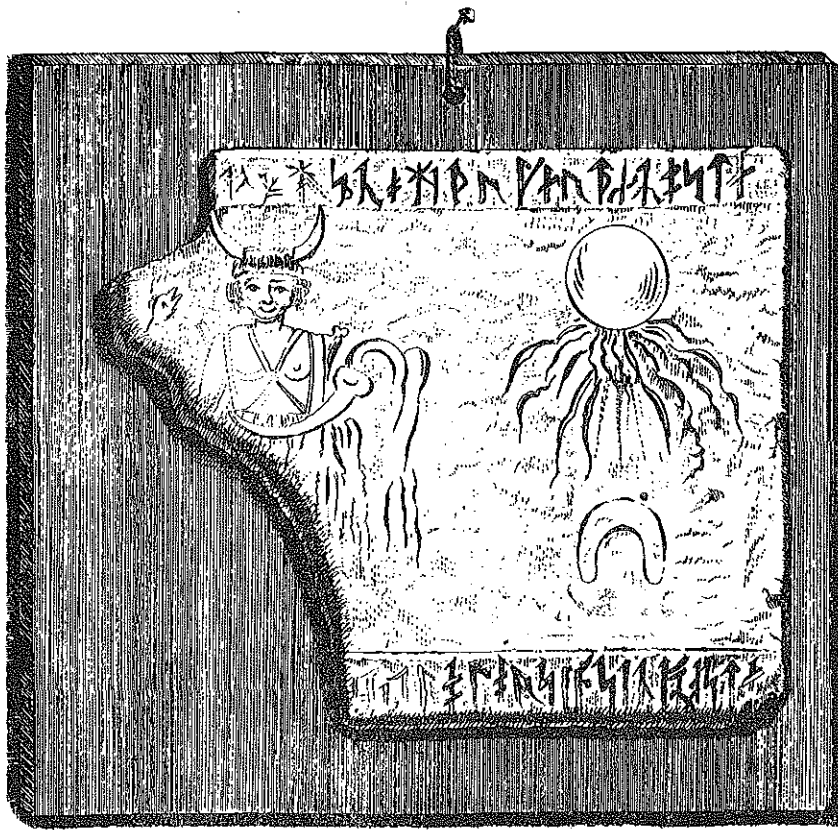
Es folgen weitere Untersuchungen zum Rivil-Grab von Gilbert Trathnigg, der mir auch für diese Arbeit wertvolle Hinweise und Belege gab.

Zum Ostastein

Don Edmund Weber

Als Wilhelm Leudt in seinem Werk „Germanische Heiligtümer“ die Abbildung des sogenannten „Ostasteins“ veröffentlichte, hat er weithin anregend gewirkt. Ungelehrte Runenliebhaber und gelehrte Runenfachleute haben den Stich prüfend daraufhin betrachtet, ob er ein echtes Stück oder eine jener Fälschungen aus romantischem Überdruß, wie sie das 18. Jahrhundert zahlreich hervorgebracht hat, darstelle und ob es sich um Hausmarken, wahre Runen oder um willkürliche Spielereien handle. Der Reiz des Geheimnisvollen hat so manchen Runenfreund gelockt, die Zeichen des Stiches zu enträtseln. Da aber das Urbild des Stiches vor langer Zeit nach Helmstedt an die Universität gesandt worden und dort verlorengegangen sein sollte, also eine Nachprüfung des Stiches nicht mehr möglich war, so hielten die Runenfachleute ihre Zeit und ihre Arbeitskraft wohlverständlicherweise für zu kostbar, um sie an eine so ungewisse und unsichere Sache zu wenden.

Als mir 1931 der Stich in Leudts Werk zuerst vor Augen kam und ich ihn aufmerksam betrachtete, stutzte ich. Ich hatte 1929 im Britischen Museum zu London Runenstudien getrieben und war dabei auf das Rammgehäuse von Lincoln aufmerksam geworden, das die Inschrift trägt: „[Einen] guten Ramm machte Thorfastr“ und nach der Gestalt seiner dänischen Runen mit Sicherheit — laut Prof. Dr. Otto v. Friesens freundlicher



Der Ostastein

Auskunft an mich — in die Mitte oder die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts gesetzt werden kann. Die Zeichen für A und O dieses Denkmals fand ich auf dem „Ostastein“ wieder und ersah daraus, daß die Zeichen des Stiches nicht „altsächsisch“ Runen sein konnten, sondern nordische sein mußten, sofern es sich überhaupt um Runen handelte. In dieser Erkenntnis bestärkte mich das Vorhandensein eines „gestochenen (punktierten)“ A in der oberen Reihe und je eines „späten“ A in der oberen und der unteren Reihe. Damit war die Entstehung des Urstücks, falls es echt war, in das 11. Jahrhundert gerückt. Das reizte mich, meine Untersuchung der Zeichen fortzusetzen. Aber ich verhehlte mir auch die Schwierigkeiten dieses Beginnens nicht: war doch ein großer Teil der noch deutlichen Zeichen offenbar arg entstellt, so daß ihre Auffassung als Hausmarken oder Spielereien durchaus begreiflich war.

Zum Glück entfiel mir, daß W. C. Grimm in seinem Buch „Über deutsche Runen“ 1821 einen im „Bragur“, Bd. 6, 1798, vom Freiherrn Karl v. Münchhausen aus seinem Familienbesitz veröffentlichten Kupferstich eines Runendenkmals erwähnt hat. Ich beschaffte mir den Bragur-Band und sah, daß ich in dem Kupferchen das Vorbild des von Teudt aus Strack's „Begleiter um Elfen“ übernommenen Stiches vor mir hatte.

K. v. Münchhausen hat zu der Geschichte seines Denkmals angegeben: „Es ist dieses ein ohngefähr gegen Ausgang des 15. oder mit Anfang des 16. Jahrhunderts in den Schaumburgischen Hauptgebirgen, dem Sündel und Hohenstein, gefundener Stein oder eine große irdene Scherbe, mit Figuren und Runen. Tief im rauhen Gebürge hatte ihn ein Bach

zu Tage gespült. Die Abbildung davon, auf Holz gemalt — so wie sie hier beygefügt ist — fand sich in der Rüst- oder Kumpellammer einer der Münchhausischen Burgen wieder. Einer von des Verfassers Vorfahren, namens Ludolph, mit dem Beinamen der Gelehrte, erwähnt auch dieses Steines in einer alten Handschrift, betitelt: „meyne Lebende und Reysende“ (Mein Leben und meine Reisen) und bemerkt dabei, daß er den Stein kopieren lassen und das Konterfei vielen Gelehrten gezeigt habe, welche aber die Schrift nicht gut hätten deuten können. Der Stein, sagt er, sei sehr verlandet und verrießen gewesen... Die Figuren schienen mit einem Messer oder Griffel in den Stein gezogen zu sein, da er noch nicht gebrannt und also wohl noch weich gewesen; also auch die Schriftzeichen.“

Diese Mitteilungen des Freiherrn boten mir die für den Ansatz meiner Untersuchung unerläßlichen Fingerzeige. Das verlorene Urstück war danach offenbar gar kein „Stein“ im wörtlichen Sinne, sondern eine gebrannte Tontafel gewesen. Infolgedessen hielt und halte ich es für geboten, nicht mehr von einem „Ostastein“, sondern nur noch von einer „Runenbildtafel“ zu sprechen. Das Kupferchen des Verfassers ging auch nicht auf das Urstück selbst zurück, sondern auf eine gemalte Kopie. Das Vorbild des Malers hatte längere Zeit in einem Bach gelegen und machte einen stark verschliffenen Eindruck. Dafür zeugt auch noch die Wiedergabe. Nun war der Maler sicherlich kein Runenkenner. Mag er noch so gewissenhaft und treu nachgeschaffen haben, was er vor Augen hatte — eine handgeschaffene Kopie ist kein Lichtbild und daher Unzulänglichkeiten unterworfen. Hier ergab sich also eine erste Fehlerquelle, die ich in Rechnung setzen mußte. Als Werkstück aus Ton war das Urstück weiter selbst drei Fehlerquellen ausgesetzt gewesen, die der Werkstoff bedingt: jede Tonware ist beim Brande Verzerrungen und der Bildung von Höckern und Bläschen ausgesetzt. Ich wußte das, ließ es mir aber zur Vorsicht noch von einem Fachmann der Preussischen Staatlichen Porzellanmanufaktur bestätigen. Die fünfte Fehlerquelle war endlich der Verschleiß im Bach.

Ich bin 1931 nach Hessisch-Oldendorf gefahren, um mir die angegebene Örtlichkeit des Fundes am Fuße des Hohensteins anzusehen. Der Hohensteinbach, der im Volksmunde „Blutbach“ genannt wird, besitzt Gefälle und führt Kiesel- und Sandgeschiebe. Eine längere Lagerung einer Tonplatte in seinem Bett mußte in der Tat recht starke Abschleifungen ergeben.

Die Burg, in deren Kumpellammer das Urstück aufgehoben worden sein soll, könnte nach einer Mitteilung von zuständiger Seite Remeringhausen gewesen sein. In W. Siefes Führer „Wo hin wandern wir?“ fand ich, daß ein Renaissanceschloß der Familie von Münchhausen in Hessisch-Oldendorf aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt; sollte es an der Stelle einer früheren Burg errichtet worden sein, so könnte das Fundstück auch dort gelagert haben, denn der Blutbach und der Hohenstein sind ja von Hessisch-Oldendorf am leichtesten zu erreichen.

Unter steter Berücksichtigung der Fehlerquellen suchte ich zunächst den Runenwert der noch einigermaßen deutlichen Zeichen zu ermitteln. Das ergab für die obere und die untere Reihe je 17 Buchstaben. Wegen der Einzelheiten dieser Untersuchung verweise ich auf meinen Aufsatz „Die Runenbildtafel vom Sündel“². Die Stäbe der unteren Reihe schienen sich lesen zu lassen als lousi isin frosta. Diese Worte konnten eine spätsächsisch-deutsche Deutung mit dem Sinn „Löse die eisigen Fröste!“ gestatten, was gut zu dem strahlenden Sonnenball der Platte gestimmt hätte. Mißlich aber war, daß die Lesung des einen J sehr fragwürdig war und überdies in frosta eine Yr-Rune mit dem Lautwert R im Inlaut gestanden hätte, wo eine Reidh-Rune erwartet werden mußte. Zu diesen Bedenken kam, daß die Zeichen der oberen Reihe keine entsprechend annehmbare altsächsisch-deutsche Lesung und Deutung ergeben wollten.

¹ Ausflüge ins Weserbergland und zum Teutoburger Walde. Bad Deynhausen.

² Zeitschrift für Volkskunde. N. F. III, Heft 3, 1932. S. 272–279.

Ich unterbreitete meinen Befund Herrn Prof. Dr. Gustav Neckel. Er machte mich freundlicherweise darauf aufmerksam, daß oben zwei Bänderungen und unten eine vorhanden wären und daß es ihm gelungen sei, aus den Stäben oben die Worte *thi ga ut*, *thar os* herauszuschälen; sie seien richtiges Dänisch des elften Jahrhunderts und dürften sich auf die gehörnte Gestalt beziehen, denn sie bedeuteten: „Du gehe hinaus, das ist der Ase (Odin)!“; die wiederholten Silben *lo*, *si* und *ta* am Schlusse dürften magisch auffassen sein.

Neckels Verbesserung meiner Lesung gaben der oberen Reihe das nordische Gepräge, das ich bis dahin vermist hatte. Die Sprache stimmte nunmehr zu den von mir als nordisch festgestellten Runen. So verzichtete ich auf meinen altfächsischen Deutungsversuch und schloß mich der magischen Auffassung der unteren Zeile an. Daß viele der nordischen Runendenkmäler magischen Inhalts sind, ist ja bekannt. Und war die Sprache der oberen Zeile dänisch, so konnte die untere Reihe nicht altfächsisch sein.

Wegen der Zeitlichkeit der Runen entschied ich mich für die Echtheit des ursprünglichen Fundstückes. Ich bin seitdem in meiner Auffassung bestärkt worden durch zwei weitere Feststellungen. Eine Runenbildtafel aus Ton als Ofen- oder Herdplatte schien einen Sonderfall (ein Unicum) darzustellen. Aber in *Sommers Leittwert*¹ fand ich S. 61: „Auf Boel kamen Hausmarken auch über den Haustüren auf einer Tafel aus gebranntem Ton eingemauert vor.“ Damit ist der Runenbildtafel vom Süntel die Einmaligkeit genommen und die Verwendung von Tontafeln als niederdeutscher Brauch belegt.

Auf der Bildtafel tritt dreimal die U-Runen in halber Höhe der übrigen Stäbe auf. Ich fragte dazu 1932: „Wie soll der eigenartige Fall erklärbar sein, daß die U-Zeichen kleiner geschnitten sind als die übrigen? Hätte ein Fälscher derartiges gewagt?“ Seitdem fand ich auf dem Röststein² eine Reihe von U-Zeichen, bei denen der Beistab mehr oder minder tief unter der Spitze ansetzt. Einmal steht sogar ein U da, bei dem der Hauptstab auch nur die halbe Länge erreicht. Mag man das in diesem Fall gut durch Raumentge und Rücksicht auf eine Rahmenlinie erklärt sehen, so beweisen doch diese Zeichen, die um 850 u. Ztr. gemeißelt worden sind, eine Neigung zur Vereinfachung und gelegentlichen Verkürzung der alten U-Runen. Der Röststein ist in dieser Hinsicht sozusagen eine Vorstufe zur Runenbildtafel. Es offenbart sich auch hier ganz wie bei den D-, L- und N-Zeichen der Bildtafel, daß ihr Hersteller — meiner Vermutung nach ein Däne, der in der Süntelgegend als Töpfergeselle arbeitete — in einer Übergangszeit lebte, in der ein Ringen verschiedener schwedisch-norwegischer und dänischer Runenreihen sich abgespielt hat. Soll man wirklich annehmen, daß ein Fälscher des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts ausgerechnet auf Vorbilder aus jener Zeit der Schwankungen im Runengebrauch um 1100 verfallen sein kann?

Neckel hat in seinem Aufsatz „Die Runen“ in den *Acta Philologica Scandinavica* 1938 S. 106 geschrieben: „Auch bei den Zeichen einer Tafel aus gebranntem Ton — des sogenannten Ostasteines, den zuerst der Freiherr Karl von Münchhausen 1798 aus dem Besitz seiner Familie veröffentlichte — handelt es sich um Beispiele der jüngeren Runenreihe, genauer um dänische aus der Zeit um 1100, wie Edmund Weber 1931 zeigen konnte.“ Diese Worte des Berliner Germanisten offenbaren, daß in den sechs Jahren seit der Veröffentlichung meiner Untersuchung kein beachtlicher Versuch unternommen worden ist, sie wissenschaftlich zu erschüttern.

¹ Die Haus- und Hofmarken, Berlin 1870.

² Jsa von Schönaich-Carolath, Runendenkmäler. Anhang S. 7.

Die Fundgrube

Die Felszeichnung in der Kastlhänghöhle

Durch Herrn Präparator D. Rieger-Kelheim wurde in der Kastlhänghöhle eine neue Felszeichnung entdeckt. Diese Höhle befindet sich in der bekanntesten Höhlengegend Deutschlands, zwei Kilometer oberhalb Neuses im Südring des Altmühltals, ungefähr 65 m über der Altmühl, 412 m ü. d. M. Die Höhle besteht aus einer verzweigten Halle, die ungefähr 50 m breit, 20 m tief und über 10 m hoch ist, mit gegen Nord und Nordwest gerichteten Eingängen.

Obgleich die Höhle jetzt sehr trocken ist, muß sie früher unter anderen geologischen Bedingungen eine Tropfsteinhöhle gewesen sein, denn an sehr vielen Stellen sind alte Tropfsteinbildungen zu erkennen. In dieser trockenen Höhle, in der eine sehr gleichmäßige Temperatur herrscht, sind die Tropfsteinbildungen sehr stark verwittert. Da der feste Kalkstein äußerst langsam verwittert, muß man demnach annehmen, daß die Tropfsteinbildung schon vor sehr langer Zeit ausgekehrt hat.

In einem Seitengang in dem nordöstlichen Teil, ungefähr 6 m vom Eingang entfernt, befindet sich eine Felszeichnung. Diese wird noch vom Tageslicht beleuchtet (siehe Abb. 1). Sie ist 10 cm über dem jetzigen Fußboden angebracht (siehe Abb. 2). Wahrscheinlich soll sie einen Steinbock darstellen. Die Länge beträgt 78 cm, die Höhe ungefähr 53 cm. Es sind zu erkennen: ein Kopf, bestehend aus Horn, Stirnlinie, Auge, Schnauze und Kehllinie; eine Rückenlinie, die sich in einen Schwanz fortsetzt. Unter dem Körper befinden sich zwei natürliche Aufwölbungen des Gesteins, die durch vom Schwanz und Kopf ausgehende Linien etwas verstärkt sind und die Beine darstellen. Links über der Rückenlinie befinden sich noch zwei gebogene Striche. Auf dem Halse befindet sich eine malkreuzähnliche Ritzung, daneben zwei näpfförmige Vertiefungen. Auf dem Körper des Tieres sind einige flache Linien gleichlaufend der Rückenlinie gezogen. Die Linien der Zeichnung sind alle fingerbreit und manchmal bis 17 mm tief. Sehr tief sind die Linien, die das Horn, die Stirn und den Schwanz

darstellen. Nur das Kreuz ist sehr dünn gezeichnet. Das Auge ist ein rundes näpfförmiges Loch, an dessen Vorderseite sich ein tieferer Ritz befindet. Alles ist stark verwittert und z. T. von verwittertem Tropfstein überkrustet.

An der Gestaltung der Linien und überall an der Form des Auges ist deutlich zu erkennen, daß diese Linien mit dem Finger



Abb. 1. Der Mann deutet auf die Zeichnung hin

in eine weiche Substanz gezeichnet sind. Die Linien sind immer fingerbreit, und an verschiedenen Stellen ist der Eindruck des Fingernagels zu erkennen. Sehr deutlich ist dies beim Auge. Das Malkreuz ist mit einem scharfen Gerät eingerichtet. Diese Zeichnung ist also angebracht worden während der Stein noch feucht war. In Tropfsteinhöhlen gibt es manchmal feuchte Wände, deren Oberfläche so weich ist, daß man darin mit dem Finger diese Zeichnung herstellen konnte. Ein Beispiel hierfür bietet das sich in der Nähe befindende kleine Schülerloch. Erst wenn eine solche Stelle austrocknet, weil die Wasserzufuhr aufhört, wird der Stein hart.

Auch das Alter der Zeichnung läßt sich bestimmen: Sie gehört dem Diluvium an. Dem Stile nach würde man die Zeichnung in der frankokantabrischen Gruppe zu der unteren Schmalflingstufe (Murrignacien) rechnen müssen, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Die Darstellung ist sehr primitiv und einschichtig.



Abb. 2. Schematische Abbildung der Felszeichnung

2. Die Linien sind sehr breit und tief.
3. Die natürliche Form der Steinoberfläche wird für den Tierkörper mit benutzt und manchmal durch die Linien nur noch verstärkt. Beispiele hierfür sind die Felszeichnungen in den Höhlen von Pair, La Grèze, Altamira, La Ferrassie, Font de Gaume und La Vache. Steinböcke sind hier verhältnismäßig oft abgebildet.

Die Funde des Vogelherdes haben gezeigt, daß es in Süddeutschland Kunstwerke dieser ältesten Stufe der diluvialen Kunst gibt. Die untere Schmalflingenkultur wurde in dieser Gegend angetroffen. Auch im kleinen Schulerloch, in einer Entfernung von ungefähr fünf Kilometer von der Kahlhöhle wurde vor kurzem eine Felszeichnung gefunden, die aber einem etwas jüngeren Stil angehört.

Bei einer Grabung, 1910 durch Obermaier und Fraunholz in der Kahlhöhle ausgeführt, wurde nur die obere Schmalflingenkultur gefunden, die im unteren Altmühltal weit verbreitet ist und schon verschiedene Zeichnungen auf Knochen und Stein hervorgebracht hat.

Die Möglichkeit besteht, daß die Zeichnung zu dieser Stufe gerechnet werden muß.

Dr. A. Bohmers.

Das Felsengrab auf dem Dybin. Inmitten des Bittauer Gebirges liegt der Dybin, ein an Sagen und Geschichte reicher Sandsteinberg. Der Gipfel trägt künstliche Bearbeitung aus vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit. Auf vorgeschichtliche Überlieferungen deuten Namen: Kaiserstuhl, Kaiserbett, Opferfessel und Felsengrab, alles künstliche Bearbeitungen des gewachsenen Sandsteins, deren vorgeschichtliche Bedeutung bis jetzt noch nicht geklärt worden ist. Das „Felsengrab“ kann nicht verglichen werden mit dem Felsensarg der Externsteine, doch hat es den Namen mit diesem gemein. Es liegt auf dem Nordgipfel, dem sogenannten „Raubschloß“, an ausgesetzter Stelle. Ich fand es Ende Oktober 1934, mit Humus völlig ausgefüllt und mit einem Birkenbäumchen bewachsen, nach langem Suchen endlich auf. Völlig aus dem gewachsenen Fels gehauen, der Deckel nicht etwa abnehmbar, erweckt es den Eindruck eines Grabes oder Grabsteines. Bei längerer Betrachtung tritt trotz starker Verwitterung in der Mitte des „Deckels“ ein eingearbeiteter Ring hervor. Weitere Zeichen konnten nicht mehr festgestellt werden. Die Ausrichtung verläuft etwa westöstlich. Gegen Sonnenaufgang schneidet die Richtung knapp rechts den „Scharfstein“, einen spitzen Berggipfel auf dem Rücken des „Töpfer“ Berggründens. Wann der Name



Felsengrab auf dem Dybin

„Felsengrab“ auftaucht, ist nicht feststellbar. Aus mündlicher Überlieferung dürfte Morawetz in seiner Dybin-Chronik diese Benennung festgehalten haben (etwa 1885). Morawetz versuchte auch eine Deutung des Namens. Demnach soll es als Verankerung eines „Spähhäuschens“ der kurzfristig den Berg besitzenden Raubritter gedient haben. Aber ein solches Werk kann hier keine dauerhafte Verankerung gefunden haben. Zudem bot der Berg an anderen Stellen des Gipfels viel bessere Beobachtungsposten.

Es ist freilich nicht befriedigend, lediglich fußend auf dem Namen „Felsengrab“ Schlüsse auf durchaus mögliche vorgeschichtliche Bedeutung zu ziehen. Vielleicht geben die Flurnamen einige Anhaltspunkte (Töpfer, Hain, Pferdeberg, Ameisenberg u. a.).

Schöne, zum Teil einzigartige Funde der Stein- und Bronzezeit sind vom Berge und im Tal geborgen worden. Nacheinander hat der Berg in geschichtlicher Zeit als „Raubschloß“, Kaiserburg und Klosterstift gedient. Was er vordem den Siedlern bedeutete, wird in den genannten Namen und in Sagen höchstens angedeutet. Auch der Sinn des Namens „Dybin“ ist verschollen. Eine befriedigende Deutung hat er bislang weder von germanistischer noch slavistischer Seite erhalten. Der auf dem bedeutsamen Deckel eingehauene Ring ist jedoch einer näheren Beachtung und Deutung wert.

Reinhard Bauer.

Die Heiligkeit der Sippe. Ein Beitrag aus dem Sagenschatz der „Zimbern“ in den Sieben und Dreizehn Gemeinden bei Verona:

Ein Toter kommt nachts wieder
(Erzählt in Roana bei Asiago)

Einmal starb ein Mann. Darauf, als er tot war, kam er bei der Nacht wieder und machte ein großes Feuer an und wärmte sich.

Wenn er dann war „warm, warm“, dann löschte er das Feuer und ging.

Sein Weib hörte ihn und ging zum Pfarrer und erzählte ihm die Sache. Der Pfarrer lehrte sie nun, den Toten zu befragen, damit sie erfahre, ob er vielleicht geflücht habe. Und der Tote antwortete:

„Wenn auch der Mensch flucht, Gott der Herr vergibt.“ Die zweite Nacht kam der Mann wieder, und sie fragte ihn:

„Hast du gestohlen?“
„Auch wenn du stiehst, Gott der Herr vergibt.“

Sie ging nun abermals zum Pfarrer und erzählte dem, was der Tote geantwortet hatte. Darauf sagte der Pfarrer:

„Frage ihn, ob er vielleicht mit seinen Bettern (= mit seiner Sippe) Streit hatte.“

Des Abends kam er, machte das Feuer an und wärmte sich. Darauf fragte ihn das Weib:

„Hast du vielleicht mit deiner Sippe Streit angefangen?“ Jetzt antwortete dieser tote Mann:

„Verflucht du und jener, der dich's gelehrt hat! Nun kann ich nicht mehr kom-

men, mich zu wärmen. Ich bin verdammt hinein ins Eis; denn ich habe mit meiner Sippe Streit gehabt.“

(Aufgezeichnet und übertragen von Bruno Schweizer.)

Aus der Landschaft

Ein Grenzstein

Unser Bild zeigt einen Grenzstein, der im heutigen Saargau am Ausgang des alten Wehrdener Bannes steht, der einst die nordwestliche Grenze der Grafschaft Saarbrücken bildete. Jenseits dieser Grenze lag das Gebiet der Prémonstratenser-Abtei Wadgassen.

Im 15. Jahrhundert hatte eine Nebenlinie des herzoglichen Hauses Nassau die Grafschaft Saarbrücken durch Heirat an sich gebracht, die von da ab Nassau-Saarbrücken hieß. Diese Namen künden unser Stein in den beiden Buchstaben NS. Die Fürsten von Nassau erhoben Ansprüche auf die Landes-

hoheit über das Gebiet der Abtei Wadgassen und drangen mit Anfang des 18. Jahrhunderts durch. Französischer Druck veranlaßte Fürst Heinrich Wilhelm von Hessen-Saarbrücken, das Gebiet der Abtei Wadgassen an Frankreich zu „vertauschen“. Der Wehrdener Bann wurde auf diese Weise im Jahre 1769 Grenze des Deutschen Reiches.

Die Vorderseite, die unser Bild zeigt, weist neben den Anfangsbuchstaben des Gebietnamens ein Zeichen auf, das man „Wolfsangel“ zu benennen pflegt. Es erscheint hier freilich nicht in seiner Urform, sondern in einer Abwandlung: die Senkrechte wird durch einen Querstrich gekreuzt. Offenbar ist sie — wie die bourbonische Lilie — ein Herrschaftszeichen, und zwar das Symbol der Landeshoheit des Gebietes Nassau-Saarbrücken. Prüfen wir das Wappen des Hauses Nassau-Saarbrücken, so suchen wir vergebens nach einer „Wolfsangel“. Zu dem gleichen Ergebnis führt ein Blick auf das Wappen der alten Grafen von Saarbrücken. Es muß also das Fürstentum Nassau-Saarbrücken neben dem Wappen noch ein zweites Hoheitszeichen als Grenzzeichen geführt haben.

Das Zeichen, das man „Wolfsangel“ zu nennen pflegt, hat nicht immer diesen Namen geführt. Er taucht vielmehr erstmalig in dem im Jahre 1530 erschienenen Turnierbuch des G. Rüxner auf. Früher hieß das Zeichen allgemein „Kesselhafen“. Rüxner dürfte die Umbenennung vorgenommen haben, weil ihm der Name eines Herdgeräts für die anspruchsvollen Wappen der turnierfähigen Geschlechter nicht vornehm genug erschien. Die neue Bezeichnung hat die alte nie ganz verdrängt; in bäuerlichen Kreisen pflegte man viel mehr nach wie vor das Zeichen „Kesselhafen“ zu nennen. Tatsächlich gibt die Gestalt des Zeichens auch den Kesselhafen und nicht eine Wolfsangel wieder. Was soll nun ein Kesselhafen auf einem Grenzstein? Das wird aus zahlreichen mittelalterlichen Grenzbeschreibungen, wo ein Hof einen Grenzpunkt bildet, klar, wo es heißt:

die Grenze „geht in den Kesselhafen“. Der Kesselhafen war also in diesen Fällen das eigentliche Grenzzeichen.

Der Kesselhafen hing in der Vorstellung unserer Ahnen mit dem Problem der Grenze irgendwie zusammen. Das bezeugt unser Grenzstein, das bezeugen zahlreiche Grenzsteine in anderen deutschen Gauen, die das gleiche Symbol aufweisen. Das beweist auch die merkwürdige Sage aus dem Lüneburgerischen, nach der ein Bauer, um die Pest von seinem Dorfe abzuhalten, die Grenzen der Dorfgemarkung mit dem Kesselhafen in der Hand umging (vgl. Grimm, Mythologie, Bd. 2, S. 992).

Der Kesselhafen war für den germanischen Menschen auch ein Herrschaftssymbol, er war das Symbol des Hausherrn, in dessen Mund die Hausgenossen und in dessen Gewalt Haus und Hof, Acker und Wiese standen. Im Isländischen und im Französischen heißt der Kesselhafen sogar „der Hausherr“.

R. R. Nuppel.

Das Männchen von Roth a. d. Our

Uralt ist die Kirche, die auf steilem Felsenrücken im Schatten einer mächtigen Linde bei Roth in der Nähe der Grenze von Luxemburg vergessen träumt. Es ist anzunehmen, daß sie auf einer vorchristlichen Kultstätte in der Mitte des 12. Jahrhunderts von dem Trierer Erzbischof Albero erbaut wurde. Bis 1311 war die Kirche im Besitz des Templerordens, nach dessen Auflösung sie an den Johanniterorden überging.

In einem Winkel zwischen Haupt- und Nordapost ist eine Steinplatte mit einem Hochrelief eingemauert. In kurzem Leibrock steht auf einer Konsole ein Mann, der die Arme erhebt. Es dürfte hier eine Wechselform des bekannten „Jahrmännchens“ vorliegen, das aus germanischer



Überlieferung vielfach bis in unsere Zeit weiterlebt. Eine ähnliche Darstellung soll an der Kirche St. Friez an der französisch-spanischen Grenze zu finden sein.

Jos. Alten.

Die deutsche Sprache zeigt sich überall haushälterisch, sie wendet die kleinsten, unscheinlichsten Mittel auf und reicht damit doch zu großen Dingen hin. Jeder Verlust wird aus der Mitte des Ganzen ersetzt, aber zugleich von dem Ganzen empfunden, so daß in dem Leben der Sprache zwar eine Änderung, doch nirgends eine Hemmung erfolgt. Sie hat also auch die andere mütterliche Eigenschaft, die Unermüdllichkeit, und gleicht nach A. W. Schlegels schöner Bemerkung einem Essengerät, das, wenn es schon zerbrochen wird, nicht verloren geht, sondern aus den Stücken immer wieder neu geschmiedet werden kann.

Jakob Grimm



Grenzstein aus dem Jahre 1769
Er zeigt die „Wolfsangel“ und die Buchstaben N (assau)
S (aarbrücken).
Aufn.: Germanicus

Die Bücherwaage

Gerhard Heberer, Die mitteldeutschen Schnurkeramiker. Beiträge zur Rassen- und Kulturgeschichte Mitteldeutschlands. Veröffentlichungen der Landesanstalt für Volkskunde zu Halle. Gebauer Schwetschke Buchdruckerei A.-G. Halle/Saale 1938. 42 Seiten, 16 Tafeln, zahlreiche Karten, Kurven, Tabellen im Text.

Es ist sehr zu begrüßen, daß Verf. die wichtigsten schnurkeramischen Funde Mitteldeutschlands in einer guten Übersicht zusammengestellt hat. Nicht nur eingehende Beschreibungen und tabellarische Darstellungen der hauptsächlichsten absoluten Maße und Indizes, sondern auch zahlreiche Bildtafeln (hauptsächlich Schalen in vier Normen) geben dem Leser Gelegenheit, selbst die rassistischen Feststellungen des Verf. zu überprüfen. Aus diesem Material werden allerdings sehr weitgehende Schlüsse gezogen. Daß wir in den mitteldeutschen Schnurkeramikern Vertreter des indogermanischen Kulturkreises sehen, steht wohl heute außer Zweifel. Dagegen weist Verf. mit Recht wieder darauf hin, daß wir von den vorliegenden rassistischen Verhältnissen eine Kontinuität zur europäischen Mittel- und Neolithzeit herstellen können. Seine weiteren Folgerungen, daß das indogermanische Urbild während des Mesolithikums im nördlichen Mitteleuropa entstand, finden in diesen rassenkundlichen Ergebnissen sicher eine starke Stütze, wenn auch das letzte Wort in diesem Problem noch lange nicht gesprochen ist. Rassenkundlich scheint noch besonders wichtig, daß Verf. im Gegensatz zu Perret u. a. die scharfe Abgrenzung einer nordischen und einer südlichen Rasse im engeren Sinne nicht für richtig hält, sondern diese beiden Formen nur als Extreme „der großen Variationsbreite innerhalb der nord-europäischen Langkopfguppe“ auffaßt. Die vorliegende Arbeit ist nicht nur zur Rassen- und Kulturgeschichte Deutschlands, sondern für das gesamte Indogermanenproblem ein sehr wertvoller Beitrag. A. Harroffer, München.

Konrad Lönge, Lebenserscheinungen und Verbreitung des deutschen Märchens (Siebener Beiträge zur deutschen Philologie, Heft 56). 98 S. Gießen 1937, Verlag von Münchener Universitäts- und Landesbibliothek Otto Rindt. Preis 3,60 RM.

Das Schrifttum über das deutsche Märchen ist schier ins Unendliche angewachsen. Auch Sammlungen von Beispielen aus dieser Gattung der Volksüberlieferung gibt es die Fülle.

Meistens sind sie jedoch von sehr geringem Wert. Da ist uns ein Führer, der die Spreu vom Weizen scheiden lehrt, sehr erwünscht. Ein solcher will nun das vorliegende Heft nicht gerade sein, aber teilweise kann es uns in dieser Beziehung gut dienen. Mit feinem Stilgefühl hat der Verfasser kitschige Nachahmungen sowie die literarischen Erzeugnisse des vorigen Jahrhunderts, die sich der Volksmärchenzählung zuordnen wollen, abgelehnt und den Kern der deutschen Märchendarstellung in übersichtlicher Darstellung zusammengefaßt. Hier und da gibt er ferner Rohstoffe, die sich auch noch gut verwenden ließe. Leider jedoch können Wegweiser auch in die Irre führen, und davon dürfen wir das Büchlein nicht ganz freisprechen: Durch seine philologische Methode zerlegt Lönge auch den Kern des deutschen Märchens, so daß nichts für uns Wertvolles übrigbleibt. Das „echte“ Märchen ist ihm das Wunschmärchen, das der arme unterdrückte Bauer schuf, um wenigstens in der Phantasie über sein Elend hinauszukommen. Diese materialistische Einstellung läßt den mythologischen Gehalt, als dessen Bewahrer wir den Volksmärchenzähler dankbar schätzen müssen, völlig in den Hintergrund treten. Himmelsmythologie, die doch sicher in diesen Geschichten noch nachweisbar ist, wird deshalb als „kuriose Phantasterei“ abgelehnt (S. 7). Dazu stimmt der im Grunde humanistische Bildungsbegriff, den der Verfasser bei der Einschätzung der Volksmärchenzählung als Maßstab verwendet. Das alles schmälert die Freude an dem flott und sonst gut lesbar geschriebenen Werkchen.

Otto Paul.

Hermann Kolesch, Schwabentum im Schwabenlied (Arbeiten aus dem Institut für Deutsche Volkskunde, Universität Tübingen, herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Bebermeyer; Volk, Volkstum, Volkskultur Bd. 1). W. Kohlhammer, Stuttgart 1936.

Die Volkskunde soll, wie der Herausgeber betont, auf rassistischer Grundlage arbeiten, das heißt, sie soll trachten, die volksgestaltenden Kräfte des Erbgutes und der Umwelt (Boden und Geschichte) einander gegenüberzustellen und so zu erkennen. Dazu bedarf es gediegener Einzeluntersuchung, und auch die Beschränkung auf einen deutschen Stamm und den Ausdruck seiner Seele im Lied kann nur dann ein richtiges Bild vermitteln, wenn genügend Vorarbeit geleistet ist.

Die Arbeit Koleschs scheint mir nicht günstig aufgebaut zu sein. Er versucht zuerst, die Eigenart der Schwaben zu skizzieren, wie sie durch Rasse sowie Landschaft und Klima bedingt ist (dabei werden keine genauen Gebietsgrenzen gegeben und die geschichtlichen Kräfte bleiben vernachlässigt). Danach will er sie im Spiegel des Liedes wiederfinden und dadurch eine Bestätigung der überkommenen Vorstellung vom Schwaben und in einem gewissen Sinn vom Deutschen überhaupt erhalten. Es wäre aber überhaupt zunächst erst einmal jenes Spiegelbild ins Auge zu fassen und nachzuzeichnen. Das allein wäre schon eine gewaltige, dankenswerte Arbeit. In einer Zusammenschau auf andere Äußerungen des Volkstums (etwa Tracht, Hausbau, Brauchtum u. ä.) käme man nun zu einem Bild der Volkseele, das schließlich zu dem körperlichen in Beziehung gesetzt werden sollte. Aber mit allgemeinen Angaben wie hier ist nichts gewonnen.

Das Liedgut selbst wird von K. als unmittelbarer Ausdruck im Liebeslied und als teilweise mittelbarer in seiner Verbindung mit dem Brauchtum des Jahres und Menschenlebens behandelt. Der vorgebrachte Stoff scheint mir zu gering für einen so großen Raum, und auf Herkunft und zeitliche Stellung der Lieder ist zu wenig Gewicht gelegt. Vieles könnte, von der Sprache abgesehen, geradezu bahrhaisch-österreichisch sein; das sentimentale Lied auf S. 58/59 ist ein alpenländisches Werk, von dem bekannten Rärntner Kofchat auf volkstümlicher Grundlage geschaffen. Natürlich ist es geradezu bedeutsam, was ein Stamm aus der Fremde aufnimmt, wie was er selbst schafft; es muß aber auseinandergehalten werden. Bei anderen Stücken tut dies K. ja auch. Die Forderung nach reicherem Stoff ist deshalb zu erheben, weil die Eigenart der Stämme wohl nicht so sehr in den Liedmotiven und -stimmungen (Verbung, heimliche Liebe, Trost, Sinnlichkeit, Sentimentalität u. a.) liegt, sondern in deren Stärke und gegenseitigem Verhältnis.

Da diese Forderung für Gesamtchwaben wahrscheinlich noch verfrüht ist, wäre es zu wünschen, daß Kolesch das vollständige Liedgut seiner engsten Heimat durcharbeitet, wobei ihm seine allgemainschwäbischen Kenntnisse den richtigen Hintergrund geben können.

Wolf-Jesbrand Much, Wien.

Edward Schröder, Deutsche Namenkunde. Gesammelte Aufsätze zur Kunde deutscher Personen- und Ortsnamen. Festgabe seiner Freunde und Schüler zum 80. Geburtstag. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1938. 342 S. 12 RM.

Es war ein guter Gedanke, zu Edward Schröders achtzigsten Geburtstag die vielen verstreuten Aufsätze des greisen Altmeisters der Germanistik zu sammeln und, von ihm selbst noch-

mals durchgesehen, zu veröffentlichen. Der Wissenschaft ist dadurch ein wertvoller Dienst erwiesen worden, denn viele der überaus wichtigen Aufsätze waren bisher nur schwer zugänglich, einige bisher überhaupt noch nicht gedruckt. Außerdem ist es, da zahlreiche Arbeiten schon länger zurückliegen, von größtem Werte, daß der Altmeister selbst sie nochmals durchsehen und an der einen oder anderen Stelle bessern konnte. Die einzelnen Aufsätze würdigen zu wollen, würde zu weit führen und hieße auch Wasser ins Meer tragen: die große Bedeutung der hier zu einem Band vereinten Arbeiten ist längst allgemein bekannt, die nunmehr auch durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Register in jedem einzelnen Falle noch leichter als bisher zu Rate gezogen werden können.

Gilbert Trathnigg.

Marlene Haupt, Reimar der Alte und Walthar von der Vogelweide. Siebener Beiträge zur deutschen Philologie 58. Gießen 1938. Münchener Universitäts- und Landesbibliothek Otto Rindt G. m. b. H. in Gießen.

Die Arbeit untersucht, gestützt auf frühere Arbeiten der gleichen Art, die wechselseitige Bezogenheit von Gedichten Walthers von der Vogelweide und Reimars des Alten und gewinnt dadurch wichtige Anhaltspunkte für die Entstehungszeiten und einzelnen Anlässe manches Liedes, sowie für den Werdegang der beiden Dichter überhaupt. Bekanntlich war das Verhältnis zwischen diesen nicht immer besonders freundschaftlich, und gerade daraus ergibt sich mancher Hinweis auf weitere Zusammenhänge. Wenngleich man Walthar keineswegs mehr als Schüler Reimars bezeichnen kann, so bleibt doch bestehen, daß er zu Beginn seiner Dichtung manches von ihm gelernt hat.

Platzmann.

Gerhard Böhne, Zeugnisse alt-nordischen Glaubens. Julius Klinckschlag Verlag, Leipzig 1937. Geh. 3,40 RM., geb. 4,20 RM.

Es handelt sich um eine systematisch geordnete Auswahl aus der Sammlung Thule, die Unterrichtszwecken dienen soll. Eine Photographie einer isländischen Landschaft ist beigelegt und fünf Kartenstücken sind angehängt. Vorgelegt sind eine Zeittafel, eine Einleitung, die kurz über verschiedene Auffassungen der germanischen Religion unterrichten will, und ein Abschnitt „methodische Bestimmung“. Seite 13 lesen wir: „Nehmen wir diesen Glauben (der Germanen) in seiner echten Lebendigkeit, ... dann hat er uns heute im tiefsten Grunde seinen Lebenswert mehr zu geben.“ Ferner „es gehört zu den unmittelbarsten Wirkungen des Christentums, daß es durch die Tiefe seiner Gotteserkenntnis die Raivität heidnischer Frömmigkeit unwiederbringlich zerstört“. Wir meinen, daß in die Einleitung einer Quellenangabe, die unvoreingenommen sein will, nicht

solche christlichen Vorurteile gehören. Auch an anderen Stellen zeigt sich, daß der Verfasser selbst der germanischen Religion innerlich nicht gewachsen ist und sie daher in ihrem Tiefsten nicht zu würdigen vermag. Otto Huth.

Arno Mulot, *Die deutsche Dichtung unserer Zeit*. Teil I, 2: Der Soldat in der deutschen Dichtung unserer Zeit. Mehlerische Verlagshandlung, Stuttgart 1938.

„Aufruf und Antwort in einem ist der Krieg. Dieses wechselseitige Verhältnis läßt über allen Wandel der Jahrhunderte hinweg immer wieder ähnliche Züge im waffenführenden Mann

erkennen und gibt daneben jeder kriegerischen Epoche doch ihr ganz besonderes, unverkennbares Gesicht und die Eigenart ihrer kämpferischen und soldatischen Lebensform.“ Mehr als nur einen Schrifttumsbericht will Mulot vom Gesicht des Soldaten und des Krieges, wie es sich in der Dichtung der Gegenwart spiegelt, geben. Seine Sachkenntnis und sein sicheres, freies Urteil haben es ihm ermöglicht, der Gefahr des Schemas weitgehend zu begegnen, soweit das in so knappem Rahmen möglich ist, vor allem durch die trefflichere Auswahl mehr symbolischer als programmatischer Zitate.

Hans Bauer.

Zeitschriftenchau

Mannus, Zeitschrift für Deutsche Vorgeschichte, 30. Jg., Heft 3, 1938. W. Nothnig, Zur Frage der Hammerkopfnadeln. In vorgeschichtlicher Zeit bestanden enge Beziehungen Süddeutschlands über Ostpreußen, Schlesien, Polen und Böhmen nach Mitteldeutschland. Die Hauptträger dieser eng zusammenhängenden Kulturen der Endsteinzeit und frühen Bronzezeit sind die aus Mitteldeutschland stammenden Schnurkeramiker, d. h. Indogermanen. Für die Frage der Herkunft der Indogermanen ist die Ansicht über die Herkunft der Schnurkeramiker von großer Bedeutung. Manche Gelehrte halten noch daran fest, daß die Schnurkeramik aus dem Osten gekommen sei. Am Beispiel der Verbreitung der Hammerkopfnadeln wird gezeigt, daß der umgekehrte Weg der Wahrscheinlichere ist. — M. E. van Giffen, Das Kreisgraben-Urnenfeld bei Vledder. In ausführlicher Darstellung berichtet van Giffen über die von ihm geleitete Ausgrabung bei Vledder, Provinz Drente (Holland). Dieses Gräberfeld, das mehr als 300 Gräber enthält, wurde entdeckt von Herrn H. J. Popping. Van Giffen fügt seinen Ausführungen umfangreiches Abbildungsmaterial bei. Die eigentliche Frage, um die es van Giffen in seiner Abhandlung geht, ist das umstrittene Problem, ob bestimmte Grabbauten mit Pfostenstellungen überdacht waren oder nicht. Durch seine neue Grabung glaubt er entscheidende Gründe dafür gefunden zu haben, daß die Annahme einer Überdachung derartiger Gräber unhaltbar sei (S. 355).

Während hier also keine Grabhausbauten nachweisbar sind, sind diese im übrigen in den verschiedensten Formen gut bezeugt (Zusammenstellung von Belegen S. 334). Ja, van Giffen fand Beispiele dafür, daß Tempelbauten sich aus Grabhausbauten entwickelten (S. 333f.). Van Giffen erkennt an diesen hölzernen Kultbauten „den Übergang vom Toten- und Ahnenkult zum Götterkult“. — *Neue Jahrbücher für Antike und deutsche Bildung*, 1. Jg., Heft 8, 1938. Friedrich Maß, Die Indogermanisierung Italiens. Prof. Maß gibt dankenswerterweise in drei aufeinanderfolgenden ausführlichen Aufsätzen einen Überblick über die Erforschung der Vorgeschichte Italiens. Sein erster Aufsatz in dem vorliegenden Heft behandelt die Jungsteinzeit und die Bronzezeit. Die vergleichende Sprachwissenschaft hat gezeigt, daß Italien in vorgeschichtlicher Zeit indogermanisiert wurde. Fest steht auch, daß die indogermanischen Italiker aus dem Norden nach Italien kamen. Genauere Einzelheiten festzustellen, ist die Aufgabe der Archäologie und Vorgeschichte. Die Forschung hat hier noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Auf eine Einzelheit soll hier besonders hingewiesen werden. Die oberitalischen „Terramare-Deute“, deren Siedlung ein rechtwinkliges Straßensystem innerhalb von Wall und Graben zeigt, sieht man als die Gründer Roms an. Dabei spielt eine große Rolle die römische Überlieferung von der Roma quadrata, der Palatinfiedlung als Keimzelle der späteren Stadt. Lediglich auf Grund dieser Bezeich-

nung der alten Palatinfiedlung erschließt man eine alte rechtwinklige Anlage, deren Gestalt man einerseits im späteren römischen Lager, andererseits in der oberitalischen Terramare-Anlage wiederfindet. Inzwischen hat nun aber Altheim darauf hingewiesen, daß Roma quadrata nicht vieredriges Rom, sondern vierfach geteiltes Rom heißt. Das Wort weist vielmehr auf eine kreisförmige Anlage hin (vgl. Werner Müller, Kreis und Kreuz, Deutsches Ahnenerbe, 2. Abt., Band 10, Berlin 1938, S. 59 ff.; Szabo, Rheinisches Museum 87, S. 160 ff.). — *Die Sonne*, 15. Jg., Heft 9/10, 1938. Reinhold Zimmermann, Die Dinarier-Frage. Zimmermann hält gegenüber anderen neueren Versuchen an der Einordnung der Dinarier durch Fischer und Günther fest. Dagegen meint er, daß die Frage der besonderen seelischen Anlagen dieser Rasse, insbesondere die Frage ihrer Musikalität, einer erneuten Untersuchung bedarf. Er macht darauf aufmerksam, daß zwischen der alten alplerischen und der serbisch-kroatischen, überhaupt der westbalkanischen Volksmusik so starke Unterschiede bestehen, daß nicht beide auf dieselbe Rasse zurückgeführt werden können. — *Zeitschrift für keltische Philologie*, 21. Band, Heft 1, 1938. J. Pokorny, Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrier. In ausführlicher sprachwissenschaftlicher Befunde einen großen Einfluß der Illyrier vor allem innerhalb der keltischen Kultur nachzuweisen. Der Name des Rheins ist nach ihm nicht keltisch oder germanisch, sondern vielmehr illyrisch. Auch den Namen der Germanen versucht er in Auseinandersetzung vor allem mit Much und Schney als weder germanisch noch keltisch, sondern illyrisch zu erweisen. Krahe hat einen illyrischen Volksnamen Germinii nachgewiesen. — R. Pittioni, Die Urnenfelderkultur und ihre Bedeutung für die europäische Geschichte. Pittioni befaßt sich eingehend mit der Frage der Herkunft der Italiker und Kelten, die er ebenfalls in neuer Weise zu beleuchten versucht. Bisher hatte man „die große, für Europa geradezu weltgeschichtliche Bedeutung der Urnenfelderkultur“ nicht erkannt, deren Träger die Illyrier waren. Diese indogermanischen Illyrier hatten das Eisen nach Europa vermittelt, und sie bestimmten selbst die eisenzeitliche Geschichte Europas. In der Zeit von 1200 bis 900 v. Zth. ändert sich die vollstliche Struktur Europas durch die Wanderung der Urnenfelderkultur, deren Ausgangspunkt im Gebiet der

Laufitzer Kultur zu liegen scheint. Diese Wanderung gab den Anstoß für die Wanderung thrako-phrygischer und griechischer Völker, ja vermutlich auch den Anstoß zur arischen Wanderung. Pittioni fügt seiner Abhandlung eine schematische Karte der Ausbreitung der Urnenfelderkultur sowie vier Tafeln mit Fundgegenständen dieser Kultur bei. — *Geistige Arbeit*, 5. Jg., Nr. 18, 1938. Hans Krahe, Das Problem der „Agäischen Wanderung“ in sprachwissenschaftlicher Beleuchtung. Die „Agäische Wanderung“, das heißt „mehrere untereinander ursächlich verbundene Völkerbewegungen, die etwa um 1200 v. Zth. die Länder des Vorderen Orients und des östlichen Mittelmeergebietes, einschließlich Italien, heimgesucht haben“, ist ausgelöst durch ein einziges Volk, nämlich die Illyrier. Diese haben aber, wie die Sprachwissenschaft jetzt zeigen kann, nicht nur jene Wanderungen in Gang gesetzt, sondern zum großen Teil selbst bestritten. Den Doren waren Illyrier beigemischt. Wie zuerst Altheim von Blumenthal nachwies, läßt sich eine größere Anzahl von Wörtern des Dorischen nicht nach den griechischen Lautgesetzen erklären, wohl aber nach illyrischen. Auch mit italischen Stämmen waren illyrische Elemente verbunden. Man könnte deshalb mit gutem Recht die „Agäische Wanderung“ vielmehr „Illyrische Wanderung“ nennen. Krahe hält die Laufitzer Kultur übrigens für illyrisch, glaubt aber nicht, daß hier der Ausgangspunkt der illyrischen Wanderung liegt. Dieser Herd sei mit sprachlichen Mitteln allein nicht auszumachen. — *Die Deutsche Höhere Schule*, 5. Jg., Heft 22, 1938. Walther Faber, Die Germanen in den Rheinlanden während der Römerherrschaft. Die bisherige Forschung in den Rheinlanden galt vorwiegend der römischen Soldatenkultur, den Römerstädten, dem Limes, den Kastellen, den Römerstraßen usw. Auch dies gehört zur Geschichte unseres Volkes, „aber wir fragen heute zugleich, ja in erster Linie, nach dem Schicksal der dort wohnenden Germanen im Verlauf der 400jährigen römischen Herrschaft. Sie lebten im „besetzten Gebiet“, ... aber sie haben ... ihre angestammte Art gegenüber dem Fremdvolk behauptet, besonders seitdem das germanische Element im Römerheer immer mehr überhandnahm“. Für uns ist es erfreulich, „daß unsere Vorfahren hier von den Römern lernten, den dauerhaften Stein mit Schrift und Bild zu schmücken und dabei in die fremde Form ihre eigene Seele zu gießen. Wertvollstes ist

uns so erhalten geblieben!" Nach Bemerkungen über die „Interpretatio romana“ und die Schwierigkeit, Germanisches und Religiöses zu sondern, behandelt der Verfasser eingehend die Jupiter-Gigantenkämpfe und die Matronenstein. Faber berücksichtigt die neuesten Ausgrabungen und verweist auch auf das einschlägige Schrifttum. — **Voll und Scholle**, 16. Jg., Heft 10/11, 1938. Heinrich Geißler, Das Burgunderreich am Rhein und die neuere Forschung. Von den verschiedensten Seiten war gegen die Ansicht, daß das Burgunderreich entsprechend der Überlieferung des Nibelungenliedes in der Gegend von Worms gelegen habe, Einspruch erhoben worden. Man verlegte vielmehr seinen Sitz nach der Aachener oder Kölner Gegend. Dagegen verharret Ludwig Schmidt bei der alten Ansicht und meint, daß die Burgunder höchstens kurze Zeit nach ihrem Rheinübergang Ende 406 am Niederrhein, wahrscheinlich in Köln und Umgebung, gesessen haben. Das eigentliche rheinische Burgunderreich dagegen sei in die Gegend von Worms zu verlegen. Diese Ansicht wurde inzwischen durch Bodenfunde gestützt. Ein im Herbst 1934 ausgegrabenes Gräberfeld bei Lampertshausen weist nach F. Behn auf eine feste Siedlung hin, und ist zweifellos Ostgermanen, und zwar Burgundern zuzuschreiben. — **Vergangenheit und Gegenwart**, 28. Jg., Heft 11, 1938. Gerhard Eggert, Mythos und Symbol. Eggert hebt die Leistung Bachofens für die Wissenschaft vom Symbol hervor. „Bachofen ist unübertroffen in der Tiefe des Einblicks in die Welt der Symbole“. Die Geschichtsmythologie Bachofens allerdings wird entscheidend weitergeführt und berichtigt durch die Rassenkunde. Neben Rassen- und Volkskunde ist die Sinnbildkunde heute von größter Bedeutung: „Wie vor hundert Jahren die deutsche Entdeckung des Volkstums eine neue Wissenschaft hervorrief, so hat auch heute die Wiedergewinnung des Symbols für die Wirklichkeit unseres Lebens zur Geburt einer Wissenschaft geführt, die so jung ist, daß sie noch nicht einmal akademische Würde erlangt hat: die Wissenschaft der Sinnbildforschung. Während die Vorgeschichte, die „Wissenschaft des Spätens“, die Kulturhöhe unserer Ahnen an der nutz zwecklichen Seite nachwies, vermochte die Sinnbildforschung auch die geistige Seite des nordisch-vorgeschichtlichen Lebens zu er-

schließen. Denn jedes Symbol gehört einem größeren Sinnzusammenhang an, — es ist Ausdruck einer ursprünglichen Weltanschauung, und das sinnbildliche Zeichen ist deren älteste Urkunde“. — **Wiener Zeitschrift für Volkskunde**, 43. Jg., Heft 3/4, 1938. Arthur Haverlandt, Zur Darstellung des Lebensbaumes in der deutschen Volkskunst. In Auseinandersetzung mit D. Lauffer zeigt Haverlandt, daß die Volkskunst ein altes Baumsinnbild bewahrt, das man am besten als Lebensbaum bezeichnen kann. Er weist dies vor allem an Hand von Darstellungen des Hochzeitsbaumes nach, dessen Mythos sich bis in indogermanisches Altertum zurückverfolgen läßt. „Es nimmt wunder, wenn D. Lauffer diesen im Westen, Süden und Norden so einheitlich überlieferten Mythos weder in seiner Ganzheit erwähnt, noch auch diese vom Alten Testament wahrhaftig unabhängige Erscheinung des Baumes des ewigen Lebens oder der ewigen Jugend im indogermanischen Weltbild nicht als ein geistiges Erbe beachtet und gewertet hat, das im Volksglauben, wie in den Kinder- und Hausmärchen sich auswirkt.“ — **Deutsches Volkstum**, 20. Jg., Heft 10, 1938. Ernst Lippelt, Das Geheimnis des Raumburger Meisters. Lippelt weist überzeugend nach, daß der Raumburger Meister zu den Waldensern gehörte. Nur die Waldenser feierten das Abendmahl als Erinnerungsmahl und reichten dabei nicht nur Brot und Wein, sondern auch Fisch. Auf dem Abendmahlstisch im Raumburger Westchor sieht man eine Schüssel mit zwei Fischen. Das Kreuz des Raumburger Bettlers ist dreiarstig, das heißt, es ist das „Kreuzkreuz“, das die Albigenser und Waldenser in ihrem Gottesdienst verwendeten. Nur hier in der Raumburger Kirche erscheint ein solches Kreuz, dessen Gestalt der Meister überdies noch zu verbergen sucht; es sieht aus, als ob der vierte Kreuzesarm lediglich hinter einer Gewölberippe verborgen sei. Aus der Darstellung der Maria, die auf Christus hinweist, spricht deutlich die Ablehnung der Marienverehrung. Damals hatte die Marienverehrung ihren Höhepunkt erreicht, und nur die Waldenser lehnten sie ab. Was man früher als das „Protestantische“ in den Werken des Raumburgers bezeichnet hat, ist also genauer als waldensisch zu bestimmen. Otto Guth.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

Februar

Heft 2

Das erste Auftreten der Goten im Donauraum

Von Franz Altheim

Die antike Überlieferung ließ die Gotenkriege unter Caracalla beginnen. Von seinen Siegen über den germanischen Stamm berichtet allein der Biograph des Kaisers (v. Carac. 10, 6). Die Quelle enthält anerkanntermaßen einen guten geschichtlichen Kern; aber da sie durch Zusätze unbürgerten Charakters erweitert ist, kann die Nachricht nicht ohne weiteres hingenommen werden. Sie bedarf der kritischen Prüfung oder der Bestätigung durch anderweitiges Quellenmaterial.

Die gotischen Kämpfe und Siege Caracallas sind bei dem Biographen des Kaisers mit einem Witzwort des jüngeren Pertinax¹ verknüpft. Nach Herodian (4, 6, 3) scheint es, als sei dieser im Zusammenhang mit Geta's Ermordung hingerichtet worden. Da demnach Pertinax' Tod 212 fallen müßte, die Gotenkämpfe aber nur ins Jahr 214 gehören können, hat man die Anekdote und mit ihr den Krieg des Caracalla ins Reich der Fabel verwiesen².

In Wahrheit ist der unmittelbare Zusammenhang von Pertinax' Hinrichtung mit Geta's Ermordung nicht vorhanden. Herodian erzählt zwar jene im Anschluß an diese, bemerkt aber weder eine ursächliche noch eine zeitliche Verknüpfung. Auf der anderen Seite schiebt der Biograph des Caracalla (4, 7—8; vgl. v. Get. 6, 6)³ ausdrücklich einen zeitlichen Zwischenraum zwischen beide Ereignisse.

Es liegt demnach von chronologischer Seite kein Anlaß vor, die Pertinax-Anekdote zu verdächtigen. Aber auch dann, wenn man sie aus anderen Gründen anzweifelt oder verwirft, braucht die Nachricht über den Gotenkrieg nicht einbezogen zu werden. Wir wissen, daß Caracalla mit den Carpen gekämpft hat (CIL. 3, 14416; vgl. Dio 77, 16, 7; Herod. 4, 8, 1). Das schließt aber keineswegs ein, daß die vermeintlichen Goten in Wirklichkeit Carpen gewesen sind. Der Kaiser konnte durchaus mit beiden Krieg geführt haben; auch

¹ PIR¹ 2, 130 Nr. 50.

² Auf die Anführung der einschlägigen Literatur ist verzichtet, da sie jedermann zur Hand ist. Vgl. Stein, RG. 7, 1336; B. Reusch, Der historische Wert der Caracallavita 35.

³ Hier wird das Wort des Pertinax, ein Gegensatz zu v. Carac. 10, 6, unmittelbar nach Geta's Ermordung verlegt und des Gotenkriegs keine Erwähnung getan.

mit den Wandalen, Markomannen und Quaden ist er damals in Berührung gekommen (Dio 77, 20, 3f.).

Ein frühes Erscheinen der Goten an der Donau wird noch durch eine andere Nachricht nahegelegt. Die Eltern des Kaisers Maximin stammten aus Thracien, so berichtet sein Biograph (v. Max. 1, 5)⁴. Beide waren von Norden eingewandert, der Vater ein Gote, die Mutter eine Alanin. Die Goten hätten ihm darum als Stammesgenossen angehangen, die Alanen bei seinem Erscheinen an der Donau Geschenke mit ihm ausgetauscht (ebendort 4, 4—5). Da Maximin 238 im Alter von 65 Jahren ermordet wurde (Zonaras 12, 16), fiel seine Geburt ins Jahr 173. Damals mußten die Goten sich bereits der unteren Donau genähert haben.

Auch dieser Nachricht gegenüber hat sich die kritische Forschung ablehnend verhalten. Alles sei aus der Angabe Herodians (6, 8, 1) über Maximins Abkunft herausgesponnen. In der thrakischen Heimat stimmen beide Quellen überein; sonst aber weiß Herodian nur, daß der Kaiser *μυζοβαργος* gewesen sei. Die Beurteilung der darüber hinausgehenden Angaben ist nicht einfach. Es muß zugegeben werden, daß der Name Mica sich aus dem Gotischen nicht deuten läßt. Aber in diese Besonderheit teilt er sich mit dem Namen des Gotenkönigs Eniva (Jordanes, Get. 101—102), bei dem man der gleichen Schwierigkeit gegenübersteht⁵. Einen Goten Aurgais, der auf römischem Gebiet mit einer Provinzialin verheiratet lebte, haben wir jüngst durch eine Inschrift aus Capideva kennengelernt. G. Florescu, ihr Finder, setzt sie ins 3. Jahrhundert; das läßt sich bis zum Erscheinen seiner Veröffentlichung schwer beurteilen⁶. Alanen sind an der Donau bereits fürs 1. und 2. nachchristliche Jahrhundert bezeugt (Plin., n. h. 4, 80; SHA., v. Marci 22, 1; vgl. v. Pii 5, 5)^{7a}. Unmöglich ist also die Angabe der Maximinsvita keineswegs.

Gleichviel: auch diese Überlieferung wurde fast einhellig verworfen. Die Folge davon ist, daß die letzte Gesamtdarstellung des 3. nachchristlichen Jahrhunderts⁷ die Gotenkriege mit der Zerstörung von Histria 238 beginnen läßt. Doch damit war es nicht genug. Denn jenes Ereignis fällt, wie S. Lambrino⁸ an Hand von inschriftlichen Neufunden gezeigt hat, mindestens zehn Jahre später. Folgerichtig setzt A. A. Basiliev⁹ die Südostwanderung der Goten kurz vor der Jahrhundertmitte an.

Untersuchungen über die „Unzuverlässigkeit“ der Kaiserbiographien, denen die angezogenen Nachrichten entstammen, gibt es in Fülle¹⁰. Im vorliegenden Fall scheint es umgekehrt zu liegen. Ein Neufund aus der Moldau vermag zu zeigen, daß sich eine gute Überlieferung erhalten hat.

In ihrem Bericht über die Ausgrabungen von Poiana in der Moldau haben R. und E. Vulpe ein beschriftetes Gefäßfragment veröffentlicht¹¹, das dort 1927 von M. Dimitriu gefunden wurde. Es gelangte aus seiner Sammlung in das Kommunale Museum von Tecuci. Im Jahre 1933 gelang es M. Dimitriu, ein weiteres Fragment des gleichen

⁴ Die gleiche Nachricht bei Jordanes, Rom. 281; Get. 83, im letzteren Falle mit der Herkunftsangabe Symmachus in quinto suo historiae libro. Th. Mommsen (p. XXXIX f. Ausg.) hielt dies für ein Schwindelzitat; Hohl (ME. 10, 855) nimmt an, daß Symmachus die Kaiserbiographien ausschrieb. Ein Entscheid läßt sich nicht geben.

⁵ Auf die weiteren Vermutungen Mommsens im Index seiner Ausgabe (S. 148 unter Eniva) braucht nicht eingegangen zu werden. Die Varianten der Überlieferung des Namens Mica findet man in den Ausgaben von Hohl und Mommsen.

⁶ Vorläufig S. Gutenbrunner, BspM. 1938, 115f. Ein anderer Fall bei B. Pärvan, Histria VII (Acad. Română, Mem. sect. istor. III 2 [1923], 131f.).

^{7a} Gegen M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 119; A. S. Bagnès, The Hist. Aug. 22.

⁷ S. M. D. Parier, A history of the Roman world from A. D. 138 to 337, S. 148.

⁸ Rev. ét. Lat. 11, 457f.

⁹ The Goths in the Crimea 3.

¹⁰ Zuletzt A. Alföldi, Histo 31, 249f.; doch sei auf A. Degraffi's Abhandlung über die Elogien des Augustus-forums verwiesen, der den Wert des Zeugnisses v. Sov. Al. 28, 6 ins Licht gerückt hat: Inscript. Italiae 13, 3, 1f.

¹¹ Dacia 3—4, 341f.; Fig. 123.

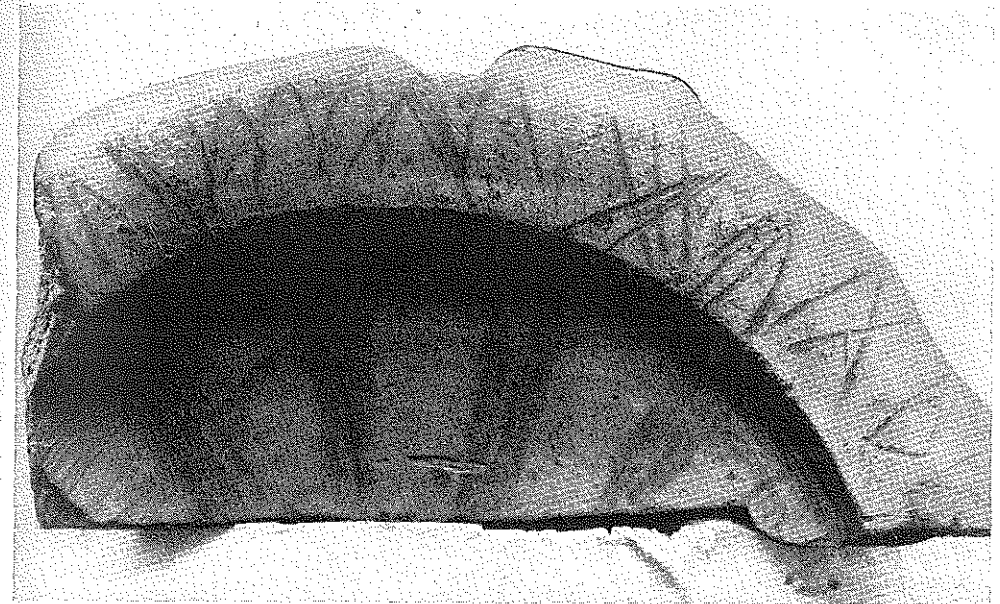


Abb. 1. Gefäßinschrift von Poiana, Fragment 1927

Photo R. und E. Vulpe, Bukarest

Gefäßes, 800 Meter von dem Fundort des ersten entfernt, zu ermitteln und beide zusammenzufügen¹².

Das Gefäß selbst gehörte zur einheimischen graugelben, mit Bemalung verzierten Ware; auf seinem flachen Rand sind Buchstaben oder buchstabenähnliche Zeichen eingeritzt, die die Herausgeber aus griechische und lateinische Alphabet erinnerten. Eine Deutung haben sie nicht versucht, denn sie glaubten, mehr oder weniger sinnlose Kritzereien eines gotischen Töpfers vor sich zu haben.

Grundsätzlich ist eine derartige Lösung durchaus möglich. Schon aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert kennt man eingeführte rhodische Ware mit griechischen Töpferinschriften; sie wurde in der getischen Station von Piscul Crășani, östlich von Bukarest, gefunden¹³. Nachahmung ist in der Folgezeit, als die Einflüsse aus der griechischen und römischen Welt ständig zunahmen, mehr als wahrscheinlich. Doch eine Möglichkeit wurde dabei übersehen. Die Inschrift scheint sich als sinnvoll zu erweisen, wenn man darangeht, sie als runisch zu deuten¹⁴.

Auf Abbildung 1 gebe ich eine Aufnahme des zuerst gefundenen Fragments, auf Abbildung 2 die beiden Stücke nach ihrer Zusammenfügung durch M. Dimitriu. Abbildung 3 gibt meine Umzeichnung unter Beifügung der im folgenden zugrunde gelegten Nummerierung.

Die beiden Aufnahmen sind von verschiedenem Wert. Abbildung 2 vermittelt allein den vollen Eindruck des Gefäßes. Aber die Schriftlinien sind nachträglich mit Weiß überzogen und so die ursprünglichen Züge verdeckt. Auch haben sich Ungenauigkeiten bei diesem Verfahren eingeschlichen. Der Längsstab Nr. 7 ist nicht nach oben ausgezogen; bei Nr. 3 gehen die drei Stabenden oben links über den weißen Überzug hinaus. War nicht zu reden von den Nr. 1—2, wo die Flauheit des Lichtbildes zu mancherlei Verwirrung geführt hat. All dies läßt sich durch Vergleich mit Abbildung 1 feststellen. Im folgenden ist darum

¹² Briefliche Mitteilung M. Dimitrius vom 8. 12. 1938.

¹³ J. Andriescu, Acad. Română, Mem. sect. istor. III tom. 3 [1926], 70f.; 107; B. Pärvan, Getica 204.

¹⁴ Die Photos verdanke ich der Güte von R. Vulpe und M. Dimitriu; meinem Freunde E. Daicobiciu bin ich für freundliche Vermittlung verpflichtet.

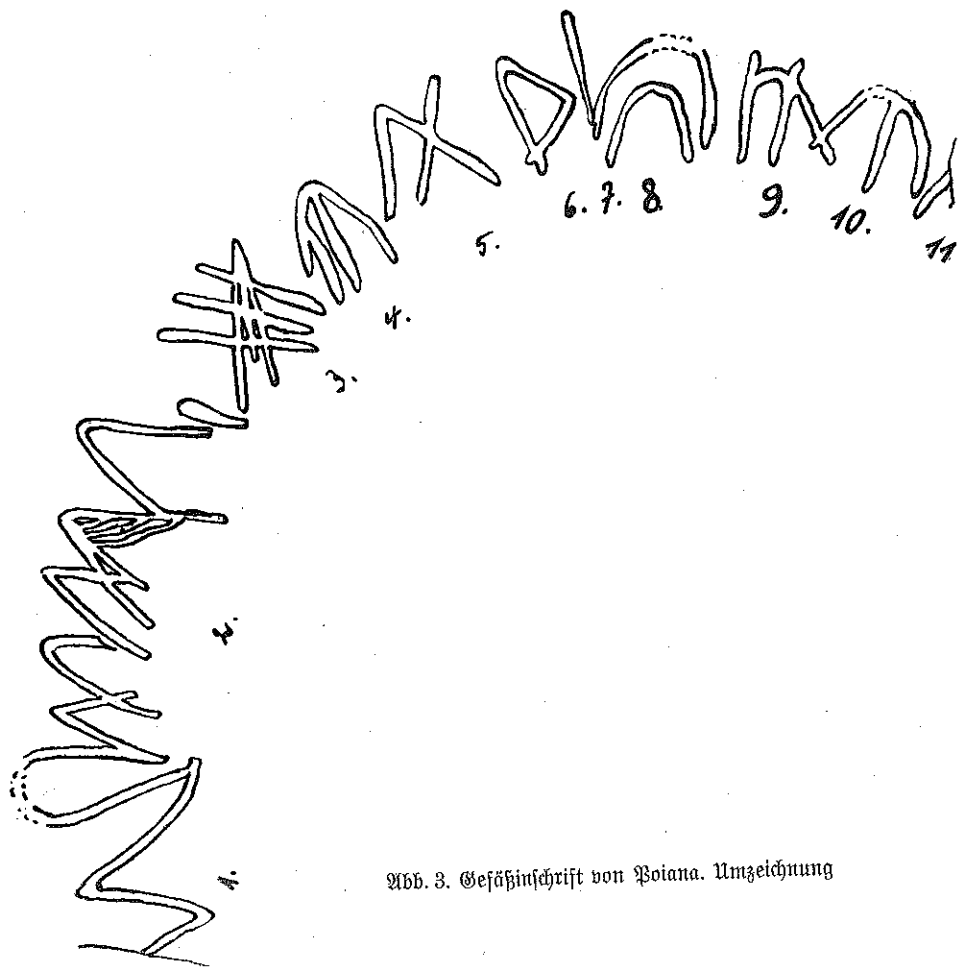


Abb. 3. Gefäßinschrift von Poiana. Umzeichnung

diese ältere Aufnahme zugrunde gelegt und nur für das nachträglich hinzugefundene Fragment Abbildung 2 herangezogen.

Der Deutungsversuch sei mit Nr. 4 begonnen. Es handelt sich um keinen Buchstaben des griechischen oder lateinischen Alphabets, sondern um ein runisches t. Der gleiche Buchstabe begegnet als Nr. 10 ein zweites Mal, hier mit fehlendem oberen Abschluß; er muß etwa in Richtung der Bruchstelle verlaufen sein. In der vorliegenden Form mit gerundetem Oberteil ist die t-Rune jüngst auf dem Fotal von Behlingen (Nr. Rees) zutage gekommen. S. Arntz, der ihn veröffentlicht hat¹⁵, ist geneigt, ihn noch vor die Mitte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts zu setzen. Es wird sich zeigen, daß diese Zeitstellung sich von der unserer Inschrift nicht allzu weit entfernt.

Es folgt, als Nr. 5, ein a 1. Der zweite Schrägstab ist nach rechts oben weit durchgezogen, gleich der späteren a-Rune des Nordens. Nach links reichen beide Schrägstäbe tief herab, tiefer noch als auf dem einen der Rydamer Pfeilschäfte¹⁶. Als Nr. 9 kehrt das Zeichen wieder, wobei der Hauptstab leicht gekrümmt und der erste Schrägstab gleichfalls nach oben durchgezogen ist.

Nr. 6 ist kein D, wie die Herausgeber vermuteten, denn der senkrechte Stab ist über den unteren Schnittpunkt mit dem seitlichen Halbkreis hinaus verlängert. Es handelt sich

¹⁵ Rhein. Vorzeit in Wort u. Bild 1938, 101 f.

¹⁶ B. Krause, Runeninschriften im älteren Futhark 26, Abb. 19.

entweder um p w oder um þ þ, beide Male in der runden Form. Für die zweite Möglichkeit spricht das weitgehend übereinstimmende þ der vandalischen Urne von Sedschük (3. Jahrhundert nach Ziv.)¹⁷; für die erste, wie sich noch zeigen wird, der Sinn. Auch auf dem Stein von Räsäl sieht die fünfte Rune eher wie ein þ aus, und doch verlangt der Sinn eindeutig ein w¹⁸. Ein ähnliches Schwanken stellt sich bei einem der Grafitti von Breza ein¹⁹.

Nr. 7 ist i, Nr. 8 als runischer Buchstabe bislang nicht belegt. Es handelt sich um zwei übereinanderliegende Halbkreise, die zunächst als Sinnbildzeichen angesprochen werden dürfen. Ähnliche Bildungen sind an den ostgermanischen Lanzenspitzen von Dahmsdorf (Ende des 2. Jahrhunderts n. Ziv.) und Kowel (Anfang des 3. Jahrhunderts n. Ziv.)²⁰ bekannt. Von Nr. 10 ist nur der Anfang vorhanden.

Als Lesung ergibt sich (Nr. 4—9):

t a w (oder þ) i [.] a t [...]

¹⁷ B. Krause, a. D. 44 f., Nr. 30; S. Arntz, Runendenkmäler 97 f.; 99.

¹⁸ B. Krause, a. D. 158.

¹⁹ S. Arntz, a. D. 154.

²⁰ B. Krause, a. D. 19 f., Nr. 8; 20 f., Nr. 9; S. Arntz, a. D. 1 f.; 19 f.

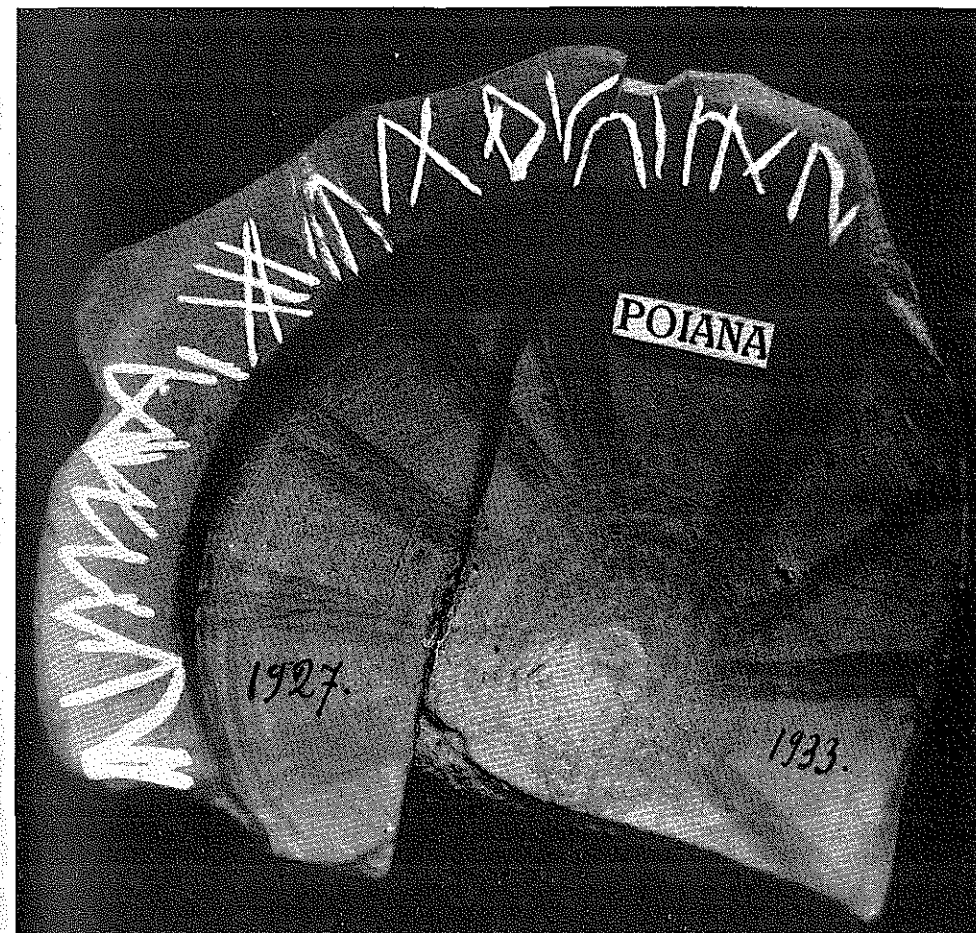


Abb. 2. Gefäßinschrift von Poiana, Fragment 1927 und 1933 zusammengesetzt
Photo M. Dimitriu, Tecuci

Nur eine sprachliche Deutung bietet sich, soweit ich sehe: tawida. Dabei ist das bisher unverständliche Zeichen Nr. 8 vorläufig (bis zum Erweis des Gegenteils) als d angesprochen, Nr. 10 dem Beginn des nächsten Wortes zugewiesen. Auf dem Goldhorn von Gallehus²¹ steht die Inschrift des Mannes, der es verfertigt oder wahrscheinlicher: der das bereits vorhandene Stück ausgebessert hat²². Er gebraucht das Zeitwort tawido, das im Gotischen als taujan, Prt. tawida wiederkehrt. Gemeint kann nur das Verfertigen oder Ausschmücken des Gefäßes sein. Dem Zeitwort folgten vermutlich Affusativobjekt und Subjekt, wie auf dem Stäbchen von Britsum²³, der Fibel von Charnah²⁴ und dem Sag von Steindorf²⁵ — um nur diese zu nennen²⁶.

Es bleibt noch der Rest der Beschriftung. Nr. 3 besteht aus drei Schrägstrichen, die von zwei längeren und einem kürzeren, im Gegensatz geneigten, geschnitten wird. Um eines der einfachen Runenzeichen handelt es sich nicht: es kommt lediglich ein Sinnbild oder eine Binderune in Betracht. Auf dem Brakteat Nr. 57 aus Seeland erscheint ein aus drei übereinandergesetzten t-Runen gebildetes Zeichen²⁷, und ein ähnliches kommt auf dem Stein von Kylver²⁸ vor. Entsprechend scheint unser Zeichen sich in die dreimal nebeneinandergesetzte g-Rune X zu zerlegen²⁹.

Die dreimalige „Gabe“-Rune ist nur sinnbildlich, nicht als Lautzeichen zu verstehen. In gleiche Richtung führt der Rest der Beschriftung (Nr. 1—2). R. und C. Vulpe haben da ein viermaliges lateinisches M unterschieden. Der Sachverhalt scheint damit getroffen. Wenn man wiederum von rechts nach links vorgeht, so unterscheidet man eine Gruppe von drei M (Nr. 2) und dann, in kleinerem Abstand und unmittelbar neben der Bruchstelle, ein viertes (Nr. 1). Bei der linken Hälfte des ersten Zeichens fehlte, so scheint es, der Schreiber nachträglich und über das bereits Dastehende hinweg zu einem zweiten Versuch an; vielleicht handelt es sich um einen Versuch mehrstrichiger Schreibung. Beim dritten ist die linke Seite rundbogig ausgefallen; das vierte ist infolge Bruchs unvollständig. Nur in einem Punkt wird man von den Herausgebern abweichen müssen. Da die Inschrift sich bisher als runisch erwiesen hat, wird man nicht das lateinische M, sondern die vierfache e-Rune zu erkennen haben.

Auch da scheint es sich um Sinnbildrunen zu handeln. M bedeutet urnordisch *ehwaR „Pferd“. Dieses Pferd ist Wodans heiliges Tier. Ob man es bildlich darstellte wie auf den Steinen von Roes³⁰ und Eggjum³¹, es mit Namen nannte wie auf dem Stein von Kylver³² oder dafür die e-Rune setzte, es bedeutete dasselbe. Brakteaten, die dem „Pferd“ geweiht sind, nennen es mit vollem Namen³³, andere drücken das gleiche durch Setzung der e-Rune aus³⁴.

Für die Deutung unserer Gefäßinschrift ist wichtig, daß auf den Brakteaten 43—45 und 85—87 sich die Verbindung mehrerer e-Runen findet. R. S. Schlottig, der die Stücke zuletzt behandelt hat³⁵, löst die Bigatur als MMRIR = eelil auf und versteht sie als Aufforderung an Odin, in den Kampf einzugreifen. Es erhebt sich die Frage, ob auch in

²¹ W. Krause, a. D. 174, Nr. 76.

²² Hinweis von G. Båfede; vgl. W. Thomsen, Arkiv f. nord. Filol. 15, 193f.

²³ S. Arnh, a. D. 154f.

²⁴ S. Arnh, a. D. 173.

²⁵ Nach S. Arnh' Deutung: Germania 1936, 128f.; anders W. Krause, a. D. 232f., Nr. 100.

²⁶ Weitere Beispiele bei W. Krause, a. D. 246.

²⁷ W. Krause, a. D. 55.

²⁸ W. Krause, a. D. 9f.; Was man in Runen rihte 9.

²⁹ Hinweis von G. Båfede.

³⁰ W. Krause, Runeninschriften 99f., Nr. 53.

³¹ W. Krause, a. D. 103f., Nr. 54.

³² W. Krause, a. D. 8f., Nr. 1.

³³ W. Krause, a. D. 47f., Nr. 31—33.

³⁴ S. Arnh, Die Runenschrift 52f.; W. Krause, Was man in Runen rihte 9f.

³⁵ Beiträge zur Runenfunde u. nordischen Sprachwissenschaft, G. Neckel dargebracht 74f. (Hinweis von G. Båfede).

unserem Fall neben der mehrfach gesetzten e-Rune noch andere zu erkennen sind, insbesondere ob derjenige Teil, den wir vermutungsweise als Versuch mehrstrichiger Schreibung gedeutet hatten, als f und das folgende als n zu verstehen sei. Das lasse ich vorläufig unentschieden.

Hinsichtlich der Zeitstellung ist zu erwähnen, daß der Vergleich mit anderen Runendenkmälern öfters auf die ältesten geführt hatte. Ausgesprochen junge Formen scheinen nicht vorzukommen. Entscheidend ist, daß kein Stück der in Poiana gefundenen Töpferware unter das Jahr 200 n. Z. herabreicht. Das haben die Feststellungen von R. und C. Vulpe erwiesen. Da die runische Inschrift vor dem Brand eingeritzt wurde, ist damit der späteste Ansatz gegeben; natürlich kann man auch ein oder zwei Jahrzehnte höher hinaufgehen.

Als Verfertiger kommt ein Gote oder ein Bastarne in Betracht. Die Bastarnen saßen vornehmlich an der Donaumündung, aber sie reichten bis zu den Karpathen herauf³⁶, waren Nachbarn der Daker und Karpen. Ihre germanische Sprache hatten sie bewahrt (Tacit., Germ. 46). Auch die Tatsache, daß sie nach bisheriger Auffassung die einzigen Germanen waren, die bis zu jenem Zeitpunkt in den Donaauraum gelangt waren, könnte für sie sprechen. Auf der anderen Seite haben wir kein Zeugnis dafür, daß sie sich der Runenschrift bedient haben. Und sollten sie gleichwohl die Runen aus dem Norden mitgebracht haben, so standen sie seit dem 2. Jahrhundert v. Z. unter dem Bann der griechischen Kultur. Das spätere Verhalten der Goten zeigt, wie rasch unter solchem Einfluß die ererbte Schrift aufgegeben werden konnte.

Dagegen kamen die Goten damals frisch aus dem Norden, wo man ihre Runendenkmäler kennt. Die gotische Runeninschrift auf der Speerspitze von Kovel fällt etwa in die Zeit³⁷ unserer Gefäßinschrift. Das Zeugnis der Sprache kommt hinzu. Es bestätigt eindeutig, daß wir es mit einem Goten zu tun haben.

Wenn die vorgeschlagene Deutung zutrifft, so darf die Gefäßinschrift von Poiana als Vorläuferin der ungleich berühmteren Runeninschrift auf dem goldenen Halsring von Pietroasa gelten. Beide Stücke sind gotisch, liegen aber zwei Jahrhunderte auseinander³⁸. Es scheint, als sei damit die Zahl der Runendenkmäler auf rumänischem Boden noch nicht erschöpft. J. Bîanu³⁹ hat in einem von Mißverständnissen nicht freien Aufsatz gotische Sprache und runischen Charakter für zwei Steininschriften von Folticeni vermutet. Der Beweis bleibt freilich noch zu erbringen, so daß mit diesen Denkmälern vorerst nicht gerechnet werden kann.

Da die Inschrift von Poiana um oder kurz vor 200 n. Z. fällt, so befanden sich damals im Moldaugebiet bereits Goten. Das stimmt mit dem Zeugnis über Maximins gotischen Vater überein, ist also geeignet, ihm den geschichtlichen Wert zu verleihen, der ihm bisher verweigert wurde. Daß sich in der Station Poiana keine weiteren Reste der Goten gefunden haben, mag mit ihrer vorerst noch geringeren Zahl zusammenhängen. Doch es darf auch daran erinnert werden, daß sie gerade in Siebenbürgen und seiner Nachbarschaft sich den bestehenden Lokalkulturen zunächst stark angepaßt haben⁴⁰. Erst in späterer Zeit beginnt ihre archäologische Hinterlassenschaft eigene Wesenszüge aufzuweisen.

Schließlich die Folgerung für die römische Geschichte. Aus der Statistik der in den nordischen Ländern gefundenen Horte römischer Denare haben D. Malmgren⁴¹ und S. Sjetelig⁴² bereits den Schluß gezogen, daß die Goten unter Marcus ihre Südostwande-

³⁶ Ihm, ME. 3, 111.

³⁷ S. Arnh, Runendenkmäler 23f.

³⁸ S. Arnh, Runendenkmäler 65f.

³⁹ Acad. Română, Mem. sect. istor. III 5 (1931), 3.

⁴⁰ C. Daicoviciu, La Transilvanie dans l'antiquité 87f.

⁴¹ Malmgren-Nerman, Die ältere Eisenzeit Gotlands 57f.

⁴² Sjetelig-Galt-Gordon, Scandinavian Archaeology 200f.

rung begonnen und so in friedliche Berührung mit dem Römerreich getreten sein mußten. Umgekehrt glaubten sie aus dem Abbrechen dieser Horte nach Septimius Severus auf eine Zeit kriegerischer Verwicklung schließen zu dürfen. Die kritische Geschichtswissenschaft hat bei ihrer Betätigung dieses Zeugnis der Bodenfunde übersehen. In Wirklichkeit ist es eine Bestätigung für die Geschichtigkeit von Caracallas Gotenkrieg: wir müßten ihn fordern, wenn uns die Überlieferung keine Kunde erhalten hätte⁴³. Nunmehr kommt das Zeugnis der Gefäßinschrift von Poiana hinzu. Es gibt keinen Grund mehr, Caracallas gotische Kämpfe zu leugnen, und vielleicht lassen sie sich geradezu in der Moldau — der Landschaft, in der Poiana liegt — ansehen.

Caracalla hat im Jahre 214 gegen die Karpen gekämpft (o. S. 49). Dieser Stamm gehörte zu den freien Daken und sollte in der Folgezeit zu den gefährlichsten Gegnern Roms zählen⁴⁴. Seine Sitze lagen im Nordosten und Osten der Karpathen, die wie ein Wall die dakische Provinz gegen die Moldau und die bessarabische Tiefebene abschlossen. Doch der Ostteil des römischen Gebietes war nicht bis zum Gebirgsrand besetzt. Die Kastelle lagen inner- und unterhalb des Rammes⁴⁵, mit einziger Ausnahme der Befestigungen, die den Ditoschpaß schützten⁴⁶. Nordwestlich dieses Passes und nördlich des Bedens von Hărâmbăţ hat jetzt A. Ferenczi⁴⁷ im Judiziat Ciuc eine Anzahl von Burganlagen festgestellt und sie mit Sicherheit den Karpen zugewiesen. Sie liegen sämtlich westlich des Karpathenrammes, hatten sich aber von römischer Besetzung freigehalten und bildeten ein Widerstandszentrum der nicht untertänigen Daker. In den Kämpfen des Philippus Arabs gegen die Karpen wird eine solche Burg als Rückzugsort des Feindes genannt (Jos. 1, 20, 1—2) und sicherlich ist damit eine dieser Anlagen gemeint⁴⁸. Ob Caracalla vom Unteren Moesien aus gegen die Karpen kämpfen ließ, wie dies unsere Quellen (o. S. 49) vielleicht nahelegen, oder von Dakien aus, wo seine Anwesenheit durch eine noch unveröffentlichte Inschrift aus Porolissum erwiesen wird⁴⁹, bleibe unentschieden. Zwischen dem Ditoschpaß im Süden und den Burgen zwischen Karpathen und Harghita-Gebirge im Nordwesten stießen jedenfalls die Fronten der Römer und Karpen hart aufeinander.

Poiana liegt bereits nach der Ebene zu, südöstlich des Passausganges. Die Gegend bildete die Fortsetzung der karpiischen Front im Nordwesten. Goten und Karpen konnten hier als Bundesgenossen auftreten, wie sie es in der Folgezeit oft getan haben.

Nachtrag. Der auf Seite 50 erwähnte Name „Mica“ läßt sich als Roseform zu got. mikils „groß“ erklären, mit k-Suffix gebildet. Vergl. G. Trachnigg: Die Ostgermanen und ihre Lautentwicklung. Wien 1934 (Diff.), S. 178 und 518.

⁴³ G. Arny, Runendekretale 22f. hat auf die Übereinstimmung mancher Sinnbilder der gotischen Langenspieße von Rowel mit pontischen Zeichen hingewiesen. Er datiert das Stück um 200 n. Z. und meint, diese Zeichen könnten den Goten schon in den Wechselgegenden bekannt geworden sein. Durch die Frühdatierung ihrer Südostwanderung könnte vielleicht eine einfachere Lösung gefunden werden.

⁴⁴ Vgl. noch C. Daicoviciu, a. D. 86f. gegen A. Alföldi, Egypt. Phil. Közl. 1929/30, 38; 58; 60.

⁴⁵ B. Cristescu, Ist. militară a Daciei Romane 114f.; C. Daicoviciu, a. D. 46.

⁴⁶ C. Paisch, Sitz.-Ber. Wien. Akad. 217, 1, 145f.

⁴⁷ An. Comis. Monum. Istor. 4, 237f.

⁴⁸ Dies ist auch die Meinung von C. Daicoviciu (brieflich).

⁴⁹ Mitteilung von C. Daicoviciu, August 1938. Vgl. vorläufig C. Daicoviciu, a. D. 73, Anm. 2.

Kultisches Brauchtum in der altisländischen Saga Landnahme und Eid

Von Gilbert Trachnigg

Die altisländischen Sagen haben uns in zahlreichen Berichten die Formen der Landnahme der ersten Siedler überliefert. Die Hauptform zeigt das Umschreiten des gewählten Landstückes mit Feuer. So heißt es besonders in dem Landnahmebuch (Thule XXIII, 111): „Stefil hieß ein Mann ... und während Semund seine Landnahme mit Feuer umzog, nahm Stefil alles Land nördlich von der Sauda.“ Dieses Umziehen mit Feuer kann in verschiedener Form vorgenommen werden. Zunächst durch Umschreiten, so etwa in der Geschichte des Goden Snorri c. 4 (Thule VII, 18): „Darauf umging Thorolf sein Land mit Feuer von der Mündung der Stabach bis zu einem Fluß, den er Thorsach nannte.“ Ersetzt kann das Umschreiten des Gebietes mit dem Feuer durch bloßes Umschreiten werden, wobei nur an besonders kennzeichnenden Punkten Feuer entfacht wird, wie wiederum das Landnahmebuch (Thule XXIII, 117) überliefert: „Im Sommer durchforstete Helgi die ganze Gegend und nahm den ganzen Eyjarsfjord zwischen Siglunes und Regnisnes in Besitz. Er machte bei jeder Flußmündung ein großes Feuer an und heiligte sich so das ganze Gebiet.“ Der Schluß dieser Stelle berichtet zugleich über den Sinn der Handlung, die nicht allein Rechtsbrauch, sondern vor allem eine kultische war. Über die große Bedeutung dieses Brauchtums ist man sich sofort klar, wenn man bedenkt, daß hier zwei Weihesitten zugleich angewendet wurden. Die Weiße durch das „reine“ Feuer und durch das Umschreiten tritt bei allen indogermanischen Völkern bei bedeutsamen kultischen Handlungen immer auf und ist mit dem Haseln des Dingfeldes und des Kampffeldes eng verwandt. In diesem Zusammenhang sei auch noch darauf verwiesen, daß die heiligen Bezirke, wie Berichte und Funde zeigen, gleichfalls durch einen Wall oder einen „Zaun“ umgeben waren. Dies gilt auch von den isländischen Tempeln, von denen der Brauch später auf die christlichen Kirchen überging. Die große Bedeutung dieser Umhegung wirkt noch nach, wenn das Norwegische Recht (Germanenrechte Bd. 6, S. 11 und 12) § 11 und 13 betont, daß der Kirchenbau erst dann vollendet ist, wenn der Zaun um die Kirche herum angelegt ist. Aus westgermanischem Gebiet ist hier als Entsprechung an die „Umzäunung“ zu erinnern, wie vor Gericht nach Extrabag. Leg. Sal. 55, 1a Grabmale genannt werden. Aus Leg. Sal. 57, 3 ergibt sich deutlich, daß hier nicht etwa eine Umschreibung, sondern tatsächlich eine Umhegung des Grabes durch einen Zaun vorliegt. Dies erklärt auch den bisher ungeklärten Bericht von Ammian XVI 2, 12, daß die Alamannen die Städte meiden „wie mit Rehen umspannte Gräber“. Hier liegt nichts anderes dem Bericht zugrunde, wie eine Umschreibung einer besonderen Art von Umzäunung, die bei Gräbern allgemein üblich war. Vielleicht kann man auch annehmen, daß für Widergänger besondere Umzäunungen, die besonders gearbeitet waren, errichtet wurden. Dies könnte man wegen der Scheu, diese Orte zu betreten, annehmen, doch darf man nicht vergessen, daß bei diesem Teil des Berichtes nur zu wahrscheinlich mit einer interpretatio Romana gerechnet werden muß, so daß er für eine Scheu der Germanen vor Gräbern nichts besagt. Der Brauch des Umschreitens des neuen Landes mit Feuer, der späterhin nach dem Landnahmebuch (Thule XXIII 142) Gesetz wurde: „König Harald schlichtete den Streit dahin, daß niemand mehr (Land) nehmen sollte, als er mit seinen Schiffsgenossen an einem Tage mit Feuer umschreiten könnte“, konnten auch durch bloßes Umschreiten oder Umfahren ersetzt werden: „König Magnus steuerte von dort nach den Hebriden, aber seine Mannen sandte er in die schottischen Fjorde. Er ließ da seine Mannen auf der einen Seite hinaus und auf der anderen hineinrudern und nahm so alle Inseln im Westen von Schottland in Besitz.“ Auch das Überschießen eines Gebietes mit einem brennenden Pfeil wurde als Landnahme an-



Wikingerschiffe auf dem Teppich von Bayeux

gesehen: „Omund schoß einen brennenden Pfeil über den Fluß und weihte sich so das Land westlich vom Fluß als eigen und baute sich mitten an“ (Thule XXIII, 113). Übrigens zeigen die Vorschriften, die König Harald erlassen hat, eine Mischform: nach ihr müssen neben dem Umschreiten auch Rauchfeuer an Markpunkten errichtet werden, wie die Fortsetzung zu der oben genannten Stelle zeigt: „Man sollte Feuer machen, wenn die Sonne im Osten stand. Dazu sollte man andere Rauchfeuer machen, wenn die Sonne im Westen war, sollten bis zur Nacht brennen. Darauf sollten sie gehen, bis die Sonne im Westen stünde, und dort wieder Feuer machen.“ Eng verwandt mit dieser Umschreibung mit Kennzeichnung der Hauptpunkte der Grenze ist ein anderer Brauch, der uns gleichfalls im Landnahmebuch (Thule XXIII, 126) überliefert ist: „Sie stellten auf dem Reistargrup eine Art auf und benannten danach den Drarfjord (d. i. Artfjord). Im Westen stellten sie einen Adler auf und benannten danach die Arnarthusa (Adlerdaube), und an einer dritten Stelle stellten sie ein Kreuz auf und nannten sie Krofäs (d. h. Kreuzrüden). So heiligten sie sich den ganzen Drarfjord.“ Damit kann man einen gotischen Brauch in Verbindung bringen. Codex Euricianus 275 (inhaltlich gleich mit Lex Visigoth. X 3, 1—3) heißt es: „So oft über Grenzen ein Streit entstanden ist, soll man den von alters eingesetzten Zeichen nachforschen, d. h. einem Erdwall, der offenbar ursprünglich als Grenze der Landgüter angelegt wurde, oder auch den Steinen, die sich als Grenzzeichen oder sichtbar eingemeißelte Marken ausweisen. Fehlen solche Zeichen, dann muß man die Zeichen an den Bäumen, die sogenannten ‚Zehnzeichen‘ beachten, aber nur solche, die erwiesen in alter Zeit eingeschnitten worden sind.“ Da die Landnahme der Goten in Spanien nicht einfach die alten Grenzen übernahm, sondern das Land aufteilte, wie auch die Bezeichnungen „Gotenlose“ und „Römerdrittel“ zeigen, haben wir altes germanisches Brauchtum in dieser Bestimmung vor uns, die uns zugleich auch das hohe Alter unserer Sippen- und Hausmarken bezeugt. Von Landbesitzzeichen, die uns allerdings leider nicht näher beschrieben werden, so daß wir nicht wissen, ob und welche Zeichen man an ihnen angebracht hat,

berichtet auch das Landnahmebuch. Leider ergibt sich auch aus den beiden Stellen nicht, ob diese Sitte statt oder als Ergänzung des Landnahmebrauches mittels Umschreitens mit Feuer angewendet wurde. Doch heißt es in der ersten Stelle (Thule XXIII, 110): „Avar stellte dort eine hohe Stange auf und sagte, dort nehme er für seinen Sohn Bestrod eine Wohnstelle. Drauf nahm er den ganzen Langidal von dort landeinwärts und ebenso nördlich vom Bergrüden.“ Da hier ausdrücklich noch erwähnt wird, daß er „Land nahm“, möchte ich vermuten, daß nach der Errichtung des Landbesitzzeichens noch außerdem das Land umritten wurde, weil ja auch in Fällen, wo nach dem Gesetz die Umschreibung stattgefunden haben muß, die Verzeichnisse des Landnahmebuches nur berichten, daß der Betreffende sich „Land genommen habe“. Außerdem zeigt die zweite Stelle (Thule XXIII, 111): „Dort stellte er eine frischgeschälte Stange auf, was man ein Landbesitzzeichen nannte“, daß hier ein keineswegs vereinzelter Brauch vorliegt, da man dafür ja einen eigenen Namen hatte. Man wird deshalb beide Berichtarten, das Umschreiten und die Errichtung des „Landbesitzzeichens“ miteinander verknüpfen dürfen.

*

In den Familiengeschichten oder Sagas Altislands spielt bei den genauen Schilderungen der Vorgänge der Eid keine kleine Rolle. Die gebräuchlichste Form ist der Eid auf den Ring des Goden: „Ein Ring von zwei oder mehr Unzen sollte in jedem Haupttempel auf dem Altare liegen. Diesen Ring sollte jeder Gode zu den Versammlungen, die er selbst abhielt, an der Hand tragen, nachdem er ihn zuvor mit dem Blute des Opfertieres gerötet hatte, das er selbst dort opferte. Jeder, der vor Gericht eine rechtliche Handlung durchzuführen hatte, sollte vorher einen Eid auf diesen Ring schwören und sich zwei oder mehr Zeugen ernennen. Ich ernenne sie zum Zeugnis, sollte er sagen, daß ich einen Eid leiste auf den Ring, einen Gesetzeseid“ (Landnamabok IV c. 7). Bestätigt werden diese Bestimmungen durch zahlreiche andere Berichte. So etwa durch Droplaugsaga c. 6: „Sveinung und die beiden anderen leisteten einen feierlichen Eid auf den Opferring“ (Thule XII, 117), oder Snorrisaga c. 16: „Arnkel schwor auf den Altarring“ (Thule VII, 36). Über den Vorgang bei der Eidesleistung unterrichtet Vigaglumsaga c. 25: „Wer im Tempel einen Eid leisten sollte, nahm den Silberring in die Hand, der mit dem Blute des geopfertem Kindes gerötet war und nicht weniger als drei Unzen wiegen sollte. Da sprach Blum folgendermaßen: ‚Ich rufe den Asgrim zum Zeugen auf, rufe zweitens den Sigur zum Zeugen auf, daß ich einen Tempel Eid auf den Ring leiste und dem Asen sage, daß ...‘.“ Über die Form des Ringes unterrichtet die Snorrisaga c. 23: „Auf dem Altar lag ein nicht zusammengeschlossener Ring, zwanzig Unzen im Gewicht. Darauf mußten alle Eide abgelegt werden. Diesen Ring sollte der Priester bei allen Thingversammlungen tragen.“ Dazu vergleiche c. 33 der gleichen Saga: „Jetzt aber schwang Steinthor sein Schwert und hieb auf Gode Snorris Arm. Das gab einen lauten Krach. Der Hieb hatte nämlich den Altarring getroffen und ihn nahezu auseinandergespalten. Aber Snorri blieb ohne Wunde ...“ (Thule VII, 19 und 112).

Über das Alter dieser Form des Eides haben wir ebenso wie für die unten genannte beim Bruderschaftsschwur keine direkten Zeugnisse. Die antiken Berichte wissen nichts davon zu berichten, und aus den späteren deutschen Quellen ist nur Lex. Rib. LXVII 5 cod. B. zu nennen. Vielleicht darf man aber Acta SS Juli VII 265 hier heranziehen, wo ein Eid auf einen Ring an der Kirchentür belegt ist. Wie weit auch Germanenrechte Bd. 6, Norwegische Rechte, übersetzt von R. Meißner, S. 27, § 37, heranzuziehen ist, läßt sich schwer entscheiden. Dort wird nur geschildert, daß der Eid an der Kirchentür abgelegt wurde, wobei auf der Schwelle ein Evangelienbuch lag. Ist letzteres nur christliches Beiwerk, das den alten Ring verdrängt hat? Oder ist letzteres nur nicht genannt? Oder liegt hier ein Eid auf die heilig gehaltene Schwelle eines Kultgebäudes vor, der auf die christ-

liche Kirche übertragen und durch das auf die Schwelle gelegte Evangelienbuch christlich gefärbt wird? Leider ergibt Grimm *Nl.* I 242 f. nichts, wo ein Eid bei der Türe genannt wird.

Man wäre versucht, die *Edda* hier heranzuziehen, wo in der *Havamal* es heißt: „Den Eid auf den Ring hat *Odin* geleistet“; dies kann aber als Zeugnis für hohes Alter nicht angeführt werden, weil gerade solche Sätze bei einem Aufkommen eines neuen Brauches leicht umgewandelt werden können bzw. bei der Dichtung selbst nicht nach dem ältesten bekannten, sondern nach dem herrschenden Brauch geformt werden. Trotzdem möchte ich wegen *Lex. Rib.* LXVII 5 cod. B doch an einen gemeingermanischen Brauch denken, zumal das Tragen eines kultisch bedeutsamen Ringes auch von *Tacitus* für die chattiischen Krieger berichtet wird.

Eine andere Form des Eides war bei der Blutsbrüderschaft Sitte. *Thule* VIII 69 (*Gisli-saga* S. 11) berichtet darüber ausführlich: „Wir wollen . . . uns Blutsbrüderschaft schwören.“ Damit waren alle einverstanden. Da gingen sie auf das Ende der Landzunge und schnitten dort einen Rasenstreifen aus der Erde, so daß er an beiden Enden noch an der Erde fest blieb, und stellten einen Runenspeer darunter. Der war so lang, daß ein stehender Mann die Schaftnägelspitze mit der Hand erreichen konnte. Darunter mußten sie nun alle vier treten . . . Und dann ritzten sie sich blutig und ließen ihr Blut in der trockenen Erde zusammenfließen, die unter dem Rasenstreifen bloßgelegt war, und rührten dann das ganze zusammen, die Erde und das Blut. Danach fielen sie alle auf die Knie und schwuren ihren Eid: Einer solle den anderen wie seinen leiblichen Bruder rächen, und riefen alle Götter zu Zeugen. Etwas kürzer und mit leichten Abänderungen heißt es *Fas* II 444: „Das wurde dann festgelegt mit Sprüchen. Sie ließen ihr Blut fließen und gingen unter einen Erdstreifen und schwuren Eide, daß einer den anderen rächen sollte, wenn einer mit Waffen erschlagen werde.“ Abweichend von den anderen Berichten kennt *Fostbröðnasaga* c. 2 drei Grasstreifen: „Sie sollten unter drei ‚jardamen‘ gehen, und das war ihr Eid.“ Nach der *Laxdölafaga* c. 18 (*Thule* VI 60) wurde dieser Eidesbrauch auch als Reinigungsprobe angewendet. „*Thorkel* . . . forderte sie auf, die Reinigungsprobe nach Brauch und Sitte anzustellen. Die Reinigungsprobe fand damals in der Weise statt, daß man unter einen Erdstreifen treten mußte, indem ein Stück Rasen von dem Boden abgelöst wurde. Die beiden Enden des Rasenstreifens saßen im Boden fest, und der Mann, der die Reinigung auszuführen hatte, mußte darunter treten . . . Der galt als gereinigt, der unter den Erdstreifen trat, ohne daß er über ihm einbrach.“

Andere Eidformen kennen die Gelübde. So wird der Fuleid auf den Opfereber beim Weihebecher geleistet (*Gervararsaga* c. 10), während andere Gelübde auf heilige Steine abgelegt wurden. (*Gudrunarkvida* III 3 und *Helg. Hund.* II 29). Nicht direkt bezeugt, aber vorauszusetzen ist der Waffeneid, der sonst für das Germanische gut belegt ist.

Große Dinge gesehen zu haben, als einen großen Sturm, muß ohnstreitig dem ganzen Gehirn eine andere Stimmung geben, und man kann sich daher nicht genug in solche Lagen bringen; man sammelt auf diese Art, ohne zu wissen.

Lichtenberg



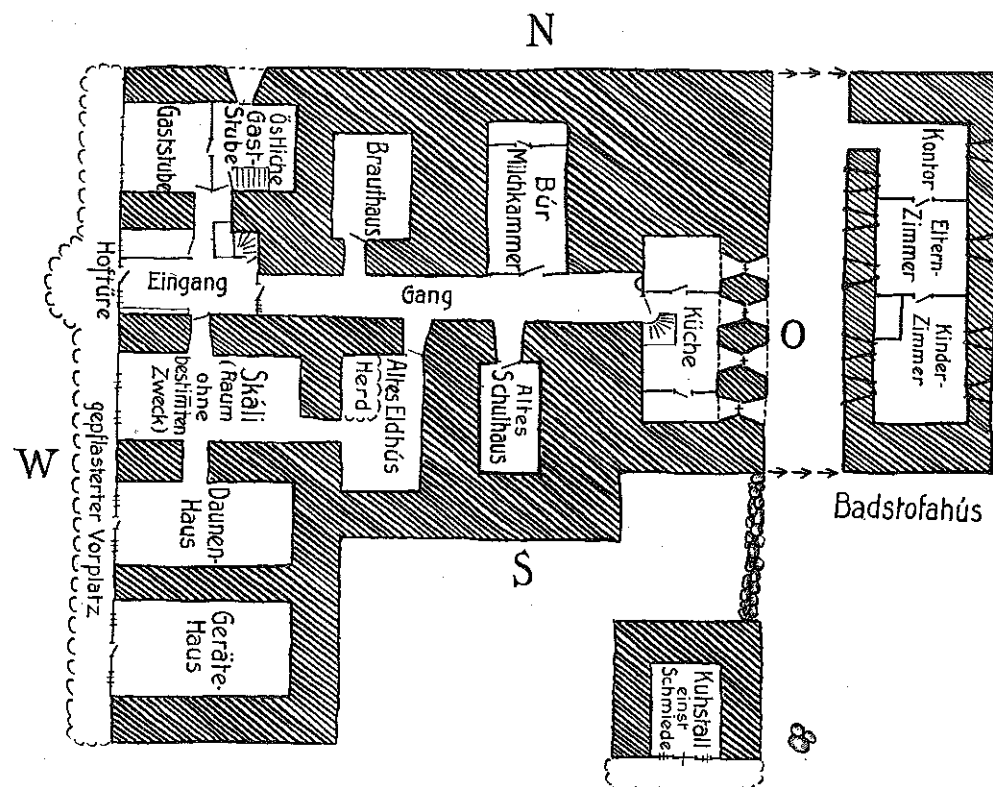
Der Pfarrhof von Laufás unweit Akureyri. Eine der wenigen erhaltenen Großbauten in Rasenarchitektur. Von links nach rechts: Gaststube, Hofeingang, Halle, Damenhaus, Gerätehaus
Aufnahme: Schweizer

Die letzte große Hofanlage in Rasenarchitektur auf Island

Don Bruno Schweizer

Der liebenwürdige Leiter des isländischen Landesmuseums in Reykjavík, Matthias Thordarson, nahm mich im Jahre 1935 zu einem Pfarrhof Laufás am Eyjafjörður mit, der ganz im alten Rasenbau errichtet den Typ des „gamall baer“ verkörpert, den vor wenigen Jahrzehnten noch das ganze Land aufzuweisen hatte.

Zu fünf fuhrten wir von Akureyri in einem Mietauto über unbeschreibliche Feldwege, Wiesenpfade und Furten nach dem etwa 60 Kilometer entfernten Pfarrhof. Von der Bergseite aus machte der Hof insbesondere durch den eigenartigen Bau der Badstube einen ganz zyklischen Eindruck, während die Westseite mit ihrer Giebelfront aus Brettern wesentlich moderner aussah. Am meisten aber stand zu dem urweltlichen Äußeren die innere Einrichtung der Feinstofa im Gegensatz, in die wir alle geleitet wurden. Rote Samtmöbel aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, gestickte Bilder und Photographien versetzten uns ziemlich unvermittelt in den Salon eines biedereren Mitteleuropäers; es folgten lange Besprechungen über die Ausbesserungsarbeiten und Reparaturen wurden ausgetauscht, bis endlich der übliche feierliche Gastkaffee aufgetragen wurde. Ich hauste ein paar Wochen lang in dem an die Prunkstube anschließenden, etwas feuchten und dunklen Gemache.



Alter Hof in Laufås

Wenn ich aus dem Brunnzimmer trat, kam ich in ein paar dunkle Winkel mit Wand-schränken und ein kurzer Gang mündete in einen allseitig mit gehobelten, aber unbemalten Brettern vertäfelten Raum, den man Hofeingang (baejardhr) nannte. Dort fand man eine Wandbank und nach dem Innern des Hauses sah man in einen unterstandähnlichen Gang. Die Vorderfront der Firste (birstir) bestand nur aus einer einfachen Bretterwand ohne Rasenbau. Zweifellos hatte man sie in ihrer vorhergehenden Form im 18. Jahrhundert mit Rasenwalmdach und in noch früherer Zeit ganz aus Rasen gebaut, in den nur tiefe Fensterlöcher als Ausguck eingeschnitten waren, wenn man sich nicht überhaupt mit einem Skjár (= Fellsfenster) im Dach begnügte.

Leider war der Pfarrer über die Baugeschichte seines Pfarrhofes nur ungenau unterrichtet. Nach Aussage eines alten Mannes soll der Grundriß des Hauptgebäudes uralte sein. Das letzte Mal wurde der Oberbau im Jahre 1859 ohne Änderung der Wände neu gefügt, im Jahre 1844 waren verschiedene Teile, so Badstofa, Kontor und Sudurstemma noch nicht gebaut.

Im allgemeinen ist auffallend, daß das Gebäude mit seiner Hauptfront nach Westen schaut, daß also die sonst immer irgendwie als Fensterseite bevorzugte Südrichtung völlig ignoriert wird. Der Erbauer wollte sich offenkundig den Blick auf den Fjord freihalten und wollte andererseits auch sein Bauwerk mit der vornehmsten Front dem Blick des fremden Seefahrers darbieten.

An dem ganzen Gebäude läuft ein gepflasterter Fußweg (stjett) von 1,20—1,40 m Breite entlang, der sich wie eine leichte Stufe 10 cm über den Grasboden erhebt und vor dem Haupteingang des Hofes im Halbkreis noch einen Meter vorgewölbt ist.

Der südlichste der fünf gleichartig aussehenden Brettergiebel birgt die Sudurstemma (1), einen Geräteschuppen für landwirtschaftliche Werkzeuge und Pferdegeschirr und Sattelzeug. Dieser Raum war beim alten Haus noch nicht dabei und man merkt es an Verschiedenem, daß es ein Neubau ist: Der Giebel ist etwas flacher und die verwendeten Balken sind größtenteils gefügt, während sonst fast nur behauene Balken auftreten. Das eigentliche Dach besteht aus viel mehr Längs-Unterlagen als bei älteren Dächern üblich war, ein Dachbodenraum fehlt, zum nördlich anschließenden Dúnhus ist kein Verbindungsgang vorhanden.

Der nächste Giebel enthält das Dúnhus (2), das wohl einst die Stemma war; jetzt werden dort die Eiderdaunen auf Strickhasen von dem anhaftenden Schmutz gereinigt, wenn die Leute des Pfarrers gerade keine andere Arbeit haben; davon auch der Name. Der Raum hat eine Tür auf die Stjett hinaus und eine Verbindung zur anschließenden Skali. Der Dachstuhl, der keinen Dachboden trägt, beginnt 2,30 m über dem Boden. Die Verbindungsbalken zwischen den Standsäulen befinden sich aber schon in 1,70 m Höhe. In der Mitte des Dúnhus ist eine Falltür und Treppe zu einem kleinen Keller.

In der Skali (3) ist der Boden mit Rasenstücken bedeckt. Es werden hier Kohlen und Brennholz und einige Gerätschaften verwahrt. Die Raumhöhe beträgt 2 m bis zu einem die östliche Hälfte umfassenden Zwischenboden. Dem Pfarrer war bekannt, daß die Skali früher der größte und wichtigste Raum des Hauses war, der auch dem Aufenthalt der Gäste diente. Später war sie der Schlafraum der Knechte des Hofes, daran erinnert man sich in Laufås noch. Der Unterbau der Wände besteht aus Bruch- und Feldsteinen, die durch Rasenzwischenlagen festgehalten werden.

Von der Skali führt eine sehr niedrige Tür über eine Steinstufe zum alten Eldhus. Der Gang dorthin ist an einer Stelle nur 1,10 m hoch. Ein anderer Ausgang führt (1,90 m hoch) zum Eingangsraum des Hofes.

Der Raum am Haustor wird Baejardhr (4) genannt. Er ist hier sauber mit leicht gebräunten, unbemalten, gehobelten, etwa 20 cm breiten Brettern von etwa 2 Zoll Stärke verkleidet. Die Raumhöhe vom Bretterboden bis zur Decke macht 2 m aus. Eine Wandbank von 25 cm Breite und 47 cm Höhe (normale Stuhlhöhe) befindet sich an der Südwand. Die Balkenlagen der Decke sind sichtbar und ungleich weit voneinander absteigend (1—1,50 m). Das Fenster neben der Haustüre hat die Ausmaße von 58×67 cm. Diese selbst ist 1,67 m hoch und 70 cm breit.

Nach dem Hausinnern zu ist der Eingangsraum durch eine früher mit 1,75 m hoher Türe versehene Bretterwand abgeschlossen, neben der ein kleines Fenster (17×27 cm) ein paar Lichtstrahlen ins dunkle Innere läßt.

Der anschließende Gangur (10) ist 15 m lang und durchschnittlich 1,80—2,00 m breit. Da die Wände aus Torf und aus Steinen gefügt sind, kann man keine gerade ausgerichteten Linien verlangen.

Vom Eingangsraum nur durch eine Holzwand getrennt, mit diesem aber unter einem Giebel und Dachboden, befindet sich nördlich davon eine Kammer (Klefi) (5), die wie der Eingangsraum rundherum mit gehobelten Holzwänden gut verkleidet ist. Die Raumhöhe beträgt 2 m, ein kleines Fenster bildet nach außen das Gegenstück zum Fenster neben der Haustüre. Man gelangt vom Seitengang zur guten Stube aus durch eine 60 cm breite und 1,70 m hohe Türe in diese Kammer, wo Geräte aller Art verwahrt werden.

Der im Aufriß dreieckige Dachboden über Eingang und Klefi enthielt wohl früher, wie das im ganzen Nordland noch häufig zu finden ist, Schlafplätze für Familienmitglieder und Diensthofen. Der Ausgang befindet sich in der Nordostecke des Eingangsraumes.

Wenn man den Seitengang zur guten Stube durchschritten hat, befindet man sich in einem dunklen Räume von 1,50×1,50 m, der Forstosa (6). Die Raumhöhe beträgt bis zum Dachstuhl 2,50 m, und dann ist es bis zum Dachfirstwinkel noch etwa 1 m. Hier

liegt nämlich ein kleines Verbindungsdach vom Giebel über Raum 4+5+7 zum Giebel über Raum 8+9. Die Raumhöhe des Seitengangs beträgt, soweit er unter das Dach des Eingangsfiristes fällt, 2 m. Der Boden steigt ein wenig zum eigentlichen Vorplatz, so daß der Übergang nur 1,85 m Raumhöhe aufweist. — Vom Vorplatz gehen zwei je 1,85 m hohe und 60 cm breite Türen in die feine Stube und das Nebengemach.

Östlich vom Seitengang liegt ein dunkler 2 m hoher Raum von 1,00×1,50 m im Gebierr, Klaedaskapur (7) genannt, der zum Aufbewahren von Kleidern diente.

Durch die linke Türe betreten wir vom Vorraum aus die *Finestofa* (8) oder Besturstofa, das eingangs erwähnte Prunkgemach. Es hat ölgestrichene Holzwände und ist 2,15 m hoch. Die beiden Fenster sind zum Öffnen eingerichtet (das galt als Luxus!) und haben die gleichen Ausmaße wie die am Eingang. Die doppelte Holzwand ist 20 cm stark, der Holzfufsboden liegt mit der steingepflasterten Stjett eben. Die Fensterbrüstungen liegen 90 cm über der Erde.

Anschließend ist die *Austurstofa* (9) 3,50×3,50 m im Quadrat. Das Bett steht unter der Schräge einer Treppe, die zum Dachboden des Giebels emporführt. An der Decke der *Austurstofa* (2 m Raumhöhe) sind die Tragbalken sichtbar, in der *Besturstofa* sind sie verkleidet.

Der Dachraum der Giebel über *Finestofa* und Eingang ist innen sauber mit gefugten Brettern verschalt, so daß der in der Mitte über 2 m hohe Raum mindestens für frühere Verhältnisse ein angenehmes Schlafgemach darstellte. Da man Ofen früher nicht kannte, mußte der dicke Rasenbelag des Daches und die Körperwärme der Bewohner das wärmende Feuer ersetzen.

Wir betreten wieder den Ausgang, *Gangur* (10). Er steigt leicht nach Osten an und ist mit Rasenstücken gepflastert gewesen. An einigen Stellen ist der Boden schon recht uneben und durch Bretter gangbarer gemacht.

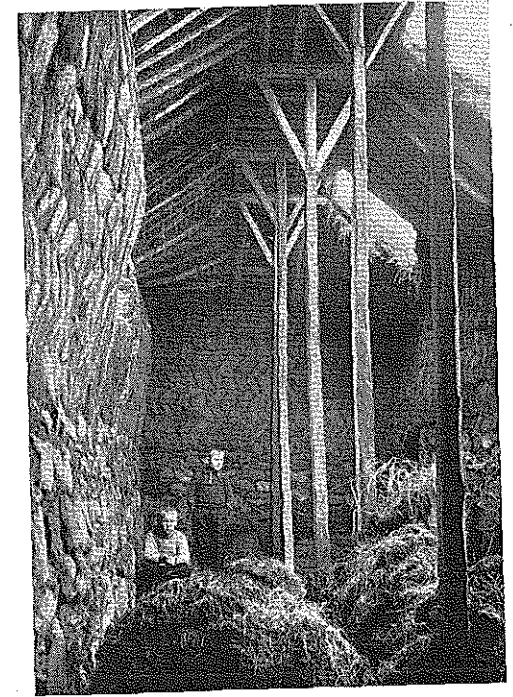
Der Gang besitzt ein eignes kleines Dachstuhlwerk, das großenteils aus Bestandteilen der ehemaligen Kaufaser Dorfkirche gemacht ist. Dies erkennt man leicht an den Kantenverzierungen, die mit einem besonderen Ziehinstrument eingerichtet wurden. Die Raumhöhe des Ganges bis zum Firstwinkel beträgt etwa 2,70 m. Standpfeiler tragen die Längshölzer; das Dachgebälk ist sehr unregelmäßig aufgelegt.

Der nächste Raum links vom Gang ist das *Brúðarhús* (11), der angeblich älteste Bestandteil des Hofes im jetzigen Zustand. Der Name weist darauf hin, daß hier in der „Brautkammer“ die Braut zur Hochzeit geschmückt wurde. Das kann wohl kaum nur für die Bewohner des Pfarrhofes gegolten haben, sondern wird wohl für den ganzen Pfarrsprengel diese Funktion gehabt haben. Der Raum hat keine Wandfenster, sondern nur am Dachgiebel ein kleines Lichtloch 17×30 cm. Man kommt vom Gang durch eine 1,10 m breite und 20 cm ansteigende steinplattengepflasterte Abzweigung über eine hohe Stufe durch eine nur 1,10 m hohe, verzierte (aus der Kirche stammende?) Türe in die sauber mit rillengeschmückten Brettern ausgekleidete Kammer. Der Fußboden liegt 70 cm über dem Gangboden. Die Ausmaße des Raumes betragen 4,50×3,00 m. Die Dachschräge ist verschalt, aber die Querbalken liegen in der unangenehmen Höhe von 1,58 m über dem Boden. Von dort bis zum Firstwinkel sind noch 1,48 m.

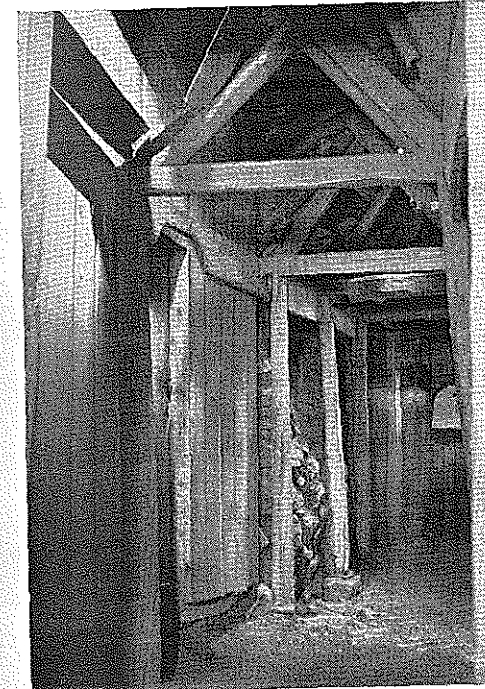
Der folgende Raum hat die Benennung „*Gamlabúr*“ (12) und ist heute Vorratskammer. Das alte Bur wurde 1844 umgebaut. Damals hat man offenbar die zwischen Gang und Bur befindliche Stein- und Rasenwand entfernt und durch eine Holzwand ersetzt, um Platz zu gewinnen. Eine besondere Abteilung *Mjólkurbúr* (13) im nördlichen Teil des Bur wird nur durch einen Bretterverschlag gebildet, vielleicht war dies vordem anders eingerichtet.

Vom Gang her der erste Raum rechts ist die alte Küche „*gamla Eldhús*“ (14), ein schwarzer Raum 5,30 m lang und 3,20 m breit. Bis zur Unterseite der Querbalken

beträgt die Raumhöhe 1,90 m. In der Nordwestecke sind aus Steinblöcken drei Feuerstellen errichtet (*hlódir*). Früher soll der alte Herd in der Mitte des Raumes gestanden haben. In der Mitte des von glänzenden Kupferstücken überkleideten Dachgebälkes befindet sich noch das Rauchloch von 60×60 cm Weite. Der Eingang zum *Eldhús* vom *Gangur* her zweigt mit 1,60 m Höhe und 1,20 m Breite ab und verengt sich zu einer Schlupftüre von den winzigen Ausmaßen 1,45 mal 0,60 m. Der Ausgang zur *Stáli* hat etwa dieselben Ausmaße, die Schwelle dort, ein Balken von 12×18 cm, ist stark ausgetreten, also wohl jahrhundertlang begangen worden. Der Boden besteht aus festgetretener Erde. Die Wände haben bis zu 90 cm Höhe einen Steinunterbau, auf dem eine ebenso hohe Rasenmauer ruht. Das Dach liegt aber nicht auf dieser Mauer, sondern stützt sich auf Säulen, die in nicht ganz regelmäßigen Zwischenräumen 25—30 cm von der Wand abstehen, auf Steinplatten gelagert sind und

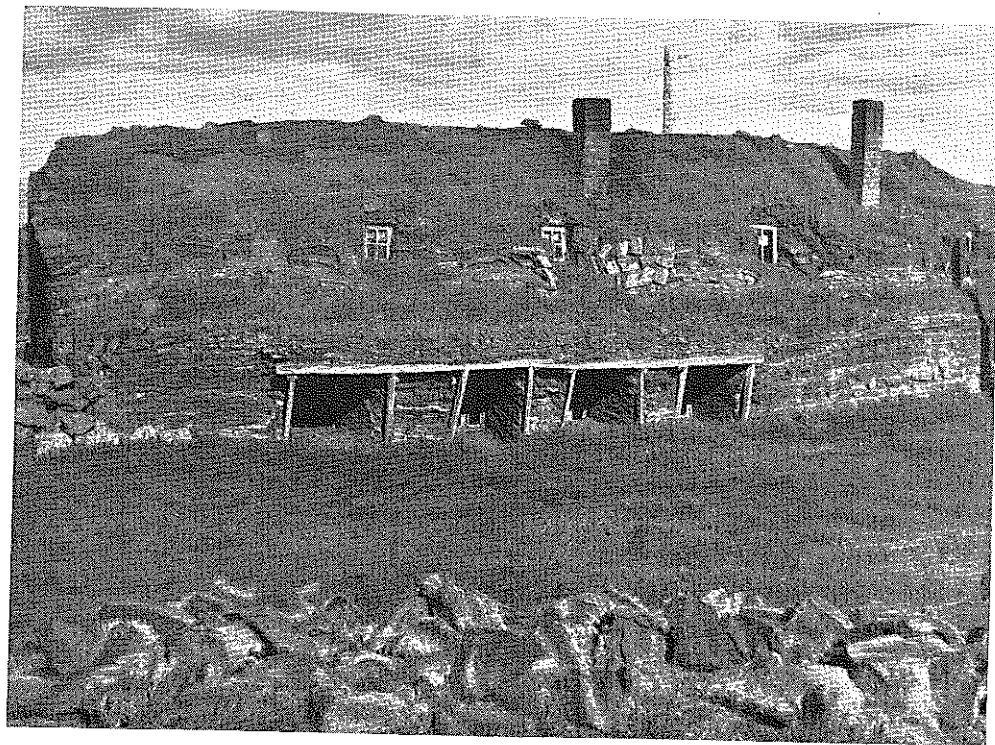


Alter Heustadel in Rasenbau, zur Hälfte im Boden stehend, in Laufas
Aufnahme: Schweizer



Gangang im alten Pfarrhof von Laufas. Links Eingang zum Bur (Speise), rechts im Hintergrund Ausgang neben der Küche
Aufnahme: Schweizer

Holzstärken von 10×18 cm aufweisen. Auf den Säulenköpfen liegen Längsbalken von 9×15 cm auf und diese tragen die Querbalken (13×15 cm), der Abstand der beiden Längshölzer ist 2,85 m. Von der Unterseite der Querbalken bis zum Firstwinkel sind etwa 2,50 m, so daß die größte Raumhöhe 4,40 m beträgt. In die Querbalken sind die schrägen Dachbalken eingelassen (20×15 cm), 0,85 m über den Querbalken sind hier noch weitere Binder eingesetzt (15×15 cm), und das Rauchloch hat einen Balkenfranz von Hölzern zu 10×12 cm. Auf der Außenseite der Schrägbalken sind vier Längsböhlen befestigt, deren Ausmaße sind: 5×24, 6×12, 5×15, 5×6; darauf liegt eine Schicht 5 bis 10 cm starker Birkenprügel, die unbefestigt auf der Rasenwand des Raumes aufliegen. Erst nun folgt die aus ähren Rasenstücken zusammengewachsene Dachhaut. Ich muß erwähnen, daß der isländische Rasen ein dichtes und unglaublich festes Wurzelgeflecht besitzt, das im trockenen Zustand auch mit scharfgeschliffenen Werkzeugen nur mühsam zu zer-



Badstofa in Laufás
Aufnahme: Schweizer

schneiden ist. Die Dachauflage aus Birkenprügeln und Rasen erreicht eine Stärke von 50 cm. Regen dringt übrigens durch ein gut gedecktes Rasendach kaum durch.

Der jetzige, etwa fünfzig Jahre alte Herd aus Steinklötzen hat eine Breite von 1,10 m ab Wand. Die vier Feuerstellen liegen, durch 50 cm hohe Blockaufbauten getrennt, 45 cm über der Erde und messen 60×60 cm. Das Eldhus wird jetzt zum Räuchern von Fleisch und Fisch und als Kumpellammer benutzt.

Die nächste Gangabzweigung nach dem Eldhus führt zum Skólahús (15) (Schulzimmer). Es ist kleiner als das Brudarhus, nämlich 2,40×4,30 m. Man kann sich diesen allerdings sauber vertäfelten Raum kaum als Lehrzimmer vorstellen. Er mißt bis zu den Querbalken 1,85 m und bis zum Firstwinkel 2,80 m. Nach Westen sind zwei Fenster 40×45 cm in die Dachneigung eingesetzt. Der Fußboden liegt fast einen Meter höher als der Ausgang. Der Eingang von dort her, ein zunächst 1,70 m hoher Stollen steigt über mächtige Steinblockstufen zur niedrigen Türöffnung (nur 1,10 m!) auf. Die Tür selbst ist etwas höher (1,50 m).

Weiter nach Osten gelangt man in das nach der Überlieferung 1844 neuangelegte Badstofuhús (16. 17. 18. 19. 20. 21.). Alle sechs aufgeführten Räume liegen unter einem Nord-süd-Giebel, es sind dies die 16. jetzige Küche „nýja Eldhús“, 17. Speiskammer, „nýjabú“, 18. Burzchenzimmer „pílla herbergi“, 19. Wohn- und Kinderzimmer „badstofa“, 20. Schlafzimmer der Eltern „Míðhus“, 21. Amtszimmer des Pfarrers „Kontor“. Die Räume im Untergeschoß des Badstofuhús liegen etwa einen Meter unter der Erde. Die zwei Meter tiefen Fensterhöhlen steigen von innen zu den in der Mitte der Rasenwand sitzenden Fenstern etwas an. Der Holzfußboden liegt 1 m über der Hauschwelle der Baejardyr. 30 cm über dem Gangur.

Neben der Türe führt im Innern der Küche eine gewundene Treppe, unter der ein Wandschrank eingebaut ist, zur Badstofa empor. Diese sowie die anstoßenden Räume oben haben holzverkleidete, schräge Wände, die außen als Rasendach erscheinen. Sie sahen im Innern schon infolge der neuzeitlichen Einrichtungsgegenstände, von denen nur ein paar alte Truhen und ein Stehpult abstachen, wie Mansardenräume irgendeines deutschen Hauses aus. Zum Kontor des Pfarrers kann man auch ebenerdig eintreten, da das Gelände hier etwas ansteigt.

Südlich vom Badstofuhús, in der Südostecke des Gebäudegebierts, liegt ein kubisches Gebäude von 5,5 m Seitenlänge. Es ist heute als Kälberstall (22) benutzt, früher war hier zweifellos die Schmiede. Die Südwand besteht aus einer Bretterwand mit Türe und Fenstern, und davor läuft eine Stjettipflasterung, etwas schmaler als vor dem Hauptgebäude. Die Wände des Innenraums zeigen 1 m hoch Steinunterbau, darüber 1 m Torfwand. Das Dach ist neuer, weist aber etliche Bretter mit der altertümlichen Bandrillung auf. Von Haus 22 führt ein Blockwall nord-südlich zum Badstofuhús, dahinter liegt ein Rhabarberbeet. Südlich davon liegen drei große Steine als Auf- und Absteige-hilfe für reitende Gäste. Ein eigentlicher „Festasteinn“ mit Ringen zum Festmachen der Tiere befindet sich westlich auf dem ebenen Grasplatz vor dem Eingang des Hofes. Dieser ganze Platz ist übrigens als etwas geebener riesiger Aschenhügel „Askuhangur“ des Hofes zu betrachten. Aus der Größe solcher Aschenhügel schließt man in Island mit Recht auf das Alter einer Ansiedlung.

Ein etwa 10 m breiter Rasenstreifen trennt das Hofgebiert von der Umfassungsmauer des Friedhofes (kirkjugardur), die als über 1 m hoher Steinblockwall ausgebildet ist und ein prächtiges Beispiel für diese alte Art der Friedhofsumhegung darstellt. Auch das Eingangstor zum Friedhof, das „Sáluhlid“, ist aus Holz in echt volksmäßiger Form ausgeführt.

Weitere Gebäude, die zum Hofe gehörten, waren Schafställe, Kuhställe und Heuschuppen. Diese Außengebäude waren Musterbeispiele der alten Rasenarchitektur, in prächtiger Fischgrätenarbeit fügte sich Torfblock an Torfblock.

Von der Spruchdichtung germanisch-deutscher Art

Von R. Petsch

Die „Spruchdichtung“ hat sich bei den germanischen Völkern wie andernwärts in grauer Vorzeit aus der Sprechform des „Rufes“ (des erfüllten Ausrufs oder des demütigen Anrufs höherer Mächte) entwickelt: als Segen und Fluch, als Zauber und Lebensweisung, als Rätsel und Deutung. Sie hat sich aber auch bei uns in volkstümlichen Formen jeder Art erhalten und hat da mannigfache Entwicklungen durchgemacht, auch wohl Zersetzung erfahren¹. Aber sie hat auch unsre eigentliche Kunsdichtung weit stärker beflügelt und dauernd bereichert als bei den Nachbarvölkern. Wir denken an die (nicht eigentlich gesungenen, aber doch auf eigene Weise klingenden, sozusagen rezitativisch vorgetragenen) Weisheitsprüche und politischen Mahnreden Walthers von der Vogelweide, an die Sprüche in Reimen und in Prosa von Goethe (seine „Maximen und Reflexionen“) und an die hochentwickelte Spruchdichtung unsrer Tage, für die wir die besten unserer Dichter wie F. Weinheber anführen können. Während in der französischen „gromischen“ Dichtung, z. B. bei La Rochefoucauld, der funkelnde Esprit oder der überlegene Weltverstand zu Worte kommt, der sich an scharfgeschliffenen Spiken, überraschenden Wendungen und schlagenden Formeln erfreut. Während also diese „Formrede“ vorzugsweise auf Erkenntnis, Klärung, Verständigung ausgeht und ihr Sprecher für eine ge-

¹ Vgl. R. Petsch: Die Spruchdichtung des Volkes (Halle a. S. 1938).

bildete „Gesellschaft“ das Wort nimmt, ihr vordenkt und sie zum Mitdenken oder zu einer Art Rätselraten einladet — ist der germanische Spruchspracher von Hause aus und in den höchsten dichterischen Erscheinungsformen der „gnomischen Dichtungsart“ ein Offenbarer tiefer Geheimnisse, der in tiefster Erfüllung aus dem Schatz seines Herzens die „Wahrheit“ deutet, die Urteile über Leben und Welt zurechtrückt und sich durchweg über den Standpunkt reiner Nützlichkeit erhebt. Nicht die witzige Beziehung zwischen weit auseinanderliegenden Dingen oder die „neue“ Ansicht der bekannten Welt unter „eigenartigen“, oft willkürlich herbeigeordneten Gesichtspunkten, sondern die Herstellung verborgener Bindungen, die Aufdeckung überschütteter Weltgründe, die Verknüpfung seelischer Tiefen mit denen des Weltalls und vor allem der Aufruf zur letzten Entscheidung im Sinne einer höheren, edleren, nicht bloß „klugen“ Menschlichkeit: das ist der eigentliche Gehalt unserer Spruchdichtung:

Diese hat sich aber nicht nur als selbständige Art entwickelt, sondern ist auch wohl als Baustein in poetische Gebilde von anderer Weise eingegangen. Wir denken da an die dramatische „Sentenz“, die vor allem Schiller mit großer Meisterschaft, nämlich echt dramatisch handhabt. Da ist der Sinnspruch kein bloßer Schmuck, den man den dichterischen Reden anhängt wie Silberstreifen an den Weihnachtsbaum, und die man beliebig ablösen kann, um sie vielleicht „im Leben zu verwenden“. Vielmehr scheinen die schönsten seiner Sentenzen selbst wieder aus dramatischem Ringen, Schritt für Schritt, sich vor uns lebendig zu entfalten; in ihnen gipfelt oft genug der Vorgang eines Auftritts, und von ihm strahlt dann wieder Licht auf den weiteren Fortgang aus, wie in jener mehrschichtigen Rede Don Manuels in der „Braut von Messina“ an entscheidender Stelle:

„Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet.
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.“

Wir verspüren da ganz deutlich, wie der echte Spruch, der aus dem Leben erwächst, in den einzelnen Fällen einsetzt und schon seine „irrationalen“ Hintergründe ahnen läßt; wie er dann das Einmalige zum allgemeinen Gesetz erhebt und endlich in letzte, überirdische Zusammenhänge hineinleuchtet. Ähnlich steht es mit den Spruchgebilden in Goethes „Lasso“ und „Faust“, vor allem aber mit Shakespeares großen Monologen, z. B. im „Hamlet“.

Uns aber drängt es, noch einmal in die Anfänge unserer Spruchdichtung hineinzu-leuchten, die freilich keine Urkunde uns übermittelt. Wie diese Dinge älter sind als alle Kunst des Ritens und Schreibens, so sind die ältesten Formen verblaßt, als die Schrift sie festhalten wollte. Nur hier und da haben sich kümmerliche, uns dennoch unendlich wertvolle Reste in Spätformen oder in die berichtende, auch wohl kämpferische Wiedergabe der mittelalterlichen Kirche hinübergerettet — hier und da mochte auch wohl ein unter der Oberfläche des Kirchenglaubens nachglimmender Volksglaube (der sogenannte „Aberglaube“) das seine dazu tun, um einen Zauberspruch (einen „Segen“) zu retten, und ganz vereinzelt mag ein Mann aus ererbtem Treuegefühl einzelne Verse aufbewahrt haben, wie zwei Fuldaer Mönche das kostbare Bruchstück des Hildebrandsliedes. Aus allen diesen Resten, zusammen mit den heute noch lebenden Formen, können wir uns ein urgeföhres Bild der alten Spruchdichtung machen: d. h. also jener Versdichtung, die von geheimem Wissen und Können zeugt; die sich bewußt ist, durch das bloße Sprechen ruhende Kräfte in der Seele des Menschen und in der umgebenden Welt zu entbinden, die aber ihr Geheimnis nicht „verrät“, sondern umschreibt,

so daß es, wo nicht „erraten“, so doch fühlbar wird und den Hörer an einem höheren, tief in raffischen Anschauungen und Wertungen verwurzelten Geistesleben teilnehmen läßt. Was das Unsagbare ahnen und erfahren läßt, was ihm also ein Leben gleichsam zwischen Himmel und Erde und eine weit über den Tag und über den Fall hinausragende Bedeutsamkeit verschafft, das ist die Form, so gut wie in jeder echten Dichtung noch heute der „Gehalt“ aus dem „Inhalt“ durch die Form entwickelt wird. Wenn aber der Zauber der Form unserer Dichtung heute so gut durch eine gewisse logische (vorgängliche, z. T. ursächlich begründete) Ordnung der einzelnen Züge und durch ihre bildlich-anschauliche Ausführung bedingt ist wie durch Lautung und Rhythmus, so hat die „Klangform“ in uralter Zeit sicherlich die größere Bedeutung gehabt. Hatte doch die Sprache der alten Germanen noch den vollen Klang der Endsilben bewahrt (also z. B. in „Dagaz“). Wo diese Selbstlauter und ihre mitlautende Umgebung entweder zu tonlosen e-Verbindungen verblaßt oder ganz weggefallen sind (also „Tag“), da fühlte doch der Sprecher die Bollgewalt der Anlaute so stark, daß er die Stammsilben als Träger des eigentlichen Sinnes durch den gleichen Anlaut, den Stabreim miteinander verband und damit seiner ganzen Rede etwas unendlich Feierliches, ein geheimnisvoll-sinnhaftes Gepräge verlieh. So müssen wir uns denken, daß der Hausvater bei der Runen-Frage an das Schicksal auf jedes der aus der Masse von „Buchstaben“ herausgezogenen Stäb-lein, im unmittelbaren Anschluß an den Anlaut der darauf bemerkten Rune und ihrer Bedeutung (z. B. n = Not) einen Reim mit zwei „Stäben“ (in Gestalt einer kurzen) oder gar mit dreien (in der Form einer Langzeile) dichtete und diesen Vers mit den beiden andern, die ebenso zustande kamen, zu einem hinter sinnigen Ganzen verband. So geschah das „Raten“ der „Runen“. Noch in der Spruchdichtung der Edda und spurenweise selbst im Südgermanischen, also deutschen Sprachgebiete finden wir geradezu die feierliche Verkoppelung von zweiteiligen Langzeilen und von Kurzzeilen. Noch in unserm einen Merseburger Zauberspruch finden wir beide verbunden in der eigentlichen Zauberformel am Schlusse:

„Blut zu Blut — Wein zu Wein,
So wie sie (d. h. als ob sie) geleimt seien.“

Ursprünglich waren diese beiden Formen vielleicht noch geschieden: die Kurzzeile, die in sich selber reimt, war vielleicht „früher“ da und für die Verwendung im Rukt und Ritus bestimmt, wie etwa aus dem Fragepiel eines uralten Runenliedes hervorgeht, das späteren „Bewährungsfragen“ von Katechismusart sehr ähnlich sieht:

„Weißt du zu riken (nämlich: Runen)?
Weißt du zu raten?
Weißt du zu formen?
Weißt du zu fragen?
Weißt du zu wünschen?
Weißt du zu weihen?
Weißt du zu schicken (Opferspenden)?
Weißt du zu schlachten?“¹

Mit großartiger Eintönigkeit, die hier zugleich Eindringlichkeit bedeutet, umkreisen die Fragen alle Zweige des Götterdienstes und schließen immer wieder die letzte Frage ein, ob der sich nahende Anfänger der Teilnahme an dem Götterkult würdig sei oder nicht. Die Verbindung langer Zeilen (deren Hälften also durch Stabung gebunden sind) mit solchen Kurzzeilen aber beherrscht den eigentlichen Spruch, z. B. in der großen Sam-

¹ Nach der Übersetzung von F. Benzmer: Edda, zweiter Band, Götterdichtung und Spruchdichtung, Jena 1922, S. 183.

lung, die unter dem Titel „Reden des Hohen“ (nämlich Odins) in unsre Edda eingegangen sind. Wir greifen einen der schönsten dieser Sprüche heraus:

„Besitz stirbt,
Sippen sterben,
Du selbst stirbst — wie sie;
Eins weiß ich,
Das ewig lebt:
Der Toten — Tatenruhm.“¹

Freilich sind diese Sprüche schon von rein dichterischer Art, losgelöst von alten kultischen Bindungen, während die Urform des Spruches (wie jeder alten Dichtungsart!) zunächst eine Art Zweckform, eine Form-Rede zur Erreichung höherer Ziele war. Von dieser Art sind die „Wissensdichtungen“, die in uralter Zeit nicht etwa bloße Merkverse bedeuteten, die geheimes Wissen der Priester in „raunender“ Weise mitteilten, um die Seelen zu erschüttern, nicht um „behalten zu werden“. Ein solches Gedicht der „Hallstattzeit“, dessen Urform in die Mitte des 1. Jahrtausends unsrer Zeitrechnung zu weisen scheint, hat Felix Gensmer, der Meisterübersetzer der Edda, aus dem Bericht des Tacitus in seiner „Germania“ herausgeschält. Es dürfte etwa diesen Inhalt gehabt haben (nur daß wir im Neuhochdeutschen die alten Stabreime nicht herstellen können, ohne die Sprache zu vergewaltigen):

„Es war Twisto der Gott
Entsprossen der Erde
Mannus war Twistos — Sohn geheissen,
Der Schöpfer der Menschheit,
Der Führer der Männer.
Drei Söhne weiß ich — entsprossen von Mannus:
Fingwaz und Erminaz — der dritte,
Von denen sind der Männer — Völker gekommen.

Der Wechsel von kurzen und langen Zeilen spiegelt in eigentümlicher Weise die „polare“ (unserm Atemgesetz so vertraute, von Goethe als Lebensgrundlage gefeierte) Folge von Einziehung und Ausweitung, von Sammlung und Zerstreuung, von Verhüllung und Offenbarung. Dieser Wechsel beherrscht nicht nur die äußere, sondern die innere Form aller Spruchdichtung, die nie das Letzte verrät, sondern immer über sich hinausweist in unauslotbare Tiefen und die nicht zuletzt in unsrer Rätseldichtung mit ihrem ständigen Spiel zwischen Lösung und Bindung ihre Grundart verrät. Aber unsre ganze Spruchdichtung volkstümlicher und dichterischer Art läßt immer wieder diese Grundform, zum wenigstens innerlich, erkennen. Ein so einfacher, an die Volksrede unmittelbar anschließender Spruch wie der von Goethe:

„Ein jeder lehre vor seiner Tür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Rate stohn“

— er weist von der handgreiflichen oder sinnfälligen Wahrheit auf tiefere Weisheit hin: die Zweifelt der gleichlaufend gebauten Reimpaare schließt eine ganze Fülle von ebenfalls zutreffenden Lehren ein, deren Grundform (jeder kümmere sich um das Seine und Segenskräfte werden ihm zuwachsen) viel mehr angedeutet als ausgeführt ist.

¹ Ebenda, S. 130.

Damit sind wir bei dem Weisheitsprüche angelangt, der sich frühzeitig und weiter als jeder Segens- oder Zauberspruch aus dem religiösen Lebensraum gelöst haben dürfte, obwohl auch die eigentliche Lebensweisheit sicherlich von Hause aus in den Mund der Priester — (und der als Priester handelnden und sprechenden Hausväter, der „Weisen“, der „Bescheidwissenden“) gehörte. Auch dieser Spruch war durchaus ernst gemeint, wenn er auch späterhin gelegentlich eine ironische Wendung nehmen mag — wie er denn auch im späteren Mittelalter, z. B. in Freidanks „Bescheidenheit“ (d. h. Bescheid-wissen) und in dem „Renner“ des Hugo von Trimberg viel schlichte, ja spießbürgerliche Lebensflugsucht mitführte, wo von Hause aus tiefe Weisheit wirkte.

Viel stärker in das Reich des dichterischen Spiels sind die Rätsel übergegangen, die am Anfang sicherlich auch der Verhüllung und teilweisen oder allmählichen, vielleicht nur dem Eingeweihten verständlichen Enthüllung priesterlicher Geheimnisse diente. Das uralte Rätsel („Viere hangen, viere gingen“ usw.) erinnert noch an solche „Urätsel“, die nichts weniger bedeuteten als geistige Spiele oder gar wichtige Einkleidungen wie so manche heutige Versrätsel, um von den volksmähigen „Scherzfragen“ ganz zu schweigen. Nehmen wir aber zum Schlusse einmal das heutige mecklenburgische Rätsel vom Ei her, das in vielen deutschen Mundarten, aber auch in England und im skandinavischen Norden in dem gleichen Rhythmus verbreitet ist, so ahnen wir noch etwas von der Schönheit des uralten Rätsels und des Spruches überhaupt:

„Entepetente leech up de Bänk,
Entepetente feel von de Bänk,
Dor kenen de Herren von Hidenhaden,
Können Entepetente nich wedder heil maken.“

Da sind die Bezeichnungen des Eies und der Hühner weit mehr als bloße drollige Klangspiele; wie malt das „Entepetente“ das Wackeln des Eies, wodurch es zuletzt zu Falle kommt, und wie scharf läßt uns der Name „Hidenhaden“ die Bewegungen der Hühner anschauen, die gleichsam als fluge Ärzte den Patienten beschauen und dann kopfschüttelnd davongehen; und wie menschlich ist das Schicksal des armen Entepetente aufgefaßt. Daß dieses Mitleid nachher durch ein Gelächter abgelöst ist, beweist nichts dagegen, daß in uralter Zeit die Rätselrede eine wirklich lebhaft Verbindung zwischen dem Gegenstand und einer tieferen Schicht unserer Menschlichkeit herzustellen suchte — so wie es in viel späterer Zeit Schillers meisterhafte Rätsel taten.

Damit aber sei der eigentümliche Zauber der Spruchdichtung germanischer Art zusammengefaßt: das reizvolle Spiel zwischen Klarheit und Dunkel, zwischen Schein und Wesenheit dient nicht bloß dazu, die Bedeutung des Gegenstandes als solchen, gleichsam seine sachliche oder sinnliche Werthhaftigkeit zu enthüllen und zu steigern: der echte Spruch greift vielmehr gleichzeitig an die Tiefen der Menschenseele wie der Welt; er weckt Schichten in uns zum Leben auf, die sonst ruhen oder verkümmern, und er läßt Werte vor uns aufleuchten, die wir vor allem, oft halb unbewußt, als nordisch-deutsche Menschen bejahen und in deren Anerkennung wie uns zu uns selber finden. So ist der deutsche Spruch, wie jede in echtem Volkstum wurzelnde Dichtung, ein hochwillkommener und verehrungswürdiger Führer der deutschen Menschen zu seiner Art und Kunst.

Ohne Fähigkeit zu Haß und Liebe ist keine historische Genialität,
im Volke wie im Individuum. Görres

Don Hans Joachim Moser

„Wenn dir in der Poesie wie in der Natur frischer, lebendiger Morgenhauch, gefühlt über den Wassern und in den Bergen und gewürzt im Tannenwald, besser behagt als die drückende Schwüle oder gar der Anhauch aus einem Blasebalg, so lies Wilhelm Grimms Altdänische Heldenlieder!“ — so schreibt der Alemanne Joh. Peter Hebel nach Jakob Grimms Zeugnis an einen Freund. Damit sind all jene nordischen Skaldenpoesien und noch älteren Gedichte gemeint, die das Vermächtnis frühstandinavischen Germanentums an uns Nachgeborene darstellen. Vieles davon ist nicht Schreib- und Lesepoesie, sondern Gesangstext gewesen; Andreas Heuslers Spürsinn hat aus Altnordischem gar manches herausgehoben, was an Hymnenresten gewiß weit in das Reich des Kluges und Sanges hinüberraagt, etwa dieses so überraschend nah mit Brünhildes Erwachen in Wagners „Siegfried“ übereinkommende Stück:

Heil Tag! Heil Tags Söhne!
Heil Nacht mit Gefippen!
Mit Augen ohne Zorn schaut auf uns her
und schenkt uns Sitzenden Sieg!
Heil Asen! Heil Asinnen!
Heil der vielnützen Erdsflur!
Rede und Geisteskraft schenkt uns Ruhmreichen zwei
und Heilhände unser Leben lang.

Oder ein altenglischer Flurs Segen ums Jahr 1000:

Die Erde bitte ich und den Oberhimmel,
Erde, Erde, Erde, der Erde Mutter!
Er gönne dir (der Allwaltende)
Acker, wachsend und aufsprießend,
voll schwellend und kräftig treibend,
und der breiten Gerste Früchte
und des weißen Weizens Früchte
und alle Erdsfrüchte.
Heil sei dir, Erdsflur, der Erdischen Mutter,
sei du grünend in Gottes Umarmung
mit Futter gefüllt, den Erdischen zu Frommen!

Welche wahrhaft nordische Dratorien- und Hymmentexte...

Dazu dann die Magie des germanischen Vierhebelerhythmus, wie in dem Stegreiflied bei der letzten Schlacht Nafs des Heiligen um 1030:

Auf, auf, Bauersleut,
vor, vor, Christenleut,
Kreuzleut, Königsleut,
kneist, kneist, Königsmannen,
fest, fest die Bauersleut!

Oder die ganze Zäsigkeit der Stammsilbenbetonung in schärfstem Widerpart zu allem opizianischen, südmäßigen Ausglätten und -plätten, wenn ein nordischer Schmied zu seinen Amboschschlägen schmettert:

Ich 1 allein 1 gab elf 1 Männern 1
(blas du daß!) bleichen Tod!

Wieviel weicher klingt im Vergleich dazu vom Jahr 1018 das Tanzlied von Rölbig (bei Bernburg):

Einstmals ritt Bolvo durch den Wald so grüne,
er führte heim im Sattel Merzwint, die schöne.
Warum denn stehn wir, warum nicht gehn wir?

Und doch gäben wir viel darum, besäßen wir zu dieser nur in lateinischer Verschönerung auf uns gekommenen ältesten deutschen Ballade die Singweise. Ich habe zwar schon 1920 (Geschichte der deutschen Musik, Bd. I) versucht, zu den Merseburger Zaubersprüchen die Melodieformeln unserer gewiß sehr alten Kinderabzählreime und Wasilösesprüchelein zu fügen, aber das ist doch nur vermutungshaft wiederherstellbar und ohne strikten Beweis. So schaut man sehnsüchtig gen Norden, ob die „ultima Thule“ uns nicht Singweisen aufbewahrt hat, die uns den tonlichen Urkeim des nachmals so musikgewaltigen Germanentums ohne eine verfälschende und verfremdende Zwischenschicht des christlichen Kirchengesangs darbieten könnten. Es fehlt nicht an lockenden Spuren; ich selbst habe in einer inzwischen in manchem überholten Frühjahrarbeit von 1913 („Die Entstehung des Durgedankens, ein kulturgeschichtliches Problem“) unter dem Eindruck des H. St. Chamberlainschen Massenbegriffs versucht, das Durssystem als im Norden urbeheimatet und vorchristlich zu erweisen, und noch eine Sammelschrift von 1937 unter Leitung Guido Waldmanns von der Reichsjugendführung „Über die Tonalität des deutschen Volkslieds“ schlägt sich mit meiner damaligen These fruchtbar herum, ohne daß freilich die mehreren geschätzten Beiträge die inzwischen aufgetauchte Auffassung, im Gegenteil seien gerade die sogenannten mittelmeeischen Kirchentonarten Dorisch und Lydisch das Ursystem des Nordens, völlig sicher untermauern könnten oder dies auch nur tun wollten. Es bleibt ihnen — einleuchtend — das Problem in der Schwebel, dank einer Fünftönigkeit v o r der sicheren Scheidung der Siebentönigkeit in Dur und Kirchentonleitern.

Von anderer Seite ist versucht worden, die Isländische Musik noch von heute als v o r allem christlichen Einfluß liegende, reinste Germanenmusik hinzustellen und die hier begnenden Zwiagesänge in Quintenparallelen als ein nicht nur weltliches, sondern vorchristliches Urgut des Nordens zu erweisen. Da ist der Wunsch ein begreiflicher „Vater des Gedankens“, und es ist zwar gewiß m ö g l i c h, aber kaum s i c h e r beweisbar, daß diese Forscher mit ihrer Meinung recht haben. Arbeitet doch selbst die einzige mit einigen Noten versehene Kopenhagener Runenhandchrift (Schoonen'sches Geseß, 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts) bereits mit den römischen Quadratonzeichen; es steht dort folgendes Volksliedchen:

(Harfe?)



Drömbe mi-ten dröm i nat um sil-te of aer-lif pael.

Ein d-moll-Stück (nach heutige m Hören!) mit „Halbschluß“ am Ende des Zwischen-spiels für die Rückkehr in die Singstrophe (die Spielleute nannten das einen „offenen Punkt“); dabei wird auffallend immer wieder die Quinte umspielt und damit an die Alphornmelodik der Kuhreihen erinnert, die allerdings entsprechend der Obertonreihe der Blästöne statt des Dorischen das Lydische, also den F-Modus mit der übermäßigen Quarte h zeigt.

Ich stelle zu dem obigen Tongebilde der Arnarnagnäischen Sammlung eine deutsche Melodie von etwa 1500, die aber in mündlicher Überlieferung auch gut ihre hundert Jahre älter sein kann:



Sie ist rhythmisch wie melodisch schon reicher entwickelt, wie es den inzwischen verflossenen vielleicht zweihundert Jahren entspricht, aber die „Familienähnlichkeit“ gerade in den melodischen Wendungen scheint doch unverkennbar, der musikalische Rassenotyp.

Bei so beschaffener, schwieriger Materiallage ist es wohlverständlich, daß man Umschau halten muß nach Singweisen, die mit höchstmöglicher Sicherheit weit in die nordische Vergangenheit zurückreichen — die praktische Frage, ob und wieviel deren Beschaffenheit für das heutige Jugend- und Mannschafftsingen bedeuten kann und soll, bleibe hier unerörtert. Ich habe kürzlich (Vied und Volk, Maiheft 1938) unter dem Gesichtspunkt „Stammesunterschiede des deutschen Volksliedes“ die ältesten sicheren Volksmelodien von der norddeutschen Waterkant und Heide zusammengestellt. Hier soll der Blick auf weit nordischeres Gut gerichtet werden, und zwar auf solche Lieder, die wenigstens durch ihre textlichen Stoffe einige Gewähr für hohes Alter bieten. Denn wenn es auch selbstverständlich denkbar ist, daß zu einer Vorunterlage nachweislich neueren Datums eine sehr alte Weise wiederaufgenommen sein kann (Belege dieses Tatbestandes lassen sich aus allen Zeitaltern beibringen), so kommt damit doch eine Unbekannte mehr in die Gleichung; das Normale wird die Annahme ungefähr gleichzeitigen Entstehens von Wort und Weise sein. Nun erregen die besondere Aufmerksamkeit solche Lieder, die Stoffe der Edda benutzen; da zur eigentlichen Edda mit einer einzigen Ausnahme (s. u.) Melodien erhalten geblieben sind, darf man wohl wenigstens erfahrungsgemäß auch bei derartigen späteren Stücken von „eddischen“ Weisen sprechen. Sie stammen von den Färöern.

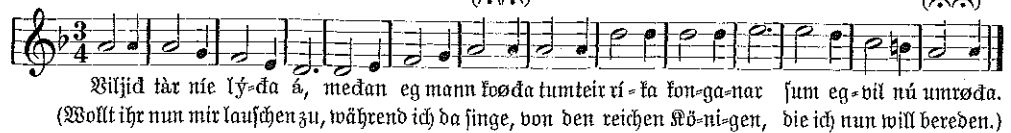
Doch auch bei diesen Funden ist es Pflicht, einiges Wasser in den Wein zu gießen, um statt schmeichelnden blauen Dunstes ehrlich die nackten Tatsachen zur Geltung zu bringen. Feststehend sind nur die Zeitpunkte, an denen die betreffenden Lieder aufgezichnet worden sind. Wie lange sie davor im Volk umgelaufen sind, ist dagegen Sache der Mutmaßung oder der möglichst vorsichtigen Stilkritik; manchmal hilft der Vergleich mit der übrigen Quellenlage der literarischen Parallelen weiter, womit aber — wie gesagt — über das Alter der Melodien nur mittelbare Beweise gegeben werden.

Von W. U. Hammershaimb wurde 1851 folgendes Sigurdslied veröffentlicht, das ich nicht in Walter Hensels künstlerisch schöner Bearbeitung zitiere, die heute viel nachgedruckt wird, sondern in der Urform, wie sie Hjalmar Thuren (Tanz, Dichtung und Gesang auf den Färöern, Sammelbände der Internat. Musikgef. III, 251, 1901/02) bei uns erstmals bekanntgemacht hat. Offenbar handelt es sich um ein Tanzlied, bei dem der Vorderteil textlich strophisch wechselte, während der Endteil als Rehrreim bei allen Gesängen der gleiche bleibt. Wolfgang Golthers sagengeschichtliche Untersuchung weist überzeugend auf das Ende des 14. Jahrhunderts als Entstehungszeit, und für die Weise spricht nichts Musikgeschichtliches gegen den gleichen Termin.

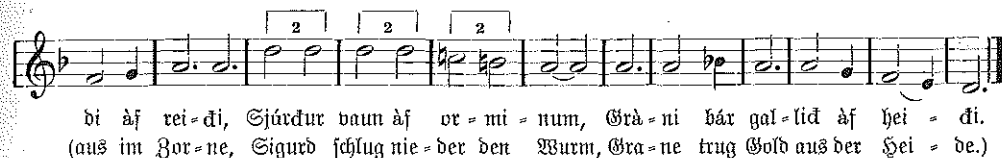
Solostrophe:

Hensel

Hensel



Rehrreim:



Das Tongeschlecht ist das „dorische“ nach mittelalterlich - kirchlicher Benennung, das heißt die Tönegruppe d e f g a h c d, wobei die Regel galt, daß h als Spitzenton zu b erniedrigt wurde — so auch hier; darüber scherzte Luther: diese Tonart sei ein peccator infirmus (ein schwacher Sünder, ein unsicherer Kantontiste), denn sie rede bald „b“, bald „h“. Das cis als Moll - Leitton statt c kann aus einer jüngeren Stilschicht stammen, muß aber nicht. Denn im 14. Jahrhundert mehren sich bereits die Klagen strenger Musiktheoretiker über das „acuere“ (= schärfen, erhöhen) der Septime, offenbar vom Volksgesangs - empfinden her.

Man verfolge in der Solostrophe den schönen und sinnvollen Bogen, der einer vollen Sinuskurve ähnelt: der Fallzeile a - d antwortet eine Steigzeile d - a, dann auf der Oberquinte umgekehrt erst die Steigzeile a - e und dann die Fallzeile e - a, die mit der „dorischen Sexte“ h statt b eine Wendung ins Molische nimmt, das wieder dem „offnen Punkt“ nahekommt. Bezeichnen wir diese vier Zeilen als a, b, c und d, so würde der Rehrreim aus a', a'', b', d' und a''' bestehen, also unter Wegfall von c eine Art rundläufiger Variation über die dorische Fallzeile darstellen. Schön wirkungsvoll ist, daß bei „reiche Könige“ und bei der Nennung Sigurds die Höhepunkte erreicht sind, wie ja auch im Rehrreim die Fallzeile a - d stets mit dem Grane - Text verbunden bleibt. Man sieht aus solchem Wort - Ton - Verhältnis, daß Wort und Weise ursprünglich und untrennbar zusammengehören und wie nach echter germanischer Art der musikalische Einfall dichtungsverbunden ist.

Wesentlich mehr Rätsel gibt ein zweites Sigurdslied von den Färöern auf, das der dänische Musiker A. F. Winding 1818 nach dem Vorsingen eines Färöers Poul Johnson in Kopenhagen aufgeschrieben und S. C. Syngbø vier Jahre später veröffentlicht hat. Franz Magnus Böhme in seiner Geschichte des Tanzes II, 215f. hat es zum erstenmal, Walter Hensel in seinem „Aufrecht Fährlein“ zum zweitenmal überarbeitet, dieser mit Vortragsbezeichnungen wie „ruhig, jauchzend, fest, feierlich“. Ich gehe auf die Ur - Aufzeichnung zurück:

Rehrreim



Wechselnde Solostrophe:



Hier herrscht ein anderes Tongeschlecht, das im Kehrrim als harmonisches Moll (oder mit den Benennungen des mittelalterlichen Kirchentonartsystems als hypoäolisch) zu bezeichnen wäre; in der Solostrophe dagegen tritt der „phrygische“ Kirchenton (mit e als Zentralton) stärker als der „hypoäolische“ (mit a als Mittelpunkt) hervor. Am eigenartigsten sind die großen Septimensprünge abwärts, die Böhme durch Oktavversetzung hat ins Alltägliche abplatten wollen — gerade sie aber zeugen für jenen „Alles-oder-Nichts“-Eigensinn, der von des Tacitus „Germania“ bis zu Ibsens „Brand“ als Kennzeichen des nordischen Menschen auftritt; daß die große Septime im monchischen Kirchengesang für unmöglich galt und daß die germanischen Lesarten der gregorianischen Melodien gerade durch dauernde Intervallerweiterung von den römischen Fassungen sich unterscheiden, paßt bestens dazu.

Auch die nahe Nachbarschaft der Stufen f e dis steht jenseits der christlichen Diatonik; es läge vielleicht nahe, das dis dem „romantischen“ Aufzeichner von 1818 in die Schuhe zu schieben. Aber auffallenderweise kehrt es in zwei andern altertümlichen Weisen wieder, die dem nordischen Kulturkreis angehören: der wohl auch dem 14. Jahrhundert entstammenden nordfriesischen Stabreimballade (1886 auf Föhr aufgezeichnet):



und in dem Hiddenseer plattdeutschen Zutrinklied „Hans Raber“, das noch im 18. Jahrhundert aufgezeichnet worden ist (ganz in meinen „Tönenden Volksaltertümern“ 1935, S. 5), wo die Gegenstrophe lautet:



Es wäre im Einzelfall romantische Beeinflussung denkbar, keinesfalls aber bei drei so unabhängigen Belegen — da wäre eher umgekehrt zu prüfen, ob nicht ähnliche Melodiezüge der Romantik vom nordischen Volkslied her angeregt worden sein sollten.

Im übrigen herrscht in der zweiten Färöer Sigurdweise ein ganz ähnliches Verhältnis der plagalen und authentischen Zeilenkadenzen und der Variationsbeziehungen zwischen Solostrophe und Kehrrim wie bei der ersten, dorischen.

Nun zum Schluß aber doch die eine erhaltene Weise zu einem wirklichen Edda-Text — falls sie so weit zurückreichen sollte. Es handelt sich nämlich nur wieder um Aufzeichnungen eines dänischen Musikers, diesmal immerhin kurz von 1780, der Gesänge — diesmal von gebürtigen Isländern — in Kopenhagen aufgezeichnet hat: der Konzertmeister Joh. Hartmann d. Ä. (geb. 1726 in Glogau, gest. 1793 in der dänischen Hauptstadt). Unter den fünf von ihm so festgehaltenen Liedern, die J. B. de la Borde in seinem Essai sur la Musique ancienne et moderne (Paris 1780, II, 397 ff.) veröffentlicht hat, findet sich folgende Melodie zur Völuspaa, das heißt Wahrsagung der Wölve (A. Hammerich in Edd. JMG. I, 343):



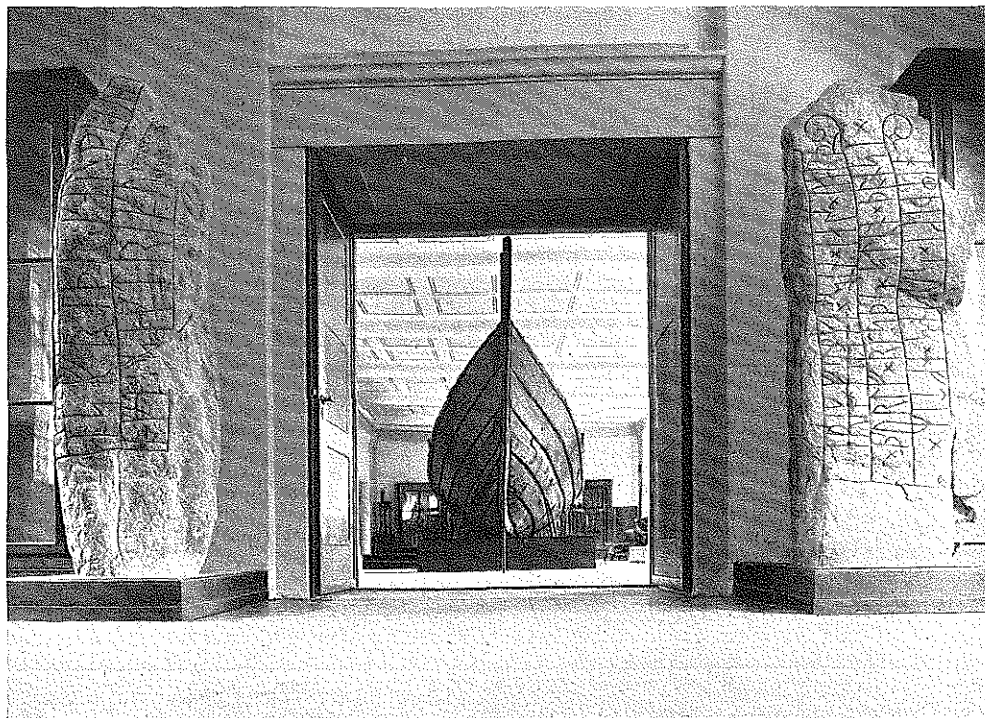
Hier handelt es sich um eine primitive Durmelodie, die nur die Töne e, f, g, a, b, mit F als Tonika verwendet; gerade die Einfachheit spricht für ihr hohes Alter. Wollen wir dem bisher verfolgten Grundsatz, Wort und Weise für gleichzeitig anzunehmen, auch hier folgen, so würde sich eine klare und eindeutige Linie der Entwicklung ergeben: im etwa 12. Jahrhundert das Völuspaa-Lied in F-dur; im späten 13. Jahrhundert das oben aus der Kopenhagener Runenhandschrift vorgelegte Traumliedchen in schlichtem d-moll; aus dem späten 14. Jahrhundert die im Grundzug dorisch-phrygisch-hypoäolischen, aber nordisch reich weitergeführten Sigurdweisen. Womit wieder Dur und harmonisches Moll als nordischer Untergrund, die Kirchentonarten als folgenreicher Fremdeinfluß auftreten würden.

Aber selbstverständlich ist es unmöglich, allein auf so wenige und obendrein erst spät überlieferte Denkmäler trotz noch so ehrwürdigen Inhalts einen derartigen Musikgeschichtsbau zu errichten. Ein solcher, der höchst wichtig wäre, läßt sich nur unter strengster Auswertung des gesamten Schatzes nordischer Weisen und unter genauester Mitberücksichtigung der englischen, deutschen, skandinavischen Kunstmusikentwicklungen herausarbeiten, damit man dann bis auf die Zeiten des Osebergschiffs zurückstoßen könnte. Die bisher auf diesem Gebiet gezeigten Versuche um das Tonsystem sind viel zu eilig, zu kurzatmig, zu sehr vom naheliegenden Wunsch beflügelt, zum Teil sogar mit bedauerlich dilettantischem Konstruktivismus unternommen worden oder haben durch allzu kombinationsfreudiges Übergreifen auf die Melodieliteratur auch der Finnen, Russen, Lappen und sonstiger, wenigstens linguistisch andersartiger Völker die klaren Problemumrisse verwischt; wobei aber das hierin aufklingende heiße Bemühen und Sehnen nur warm gelobt werden kann.

Wenn irgendwo, dann ist hier grimmige Skepsis gegenüber sich willig anbietenden Schlussfolgerungen und zäh prüfendes Vorschreiten nur Schritt um Schritt strengstens geboten. Denn gerade hier dürfen nicht Scheinerfolge ausgestreut, sondern sollen Fundamente für weiteste Dauer gelegt werden. Ein Musikforschungsinstitut für diese Dinge wäre das Gebot der Stunde, jedoch nur eines unter unerbittlich kritischer Leitung und mit absolut hieb- und stichfesten Untersuchungsmethoden, das lieber nach zehn Jahren mit einem „Unmöglich, Sicheres zu sagen“ als nach zehn Monaten mit gutgemeinten Selbsttäuschungen hervortreten sollte. Denn es geht hier um Fragen, die den Wissenschaftler in Heiligtumsbezirke einzutreten zwingen.

Alles Fremdartige, das ungeeignet ins Leben eingedrungen, wird in ihm zum Krankheitsstoff und muß ausgeworfen werden, damit die Gesundheit bestehen könne; alles Eigenartige hingegen, was ihm wirklich angehört, muß geweckt und angefrischt werden ohne Unterlaß.

Görres



Blick in den Saal des Nydam-Bootes

Das Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel

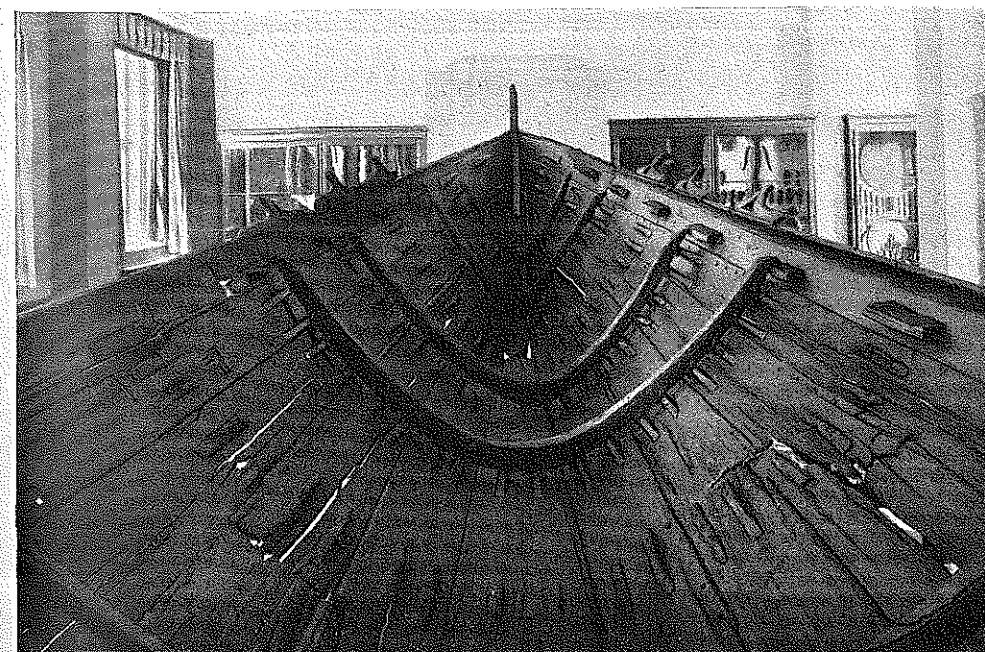
Von Gustav Schwantes

Abseits von der Heerstraße liegt — in einem nicht gerade einladenden Wohngebiet — Kiels alte Universität, von Sonnin, dem größten Baumeister des Barock in Nordwestdeutschland, erbaut. Der Kenner alter Architektur freut sich an der wohlthuend schlichten Fassade des ehrwürdigen Gebäudes, aber daß darin ein Universitätsinstitut enthalten sei, sogar ein Museum und noch dazu eine der hervorragendsten Sammlungen vor- und frühgeschichtlicher Altertümer aus Deutschland, ja aus Europa überhaupt, das weiß wiederum nur der Kenner. Wohl ist seit der Zeit des politischen Umbruchs dem Museum unendlich viel mehr Achtung zugewandt worden; man hat von behördlicher wie von wissenschaftlicher Seite alles getan, um auf die Bedeutung des Museums vorgeschichtlicher Altertümer bei der Universität Kiel aufmerksam zu machen. Aber jeder, der europäische Vorseitensammlungen kennt und miteinander vergleichen kann, wird sagen: was könnten diese zum Teil einzigartigen Schätze einmal für Kiel, dann aber für Deutschland und alle übrigen germanischen Länder bedeuten, wenn sie aus ihrer magazinartigen Häufung erlöst und in einem Bau untergebracht wären, der ihrer Bedeutung entspricht.

In den letzten Jahren ist der Besuch unserer Sammlung nicht selten so stark gewesen, daß die allzu beengten Räume auch hier versagten. Schon vor Jahren habe ich den Plan entworfen, aus unserer Sammlung das Altgermanische Museum des Deutschen Reiches zu machen. Nur hier, auf urgermanischem Boden, nur mit diesem unserm Material ließe sich ein solcher Weihetempel deutscher Vorzeit schaffen. Der Gedanke fand auch viel Anklang. Aber es sind ihm mancherlei Hindernisse erwachsen.

Das allerschwerste ist einfach die noch weit verbreitete Unkenntnis des Bestandes der Sammlung. Es gehört wahrlich kein Überschwang von Phantasie dazu, sich unsere Schätze in eine würdige Umgebung hineinzudenken. Man wird dann finden, daß der geplante Neubau vor allem auch für die Stadt Kiel eine Angelegenheit erster Ordnung ist. Noch immer gehörten Museen zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Städte. Kiel hat Förde und Marine, Kiel ist weiterhin im Begriff, eine Theater- und Musikstadt besonders hohen Ranges zu werden, Kiel hat bereits heute weithin bekannte, ausgezeichnete Museen. Der Ausbau des unsrigen zum Altgermanischen Museum in entsprechendem Gebäude wäre eine Tat, die sich auch für die Stadt bezahlt machen würde. Kein Geringerer als Alfred Lichtwark nannte das Museum vorgeschichtlicher Altertümer einmal „das Heiligtum unseres Stammes“. Man bedenke, der große Museumsman Mann Lichtwark! Was mag ihn zu diesem Ausspruch veranlaßt haben, und was berechtigt uns, die Bedeutung des Museums in diesem Sinne zu sehen?

Das germanische Urgebiet, sich vom südlichen Schweden durch das dänische Inselreich über Jütland hin erstreckend, reicht nicht wesentlich über Holstein hinaus. Kiel birgt also die einzige Vorgesichtsammlung Deutschlands, die Funde aus dem urgermanischen Gebiet betreut. In den genannten Ländern entstanden die Germanen aus der Verschmelzung zweier steinzeitlicher Bauernvölker; mit dem Beginn der Bronzezeit können wir von Germanen sprechen. Der Stein-Bronzezeit-Saal unseres Museums enthält ein riesiges Material zum Studium dieser für die Frühzeit des Germanentums entscheidenden Periode. Hier haben wir die größte deutsche Sammlung von Grabbeigaben aus den Riesensteingräbern. Hier sind fernerhin Schränke gefüllt mit der Hinterlassenschaft der aus dem zentralen Europa heraufgekommenen sogenannten Einzelgrabbevölkerung, die nicht in Steinkammern, sondern in hölzernen Totenbehältern unter Grabhügeln bestattet. Dann haben wir die schönste deutsche Sammlung aus der älteren nordischen Bronzezeit mit vielen Prachtstücken, wie sie sonst in Deutschland nicht vorhanden, in Skandinavien selten sind.



Vorderes Ende des Nydam-Bootes

Sogar ein paar Eichensärge haben wir, jene berühmten Totenbäume aus der Zeit um 1500 v. Zhr., die bekanntlich die ältesten Trachtstücke der Welt geliefert haben. Wenn wir auch nicht im Besitz so köstlicher Gewänder sind wie das Kopenhagener Nationalmuseum, sind wir doch imstande, mancherlei Proben des Schaffens der urgermanischen Tuchmacherinnen vorzuführen.

Weniger anziehend für den Besucher pflegt der mit jenem Raum korrespondierende Eisenzeit-saal im ersten Stock zu sein. Mit dem Übergang von der Bestattung unterbrannter Leichen zur Totenverbrennung während der Bronzezeit verlieren die Gräber sehr viel von ihrer Bedeutung als Quellen für die Vorgeschichte. Das Häuflein verbrannter Knochen, das man aus den Resten des Scheiterhaufens fein säuberlich in ein irdenes Gefäß sammelte, wurde durchschnittlich nur sehr spärlich mit Beigaben bedacht. Diese waren vielfach zu groß, als daß man sie in die Graburne hätte hineinbringen können; so mag es gekommen sein, daß man sich von ihrer Mitgabe mehr und mehr abgewöhnte. Daher denn seit der jüngeren Bronzezeit und durch die ganze sogenannte vorrömische, römische und spätere Eisenzeit zahlreiche Urnen entweder gar keine Beigaben oder meist nur spärliches Kleingerät aus Eisen oder Bronze enthalten. So wertvoll auch diese Gräberfelder für den Sachkenner sind, der landläufige Museumsbesucher pflegt sich nur dann zu ihnen hingezogen zu fühlen, wenn ihm die Bedeutung auch dieser Dinge in Wort oder Schrift klargestellt wurde.

Im größten Gegensatz zu jenem mit grauen und schwärzlichen Graburnen und bescheidenem Totengerät angefüllten Saal stehen die beiden Räume, die im Erdgeschoß dem Stein-Bronzezeit-Saal gegenüberliegen. Was das Auge des Beschauers hier erblickt, ist zum guten Teil nicht nur in Deutschland oder Europa, sondern auf der ganzen Welt einzigartig! Der Betrachter pflegt sofort ergriffen zu werden von hoch emporragenden Steilen des Nydam-Schiffes, das mit seinen 24 Meter Länge den „Bootsaal“ zum guten Teil ausfüllt. Es ist ja bekanntlich das älteste guterhaltene germanische Schiff und vierhundert Jahre älter als die Wikingerschiffe, mit denen es noch immer verwechselt wird.

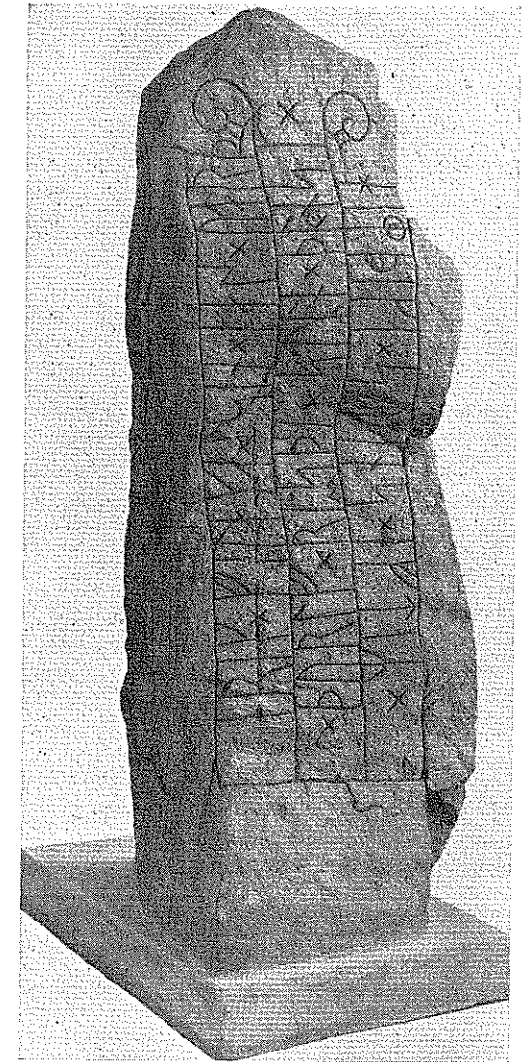


Der Stadtwall von Hattahub

Aus ungeheuren Eichstämmen sind die einstückigen Planken mitsamt den an ihnen befindlichen Klampen für die Befestigung mit den Rippen herausgehauen! Heute könnte man ein solches Schiff schon aus dem Grunde gar nicht mehr bauen, weil der Welthandel derartige Eichbäume nicht mehr führt. Ein jeder ist auch ergriffen von der Schönheit der Linien dieses alten Fahrzeuges, das aus der Zeit stammt, in der die Angeln und Sachsen hinübersehten nach Britannien. Das Schiff ist der Teil von äußerst reichen Opfergaben, die einmal auf der Oberfläche eines heiligen Moores im Sundewitt, Alsen gegenüber, niedergelegt wurden, dann von Torfmoos überwuchert und nach und nach in die Tiefe des fortwachsenden Moores geraten sind.

Zahllos waren die Dinge aus dem verschiedensten Material, die in, unter und bei dem Schiff oder den Schiffen, wie man richtiger sagen muß, hingelegt waren. Denn ein zweites Boot von noch älterer Bauart konnte Professor Engelhardt, der hervorragende Ausgräber, nicht mehr retten. Es wurde im Kriege 1864 im Bivak verheizt! Die Knochen seitlich des Schiffes breiten die Fülle der Funde vor uns aus. Da sieht man ein vollständiges Skelett des alten, ponhartigen germanischen Pferdes, da hängen hölzerne Schilde, Bogen, Köcher, Pfeile, Lanzen, sämtlich mit den erhaltenen Holzteilen. Das ist ja die Besonderheit dieses Moorfundes, daß er unzählige Dinge wohl erhalten bewahrt hat, die sonst durch die Fäulnis oder den Leichenbrand zerstört wurden. Was uns die Gräber vor Augen führen, pflegt ein ewiges Einerlei der Dinge zu sein, die man dem Toten auf den Scheiterhaufen legte oder gar nur eine Auswahl von diesem Totengut. Hier aber haben wir Einblicke in die Habe unserer Altvordern, wie sie wirklich ausgesehen hat.

Der Fund von Nydam wird auf das reichste ergänzt durch den an Stückzahl der Sachen noch umfangreicheren Moorfund von Thorsberg bei Süderbrarup in Angeln. Hier hat man freilich kein Schiff gefunden, aber zahllose Sachen ähnlicher Art wie bei Nydam. Hier haben wir auch die vollständigen Ausrüstungen nicht nur der Reiter, sondern auch ihrer Pferde, die erhaltenen Gewänder germanischer Krieger, Pferdegeschirre mit wohlbehaltenem Leder usw. usw. Auch Runeninschriften spendete der riesige Fund von Thorsberg; es sind mit die ältesten germanischen Sprachdenkmäler, die wir besitzen. Vereinzelt tritt neben dem einheimischen auch einmal ein erbeuteter Helm, ein Schildbuckel oder dieser oder jener Gegenstand auf, der den Römern im Kampf abgenommen wurde oder



Der Gritstein vom Kreuzberg bei Hattahub

den man durch den Handel erwarb. Es gibt keine zweite Stätte der Welt, wo man ergreifender und umfassender in die altgermanische Welt eingeführt würde, wie in unserm Schiffssaal. Sogar die alten Germanen selber sind als in Mooren gefundene Mumien zugegen, Opfer eines auch von den Römern erwähnten Rechtsbrauches. Ihre Trachtstücke entsprechen völlig denen, die wir aus den großen Opferfunden kennen.

In den Schiffssaal hinein gelangt man durch den Håithabu-Saal. Auch dieser ist im deutschen Museumswesen eine Besonderheit, da das eigentliche nordische Wikingergebiet nur in unsere Provinz noch hineinragt. Mit dem Gebiet um die Schlei herum schloß es ab und hier lag ja die größte Siedlung jener Zeit, das bekannte Håithabu. Was man aber in unserem Håithabu-Saal sieht, sind nicht die hervorragenden Funde der Grabungszeit seit 1930. Weder diese noch die Ergebnisse unserer sonstigen Ausgrabungen seit 1930 lassen sich in unserm beengten Museum zur Schau stellen. Drei der bei Håithabu gefundenen Runensteine sind dort aufgestellt und der Nachguß eines vierten, der jetzt noch auf dem zu ihm gehörenden Grabhügel bei Busdorf steht. Runensteine errichtete man in germanischen Ländern nur im eigentlich nordischen Gebiet. Über den Bereich des Wikingerischen gehen sie nicht hinaus, und so ist unsere Provinz das einzige Land Deutschlands, das Runensteine sein eigen nennt und ausstellen kann. Die neuen Ausgrabungen in Håithabu laufen seit 1930; ihre Durchführung lag von Anfang an in den bewährten Händen meines Mitarbeiters Dr. S. Jantuhn. Dank dem außerordentlichen Interesse, das der Reichsführer **II** Heinrich Himmler dieser wunderbaren historischen Stätte seit Jahren widmet, werden die Grabungen in noch größerem Maßstab als bisher ab 1938 als **II**-Grabungen weitergeführt.

Seit dem vorigen Jahre besuchen zahlreiche Personen aus dem In- und Auslande das Museum, um die in ihrer Art für die Wissenschaft ganz neuen Funde Alfred Rusts von Meiendorf zu besehen, die bekanntlich noch der Eiszeit angehören. Da diese Sachen einmal den Empfangssaal unseres Schlosses allein ausfüllen, wo sie gelegentlich einer Sonderchau ausgestellt waren, mußten wir sie in Kisten verpacken, da an Auslegen im Museum aus Raumgründen nicht zu denken war!

Zum Punkte Ausgrabungen wäre noch hinzuzufügen, daß die Gewinnung des Forschungsmaterials auf diesem Wege außerordentliche Spannungsmomente in sich birgt. Dadurch, daß man die gesamte Bevölkerung an die Grabungsstätte heranzuführt, kann sie mehr oder minder miterleben, wie die Ergebnisse unserer Wissenschaft entstehen. Das ist überhaupt eine der schönsten Aufgaben aller Wissenschaft, daß sie Geist und Gemüt auch weiter Volkskreise in Bewegung bringt. Bisweilen ist das Wertvollste nicht das endgültige Ergebnis, sondern vielmehr der Weg, auf dem man dieses herausfand. Da es sich bei der Gewinnung unserer Gedanken um Dinge handelt, die man sehen und anfassen kann, wohnt der Vorgeschichte von vornherein eine sinnliche Frische inne, die sie vor manchem anderen Forschungszweig vorweg hat. Die Tatsache, daß sich in unserer Wissenschaft alles um Funde dreht, die man betrachten kann und die schon durch ihre Form oder sonstige Art die Aufmerksamkeit erregen, verbindet die Vorgeschichte mit dem Volke oft ebenso sehr wie die theoretischen Ergebnisse.

Eine Arbeit von besonderer Art wurde unserm Museum im Jahre 1936 dadurch ermöglicht, daß uns der Oberpräsident und Gauleiter eine archäologische Landesaufnahme einrichtete. Mit ihrer Leitung wurde Dr. R. Kersten betraut, der schon als Schüler sich mit derartigen Arbeiten beschäftigt hatte, d. h. der genauen Aufnahme aller Denkmäler und Altertumsfunde aus den einzelnen Kreisen. Eine solche Arbeit setzt natürlich die umfassende Beherrschung der gesamten vorgeschichtlichen Wissenschaft voraus und eine beträchtliche Energie. Wir sind froh, in Dr. Kersten die geeignete Persönlichkeit für die Durchführung dieser verantwortungsvollen Arbeit gefunden zu haben. In erstaunlich kurzer Zeit konnte er den Kreis Steinburg aufnehmen, und auch der Kreis Herzogtum

Bauenburg ist bereits zum weitaus größten Teil erfasst. Erst wenn ganz Schleswig-Holstein auf diese Weise von der Landesaufnahme aufgearbeitet sein wird, werden wir imstande sein, eine Vorgeschichte unseres Landes zu schreiben, wie sie tatsächlich aus den bestehenden Denkmälern herausgelesen werden kann.

Die während der letzten Jahre gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse konnten, weil chronischer Geldmangel die Herausgabe eines eigenen Jahrbuches verhinderte, zunächst nur in zahlreichen Artikeln in wissenschaftlichen Zeitschriften und Zeitungen bekanntgegeben werden. Umfangreiche Darstellungen geschlossener wissenschaftlicher Themen durch meine Mitarbeiter, zu denen ich unbedingt auch meine Schüler zähle, sind in einer besonderen Bücherreihe veröffentlicht. Diese wurde zunächst von unserm Museum zusammen mit der Universitäts-Gesellschaft herausgegeben. Sie wird von nun ab im Verein mit der Schleswig-Holsteinischen Geschichtsgesellschaft durchgeführt, ebenso wie das Jahrbuch „Offa“, dessen 2. Band soeben erschienen ist.

Baumrinde und Ton als Schreibstoffe

Don E. Weber

In dem Carmen VII, 18 hat der Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, am Ende des 6. Jahrhunderts n. Ztvo. gedichtet:

An tibi charta parum peregrina merce rotatur?
Non amor extorquet quod neque tempus habet.
Scribere quo possis, discingat fascia fagum!
Cortice dicta legi fit mihi dulce tui.

Dieses Distichenpaar habe ich frei so ins Deutsche übertragen:

Hat dir lang kein Händler Papier zum Kaufe geboten?
Was die Zeit dir versagt, schafft auch Liebe nicht her.
Ei, so laß den Stamm einer Buche sich hilfreich entgürten!
Auch auf Rinde erfreu'n Worte von dir mein Gemüt.

Aus diesen Worten geht hervor, daß der lateinische Dichter den Brauch kannte, Buchenrinde als Schreibstoff zu benutzen. Er hat ihn gewiß bei den Franken, in deren Reich er wirkte, beobachtet.

Mehr noch als Buchenrinde dürfte aber bei den Germanen die Birkenrinde eine Rolle als Schreibstoff gespielt haben, und zwar schon seit den ältesten Zeiten. Jörg Lecher hat darüber in „5000 Jahre Deutschland“, S. 59/60, geschrieben:

„Gehen wir also zum Bronzegießer und sehen wir ihm bei seiner Arbeit über die Schulter! Das erste, was wir feststellen an der Hand der schon gesehenen Ornamente, ist, daß er tatsächlich Werkzeugzeichnungen haben mußte, denn die geometrisch gebundenen Ornamente setzen mathematische Konstruktion voraus. Papier kannte man noch nicht, also mußte man auf Birkenrinde, Holzbrettern, Wachs oder glattgestrichenem Ton seine Notizen und Zeichnungen machen. Übrigens ist Birkenrinde ein ganz ausgezeichnetes Arbeitsstoff. Dies zeigen uns ja schon zur Genüge die Schachteln, und man kann, wie das in der Neuzeit noch im Norden vorkommt, sogar Briefbogen und Briefumschläge aus Birkenrinde fertigen.“

Olaus Magnus (Olof Stora) hat 1555 in seiner Historia de gentibus Septentrionalibus berichtet: „Es finden sich auch Leute in den nordischen Ländern so scharfsinnigen Geistes, daß sie, obwohl sie nie gothische oder lateinische Buchstaben gelernt haben, sich selbst eine Art Bilderschrift schaffen und diese Zeichen als Merkbefehl zum Schreiben auf Haut, Papier oder Baumrinde benutzen.“

Da der Erzbischof von Upsala an dieser Stelle den Gebrauch von Baumrinde als

landesüblichen Schreibstoff anführt, so liegt die Frage nicht allzu fern, ob nicht vielleicht der Brief, den der Schwedenkönig Björn im 9. Jahrhundert u. Ztr. an den Kaiser Ludwig den Frommen geschickt hat, auf Baumrinde geschrieben gewesen sein mag. In Rimberts „Leben des Erzbischofs Anskar“ heißt es nämlich Kap. 11: „Nach einem Aufenthalt von anderthalb Jahren (830–831) bei den Schweden kehrten die beiden Diener des Herrn heim zu des Kaisers Majestät mit der Überzeugung, durch ihr Sendamt einen sicheren Grund gelegt zu haben, und zwar mit Schriftzeichen versehen, die der König Björn mit eigener Hand nach Landesbrauch entworfen hatte.“ Man wird kaum fehlgreifen, wenn man mit Eduard Sievers (P. Grdr. 1901) annimmt, daß es sich dabei um einen Runenbrief gehandelt haben wird.

Ein solches Schriftstück dürfte gewiß von der kaiserlichen Kanzlei als wertvolles Zeugnis aufbewahrt worden sein. War es vielleicht unter der Sammlung alter Urkunden, die im „Paradies“¹ des Domes zu Münster aufbewahrt worden waren? Einer freundlichen Mitteilung von Dr. J. D. Plafmann vom 14. April 1936 verdanke ich folgende Stelle aus Hermann Kerffenbrochs „Anabaptistici Furoris Historica Narratio“²:

„Cum enim septimo die Septembris (1527) per incuriam eorum, qui plumbeas laminas tecti paradisiaci consolidatione firmiori rescicerent, ubi forte ignem negligentius custodivissent, paradisum, episcopalis iudicii consessum, flamma corripuisset ac non tantum tectum, sed etiam admirandae vetustatis bibliothecam, irreparabilem totius Westphaliae thesaurum, in qua praeter codices ex arborum libris confectos multorum quoque doctorum vivorum autographa aliaque insignia ipsius Caroli Magni monumenta conservata extiterunt, absumpsisset et in cineres convertisset...“

Liber ist der Bast, der unmittelbar unter der Rinde des Baumes liegt und im Schriftgebrauch oft mit der Rinde gleichgesetzt wird. So hat denn Kerffenbroch selbst S. 41 die von mir gesperrten Worte umschrieben mit „autographa multorum auctorum ex libris ex corticibus arborum facta“. Die Nachricht besagt also, daß am 7. September 1527 ein Brand, der durch die Unachtsamkeit der Bleibeder ausbrach, das Paradies des Domes zu Münster zerstört hat. Dieser Vorraum hatte jahrhundertlang als Sitzungsaal des bischöflichen Gerichts gedient. Er enthielt eine kostbare Bücher- und Urkundensammlung. Dieser Verlust ist um so schmerzlicher, als die Bücherei auch alte, auf Baumrinde geschriebene Schriftstücke enthielt, von denen manche bis auf die Zeiten Karls des Großen zurückgereicht haben sollen. Kerffenbrochs Mitteilung belegt — von allem anderen abgesehen — ebenfalls, wie verbreitet die Benutzung von Baumrinde als Schreibstoff noch im frühen Mittelalter in Deutschland gewesen sein muß.

Die Spatenforschung hat an den Tag gebracht, welche Meister in der Beherrschung des Tones als Werkstoff die alten Germaninnen und Germanen gewesen sind. Da dieser geschmeidige Stoff schon früh durch allerlei Arten von Verzierungen geschmückt worden ist, kann es nicht wundernehmen, daß er gelegentlich auch als Schreibstoff benutzt worden ist. Als Beleg dafür hat lange das sogenannte Tonköpfchen³ des Berliner Museums allein gedient. Es stammt aus Hinterpommern. Es trägt auf dem Scheitel die Rune U und am Sockel linkswendig herum die Runen F L G J A. Hennig hat daher „Fulgja“ gelesen. Der Werkstoff ist nach Birchows Urteil mäßig gebrannter Ton, in den die Runen vor dem Brande eingeritzt worden waren.

Daß kraftgeladene Zeichen auf Graburnen angebracht worden sind, um die Ruhe des Grabes zu sichern, dafür scheinen die wandalischen Urnen von Sedschütz und Niedsdrowitz⁴ aus dem Ende des 3. Jahrhunderts zu zeugen. Ob auf dem Tonscherben von Roschwitz

in Schlesien die Tag-Rune oder eine bloße Bierform anzunehmen ist, darüber gehen die Meinungen noch auseinander. Das gleiche gilt von dem O-runenähnlichen Zeichen auf einer altfächsischen Urne von Wehden (Hannover)¹.

Den Runen an Gestalt häufig gleich oder sehr ähnlich sind viele der einst über alle Germanenländer verbreiteten Haus- und Hofmarken gewesen. Es ist daher nicht erstaunlich, daß auch sie gelegentlich in Ton geschnitten worden sind. Carl Gustav Someyer berichtet denn auch auf S. 61² seines Zeitwerkes: „Auf der Insel Poel kamen Hausmarken auch über den Haustüren auf einer Tafel aus gebranntem Ton eingemauert vor.“

Die gleiche Herstellung aus Ton mit vor dem Brand eingeritzten Zeichnungen und Zeichen hat der Freiherr Karl von Münchhausen 1798 im Bragur Bd. VI der verschollenen Runenbildtafel vom Süntel, von der er einen Kupferstich nach einer handgemalten Kopie veröffentlicht, zugeschrieben. Es heißt da: „Es ist dieses ein, ohngefähr gegen Ausgang des 15ten oder mit Anfang des 16ten Jahrhunderts gefundener Stein oder eine große irdene Scherbe, mit Figuren und Runenschrift.“ Weiterhin folgen dann die Worte: „Die Figuren schienen mit einem Messer oder Griffel in den Stein gezogen zu sein, da er noch nicht gebrannt und also noch weich gewesen; also auch die Schriftzeichen.“

Die von mir gesperrten Worte bezeugen die gleiche Technik wie die von Birchow für das Tonköpfchen angenommene, wie sie auch für die Poeler Hausmarkentafeln zu vermuten ist. Ich habe über die Runenbildtafel in Heft 3 der N. F. III der Zeitschrift für Volkskunde vom Dezember 1932, S. 272–279, gehandelt und dabei die Echtheit des Fundstückes vertreten. Damals erschien das Bruchstück mir als ein einmaliger Fall. Durch Someyers Feststellung, daß mit Marken versehene Tontafeln auf Poel üblich waren, wird die Süntelplatte einem auch sonst belegten Volksbrauch Niederdeutschlands eingegliedert und dadurch die Möglichkeit der Echtheit verstärkt. Noch ein runenformengemäßer Grund tritt hinzu, den ich 1932 noch nicht so heranziehen konnte wie heute. Dreimal erscheint auf der Bildtafel die Rune U nur in halber Höhe der anderen Stäbe. Ich hatte 1932 geschrieben, daß ich kein Seitenstück dazu kenne und gefragt, ob ein Fälscher gewagt haben würde, willkürlich die U-Zeichen kleiner zu schneiden. Seitdem habe ich gefunden, daß auf dem schwedischen Röststein, der um 850 u. Ztr. angelegt worden ist, neben den regelrechten U-Zeichen mehrfach U-Runen vorkommen, bei denen der Kennstrich mehr oder minder tief unter der Spitze des Hauptstabes ansetzt, und in einem Fall sogar eine U-Rune da ist, bei der der Hauptstab nur die halbe Höhe erreicht. Im letztgenannten Fall dürfte die Erklärung sein, daß Rücksicht auf eine Rahmenlinie die Verkürzung des Zeichens bedingt hat. Aber der Röststein lehrt ganz deutlich, daß im Norden eine Zeitlang gerade bei der U-Rune die Neigung bestanden hat, ihre Einstabigkeit schärfer zu kennzeichnen, indem man den Kennstab tiefer ansetzte. Dieses Bestreben tritt auch auf dem dänischen Rönningestein, der um 920 angelegt wird, in Erscheinung. Daraus er gibt sich ein weiterer Beleg zu den früheren, daß die Runen der Süntelplatte an den Schwankungen teilhaben, die die Übergangszeit im Norden zwischen 900 und 1100 kennzeichnen. Es wäre mehr als merkwürdig, wenn ein Fälscher des 16. oder 17. Jahrhunderts ausgerechnet darauf verfallen wäre, solche weit zurückliegenden und seltenen Vorbilder sich auszusuchen.

¹ Forschungen und Fortschritte, 1937, S. 217.

² Die Haus- und Hofmarken, Berlin 1870.

¹ Ein Vorraum der Kirche.

² Herausgegeben von Dr. H. Detmer, Münster 1900, S. 157.

³ Rudolf Hennig, Deutsche Runendentalien. 1889.

⁴ Beiträge zur Runenkunde und Nordischen Sprachwissenschaft. Otto Harassowitz, Leipzig 1938, S. 42 und 49.



Sternsingen im 17. Jahrhundert. Gemälde von Samuel von Hoogstraten aus Dordrecht (1627–1678.) Rheinisches Landesmuseum in Bonn (vgl. den Aufsatz „Die germanischen Wurzeln des Sternsingers“ im Januarheft)

Kreis und Kreuz Zur germanischen Quadrantensiedlung

Don Werner Müller

Im 6. Abschnitt meiner Arbeit „Kreis und Kreuz“ hatte ich die Vermutung ausgesprochen¹, daß jene zahlreichen Vierteilungen von Dörfern, Städten und Gauen im Mittelalter nichts anderes darstellten als einen Nachhall des germanischen Weltbildes. Die urtümliche Vorlage dieser Anschauung von der Erde sei der Gesichtskreis gewesen, den die Verbindung der Kardinalpunkte in Viertel zerlegte. Dieses kreuzweise untergeteilte Rund habe das Vorbild für die Siedlungsanlagen abgegeben; kurz, im Germanischen sei jene Überlegung des Mythos in die Landschaft zu verfolgen, die auch die römische Feldmesslehre mit ihrer Anwendung des Straßekreuzes im Horizontring beeinflusste.

Als älteste Andeutungen der vierfach geteilten Kreispläne vermochte ich seinerzeit nur die Wikingerstädte Hattabu und Birka zu nennen. Damals ahnte ich nicht, daß die Grabungen des Kopenhagener Nationalmuseums bereits einen klassischen Beleg für das gesforderte Idealschema in Trelleborg auf Seeland zutage gefördert hatten. In dem Jahresbericht 1938 berichtet der Direktor des Museums, Paul Nørlund, der selbst die Arbeit leitete, über die Ergebnisse². Sie sind im wesentlichen folgende.

¹ Kreis und Kreuz, Untersuchungen zur sakralen Siedlung bei Italikern und Germanen. Berlin-Lichterfelde, Widukind-Verlag 1938, 73ff.

² Paul Nørlund, Trelleborg efter fire Aars Udgravninger, Fra Nationalmuseets Arbejdsmark 1938, 69–80. Wegen des geringen Umfangs der Abhandlung wird auf den Einzelnachweis der angeführten Stellen verzichtet. Direktor Nørlund hatte die große Liebenswürdigkeit, für unseren Bericht die wiedergegebenen Aufnahmen zur Verfügung zu stellen, wofür ich ihm auch an dieser Stelle herzlich danken möchte.

Trelleborg, eine Wikingergründung an der Küste Westseelands, wurde etwa um das Jahr 1000 erbaut an einer Stelle, die bereits in der Riesenstubezeit um 2000 v. Zm. einen bedeutenden Wohnplatz gesehen hatte. Auch um die Zeitenwende herum muß hier gesiedelt worden sein und weiter das ganze 10. Jahrhundert hindurch. Die Spuren dieser älteren Geländenumutzung sind zum großen Teil der Wikingeranlage zum Opfer gefallen, denn die letzte Behausung begann mit einer gewaltigen Planierung. Was an Häusern da war, wurde abgerissen, Brunnen und Gruben mit den herumliegenden Abfallhaufen zugeworfen und so zwischen den nassen Wiesen eine Plattform geschaffen, auf der sich die Burg erheben konnte. In den feuchten und unsicheren Grund hinein erstreckte sich hier zwischen zwei Bächen ein Landrücken, und auf seinem breiten Ende errichtete man das neue Werk, das wohl kaum länger als fünfzig Jahre dauerte¹ und seitdem völlig unberührt bis in unsere Zeit hinein dalag, da Siedlung und Verkehr sich andere Plätze und Wege suchten. Allein der große, kreisförmige Wall deutete auf vergangenes Leben.

Die entscheidende Entdeckung brachte das vierte Ausgrabungsjahr 1937 mit der Feststellung einer streng mathematischen und geometrischen Anlage von Graben, Wall und Häusern. Die Abgrabung des Nordostviertels, das besonders gut erhalten war, erleichterte die rechnerische Erarbeitung der Ergebnisse. Der Wall bildete einen Ring, der mit 85 Meter Halbmesser² den Innenraum umzog. Dieser Kreis umschloß ein vierflügeliges System ellipsenförmiger Häuser, deren jedes 29,5 Meter lang war. Die Hausellipsen hatte man so

¹ Messung von der Außenkante aus. Der innere Radius betrug 68 Meter.

² Die jüngste Zeitstufe vertraten Speerspitzen, Atzblätter, ein Spinnwirtel aus Knochen mit recht schlaffer Schlingbandornamentik, ferner ein Tierkopfschnabel aus Holz. Alle diese Gegenstände zeigten deutlich den auslaufenden Wikingerstil; Nørlund datiert sie deshalb auf etwa 1050. Der Bestand der Anlage kann nicht sehr weit über diesen Anlauf hinausgereicht haben, da die Häuser nicht den geringsten Umbau zeigen.

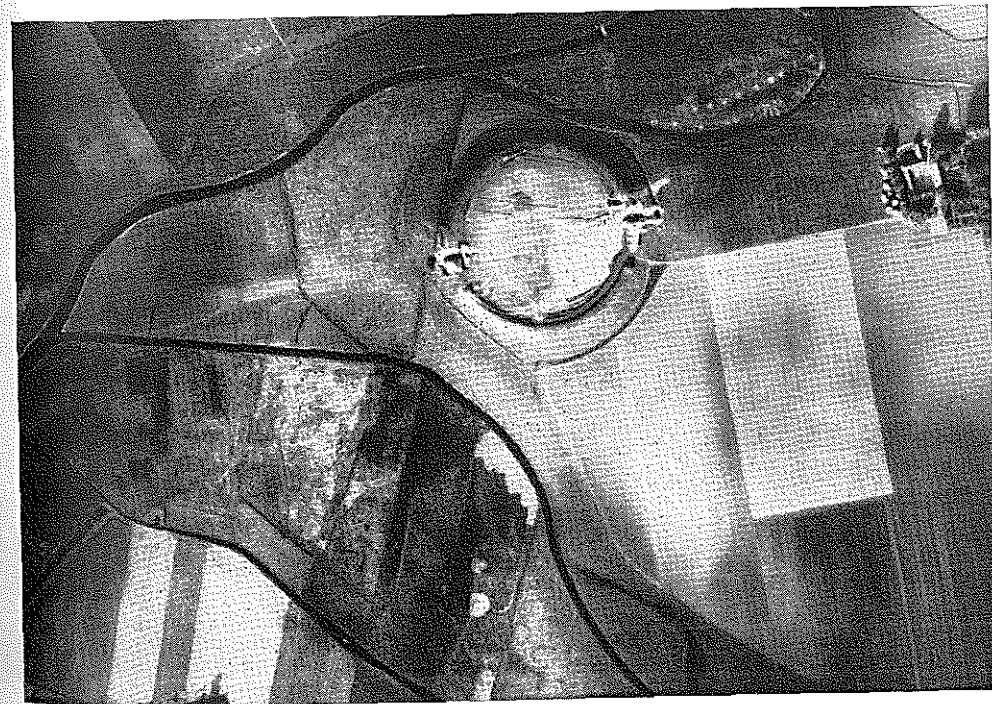


Abb. 1. Trelleborg zwischen den beiden zusammenlaufenden Bächen. Fliegeraufnahme 1936. Im Südosten des Ringes der helle Streifen des Vorburgwalls (Norden oben)

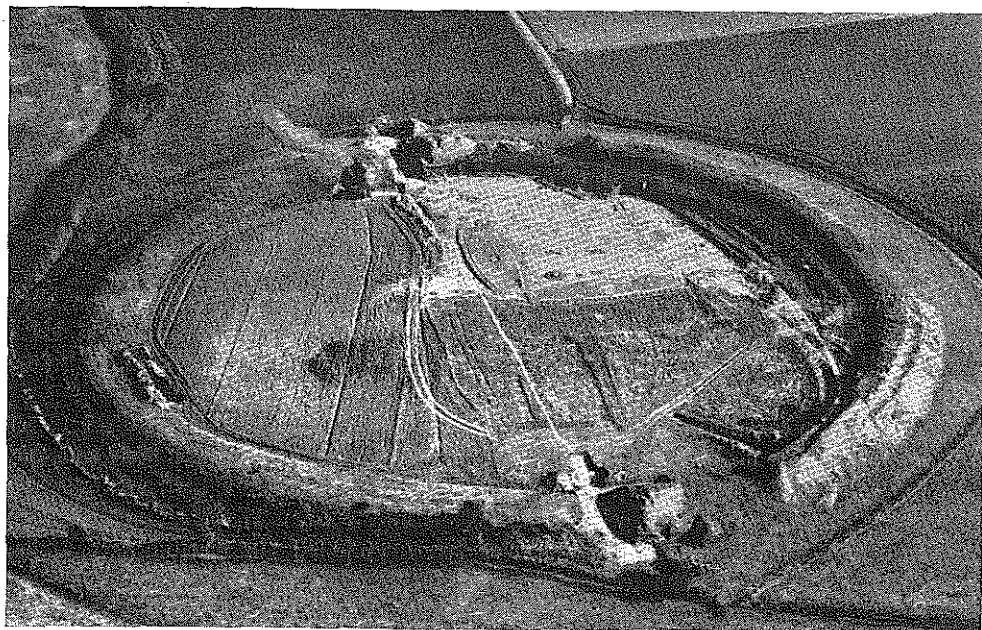


Abb. 2 Der Ringwall von Trelleborg. Rechts oben ein freigelegtes Häuserquadrat. Fliegeraufnahme 1936

zu Viererblocks vereinigt, daß jeder einzelne Ellipsenbrennpunkt zugleich für das anstoßende Haus mit verwandt werden konnte; die Abstechung der Grundrisse erforderte also nicht 16, sondern nur 4 Brennpunkte. Die Brennpunktquadrate waren trotz ihrer Seitenlänge von 36 Meter mit einer fabelhaften Genauigkeit im Boden ausgestochen; nur in einer Ecke konnte eine Abweichung von wenigen Zentimetern nachgewiesen werden. Die vier Wege, die jene Häuserblocks trennten, verliefen nach den Haupthimmelsrichtungen: im Norden, Osten, Süden und Westen durchbrachen sie mit vier Toren den Wall.

Jenseits des Walles kam man über einen Graben, der den Erdrücken vom Hinterland abriegelte, in die Vorbürg. Dieses Vorwerk war im Gelände nicht mehr zu erkennen; Nørlund wurde erst durch eine Fliegeraufnahme aus dem Spätsommer 1936 auf diese Fortsetzung aufmerksam, denn das Luftbild zeigte einen hellen Streifen, der genau konzentrisch mit dem Burgwall von einer Seite der Landzunge zur anderen dahinflief. Da ein Suchgraben neue Ergebnisse verhieß, setzte man die Arbeit trotz des schlechten Wetters im November 1937 fort. Die zutage tretenden Einzelheiten übertrafen noch die Erwartungen. Die Vorbürg war in das geschilderte geometrische System mit einbezogen: Der Radius des Außenwalles, an der Innenkante gemessen, entsprach dem Durchmesser des inneren Dammes¹. Radial zum Zentrum lagen in der Vorbürg eine Anzahl Häuser, deren Bauart und Größen die Ellipsenkonstruktionen des Innenplatzes wiederholten. Von der noch nicht festgestellten Gesamtzahl wurden zwölf Grundrisse aufgedeckt. Die nach innen gefehrten Giebel schnitten einen Kreis aus dem Boden, dessen Radius (136 Meter) mit dem Durchmesser der inneren Kreisfläche übereinstimmte, und zwar wieder mit verblüffender Schärfe, denn die größte Abweichung vom mathematischen Ideal betrug noch nicht 25 Zentimeter.

Im ganzen ist also Trelleborg ein geradezu klassisches Beispiel jener Siedlungsmathematik, die ich auf Grund der mittelalterlichen Stadtpläne und der nordischen Sonnteilung fordern zu können glaubte. Hier sehen wir eine ideale Ausformung der Plangesehe, die um 1200 „auf eine unerklärliche Weise“ plötzlich die gotischen Anlagen zu beherrschen

¹ 170 Meter, wobei der kleinere Ringwall an der Außenseite gemessen wurde.

beginnen, und zugleich besitzen wir in Trelleborg einen Beleg, der die Ausbildung dieser Regeln — Kreisumriß, Ortung, Vierteilung — dem germanischen Altertum zuweist. Gegenüber diesem Beispiel wirken alle späteren Zeugnisse aus dem Mittelalter wie eine halb verwischte Erinnerung. Dabei ist es gleichgültig, daß es sich hier um Wohnsiedlungen, dort um eine Wehranlage handelt, denn die Planregelung wirkt in jeder Anlage, ohne Rücksicht auf ihren Zweck. In diesem Zusammenhang darf ich eine Andeutung machen, die über die Schlüsse Nørlunds hinausgeht. Er hält Trelleborg für eine rein militärische Anlage; das feste Schema spiegelt die straffe Gliederung der Wikingerheere; jedenfalls sei es ihm unmöglich gewesen, irgend etwas Kultisches in der Anlage zu entdecken. Mir scheint doch wenigstens ein Zug — die vom Weltbild und Mythos bestimmte Planschematik lasse ich hier außer acht — kultisches Gepräge zu tragen: die ausgesprochen ellipsenförmige Gestalt der Häuser. Leider besitzen wir keine Vergleichsobjekte aus der Wikingerarchitektur, und der Schrein aus der Domkirche von Cammin (dänische Arbeit aus der Jahrtausendwende), den Nørlund zum Vergleich heranzieht und der im kleinen Maßstabe ebenfalls ausgeprägte Ellipsenform zeigt, erklärt eigentlich nichts, sondern beweist bestenfalls eine gewisse Beliebtheit dieser Form um die Jahrtausendwende in Dänemark. Konstruktiv sind die Häuser aus lotrechten, ineinander genuteten Planken erstellt, von denen jede zweite tief in den Boden versenkt war. Ringsherum lief eine Stützenreihe, die ein weit vorgeifendes Dach als Schutz für die Plankenwände trug. Über den Wänden dürfte eine Giebelkonstruktion gewesen haben, deren Bauart jedoch nicht aufgeklärt werden konnte. Nørlund vermutet in dieser seltsamen Anordnung die Manifestation einer langen technischen Erfahrung: die gebogene Wandform hätte dem Hause große Standfestigkeit, vor allem gegen den Winddruck gesichert. Ob ohne genauere Kenntnis der Dachkonstruktion ein solcher Schluß erlaubt ist, entzieht sich meiner Beurteilung; sicher ist jedenfalls eins: die Materialwidrigkeit solcher Bauweise. Die Erstellung eines Hauses aus Holz verlangte gerade Linien, und jede Abweichung vom Naturgegebenen läßt auf sehr gewichtige Gründe schließen, die jene Abirrung einfach erzwingen. Diese Gründe scheinen mir weniger in der

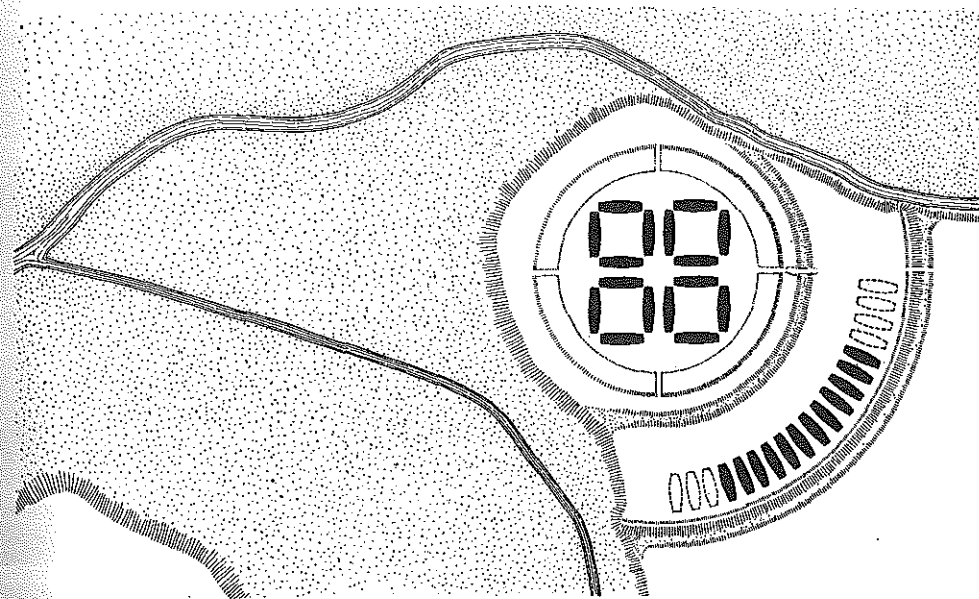


Abb. 3. Plan der Gesamtanlage im Maßstab 1:5000. Gestrichelt eingetragen sind die noch nicht freigelegten Hausgrundrisse (Norden oben)

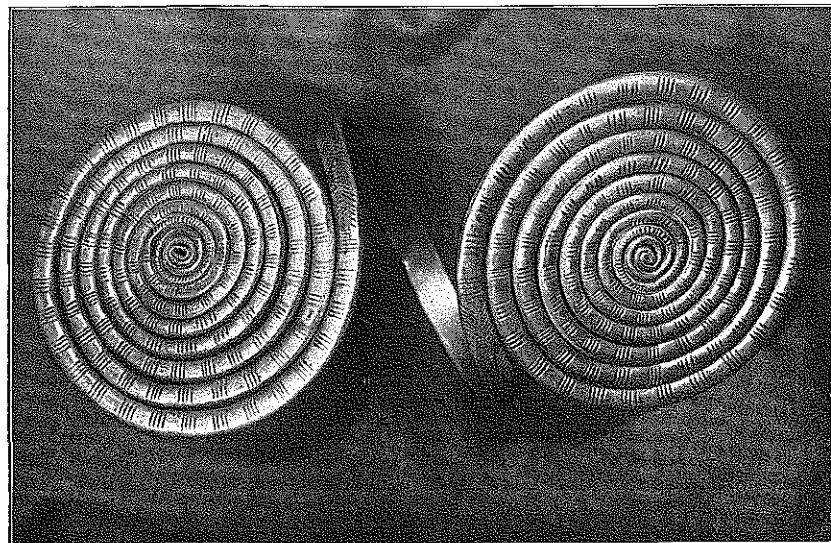
technischen Erfahrung als vielmehr im Kultischen zu liegen. Die Hauspläne erinnern so gleich an die Schiffsbestattungen des Nordens, die von den Sessungen der Steinzeit bis zu den Bootsbeigabungen der Wikingerzeit die nordische Menschheit begleiteten. Die Kap-
 tung der Heck- und Bugspitzen mag auf die Baumotwendigkeit der Stiele zurückgehen, im
 übrigen ist meiner Ansicht nach die Schiffsform unverkennbar. Selbstverständlich wären
 die Trelleborgshäuser nicht in den engeren Bezirk des Totenkultes einzureihen, vielmehr in
 weitere Zusammenhänge, in denen das Kultschiff auftaucht, wenn nicht das Boot zu dieser
 Zeit als ein religiöses Sinnbild schlechthin gegolten hat. Doch möchte ich dieses lediglich
 als eine Vermutung gewertet wissen; unsere Kenntnis von den Bauformen und den reli-
 giösen Vorstellungen der Wikingerzeit reicht nicht gerade weit.

Jedoch halte ich den kultischen Gesamtcharakter von Trelleborg zum mindesten für wahr-
 scheinlich. Einigen Rückhalt gewinnt diese Annahme durch einen Fund, den Buttler er-
 wähnt: die Ringanlage von Rothingeichendorf im Bezirksamt Landau an der Isar¹. Auf
 einem kleinen Plateau, das ein Grabensystem von seiner Landverbindung abschneidet, lagen
 zwei kreisförmige, konzentrische Gräben, die nach Norden, Osten, Süden und Westen von
 Durchgängen unterbrochen waren². Im inneren Kreise fanden sich nur ganz geringe
 Hüttenspurten; die Gräben ließen sich durch Spiralband- und Rössener Keramik datieren.
 Buttler bemerkt zu diesem Erdwerk: „Möglichstweise handelt es sich hier gar nicht um eine
 Ansiedlung, sondern vielleicht um eine Kultanlage oder etwas Ähnliches.“ Dieses letztere
 macht auch die Ortung der Tore wahrscheinlich.

Selbstverständlich befinden wir uns mit Rothingeichendorf auf einer ganz anderen Zeit-
 und Kulturstufe als bei Trelleborg: Jahrtausende trennen die beiden Anlagen. Und doch
 scheint mir das gleiche Idealbild hier wie dort zu wirken. Wenn uns auch der heutige
 Stand unseres Wissens eine geschlossene Kette von Belegen versagt, so darf man eine Tat-
 sache zugunsten tiefreichender Zusammenhänge veranschlagen: die ungeheure Zählebigkeit
 religiöser Urbilder, die aus der ewig gleichen Anschauung stets neu geboren werden.

¹ Der donauländische und der westliche Kulturkreis der jüngeren Steinzeit. Berlin und
 Leipzig 1938. 10f.

² Prof. Wagner von der Vor- und frühgeschichtlichen Staatssammlung in München hatte
 die Güte, mir einen Plan der Ringanlage mit nachgetragener Nordrichtung zu übermitteln.
 Leider unterließ man bei der Grabung die Aufnahme der Himmelsrichtungen, jedoch verbürgte
 sich Prof. Wagner für die annähernde Richtigkeit seiner Eintragung. (Brief vom 14. Juni 1938.)



Bronzezeitliche Armspirale. Vorgesich. Museum Kiel

Das Ahnenerbe

Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ zu neuen Arbeiten und Aufgaben bereit

Rund zwei Jahre sind verflossen, seitdem
 der Präsident der Forschungsgemeinschaft
 „Das Ahnenerbe“, H-Obersturmbannführer
 o. Univ.-Professor Dr. Walther Wüst, in
 einem Aufruf die Mitglieder zu kameradschaft-
 licher Zusammenarbeit sammelte. Zur ge-
 meinsamen Hebung der Schätze und zur Be-
 stimmung auf die Werte, die die gemeinsamen
 Ahnen uns hinterlassen haben: eine leben-
 dige Waffenschmiede gegen jene Mächte der
 Zersetzung und Verfälschung, die heute in
 der Welt den Kampf gegen das blutige Ge-
 wachene und das lebensgerecht Gewordene
 führen.

Diese erweiterte Zielsetzung ließ das Ar-
 beits- und Aufgabengebiet der Forschungs-
 gemeinschaft „Das Ahnenerbe“ von Monat
 zu Monat wachsen und zwang zur Über-
 prüfung und Erweiterung der ständig neu
 anfallenden Aufgaben. Auf Vorschlag des
 Präsidenten, des H-Obersturmbannführers
 o. Univ.-Prof. Dr. Walther Wüst, hat nun
 der Reichsführer-**H** Heinrich Himmler einer
 neuen Satzung zugestimmt, die die For-
 schungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ zu
 einer „Forschungs- und Lehrgemeinschaft“
 erweitert. Gleichzeitig erklärte sich der
 Reichsführer-**H**, bisher Erster Kurator des
 „Ahnenerbes“, bereit, die gesamte Leitung
 der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das
 Ahnenerbe“ als Präsident zu übernehmen.
 Die wissenschaftliche Leitung der Gemein-
 schaft liegt wie bisher in den Händen des
 nunmehr zum Kurator ernannten H-Ober-
 sturmbannführers o. Univ.-Prof. Dr. Wal-
 ther Wüst. Reichsgeschäftsführer bleibt wie
 bisher H-Sturmbannführer Wolfram Sie-
 vers. Aufgabe der Forschungs- und Lehr-
 gemeinschaft „Das Ahnenerbe“ ist es,
 Raum, Geist, Tat und Erbe des
 nordrassigen Indogermanen-
 tums zu erforschen, die For-

schungsergebnisse lebendig zu
 gestalten und dem Volke zu ver-
 mitteln. Die Durchführung dieser Auf-
 gabe hat unter Anwendung exakt-wissen-
 schaftlicher Methoden zu erfolgen. Ihre Ver-
 wirklichung geschieht wie bisher durch die
 Arbeit der Forschungs- und Lehrstätten, die
 Erteilung von Forschungsaufträgen, die
 Herausgabe wissenschaftlicher und vollstüm-
 mlicher Veröffentlichungen, die Förderung
 wissenschaftlicher Arbeiten und durch wis-
 senschaftliche Tagungen.

Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft
 „Das Ahnenerbe“ soll alle gleichgerichteten
 Bestrebungen fördern, auch auf dem Ge-
 biete zwischenvölkischer Zusammenarbeit.

Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft
 „Das Ahnenerbe“ ist gemeinnützig im Sinne
 der gesetzlichen Bestimmungen.

Für die Beratung des Präsidenten und
 Kurators bei wissenschaftlichen Sonderauf-
 gaben wird ein Forschungsrat errichtet, des-
 sen Mitglieder durch den Präsidenten be-
 rufen werden.

Die Mitglieder der Forschungs- und Lehr-
 gemeinschaft „Das Ahnenerbe“ wirken a) als
 tätige, b) als teilnehmende, c) als korre-
 spondierende Mitglieder an den gemeinsamen
 Aufgaben. Die teilnehmenden Mitglieder
 haben alle Rechte, die nach der Satzung in
 Übereinstimmung mit den gesetzlichen Be-
 stimmungen Vereinsmitgliedern zustehen.
 Sie sind berechtigt, an den Veranstaltungen
 aller Art teilzunehmen.

Die tätigen Mitglieder sind die wissen-
 schaftlichen Mitarbeiter. Sie werden vom
 Kurator dem Präsidenten vorgeschlagen.

Der Stifterkreis besteht wie bisher aus
 Förderern des „Ahnenerbes“, die der
 „Ahnenerbe-Stiftung“ Mittel zur Förde-
 rung des „Ahnenerbes“ zur Verfügung
 stellen.

Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es
 sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewußt ist.

Heinrich Himmler

Aus der Landschaft

Ein Kreuzstein in Kalbe/Saale

Beim Einbau einer Warmluftheizung in der Stephanskirche in Kalbe/Saale wurde Anfang September 1938 die abgebildete Steinplatte gefunden. Bei den Umbauarbeiten wurden an der südöstlichen Seite des frühgotischen Chores Ausschachtungen ausgeführt, die weitgehende Einblicke in die Grundmauern gestatteten. Die tieferen Schichtungen enthielten ein Gemenge von Menschenknochen und älteren Bauteilen. Hier ist offensichtlich bei späteren Umbauten eine Verschüttung der Bauteile vorgenommen, die man nicht mehr benötigte. Die Skeletteile waren meist Schenkelknochen und Schädel. Rippen und weichere Knochen teile fehlten ganz. Es ist also anzunehmen, daß dort ältere Gräber eingefüllt worden sind, um Platz für Neubestattungen zu finden.

Die freigelegten Grundmauern lassen in ihrer Form die Vermutung zu, daß es sich hier um noch romanische Bauteile handelt.

In diesem Wirrwarr wurde nun eine unbehauene Sandsteinplatte gefunden, deren eine Seite mit einer Vielzahl von Kreuzen bedeckt ist. Die Kreuze überschneiden sich und sind unregelmäßig in verschiedener Größe über der Platte verteilt. Sie sind

eingekragt oder geschabt, auf keinen Fall aber Steinmetzarbeit.

Bisher ist jeder Versuch, ein System für ihre Anbringung zu finden, erfolglos abgebrochen worden. Allerdings werden solche Versuche erschwert durch die teilweise Zerstörung der Platte. Es sind Scheiben von der unbehauenen Platte abgeplatzt.

Die Art der Platte und ihr Fundort sprechen für ein beträchtliches Alter. Eine Deutung ihres Zweckes und des Sinnes der Kreuze ist wahrscheinlich nur in Verbindung mit ähnlichen Funden möglich. Der Unterzeichnete bittet deshalb, ihm vom Vorkommen ähnlicher Stücke möglichst unter Beifügung von Lichtbildern Mitteilung zu machen.

Die Ansicht, daß die Platte in Verbindung mit den Knochen zu bringen sei, ist abzulehnen. Die Platte fand sich an den Grundmauern unter den Knochen. Die Einschüttung von Knochen und Steinen, unter ihnen der Platte, wird wahrscheinlich bei dem spätgotischen Erweiterungsbau im 15. Jahrhundert erfolgt sein. Wenn die Platte damit etwas zu tun hätte, wäre sie sauber gearbeitet und die Kreuze eingehauen und nicht eingeschabt.

Carl Wandel, Schönebeck/E.



Kreuzstein

Aufn.: Carl Wandel, Schönebeck (Ebe)

Die Bücherwaage

Edwin Sacher, *Die aus Grassoden und Holz gebauten Höfe und Kirchen in Island.* Konrad Triltsch Verlag, Würzburg 1938. 28 Seiten und 21 Tafeln. 3,60 RM.

Die vorliegende Arbeit zeichnet sich trotz des spröden Stoffes, den Verf. ausgezeichnet beherrscht, durch eine flüssige und übersichtliche Darstellungsweise aus. Mit großer Sorgfalt werden die verschiedenartigen technischen Formen beim Bau des tragenden Gerüsts wie der Wände, die Ausgestaltung des Hauses und die Gesamtanlage der Gehöfte geschildert. Erhöhten Wert erhält die Arbeit durch die genaue Kenntnis der geschichtlichen Berichte, vor allem der Sagas, die häufig angeführt werden. Dadurch entsteht ein geschichtliches Bild, das den volkstümlichen Lagebericht vorbildlich und wirkungsvoll ergänzt und für die Germanenkunde von Bedeutung ist. Das Buch ist aber auch allen Lesern der Sammlung *Thule* warm zu empfehlen, die ohne Forschungsabsicht die Schönheit der altnordischen Erzählungen genießen wollen. Die vorliegende Arbeit läßt den Schauplatz der Handlung, soweit er sich in Häusern und Gehöften befindet, in einer Weise lebendig werden, wie es beim gewöhnlichen Lesen der Sagas, die meist nur kurze Hinweise geben, nie möglich ist.

G. Trathnigg.

Von deutscher Baukunst. Baustilkunde in geschichtlichem Aufriß von Walther von Frisch. n. Verlag Julius Klinckschardt, Leipzig 1939.

Ein Überblick über deutsche Baukunst ist schon oft gegeben worden. Voraussetzung von Sachkenntnis und der Umfang des Stoffes halten jedoch die den Forschungen ferner stehenden Volksgenossen vielfach davon ab, nach jenen Werken zu greifen. Und doch sollte das ganze Volk an den Erkenntnissen Teil haben, die wir aus dem Studium der großen baulichen Zeugen unserer Vergangenheit gewinnen können. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat nun versucht, in einer kurz und lebendig gehaltenen Betrachtung eine deutsche Baustilkunde an Hand von wenigen, doch charakteristischen Beispielen zu geben. Dabei ist ein neuer Weg der Darstellung beschritten: die Bauwerke werden nicht in der üblichen Form aus der Entwicklung der verschiedenen Stilepochen erklärt, sondern sie werden in das Geschehen der Jahrhunderte

hineingestellt und als lebendiger Ausdruck der deutschen Geschichte gezeigt. Die Hinweise auf die gleichzeitig mit der Entwicklung einer Bauform ablaufenden geschichtlichen Vorgänge lassen den Leser ein anschauliches Bild von den Kräften gewinnen, aus denen deutsche Baukunst gestaltet wurde. Dem Aufbau der Darstellung sind viele der neueren Erkenntnisse aus Vorgeschichte und Volkskunde zugrunde gelegt. Dem Bauernhaus und dem Burgenbau sind besondere Abschnitte gewidmet. Wenn vorgeschichtliche Bauweisen auch nur kurz gestreift sind, so ist doch versucht, das Bauen des Mittelalters aus den Anfängen der Vorzeit zu deuten; nur bei der Entwicklung des Wehrbaues vermißt man die Beziehungen zum vorgeschichtlichen Burgenbau. Sehr treffend sind die Betrachtungen über den Holzbau, in dem oft mehr von deutscher Art lebt als in manchem prunkvollen Steinbau.

Die Beschäftigung mit Fragen des Bauens ist in unserer Zeit, da eine neue deutsche Baukunst entsteht, allgemein. Die vorliegende Schrift dürfte hierbei vielen — vor allem jungen Menschen — wertvolle Anregung geben.

M. B. Rudolph.

Albert Kieckhefer, *Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Einzelbildern.* Reclam-Verlag, Leipzig 1938. 4. Aufl. Geb. 1,10 RM., brosch. 0,70 RM.

Das Bändchen von Kieckhefer kann als Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte warm empfohlen werden. Ein großes Material ist hier in übersichtlicher Weise dargestellt und durch viele Abbildungen verdeutlicht.

Ernst Christmann, *Beiträge zur Flurnamenforschung im Gau Saarpfalz*, in der Reihe „Die Flurnamen Bayerns“ herausgegeben von Joseph Schneck, IX. Reihe, Heft 1, 1938. Verlag Oldenburg.

Als Leiter des Pfälzischen Wörterbuchs ist Christmann der Berufenste zur wissenschaftlichen Untersuchung des dortigen Namensgutes. Gestützt auf gründliche Archivansätze und eine genaue Kenntnis der sprachgeschichtlich wie dialektgeographisch gegebenen lautlichen und bedeutungslitischen Möglichkeiten, gelingt es dem Verfasser, allenthalben über die Mutmaßungen früherer Forscher und Deuter hinweg zu gesicherten Ergebnissen und Schlüssen vorzudringen.

Vor allem angeregt durch die „Germania Romana“ von Frings, stellt Christmann die zu untersuchenden Namen in die großen kulturellgeschichtlichen Zusammenhänge und Bewegungen hinein und findet so vor allem für die lateinischen Restworte im Flurnamenschatz, zum Beispiel „Kimmel“, „Kemel“ aus Caminus, „Machern“ aus Maceria, „Bersint“ aus Pervinca, „Kaderich“, „Kettert“ aus Catartaca usw., die richtige Erklärung. Er weist weiterhin das spätere Überwachen von Sprachentwicklungsstellen im Namenschatz an vielen Beispielen nach, „sprachgeologische Schichtungen“, die nicht nur für die Zeitbestimmung gewisser Sprachbewegungen, sondern auch für die Begriffsdefinition einzelner Flurnamen ausgewertet werden.

Besonders dankbar müssen wir aber Christmann für das Kapitel IV: „Kriemhildensstuhl“ ff. sein. Er hat eine Urkunde ausfindig gemacht, die ihm den Schlüssel zu einer germanenmythologischen, sprachlich voll berechtigten Auslegung dreier benachbarter Flurnamen als „Kriemhildensstuhl“ (im Volksmund zu „Krummholzerstuhl“ verändert), „Brünnhildensstuhl“ (Brünnolbesstuhl) und „Drachenburg“ (Rintburg, jetzt Rimbürg) gaben. Der mythologische Komplex der Siegfried- und Nibelungen saga war demnach schon um die Jahrtausendwende für das Volk zu einer Einheit zusammengeschmolzen. Es wäre wichtig, allenthalben auf dem Boden des germanischen Kulturbereichs nach ähnlichen Denkmälern der Vorzeit zu fahnden.

J. Frost, **Das norwegische Bauernrecht**. Odals- und Nafatesrecht. G. Fischer Verlag in Jena 1938. 104 S. 8°. Geh. RM. 6,—.

Das Wort Odal bezeichnet überall in den nordischen Ländern „den von den Vorfahren in Kultur und Nutzung genommenen und auf die Nachkommen vererbten Boden“. Der Verfasser untersucht dies alte Bauernrecht in seiner Herkunft aus vorgeschichtlicher Zeit, bis es bei der Niederschrift der alten Landrechte sichtbar und greifbar wird, um dann freilich unter dem Ansturm feindlicher Entwicklungen, von der Grundherrschaft bis zum Phyllokratismus und bis zum modernen Kapitalismus, eingeengt und zum großen Teile seiner biologischen Wirksamkeit beraubt zu werden. Er schildert auch die Versuche, das alte Recht wiederherzustellen; Versuche, die beim Eindringen des Kapitalismus in die Abfindungsgesetze und auch in die Gesinnung noch nicht von vollem Erfolge gekrönt sind. Die Darstellung zeichnet eine wichtige Seite der Entwicklung in einem germanischen Lande und ist für Deutschland, das mit dem Erbhofgesetz dem Übel an die Wurzel gegangen ist, von besonderer Bedeutung. Der Verfasser wollte mit seinem Buche zeigen, „was wir Deutsche, ebenso

wie unsere norwegischen Stammesbrüder, an hohen ethischen Werten in unserm germanischen Bodenrecht von unsern Vorfahren übernommen haben“. Diese Absicht ist ihm gelungen.

Platzmann.

Walter Eise, **Krieg und Politik von Deutschen in früherer Zeit**. Junker & Dünhaupt, Berlin 1938.

In drei kurzen Beispielen wird ein Auschnitt und zugleich ein Überblick über die Frühzeit der deutschen Stämme gegeben. Das erste Beispiel zeichnet in großen Umrissen die Züge der Kimbern und Teutonen und ihren Doppelangriff auf Italien, eine vorwiegend strategische Betrachtung, die sich mit dem scheinbar planlosen Vorgehen und Zurückweichen der beiden Völkerschaften vor dem entscheidenden Angriff auseinandersetzt und es als ein bewußtes Mittel der Führung erklärt. Im zweiten Beispiel wird die Staatskunst des Armin betrachtet, seine politische Vorbereitung des entscheidenden Schlages und schließlich die Vernichtung des Varus durch den Sieg im Teutoburger Wald. Das letzte Beispiel behandelt Gründung und Untergang des Bandalenreiches im karthagischen Raum und besonders die Kriegs- und Staatskunst des Geiseric in der Auseinandersetzung mit Rom und Byzanz in Krieg und Frieden.

Bei der Betrachtung der frühen Geschichte der deutschen Stämme scheint eine Gemeinsamkeit des Geschehens wie auch des Handelns zu fehlen. In diesen drei Beispielen wird überzeugend nachgewiesen, daß sich sowohl im Planen wie der Kühnheit der Durchführung der große Zusammenhang erkennen läßt, dem die deutschen Stämme verbunden waren. Ihre Kriegs- und Staatskunst gehörte einer eigenen Gesetzmäßigkeit und stand ebenbürtig neben der ihrer Gegner. Hellmuth Gruf.

Frederic Adama van Schellema, **Die Geistige Wiederholung**. Der Weg des Einzelnen und seiner Ahnen. Mit 32 Kunstdrucktafeln. Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig 1937. In Leinen 5,80 RM.

Dieses geistreiche und schwierige, aber auch außerordentlich problematische Buch behandelt das Gesetz der körperlichen und geistigen Wiederholung. Das heißt, derselbe Vorgang, der über Jahrtausende erstreckt, sich in der Entwicklung der Menschheit zeigte, soll sich auch in der kurzen Zeit eines Menschenlebens in der Entwicklung des einzelnen nachweisen lassen.

Für die Durchführung dieser Behauptungen bringt der Verfasser seine bekannten reichen Kenntnisse aus Vor- und Frühgeschichte bei, stellt sich aber auch zugleich als ein Pädagoge und Psychologe von Bedeutung vor.

E. Schaffran.

Zeitschriftenchau

Forschungen und Fortschritte, 15. Jahrgang, Nr. 1, 1939. Hermann Schneider, **Die germanische Altertumskunde zwischen 1933 und 1938**. Schneider gibt einen kurzen Überblick über einige Hauptwerke der germanischen Altertumskunde, die seit 1933 erschienen sind. „Das Jahr 1933 brachte eine Betrachtung der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte zum Siege, die dem germanischen Element im Deutschen eine bisher ungeahnte Bedeutung verschaffte: das Beste am Deutschen ist germanisch und muß in der germanischen Frühzeit in reinerer Gestalt zu finden sein. Unsere Altertumskunde sah sich vor der schönen Aufgabe, das wahre Wesen des Germanentums zu erforschen und wiederaufzubauen.“ Seine Übersicht zeigt, „daß viele und tüchtige Kräfte zur Zeit erfolgreich am Werke sind, durch vorurteilsfreie Erforschung des germanischen Altertums der Wissenschaft und ihrem Volke gleichmäßig zu dienen.“ — Fr. Rudolf Lehmann, **Weltuntergang und Welterneuerung im Glauben schriftloser Völker**. „Die Frage, ob auch die kulturärmeren (sog. primitiven) Völker die Vorstellung von einem Weltende oder von einer damit verbundenen Welterneuerung oder gar von einer Weltreinigung nach sittlichen Gesichtspunkten besitzen, drängt sich der Forschung angesichts der reichen Ausprägung solcher Vorstellungen in den Religionen höherer Kulturvölker auf.“ Daß sie bisher kaum beachtet wurde, das liegt daran, daß man solche Vorstellungen den primitiven Völkern von vornherein gar nicht zutraute. Genauer Prüfung zeigte, daß sie sich jedoch tatsächlich vorfinden, und zwar vor allem in Ozeanien und Amerika, weniger in Afrika. Zum Verständnis der Weltuntergangsvorstellungen ist die Kenntnis des Weltbildes des betreffenden Volkes notwendig; die Erforschung des räumlichen Weltbildes der primitiven Völker ist sehr vernachlässigt worden. Diese nun begonnene Untersuchung der Weltuntergangs- und Welterneuerungsvorstellungen bei den primitiven Völkern, die teilweise mit den Indogermanen, wie die Rassenkunde lehrt, in näherem Zusammenhang stehen, ist auch deshalb zu begrüßen, weil sie die entsprechenden Anschauungen der Germanen und Indogermanen überhaupt im neuen Lichte

zeigt. Man wird künftig vorsichtiger sein müssen bei der Erwägung der Frage, ob fremde Einflüsse auf die germanischen Ragnarök-Mythen einwirkten. Was sich bei viel primitiveren Völkern nachweisen läßt, wird nicht mehr den Germanen von vornherein als Eigenbesitz abgesprochen werden können. — Fornbännen, 1938, Heft 4, Hugo Jungner: **Der Sparlösa Stein**. „Im Sommer 1937 wurden aus einer der Mauern der Kirche von Salem, Ksp. Sparlösa, im nordwestlichen Wästergötland zwei zusammengehörige Fragmente eines Runensteins mit riesengroßen Runen herausgelöst. Die schon bekannten Runensteinfragmente hatten Runenzeichen eines altgermanischen Typs. Die A-Runen der Inschrift war nicht dem 24 Buchstaben umfassenden Futhark entnommen, gehörte aber auch nicht den gewöhnlichen Runen an. Sie wies auf späte Völkerwanderungszeit oder frühe Wikingerzeit hin. Mit der Deutung der dunklen Inschrift, wie sie damals vorlag, haben sich die hervorragenden Runenforscher des Nordens, Sophus Bugge, Fredrik Löffler, Otto v. Friesen, beschäftigt. Die Herausnahme der Steinfragmente aus der Kirchenmauer brachte eine Sensation mit sich. Es zeigte sich, daß, was man vor 1937 von der Inschrift des Sparlösa Steins gekannt hatte, nur etwa ein Zehntel der ganzen Inschrift ausmachte. Als die Steinfragmente zusammengefügt wurden, bildeten sie einen im Querschnitt quadratischen Steinblock von ungefähr Mannshöhe. Der Stein ist unten abgeschlagen, und durch Beschädigung und Verwitterung sind gewisse Teile der Inschrift verlorengegangen (zirka 270 Runen sind erhalten, davon mehrere beschädigt).“ — **Germanisch-Romanische Monatsschrift**, 26. Jahrgang, Heft 9/10, 1938. Otto Ackermann, **Germanische Gefolgschaft und ecclesia militans im Rolandslied des Pfaffen Konrad**. Erfreulicherweise mehrten sich jetzt die Arbeiten, die dem Fortwirken der germanischen Werte im Mittelalter gewidmet sind. „Der Mensch des Frühmittelalters lebte noch völlig aus der altererbten germanischen Haltung. Germanische, nicht christliche Charakterwerte trugen das irdische Leben der kämpferischen Mannesgesellschaft des deutschen Volkes. In diesen Menschen lebte eine Sagenwelt mit Helden, die Hal-

tungs ideale sind. Man war christlich getauft, aber man lebte nach dem Vorbild Dietrichs von Bern.“ Vor allem ist die Überlieferung der germanischen Heldensage spürbar im bayerisch-österreichischen Raum, wo wir in der Sagenwelt als Lieblingsgestalt Dietrich von Bern finden. Im 12. Jahrhundert steht der Kampf des Christentums gegen diese Gestalt und die germanischen Werte überhaupt ein. Aber selbst Dichtungen wie das Rolandslied des Pfaffen Konrad, das um 1170 in Regensburg entstand, sind trotz ihrer christlichen Tendenz zugleich Zeugnisse für das germanische Heldentum, das, obwohl es abgelehnt wird, auch hier mitunter treffend geschildert wird. Eingehend zeigt der Verfasser das Gegeneinander von germanischer und römisch-christlicher Haltung in dieser Dichtung auf. — *Odal*, 7. Jahrgang, Heft 12, 1938, Otto Suth, **Das Haus als Heiligtum**. Der Verfasser schildert das Fortleben verschiedener germanischer Sinnbilder im deutschen Bauernhause. Dargestellt wird vor allem die Bedeutung des Herdfeuers, die Siebelzeichen als Sinnbilder der göttlichen Zwillinge und die Rolle der Hauschlange. „Eine Geschichte des Hauses ist ein Stück Frömmigkeitsgeschichte. Eins dürfte aus unseren Betrachtungen sich ergeben: Die Entwicklung aus den einfachsten Anfängen, dem Einraumhaus der Steinzeit, und dem diesen noch nahestehenden Bauernhaus bis zu den städtischen Bauten ist gewiß in mancher Hinsicht ein Fortschritt, aber dieser Fortschritt wurde erkauft um den Preis inneren Lebens. Die Sinnbilder leben nur in dem Haus auf eigenem Boden, in dem die Ahnen gegenwärtig sind, und nur hier auch gedeiht die Rasse. So wird denn immer der Satz gelten: Das Bauerntum ist der Lebensquell des deutschen Volkes.“ — *Zeitschrift für Volkskunde*, Neue Folge, Band 9, Heft 3, 1938. Max Rumpf, **Das wohlgeordnete alte bäuerliche Leben**. Das Bauerntum in seinem ursprünglichen Zustand hat seine eigene Ordnung in sich, die ihm nicht von außen gebracht werden braucht. Diese bäuerliche Lebensordnung ist aufs tiefste verbunden mit der großen Ordnung der

Natur. „Nach dem Wachstumsjahr, nach Ruhe, Ausfaat, Keimen und Erntereife auf dem Acker aber richtet sich schließlich alles übrige Leben auch in Haus und Hof, in Familie und Wirtschaft. Und weil dem so ist, und weil die Natur, die himmlische sowohl wie die organische, von sich aus streng auf gute Ordnung hält, so teilt sich von hier aus ganz leise und unmerklich Ordnung höchst wohlthätig auch dem ganzen Arbeits- und Gemeinschaftsleben fest fiedelnder alter Bauern und Dorfleute mit.“ — Bruno Schier, **Der Bienenstand in Mitteleuropa**, 2. Teil. Schier setzt seinen wichtigen Aufsatz fort, über dessen ersten Teil wir bereits berichtet haben. Die Biene ist in Nordosteuropa eines der ältesten „Haustiere“ des Menschen. Die planmäßige Bienenzucht ist seit alter Zeit in den Wäldern des germanisch-slawischen Siedlungsgebietes beheimatet. An ihr sind außer indogermanischen auch finnisch-ugrische Stämme beteiligt. Sobald gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends die germanischen Stammesgesetze aufgezeichnet wurden, finden wir in ihnen ein Bienenrecht klar ausgeprägt, welches eine hochentwickelte Bienenzucht beweist. — *Zeitschrift für Mundartforschung* (Teutonista), Jahrgang 12, Heft 2. Gilbert Trathnigg, **Gesellennamen**. Mit den Bräuchen bei der Aufnahme in die Zunft, die letzten Endes eine sinnbildliche Wiedergeburt bedeuten, hängt es zusammen, daß die Gesellen als gleichsam neu geboren neue Namen bekamen, die zum Unterschied zu den Taufnamen „Schleifnamen“ heißen. Diese Bezeichnung leitet sich her vom sog. Schleifen, „Stoßen vom Schemel“, das zu den erwähnten Aufnahmebräuchen gehörte. Trathnigg gibt eine große Anzahl von Belegen für Schleifnamen, die er vor allem einem Zunftbuch der Wiener Neustädter Schmiede aus den Jahren 1612—1766 entnimmt. Ein großer Teil dieser Schleifnamen bezieht sich auf das Gewerbe, so zum Beispiel folgende Namen auf die Tätigkeit der Schmiede: Schlagnagel, Schwinghammer, Zwicknagel. D. Suth.

Du kannst dein Leben nicht verlängern noch verbreitern, du kannst es nur vertiefen.
Gorch Fock

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Haupt-schriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. A. 3. B. J.: 12 300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

März

Heft 3

Das Handwerkszeug als Grabbeigabe in germanischer Vorzeit

Von Horst Ohlhaaver

Wenn wir in die Sammlungen nordischer Museen schauen, fällt sogleich der Reichtum der Handwerksgeräte aus den Wikingergräbern auf. Während Waffen und Schmuck, Tonware und allgemeinstes Arbeitswerkzeug wie Beil und Meißel, bei den Frauen Spinnwirtel, sonst in gewissen Zeitabschnitten germanischer Vorzeit die einzigen Zeugen vergangener Lebens sind, lassen sich besonders unter den norwegischen Altsachen nahezu alle Handwerksgeräte des ausgehenden Altertums nachweisen. Neben den Spinnwirtel stellt sich das Webeschwert, neben Beil und Meißel: Hammer, Zange, Bohrer, ja selbst Amboss, Eisensteine, Schmelztiegel und seltenste Geräte wie Drahtzieheisen. Wir stehen so vor der Frage nach der Bedeutung und zeitlichen Tiefe dieser Sitte, den Toten Handwerkszeug mit ins Grab zu geben.

Wenden wir vorerst beim Ausgang des nordischen Altertums. Bei einer Bearbeitung des germanischen Schmiedewerkzeuges ist es dem Verfasser gelungen, nahezu 300 wikingerische Bestattungen mit Schmiedegeräten in Norwegen festzustellen, von denen allerdings über die Hälfte nur vereinzelt Stücke wie Hammer und Feile aufwiesen im Gegensatz zu vollständigen Werkstattausrüstungen. Sie sind in den großen Funden Ausdruck der verrichteten Eisenarbeit. In seiner Geschlossenheit stellt sich das Schmiedewerkzeug scharf neben andere Geräte zur Holz-, Leder- und Stoffbearbeitung, neben noch größere Mengen zur Acker- und Feldbestellung. An erster Stelle stehen in allen Gräbern aber die Waffen. Zurückblickend sagt Snorri einmal in späterer Zeit: damals herrschte der Glaube, daß, je höher der Rauch in die Luft stiege, um so mehr würde der Verbrannte auch im Himmel erhöht, und er würde dort um so reicher, je mehr fahrende Habe mit ihm verbrenne¹. Und wie mit dem Gerät war es auch mit den Schätzen, „die Beute sollte nicht zum Erbe geschlagen werden und der Sohn sie nicht nach dem Vater übernehmen, sondern sie sollte neben den Toten in den Grabhügel gelegt werden“ — „zu seiner Ehre“².

Es ist verständlich, daß im Norden mit dem ausgehenden germanischen Altertum und

¹ Thule 24, S. 35.

² Thule 10, S. 24, und 11, S. 242.

dem damit verknüpften Eindringen der christlichen Anschauungen eine Änderung der Bestattungssitten unvermeidlich wurde. Und dennoch — wenn man den Wechsel vom Brand- zum Skelettgrab als äußeren Ausdruck nehmen will, liegt hier keine Übereinstimmung mit dem des Beigabenbrauches vor. Er versiegt jäh, und die Gräber des 11. und 12. Jahrhunderts sind arm an Waffen und Schmuck, von Geräten fehlt meistens jede Spur. Die Ausführungen Schetelig beweisen diesen Bruch³. Ein Spieß, eine Perlenkette, vielleicht noch eine Bronzespange als Ergebnis aus einem Grabhügel sind die letzten Vertreter eines einst unermesslichen Totenreichtums. Weder Armut der Bevölkerung, noch der Gedanke, es mit einer bewußten Absehung der nach Island ausgewanderten Familien zu tun zu haben, gibt eine ausreichende Erklärung. Es gibt nur eine Lösung durch den Gedanken an den überwiegenden christlichen Einfluß. Noch Egil ließ vorn auf einer Landspitze Islands, dem „großen Kap“, für seinen Vater Skallagrim einen Hügel aufführen, in dem er den Toten beisezte mit Waffen, Roß und den Schmiedewerkzeugen, die Skallagrims Eigen und während seines Lebens auf der Felseninsel so oft in Gebrauch waren⁴.

Den Abbruch solcher Bestattungssitten, wenn sie auch in diesem Ausmaße dort nicht vorhanden waren, glaubten schon einmal französische Forscher für die Gallier feststellen zu können, als die Meister des Schmiedens plötzlich ihre Erzeugnisse den Römern für deren ungeheuren Bedarf zur Verfügung stellen mußten⁵. Während es vor der Herrschaft Roms bei den Kelten Galliens, wenn nicht sehr häufig, so doch in manchen Fällen Brauch war, dem Toten, war er ein Handwerker, sein Gerät mit ins Grab zu geben, wird diese Sitte plötzlich durch Grabsteine mit eingehauenen Darstellungen der Verstorbenen und seiner Welt abgelöst. Sie bestehen eine Zeitlang neben den Totid- und Biergöttersteinen mit Vulkanbildern, z. T. mit dem sog. gallischen Hammerngott, und sind vornehmlich durch die Inschrift und die reicher abgebildeten Werkzeuge unterscheidbar⁶.

Diese Wandlung ist auch einmal im deutschen Raum erfolgt, zwar ohne Beziehung zu den alten Bräuchen, als Vergleich aber erwähnenswert. Besonders im 15. und 16. Jahrhundert, doch auch noch in den späteren Zeiten begegnen uns häuerliche und auch Handwerksgeräte als Sinnbilder auf Stein- und Metallgrabplatten, die manchmal so klar gezeichnet sind, daß sich Theobald in seinen Erläuterungen zur *Schedula diversarium artium* des Theophilus auf die Bronzeplatte eines 1610 verstorbenen Zirkelschmiedes mit einer ausgezeichneten Feillobendarstellung berufen kann⁷. Bekannt sind auch die Grabsteine aus dem Bereich der nordfriesischen Inseln mit Schiffsreliefs (Abb. 1), die doch wohl mehr als nur die versinnbildlichte Hoffnung bedeuten, wie anderer Berufsbezeichnungen, z. B. Mühle und Pflug. Von einer Werkzeug- und Gerätbeigabe weiß uns der deutsche Volksbrauch und auch die Geschichte des christlichen Friedhofs nichts zu berichten⁸. Und wenn uns der letzte Wunsch des Schmiedes von Apolda überliefert ist, man möge ihm doch seinen schweren Hammer mit in den Sarg legen, damit er dem Teufel entgegentreten und ihn mit dem Werkzeug vertreiben könne, so liegt darin ebensowenig eine auf das Handwerk weisende Sitte, wie in dem Bericht, daß es einmal bei Juden Brauch war, den Toten Hammer und Zange mitzugeben, damit diese sich am Jüngsten Tag ja rechtzeitig den Sarg öffnen könnten⁹.

³ Islands grabar og oldfater fra bilingetiden, Biling 1, 1937, S. 205 ff. — Dazu Auszug von G. Zeis, Germania 22, 1938, S. 124 f., und Jonson, Oversigt over oldtidensfund og underjogelser paa Island, Nord. Arkeolog. Motet i Stockholm 1922, Veractelse, Stockholm 1923, S. 33 f.

⁴ Thule 3, S. 172.

⁵ Pages-Mallory, Déchelette und Lauby, Le tumulus arverne de Celles près Neussargue (Cantal), L'Anthropol. 14, 1903, S. 411 ff.

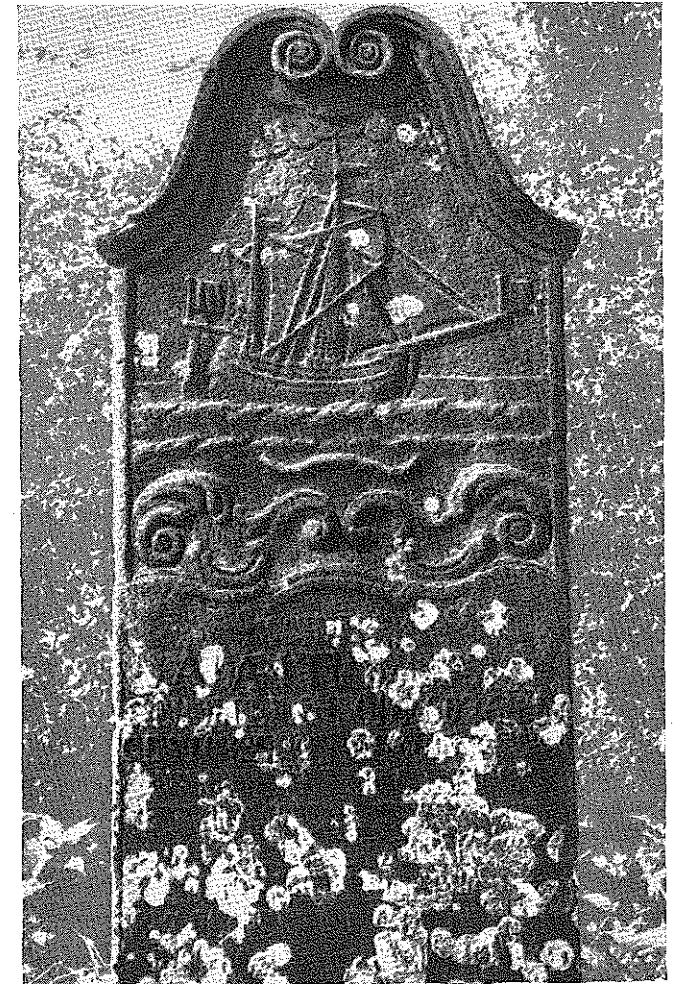
⁶ Vgl. Krüger, Vulkan und der gallische Hammerngott, Präh. Zf. 23, 1932, S. 284 ff.

⁷ Theobald, Technik des Kunsthandwerks im 10. Jahrhundert, Berlin 1933, S. 273.

⁸ Vgl. Derwein, Geschichte des christlichen Friedhofs in Deutschland, 1931.

⁹ Geiger in: Handw. d. deutschen Aberglaubens III, 1087 ff. — Der Volksglauben kennt außer der Mitgabe von Ziehlingsgegenständen, wie Pfeife, Branntwein, Karten und dergleichen, nur Radel und Zwirn.

Abb. 1. Schiffergrabstein in Wasteradum
Aufn.: Staatl. Bildstelle, Berlin



In vorgeschichtlicher Zeit hat es an reicher Totenausstattung selten gefehlt. Neben Waffen und Schmuck sind allerdings Arbeitsgeräte in der Minderzahl. Ausgesprochene Handwerkergräber sind immer selten gewesen, nur die letzten Jahrhunderte des germanischen Altertums scheinen an mehreren Stellen eine Ausnahme zu machen.

Die Mär von einem Goldwäschergrab bei Möckrohlitz, Kr. Querfurt, durch E. Ch. Wagners Handbuch der deutschen Altertümer 1842 aufgefunden, hat Olshausen schon betrachtet und als falsch erwiesen¹⁰. Aber bereits die Bronzezeit bietet eine ganze Reihe von Fällen, wo an eine besondere Verbindung des Toten mit seinen Beigaben über die übliche Sitte hinaus gedacht werden muß. Beil und Meißel, die zu ganz allgemeinen Zwecken verwendet worden sind, treten zahlreich auf. Seltener schon Hausgeräte wie Sichel und Angeln oder Werkzeuge wie Bronzesägen. Zweifellos im Sinne einer Handwerkerbestattung ist der Grabfund von Speyersdorf, B.-A. Neustadt a. d. Saardt, Pfalz, aufzufassen¹¹, wo sich mit einer Urne, einem geraden Messer und zwei Rasiermessern ein Bronzebarren aus sehr zinnreichem Stoff und ein Bleibarren fand. Nicht minder auffällig ist das Auf-

¹⁰ Zf. f. Ethnologie 1886, S. 243 f.

¹¹ Nachrichtenbl. f. dt. Vorzt. 5, 1929, S. 136 f.

treten von Gußformen in Gräbern. Als Beispiele seien Koblenz¹², genannt, und vor allem die merkwürdige Feststellung Hans Segers, daß die Überzahl schlesischer Gußformen, z. T. mit Löffeln zusammen, von Urnenfriedhöfen stammen¹³. Auch vereinzelt Grabfunde mit Tüllenhämmern sind nachzuweisen, so Puls, Kr. Rendsburg, Hallstatt, Kallundborg und Udby aus Dänemark. Während in dem berühmten Gräberfeld von Hallstatt Grab 469 mit Hammer und Feile Zeugnis für Metallverarbeitung ablegt, weisen der kleine Amboss aus Eisen und die von v. Sacken genannten Feilen und Federzangen auf weitere Beispiele. Außerdem ist Grab 33 schon als Ruhestätte eines Kupferschmelzers und Grab 59 als die eines Eisenhandwerkers gedeutet worden¹⁴. In beiden Fällen sind auftretende Gußfugen und Schlacken sowie Roteisenstein eindeutige Beweise.

Von dem Brauch, Werkzeuge als Grabbeigaben zu benutzen, kann man im germanischen Bereich seit zwei Jahrhunderten vor dem Beginn der Zeitrechnung sprechen. Zwar sind es erst geringe Belege und vereinzelt Stücke, aber es bleiben die ersten Zeichen einer langsam steigenden Entwicklung. Von dem Gräberfeld in Rondsje, Kr. Graudenz, ist eine Bestattung mit Feilen, Raspeln und Hammer bekannt¹⁵. Rassel, Meißel, Bohrer, Säge, Hammer oder Feile — also ausgesprochene Kleingeräte — sind frühe, in allen germanischen Gebieten nachzuweisende Merkmale.

Aus dem provinzialrömischen Gebiet ist uns ebenfalls eine ganze Reihe von Bestattungen erhalten, die Rückschlüsse auf den Beruf des Toten zulassen. Eine im Verhältnis nicht seltene Erscheinung ist in den Arztgräbern überliefert, die aus Bingen a. Rh., Regensburg, Aschersleben und aus Gonschor, Kr. Sensburg (Ostpr.), bekannt sind¹⁶. Dabei sind die letzten beiden Fälle wohl gar germanischen Ursprungs, nach der Lage des Fundortes zu urteilen. Schließlich mag auch ein römisches Barbiergrab aus Köln, in die Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert gehörig, hier genannt werden¹⁷. Sie sind aber, aus der städtischen Kultur heraus verständlich und zu erklären, Bezeichnungen eines scharf abgegrenzten Berufes, während alle germanischen Belege bis zu den letzten Denkmälern des hohen Nordens mit ihrem Werkzeug stets im Verein mit Waffen und Geräten des täglichen Lebens Ausdruck weit umfassenderer Arbeit sind, Ausdruck keines „Professionalismus“ (Neckel).

Während aber im nordgermanischen Gebiet, je mehr das Altertum seiner Reize zuging, Werkzeuge und Geräte häufiger wurden, blieb auf deutschem und in den übrigen Siedlungsräumen der Germanen der Brauch eine seltene Erscheinung. Zwar gilt die Ansicht Friedrich Wagers, „daß von Geräten und Werkzeugen außer Feuerstein und Schlageisen höchstens vereinzelt einmal ein Pfriem vorkommt“¹⁸, nur für Bayern, während aus Beckum (Westfalen), Poyzdorf (Niederdonau) (Abb. 2), Brünn, Sibertswold (England) und Mezöbánd (Rumänien) Belege für ausgesprochene Handwerkergräber sind. (Alle Gräber mit Schmiedewerkzeug werden aufgeführt bei: Dhlhaber, Der germanische Schmied und sein Werkzeug [im Druck]). Die Zahl der Bestattungen fränkischen Ursprungs mit einem oder mehreren Werkzeugen ist größer, doch sind die Geräte meistens Einzelstücke: Zange, Gußform, Meißel und Bohrer. Die unter deutschen wie nordischen Altsachen zahlreich auftretenden Bronzeschalenwagen sind nicht als Bestattungen von Münzmeistern zu deuten, wie das einmal geschehen ist¹⁹. Dazu ist das Vorkommen viel zu allgemein, in fränkischen wie nordgermanischen Gräbern. Sie sind eher ein Beleg der kaufmännischen

Betätigung des Bauern, die bis ins Mittelalter hinein nachzuweisen ist.

Daneben erfordert eine Erscheinung aber besondere Erwähnung: die Beigabe von Roheisen, Eisenerzstücken oder auch Eisenschlacken.

In dem Hallstatt-D-Grabbügel von Schlatt, K. B. Stausen, Baden²⁰, fand sich ein nach Osten offener Schlackenring von 9 Meter Durchmesser. Die Schlacken selbst werden als das bisher früheste Auftreten einer Eisengewinnung nördlich der Alpen gedeutet. J. Moog hat sie in einer eingehenden Untersuchung zerlegt. Die Deutung dieses Schlackenringes ist schwierig. An eine Form der Bestattung, wie sie uns aus Come-Chaudron in Gallien überliefert ist, kann nicht gedacht werden. Dort war es kurze Zeit Brauch, die Asche des verstorbenen Schmiedes in der Grube des Ambossstockes, die der Schmelzer an der Stelle ihres Schmelzofens beizusetzen²¹. Zwar besteht der Ring des Schlatter Hügels aus Eisenschlacken, nicht aber solchen in ihrer ursprünglichen Lage.

Johanna Westorf stellt auf einem Friedhof, entstanden zur Zeit des aufkommenden Eisens, in Sülldorf (Hamburg) in mehreren Fällen Eisenschlacken als Verpackung der Urnen fest²².

Den eindeutigen Beweis von Eisenschlacke als Grabbeigabe ergab eine latènezeitliche Hügelbestattung auf der Waldblaubersheidener Heide von Senheim, Kr. Kreuznach, „als Beweis, daß sich die hier Ruhenden wohl ihr Eisen selbst gemacht haben“²³.

In Möglingen, D.-M. Ludwigsburg, wurde ein Grab der Völkerwanderungszeit mit Eisenschnalle, Messer, Beinkamm und Roteisenbrocken festgestellt²⁴.

Hostmann berichtet von einem Grabbügel aus Luttmerjen, Kr. Neustadt a. Rhg., in dem sich im Hügelauflauf mehrere Tongefäße mit Mosaikperlen und Tonfigur als Hauptgrab aber zwischen einer ovalen Steinsetzung das Skelett befand, daneben Schwert und ein erstaunlich schwerer Eisenschlackenkumpen. Die Bestattung wird ins 5. Jahrhundert datiert²⁵.

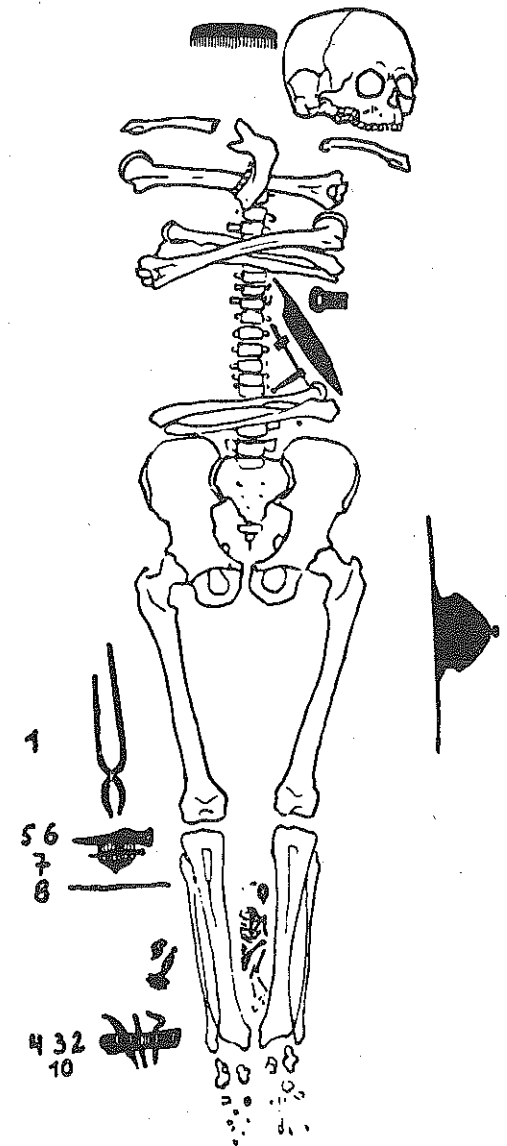


Abb. 2. Das langobardische Goldschmiedegrab zu Poyzdorf, Niederdonau (nach Beninger).

¹² Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, S. 54.

¹³ Schlesiens Vorzt. in Bild u. Schrift 5, 1909, S. 16 ff.

¹⁴ v. Sacken, Das Gräberfeld von Hallstatt in Oberösterreich, 1868, S. 111 f.

¹⁵ Anger, Das Gräberfeld zu Rondsje, Abh. 3. Landesf. d. Prov. Westpreußen, Heft 1, 1890.

¹⁶ Germania 9, 1925, S. 152 ff. — Germania 17, 1933, S. 296 f. — Endhoffs Arch. f. Gesch. d. Med. u. Naturwiss. 29, 1936, S. 104 ff. — Gaerte, Urgesch. Ostpreußens, S. 243 f. — Ein latènezeitlicher Beleg aus Ungarn: Kis Rószeg, Rom. Varanya: Präh. Zf. 5, 1913, S. 595 ff.

¹⁷ Germania 16, 1932, S. 129 ff.

¹⁸ Bayer. Vorgeschr. 1/2, 1921/22, S. 71.

¹⁹ Bayer. Vorgeschr. 13, 1936, S. 189.

²⁰ Bad. Fundber. 3, 10—12, 1936, S. 406 ff.

²¹ Beck, Gesch. d. Eisens I, S. 663 f.

²² Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein, S. 64.

²³ Behrens, Bingen. Kat. west- u. südd. Altertumsammlgn. IV, 1918, S. 46.

²⁴ Nachrichtenbl. f. dt. Vorzt. 8, 1932, S. 154.

²⁵ Beck, Gesch. d. Eisens I, S. 640, nach Hostmann, Zf. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1880, S. 274 ff.

Merkwürdig ist auch die Angabe des Grabes 8 aus dem 6. Jahrhundert von Selzen, Kr. Oppenheim, wo sich bei einem weiblichen Skelett neben anderen Beigaben ein Stück Eisen erz fand: Ausdruck einer Vorstellung des Volksglaubens sicherlich²⁶.

Aus Norwegen sind Grabfunde des 5. und 6. Jahrhunderts wie des ausgehenden Altertums aus Rogaland, Hardanger und Hedmark mit fertigen Eisenklumpen und Schmiedeschlacke festgestellt²⁷. Außerdem befinden sich unter den zahlreichen Grabfunden mit Schmiedewerkzeug einige, die auch Roheisen als Beigabe aufzuweisen haben. —

Ähnlich ist es mit Frauengräbern. Mit dem Schmuck ist der Spinnwirtel, das Sinnbild fraulicher Arbeit, fast so allgemein wie das Schwert dem Manne der Frau zugeordnet worden. Und noch im Jahre 953 wurde über dem Grabe der Luitgard, der Tochter Ottos I., eine silberne Spindel aufgehängt als Zeichen, daß selbst die höchsten Frauen des Landes die häusliche Arbeit zu schätzen wußten. Das Webeschilder allerdings ist in der spätgermanischen Zeit eine nicht häufig vorkommende Beigabe auf norwegischem wie deutschem Boden²⁸.

In dieser Betrachtung haben wir das Auftreten einiger Geräte ausgenommen: Zange, Schüreisen und Herdschaufel in vornehmlich aber italischen Bestattungen. Denn sie sind dort nicht Ausdruck handwerklicher Betätigung, sondern gehören zum Küchen- und Feuergerät²⁹.

Im ganzen gesehen ist die Auszeichnung eines Toten als Handwerker doch recht selten. Es sind vorläufig vereinzelt Fälle und werden es auch wohl bleiben. Daneben treten einige Geräte in bestimmten Zeiträumen häufiger auf, so Kleinwerkzeug bei den Elb- und Ostgermanen in den Jahrhunderten um die Zeitwende und durch die ganze folgende Zeit bis zum Ausgang des germanischen Altertums. Die Fülle des Handwerkszeuges aus den nordischen Ländern aber beruht auf dem Brauch, dem Toten seinen ganzen Hausrat in möglichster Vollständigkeit der beweglichen Habe mitzugeben. Wo nun hier die eigentliche Grenze zwischen Handwerker und Bauern mit handwerklicher Betätigung liegt, ist nicht zu entscheiden. Wenn wir jedoch das Handwerker-tum wie Krieger-tum germanischer Vorzeit unter den Oberbegriff der häuslichen Lebensordnung stellen, können wir die Deutung mancher Bestattungen als Handwerkergräber weit ausdehnen.

Das Fehlen von Werkzeugen wollen wir weniger im Sinne v. Sackens deuten: „weil man sich die Seele im anderen Leben der Mühe und Arbeit entziehen dachte oder weil man dem Dahingegangenen nicht die Erinnerungen an die Plagen und Mühen des Lebens, sondern nur die freundlicheren des stolzen Waffenschmuckes und der fröhlichen Leibeszier mitgeben wollte“ (S. 87). Uns sollen die wenigen eindeutigen Handwerkerbestattungen eine Auszeichnung bedeuten, die einem besonderen Meister zuteil wurde.

²⁶ Lindenschmit, Das germanische Totenlager bei Selzen, 1848, S. 20.

²⁷ Brøgger, Kulturgeschichte des norweg. Altertums, 1926, S. 153. — Ab. 1879, S. 123, Nr. 62.

²⁸ Vgl. die Aufstellung der deutschen Funde von Benetti und Zeiß, Germania 16, 1932, S. 307 f.

²⁹ Siehe: Tschumi, Germania 14, 1930, S. 121 ff. — Duhn, Italische Gräberkunde I, S. 354 und 360.

Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt: er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt; — wobei er den Tod betrachtet, wie das Winken der Augen, welches das Sehen nicht unterbricht.

Schopenhauer



„1539 Jar luff ein großer Schembart mit 150 personen der gleichen vormals nie geloffen. Jacob Muffel Joachim Tegel vnd Merten von ploben waren alle drey Hauptleut. Luffen auff der Herren trind Stuben auff der wag ausz. In weisz braun vnd gelb. Die Hell war ein großz Schiff dorin zwischen zwahen Teuffeln ein Pfaff ein Doctor vnd ein Narr mit einem Brettspill. Oben auff dem Schiff war ein Stern ober, so nachmals auf dem Markt gestürmet worden.“

Dom Nürnberger Schembartlaufen

von Werner Köhler

Gelegentlich des letzten Parteitages veranstaltete die Nürnberger Stadtbibliothek eine Ausstellung über die mittelalterliche Buchmalerei in Nürnberg, die vor allem zur Kultur- und Sittengeschichte mancherlei wenig bekanntes Material beibrachte. Wohl am anziehendsten unter diesen Buchmalereien waren die Nürnberger Schembartbücher, die über einen mittelalterlichen Nürnberger Brauch, eben das Schembartlaufen, reichen Aufschluß geben. Das Schembartlaufen war ein nur von den Nürnberger Metzgern ausgeübtes Recht, in den letzten Tagen der Fastenzeit einen Lauf oder Tanz zu veranstalten, bei dem die Mitglieder der Metzgerzunft in besonderen Kleidungen, mit „Schemen“ vor dem Gesicht, also mit geschnitzten hölzernen Masken, durch die Stadt liefen oder tanzten, Fastenspeisen — Fische — einsammelten, Geldgaben für eine gemeinsame Trinksitzung erbateten und sonst allerlei Scherz und auch manchen Unfug trieben. Später kam dann zu diesem Umgang noch der Brauch auf, innerhalb des Zuges eine „Hölle“ mitzuführen, die mit viel Feuerwerk ausgestattet war und am Aschermittwoch auf dem Hauptmarkt gestürmt und verbrannt wurde. Über die Entstehung dieses Schembartlaufes gibt es eine feste Nürnberger Überlieferung, die seit Jahrhunderten immer wieder „aufgewärmt“ wird, aber leider keine altentworfene Unterlagen hat. In einem Gedicht, das wohl auf Hans Sachs zurückgeht und allen den Schembartbüchern in Deutschland — es gibt jetzt, nach genau 400 Jahren, noch



A. 1539. Mit Thannen grün und Spiegel klar
Ich auch ein Bier dem Schembart war

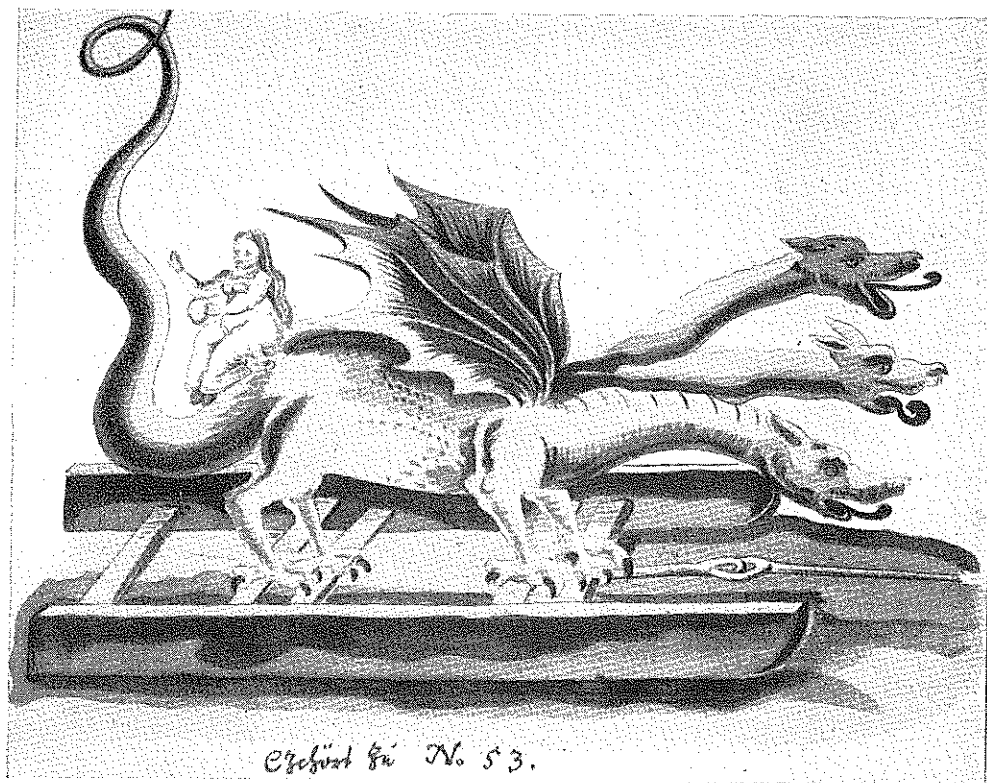
„No. 1539. Mit Thannen grün und Spiegel klar
Ich auch ein Bier dem Schembart war“

über fünfzig solche Schembartbücher in deutschen Sammlungen und Bibliotheken! — vor-
ausgestellt ist — sozusagen als Vorwort —, wird nämlich erzählt, daß im Jahre 1349 ein
Aufstand der Zünfte gegen den Rat entstand, daß der alte Rat fliehen mußte, nachdem er



Von meiner gegenwert al Zeit
Ward mein liebs Holzmänlein erfreut
A. 1539.

„Von meiner gegenwert al Zeit
Ward mein liebs Holzmänlein erfreut
No. 1539.“



Ein dreiköpfiges, drachenähnliches Tier von der „Hölle“ eines Schembartlaufes. Auf dem Rücken des Tieres sitzt eine Jungfrau (Kriemhild?)

sich in Truben, Mistfuhren usw. aus der Stadt hinausgeschmuggelt hatte und die Zünfte, wie das ja zur ungefähr gleichen Zeit fast überall in Deutschland war, stürmisch aufbegehrt und ihren Anteil an der Verwaltung des Gemeinwesens haben wollten. Der alte Rat setzte sich auf einer Burg Heideck fest und wandte sich an den damals regierenden Kaiser Karl IV. um Hilfe. Der zog dann auch nach geraumer Zeit heran, setzte die neuen Herren wieder ab, der Henker bekam zu tun, und die Mehger, die treu zum alten Rat gehalten hatten, sollen angeblich das Recht vom Kaiser erhalten haben, als einzige Nürnberger Zunft den Schembartlauf in Samt und Seide zu halten. Das ist ja ganz nett erzählt, und vielleicht war es wirklich so! Aber: es gibt darüber keine einzige Urkunde, und bei der Schreibseligkeit jener Zeit müßte sich doch irgendwo — vielleicht sogar irgendwo in Böhmen! — eine Abschrift solch eines Privilegs, möglicherweise in einem Kopialbuch, erhalten haben. Aber alle Nürnberger Geschichtsschreiber und alle Volkskundler bis auf den heutigen Tag schreiben diese alten Nürnberger Erzählungen nach! Unsere Bilder zeigen, wie die Tanztracht dieses Schembartlaufes aussah. Sie wurde jedesmal, wenn ein Schembarttanz vorbereitet wurde, neu entworfen, war ziemlich teuer und sehr prunkvoll. Deshalb, der Kosten wegen, fand der Schembartlauf nicht jährlich statt, sondern fiel häufig aus. Vor allem natürlich dann, wenn „der Sterb“ im Lande herrschte, wenn also Massenerkrankungen regierten, oder wenn ein Krieg des Reiches, zum Beispiel gegen den Türken, die Menschen in Anspruch nahm. Auch die Streitigkeiten der Stadt Nürnberg mit ihren Nachbarn verhinderten mehr als einmal, daß ein Schembart lief. Neben der Festtracht führten die Schembartläufer einen hölzernen Spieß, um ihren Genossen Bewegungsfreiheit zu verschaffen, und einen Busch von Eichenblättern, wohl eine Art von



„Anno 1521 waren Hieronimus Tucher und Anthoni Koburger der Schembarts Gesellschaft Hauptleut, und 58 Personen In weiß zerzeichneten und Grün vndergekleidert der Rechte Schendel bisz vom Hosen auff das Knie, Braun und gelb. Luffen auff der Herrn Drinckstuben auß hetten ein Hoell war ein Vogelherdt, darauff fing man Katzen.“

Fruchtbarkeitsinnbild. In diesem Buschen saß eine Rakete, und wenn sie mit dem Buschen zuschlugen, entzündete sich die Rakete. Die Kleidung der Schembartläufer war häufig von oben bis unten mit Glocken und Schellen behängt, so wie wir es bei den Glöcklern in den österreichischen Alpen und bei den Schellenläufern im Werdenfeller Land (siehe „Germanien“ 1938, Heft 3, S. 68) sahen. Das scheint mir ein Hinweis darauf zu sein, daß es sich auch bei dem Schembartlaufen um ein vermutlich sehr altes Frühlingsfest oder Vorfrühlingsfest handelt! Dazu kommen vor allem die Tanzteilnehmer in den „Rachen Kleidern“, die an das Maskenvolk der Rauhnachtumzüge in den heiligen Zwölf Nächten deutlich erinnern. Da ist zum Beispiel der Wilde Mann und die Wilde Frau, die dem Volksglauben nach keine eigenen Kinder bekommen können und daher die Menschenkinder stehlen oder sie sogar auffressen. Da ist der Mann in Tannengrün gekleidet, also vielleicht ein Wachstumsgeist, der, wie das in Nürnberg beim Umzug des heiligen Urban Sitte war, mit kleinen Spiegeln behängt war, die sonst beim Umzug des hl. Urban an dem herumgetragenen Baum hingen. Da ist der Vater mit seinem kleinen Sohn, die beide in einer teuflischen ähnlichen Kleidung mit Tierschnäbeln versehen daher laufen und an die Teufel beim Berchtenlaufen erinnern. Auch der ganz und gar mit „Kästen“ (= Kastanien) ausgeputzte Mann erinnert in seinem wilden, sonderbaren Aussehen an einen Wachstumsgeist! Wir dürfen also wohl, ohne das beweisen zu können, behaupten, daß der Schembartlauf der Nürnberger später Nachklang eines alten Vorfrühlingsbrauches ist, wie die gestrenge Kirche ihn bereits im 7. und 8. Jahrhundert verboten hatte.

Wie wir schon sagten, gehörten später zu den Schembartläufern die „Höllen“, die auf einer Schleife, manchmal sogar auf Rädern, mitgeführt wurden. Stets waren auf diesen Höllen irgendwelche Aufbauten dabei, so zum Beispiel Burgen, die mit Feuerwerk verteidigt wurden, oder aber eine Darstellung Tannhäusers im Venusberg oder ein großer Riese,

der Kinder verspeiste, ein richtiger „Kindlisreffer“, wie er in Franken noch heute als Lebkuchen zur Weihnachtszeit vorkommt, oder aber es saß auf der Schleife ein Geschütz, aus dem alte Weiber hinausgeschossen wurden. Ein andermal war es gar ein Basilisk, der an den Teufel Kuerhahn im Puppenfaust erinnerte. Ein anderes Jahr saß ein Teufel auf der Schleife, der alte Weiber, wohl aus ausgestopften Puppen bestehend, auftrug. Oder es war ein Vogelherd aufgebaut, bei dem ein Jungfräulein, wohl ein verkleideter Geselle, Narren mit dem Reke fing. Lustig war auch einmal die Hölle, auf der ein Backofen und ein Brunnen aufgebaut waren. Im Backofen wurden die Narren gebacken und aus dem Brunnen wurden sie herausgezogen. Ein andermal zog man mit einem dreiköpfigen apokalyptischen Ungeheuer herum, auf dessen Schwanz eine Jungfrau, vielleicht die hl. Margarethe, saß. Dann war einmal, schon im 16. Jahrhundert, viele Jahre Pause. Man hatte wohl kein Geld für diesen kostspieligen Lauf. Endlich, im Jahre 1539, wurde ein ganz großer Schembartlauf veranstaltet, über 150 Teilnehmer kamen zusammen. Die Hölle war diesmal ein Schiff, auf dem zwischen dem Teufel und einem Doktor ein Theologe stand. Es war der eifernde, beim Volke nicht sehr beliebte evangelische Stadtpfarrer Dr. Osiander, der damit gemeint war. Statt des Bibelsbuches hielt er ein Brettspiel. (Vielleicht war auch das eine Anspielung!) Der Pfarrer fühlte sich verletzt und beklagte sich beim Rat der Stadt. Der Rat fühlte sein evangelisches Gewissen erwachen und verbot kurzerhand auf ewig das Schembartlaufen. Es nützte weder den Mehrgesellen, daß sie dem hochwürdigen Herrn die Fenster einwarfen noch daß das Volk seine Wohnung stürmte. Der Schembartlauf war damit zum Tode verurteilt und ist erst jetzt, unter der nationalsozialistischen Regierung, wiedererweckt worden. Ob mit Erfolg, kann man heute nicht sagen! Denn es gehört nun einmal zu solchen Festen eine Gemeinschaft von Menschen, die mit dem Feste innig verbunden sind. Solche Feiern sind aus dem Brauchtum alter Kultgemeinschaften hervorgegangen und sind nur als Lebensäußerungen einer geschlossenen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft lebensfähig. Aber gerade darum können wir hoffen, daß mit dem Zusammenwachsen des deutschen Volkes zu neuen, aber in ihren Wurzeln alten Lebens- und Arbeitsgemeinschaften auch das Brauchtum seinen alten Sinn und seelischen Inhalt wieder gewinnt. Das wäre besonders bedeutsam in jener Stadt „in des Reiches Mitte“, in der die Kleinode des alten Reiches ruhen, und in der alljährlich die große politische Heerschau des neuen Reiches stattfindet.

Wenn man das Leben fragte tausend Jahre lang: „Warum lebst Du?“ Wenn es überhaupt antwortete, würde es nur sagen: „Ich lebe um zu leben!“ Das rührt daher, weil das Leben aus seinem eigenen Grunde lebt, aus seinem Eigenen quillt; darum lebt es ohne ein Warum: es lebt nur sich selber! Und fragte man einen wahrhaften Menschen, einen, der aus seinem eigenen Grunde wirkt: „Warum wirkst du deine Werke?“ Wenn er recht antwortete, würde er auch nur sagen: „Ich wirke, um zu wirken!“

Meister Eckehard

Die Mehrgergilde beim Fasnachtsbrauch

Von J. O. Plafmann

Das Nürnberger Schembartlaufen, von dem Werner Köhler in diesem Hefte an Hand der Bilder aus dem Nürnberger Schembartbuch eine Schilderung gibt, ist ausnahmsweise besser durch bildliche als durch schriftliche Überlieferung bezeugt. Es ist dabei jedoch möglich, die lückenhafte Überlieferung in einer Stadt des Reiches durch den Vergleich mit einer anderswo bezeugten Überlieferung zu ergänzen und auf ihren ursprünglichen Sinn zurückzuführen. Eine solche gleichläufige Überlieferung gibt es in mehreren Städten. Einiges klingt in dem Mehrgerbrauchtum von München an, das sich zum Teil bis in unsere Zeit erhalten hat. Eine vollständige und genaue, und dazu sehr alte Schilderung des Mehrgerumzuges zu Fasnacht haben wir aus der Nordwestecke des Reiches, aus Münster in Westfalen. Diese Schilderung stimmt mit einigen Darstellungen aus dem Nürnberger Schembartbuch teilweise so genau überein, daß man die ursprüngliche Gestalt und auch den Sinn des Brauches in Nürnberg aus der westfälischen Überlieferung wiederherstellen kann. Diese westfälische Quelle stammt außerdem aus einer Zeit, in welcher das Nürnberger Schembartlaufen schon verboten war; sie gibt also auch für eine Erneuerung des Brauches, den man heute anstrebt, wichtige Anhaltspunkte.

Was die Schembartbücher zeigen, ist aus dem genannten Aufsatz von Werner Köhler zu ersehen: es ist ein von den Nürnberger Mehrgern ausgeübter Brauch, der zugleich ein Maskenlauf wie auch ein „Frischegang“ ist. Die Ähnlichkeit mit den rheinischen Karnevalsziügen liegt schon darin, daß Schlitten und Schiffswagen in Nürnberg mitgeführt werden; ein Zug, der auf sehr alte Überlieferungen deutet. Man kann dem Brauche also ohne weiteres ein weit höheres Alter zuschreiben als das Jahr 1349, in dem er angeblich von Karl IV. als Privileg den Mehrgern zugestanden wurde. Solche Privilegien werden häufig mit historischen Erinnerungen, wie Aufständen oder Belagerungen, in Verbindung gebracht; viele Städte kennen Bräuche, die von der großen Türkenbelagerung von Wien hergeleitet werden, obschon sie nachweislich älter als diese sind. Sie sind vielfach mit der Überlieferung bestimmter Zünfte verbunden; so wird auch die Entdeckung des österreichischen Anschlages gegen Luzern im Jahre 1332 der Wachsamkeit der Mehrgerzunft zugeschrieben¹. Obschon fast alle Handwerke an solchen Überlieferungen teilhaben, scheinen sich die Mehrger bei ähnlichen Anlässen oft besonders ausgezeichnet zu haben; so führten auch die Gildemeister Jan Breidel von der Mehrgergilde und Pieter Defonink von den Zimmerleuten den Aufstand gegen die Franzosen in Brügge, der zu den „Bruggeschen Metten“ und der „Gilden Sporenschlacht“ bei Kortryk (1302) führte.

Solche Taten sind begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Zünfte wohl von ihrer Entstehung an zugleich Kriegsmannschaften gewesen sind, und daß die kriegerische wie auch die brauchümliche Überlieferung sehr wahrscheinlich überhaupt bis in die Zeit der germanischen Männerbünde zurückreicht. Sie treten denn auch bis in die Neuzeit hinein als bewaffnete Formationen auf; noch der Große Kurfürst gab den Berliner Mehrgern wegen ihrer Verdienste im Schwedenkriege das Privileg, ein eigenes Reiterregiment zu bilden und zu der den Schweden abgenommenen Trommel auch ein eigenes Banner zu führen². Das letztere war nichts grundsätzlich Neues, denn im Mittelalter hatte fast jede Gilde ihre eigene Fahne, die sowohl zu friedlichen wie zu kriegerischen Handlungen wehte.

Wenn nun auch anderswo die Mehrgergilde gerade bei der Fasnachtsfeier besondere Vorrechte hat, so mag das damit zusammenhängen, daß ehemals während der

¹ Vgl. C. Pfiffner, Geschichte der Stadt und des Cantons Luzern, S. 58 ff.

² Die Dokumente wurden im Februar 1939 bei einer Ausstellung im Haus des Handwerks in Berlin gezeigt.

nun beginnenden Fastenzeit gerade die Metzger einen fühlbaren Verdienstausschlag zu erwarten hatten, denn die Fastenpeiße war Fisch. Daraus mag es sich auch erklären, daß vielerorts gerade die Fischer mit den Metzgern zusammen eine Zunft bildeten³, und daß die Metzger das Privileg hatten, mit Fischen zu handeln. Ebenso gut kann das Vorrecht aber auch aus älteren brauchtmäßigen Verhältnissen zu erklären sein, die wir heute nicht mehr deutlich erkennen können. Weit bekannt war der Fasnachtsbrauch der Münchener Metzger, die am Fasnachtsmontag den sogenannten Metzgersprung ausführten, der noch deutlich als ein Aufnahmebrauch (Initiationsritus) zu erkennen ist. Unter Führung eines Musikkorps zog die Metzgerzunft zum Fischbrunnen auf dem Schranenplatz; hinter den Musikanten ritten zwei kleine Metzgerjöhne, „Metzgerbüeberln“ genannt, die nicht älter als fünf oder sechs Jahre alt sein sollten, und deren Pferde Sättel aus der königlichen Sattelkammer trugen. Hinter ihnen kamen die Lehrlinge, die freigesprochen werden sollten, dann die Gesellen unter Führung des Altgesellen, und endlich die Meister. Am Brunnen hüllten sich die Lehrlinge in wasserdichte Schafspelze, wandelten dreimal um den Brunnenrand und stürzten sich dann in das Wasser, aus dem sie Köpfe unter die Zuschauer warfen und sie nach Kräften mit Wasser bespritzten⁴.

Der Sinn der „Metzgerbüeberln“ wird aus einer anderen Überlieferung klar; die Wassertaufe ist bei allen Aufnahmebräuchen bis auf den heutigen Tag zu finden (Aquator-taufe u. a.). Es gibt nun eine genaue Beschreibung des Fasnachtsumzuges der Metzgergilde zu Münster in Westfalen in der Wiedertäufergeschichte von Hermann Kerffenbrock⁵, die 1573 beendet ist, deren Berichte über die münsterischen Volksbräuche aber bis in die Zeit vor den Wiedertäuferunruhen (1534/35) zurückreichen. „Die Handwerker-gesellen in den einzelnen Gilden wählen irgendeinen aus ihren Kameraden, der nicht nur durch Körperkräfte und lange Gestalt sich auszeichnet, sondern auch durch ein üppiges Gewand vor den anderen geziert ist; dem geben sie das Banner ihrer Gilde zu tragen, dem ein Teil von ihnen vorausgeht, während ein anderer Teil folgt. So viele Gilden es gibt, fast ebenso viele Bannerträger werden erblickt. Diese ziehen truppweise durch die Stadt und erbetteln von den Bürgern ihrer Gilde, aber auch von denen, die einmal von ihrer Arbeit Gebrauch gemacht haben, Geld, Fleisch und Würste, wovon sie mit großer Unmäßigkeit und großem Aufwande Schmausereien und Gastereien bestreiten. ... Auch die Metzger werden unter der Macht der Gewohnheit von einem nicht unähnlichen Wahntum getrieben. Denn von den Obmännern dieser Gilde führt gegen Abend der eine zu Pferde das Banner, der andere geleitet zu Fuß eine unverheiratete Jungfrau, und zwar nicht irgendwelche, sondern die älteste Metzgertochter aus der ganzen Gilde. Die Söhne der Fleischer, mit Gold und Silber übermäßig geschmückt, reiten auf Pferden, während die noch in Windeln gewickelten Knaben durch andere Gesellen auf Rossen mitgeführt werden. Durch diesen Ritt erlangen sie nämlich das Recht auf eine Fleischbank auf dem Fleischmarkt, die bis zum erwachsenen Alter die Eltern des Knaben für ihn verwalten. Keiner wird nämlich dieses Rechtes teilhaftig, wenn er nicht rechtmäßiger Sohn eines Metzgers ist, und wenn er nicht auf diese Weise umhergeführt worden ist. So folgen alle Hausväter der ganzen Gilde zu zweien in langem Zuge der Jungfrau; unter sie mischen sich im Zuge hier und da kräftig gebaute Kerle, die aus Berg, Lein, Schmalz, Pech und Harz gestopfte Fackeln als Beleuchtung auf den Schultern tragen, zu denen sie auf der anderen Schulter, wie zum Schutze, einen ziemlich kräftigen Stock führen; und

³ Vgl. H. A. Berlepsch, Chronik vom ehrbaren Metzgergewerk. St. Gallen, ohne Jahr (um 1850), S. 50.

⁴ Vgl. Berlepsch a. a. O. S. 116 ff.

⁵ Hermann Kerffenbrock Anabaptistici furoris Monasterium, inclitam Westphaliae Metropolitim evertentis historica narratio, hrsg. von H. Detmer (Geschichtsquellen des Bistums Münster, Band V, 1, 2; Münster 1898). Die Stellen aus diesem Werke verweise ich mit den Seitenzahlen der Detmerschen Ausgabe.

nicht wenige von diesen folgen diesem Aufzug auch am Ende. Ganz vorne aber reiten die Stadtpfeifer, die ihre disharmonischen Weisen durch die Straßen erschallen lassen, auf frommen Pferden, die von eigens hierfür gedungenen Knechten am Zügel geführt werden, damit sie nicht stolpern, da ja die Spielleute selbst, mit beiden Händen beschäftigt, die Zügel nicht halten können. Eine große Horde von Burschen und Knechten schließt sich hinten an; sie haben Ringe aus Berg in der Rechten, mit denen sie sich untereinander anfassen und gleich einer Kette⁶ verbunden werden. Der erste zieht die ganze Reihe der so zusammenhängenden Knechte in Schlangentwindungen⁷ im Kreise, so daß die hintersten, durch einen weiten Raum von den andern getrennt, fast immer mit großem Drunter und Drüber zu Boden geschleudert werden, was natürlich das Gelächter der Zuschauer hervorruft. Dieser Aufzug geht nun an den einzelnen Häusern der Metzger vorbei, wo den Hausvätern und den anderen angesehenen Spielern dieses Schauspiels Wein, den übrigen Bier so viel sie wollen aufgedrängt wird. Zuletzt singen sie auf dem Markte noch ein Lied, das noch niemand verstanden hat, und gehen auseinander⁸.

Dieser Bericht wird in einigen Einzelheiten ergänzt durch die Schilderung des Metzgerumzuges in Röschells Münsterischer Chronik⁹, die sich im allgemeinen auf Kerffenbrock als Vorlage stützt. So hat die Jungfrau, die den Zug anführt, einen besonderen Namen (S. 35): „Nach diesen Pferden (mit den Metzgerkindern) folgten die zwei anderen Gildemeister mit der Braut zu Fuße, darnach alle anderen Fleischhauer, alle paarweise nach ihrem Alter. Die Braut, die sie so umherführten, war keine (eigentliche) Braut, sondern die älteste Tochter, die in dem Amte (Gilde) war und noch Jungfrau war; dieselbe wurde auch von dem Amte mit einem Kleide beschenkt, wenn sie so mit umging.“ Die Bezeichnung „Braut“ läßt mit Sicherheit erkennen, daß die Jungfrau zu den Frühlings- oder Maibräuten gehört, die sonst bei den Frühlingsfeiern eine so große Rolle spielt; das Ganze ist also im ursprünglichsten Sinne des Karnevals eine Frühlingsfeier, wie man das übrigens auch beim Schembartlaufen an den grünen Laubbüscheln oder „Quasten“ erkennen kann. Auch andere Einzelheiten sind wegen der Übereinstimmung mit süddeutschen Bräuchen wichtig. In den noch in Windeln gewickelten Knaben, die in Münster auf Rossen mitgeführt werden, erkennt man ohne weiteres die Münchener „Metzgerbüeberln“ wieder; es muß sich also um einen Gildenbrauch handeln, den man zu den sogenannten „Initiationsriten“ rechnen darf. Die Mitteilung, daß die Teilnahme an diesem Umzug erst das Recht auf spätere Aufnahme in die Gilde gibt, läßt das deutlich erkennen.

Ganz eigenartig und fast vereinzelt ist endlich die Schilderung von der Kette, die mit Hilfe von Wergringen¹⁰ gebildet wird; diese dürften in die Reihe der Bindungs-Sinnbilder gehören, die in Volks- und Rechtsbrauch ziemlich zahlreich anzutreffen sind. Von alledem gibt Röschell (a. a. O.) eine Schilderung, die nur geringfügig abweicht, aber vor allem den Rundtanz näher erklärt: „Ein jeder Fleischhauer und insbesondere die Knechte hatten einen Kranz (Ring), aus einem Schnupftuch oder aus anderem Stoffe gemacht, in der

⁶ Kerffenbrock hat hier „instar catervae“. Es ist hier jedoch nicht von einer Horde oder Truppe die Rede, sondern von einer Kette. Ich nehme einen Schreibfehler an und verbessere „instar catenae“.

⁷ Kerffenbrock: „in obliquos gyros contorquet“; das kann nur bedeuten „Schlangentwindungen“. So ist lat. ein „rīvus obliquus“ ein in Schlangentwindungen verlaufender Bach (Heinrich, Lat.-Deutsches Schulwörterbuch, Leipzig 1903, S. 570). Das „contorquet“ bedeutet, daß diese Schlangentwindungen „ineinander gedreht“ werden.

⁸ S. 84 ff. bei Detmer. Ich verzichte hier auf eine Wiedergabe des lateinischen Textes; zweifelhafte Stellen sind in den Anmerkungen besonders wiedergegeben.

⁹ Geschichtsquellen des Bistums Münster, Band III. Den schwer lesbaren, in einer Mischung von Nieder- und Hochdeutsch geschriebenen Text übertrage ich ins Neuhochdeutsche, da nirgendwo Zweifel an der Bedeutung vorhanden sind.

¹⁰ Auch bei der bekannten Echternacher Springprozession, die nach der Überlieferung zur Erinnerung an eine Pestepidemie gefeiert wird, die 1374 in den Rheinlanden herrschte, halten die Teilnehmer mit Tüchern einander fest; vgl. Krier, Die Echternacher Springprozession (1871), Reiners, Die Echternacher Prozession (1903).



Abb. 1. Schenbartanz der Metzger in Nürnberg, 15. Jahrhundert.
Die Metzger halten sich an ledernen Ringen, die die Form von Leberwürsten haben

Sand. Wenn sie vor eines Fleischhauers Haus kamen, so mußte man ihnen die untere Tür¹¹ ganz öffnen. Dann blieben die, die zu Pferde waren, vor der Türe auf der Straße halten, die Bildemeister mit der Braut gingen in einer Reihe in das Haus und faßten in die Ringe, die sie in den Händen trugen, und der eine zog den andern nach. Wenn es dann an die Knechte kam, so zogen diese den Schwengel, so daß der eine hier, der andere dort hinfiel, worüber sich großes Gelächter erhob.“ Hier findet der Ringeltanz also anscheinend beim Betreten der einzelnen Häuser statt; die Häuser in Alt-Münster waren durchweg den Bauernhäusern ähnlich und hatten eine Diele (Tenne), auf die man durch die „Niendör“ gelangte. Doch wiederholt sich der Schwengel oder Rundtanz, denn um einen solchen hat es sich offenbar gehandelt, noch einmal, und dabei ist die „Braut“ der Mittelpunkt. Nachdem der Zug alle Metzgerhäuser besucht hat, geht er wieder zum Markte (Röckell S. 36): „und es schlugen die, die zu Fuße waren, dort vor der Scharne¹² mit der Braut einen runden Ring (frind), dabei hatten sie in die Ringe gefaßt, die sie in den Händen trugen, und gingen also zwei- oder dreimal rund herum und sangen ein Lied, das niemand verstehen konnte, und das sie auch niemanden lehrten, der nicht zu ihnen gehörte“.

Das Schenbartbuch enthält nun ein Blatt (Abb. 1), das wie eine bildliche Darstellung dieser ganzen Szene aussieht. In älteren Berichten wird der hier dargestellte Tanz neben den Schwerttanz der Nürnberger Messerschmiede gestellt; „die Metzger aber stellten einen sogenannten Zämertanz an und hielten einander bei ledernen Ringen, die wie Leberwürste anzusehen waren. Nach dem Tanz zogen sie mit Musik zu den Stadtpfändern, wo

¹¹ Die altmünsterischen Häuser hatten, wie die Bauernhäuser heute noch, durchweg eine Tür zur Dieleinfahrt, die in eine untere und eine obere Hälfte geteilt war. Das Öffnen der unteren Tür (Niendör) genügte zum Durchgehen. Sollte sich hier eine Erinnerung an den Durchzug durch das Tor erhalten haben? (Vgl. Wilde Jagd.)

¹² Es wird die sogenannte „Neue Scharne“ (Fleischbank) gemeint sein, die nach Kerffenbrock am Prinzipalmarkt lag, und zwar vermutlich an der Stelle des späteren Stadtkellers.

ihnen ein Trunk vorgesetzt wurde, zu welchem sie ihre vorher eingesammelten Faschnachtsfische verzehrten und das Geld verschmauften¹³.“ Ohne Zweifel ist das der gleiche Tanz, den nach Kerffenbrock und Röckells Beschreibung auch die Metzger in Münster ausführen. Auch hier sieht man die Stadtpfeifer, um einen Bläser vermehrt, die in Münster den Zug anführen; sie haben sich beim Tanze neben die Reihe gestellt. Ob man in der weiblichen Gestalt auf dem als Einhorn verkleideten Rosse (links unten) die „Braut“ wiederfindet, sei dahingestellt. Die beiden anderen Reiter aber — das Roß des einen ist als Widder verkleidet — dürften die Zunftmeister und Führer des Zuges sein; sie führen als Hoheitszeichen den Stab, den wohl schon in der Urzeit der Führer eines kultischen Umzuges trug¹⁴. Vielleicht haben auch die von den Fackelträgern geführten Stöcke bei dem Umzug in Münster die gleiche Bedeutung. Der Tanz selbst wird von je einem Stod-

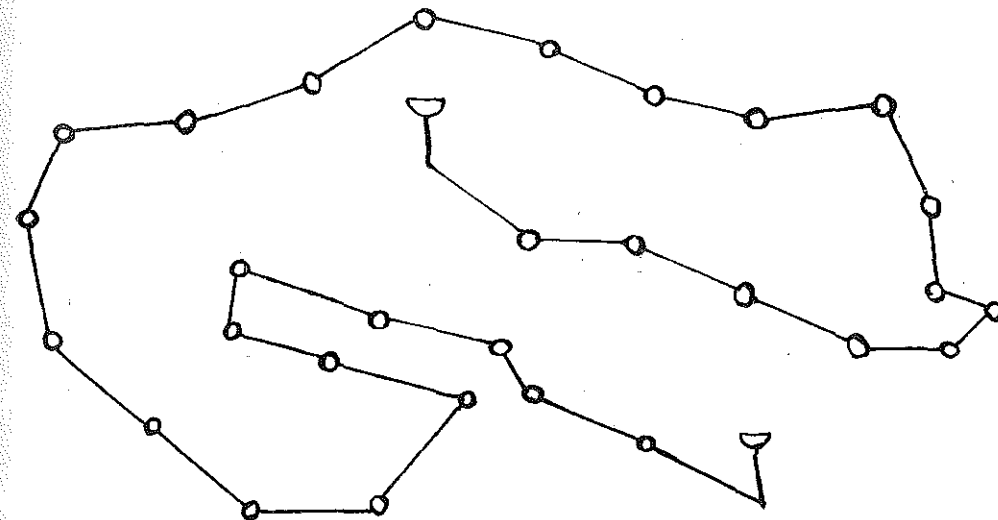


Abb. 2. Umzeichnung des Nürnberger Zämertanzes. Die Ringe entsprechen den Leberlingen auf der Zeichnung; der Grundriß der Tanzfigur wird deutlich sichtbar

träger angeführt und beschloßen; deren Stod endet oben in einer Schale, in der beim ersten ein Widder, beim letzten ein Ochse steht — offenbar naheliegende Abzeichen der Metzgergilde. Sehr wesentlich ist noch der von einem Manne (links oben) getragene dürre Baum, an dem Äpfel, Kugeln oder sonstige Zierstücke hängen. Er gehört, wie Werner Röckel mit Recht annimmt, zum Frühlingsbrauch und entspricht wohl dem „Adamsbaum“, der in Schwaben bei Frühlingszügen herumgeführt und endlich in den Brunnen geworfen wurde¹⁵. Ein Nürnberger Gegenstück ist der beim Urbansritt herumgetragene, mit ganz ähnlichen Zieraten versehene grüne Baum¹⁶.

Welcher Art und welchen Ursprungs nun dieser „Zämertanz“ und der entsprechende „Schwengel“ in Münster gewesen ist, läßt sich aus den Beschreibungen bei Kerffenbrock und Röckel nicht mit Sicherheit erkennen. Wenn Kerffenbrock sagt: „familiarum ordines in obliquos gyros contorquet“, so kann das nur heißen, daß die Reihe „in Schlangen-

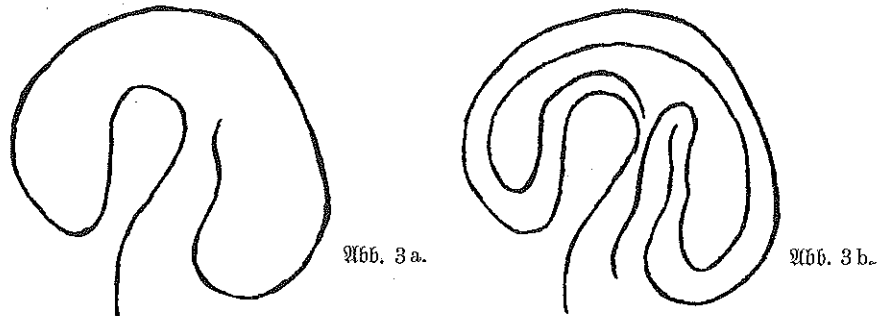
¹³ Berlepsch a. a. O. S. 103.

¹⁴ Vgl. J. D. Plafmann, Wintersonnenwende in der Symbolik des Rindgraves. Germanien 1939, Heft 1, S. 29 ff.

¹⁵ Vgl. A. Spamer, Deutsche Faschnachtsbräuche; Jena 1936, S. 40. Über das Schenbartlaufen s. ebd. S. 9 ff. Wenn Spamer allerdings sagt, wir seien durch diese fränkischen Überlieferungen „besser unterrichtet als über alle faschnächtlichen Aufzüge älterer Zeit“, so läßt er dabei die ungewöhnlich reichhaltige Überlieferung aus Münster völlig außer acht.

¹⁶ Abbildung in Germanien 1936, S. 386.

Windungen ineinandergedreht" wird. Ich möchte also an eine Tanzfigur denken, die etwa dem „Windelbahntanz“ oder dem Labyrinthtanz¹⁷ entspricht. Das wird durch das Bild aus dem Schembarbuch bestätigt. Zeichnet man nämlich an Hand der Lederringe den Grundriß des Tanzes, so ergibt sich eine Schlangentwindung (Abb. 2), die hier ja aller-



dings nur eine Phase des Tanzes wiedergibt. Bei einer Vereinfachung der Grundform kommt man zu einem Gebilde (Abb. 3a), das an die allereinfachsten Grundrisse der „Trojaburg“ oder „Wurmlage“ erinnert, zumal wenn man die beiden Teile mit mehreren Windungen ausgefüllt (der „Gegenzug“) denkt (Abb. 3b). Ich will hier nur andeutend

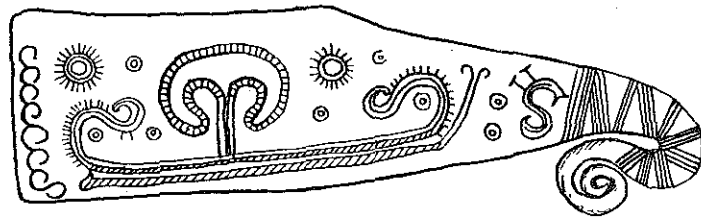


Abb. 4. Bronzerasiermesser aus Schonen

vermerken, daß diese Figur dem noch nicht befriedigend gedeuteten Gegenstand gleicht, der auf einem bronzenen Rasiermesser aus Schonen auf einem Schiffe dargestellt wird (Abb. 4) — darf man hierbei an den Schiffsumzug zur Frühlingszeit denken?

Auch auf eine andere Möglichkeit möchte ich hinweisen, die vielleicht doch auf weitere Zusammenhänge hindeutet. Die „Sigurdszeichnung“ von Ramsundsberget in Södermanland (Abb. 5) stellt innerhalb des „Wurmes“ die einzelnen Szenen von Sigurds Drachenkampf dar. Die Gestalt des Wurmes gleicht nun auffallend dem Grundriß des „Zämer-tanzes“, wenn man, was ja nichts Wesentliches ändert, die Zeichnung auf den Kopf stellt und seitenverkehrt darstellt (Abb. 6). Die auffallende Ausbuchtung (b) entspräche dann der merkwürdigen Schlinge des Wurmes in der Sigurdszeichnung oben; die kleinere Ausbuchtung (c) der kleineren Verschlingung des Wurmes rechts. Der Anführer des Zämer-tanzes (a) entspricht dem Kopfe des Wurmes, der Stabträger am Ende (d) dessen Schwanz. Mag dies zunächst nur als vager Anklang erscheinen, so ist doch zu bedenken, daß die „Wurmlage“ tatsächlich den eingerollten Wurm darstellte¹⁸, und daß die ursprüngliche Vorstellung sicher auch die Befreiung der (Sonnen-) Jungfrau aus der Umschlingung

¹⁷ Der bekannteste, nach 29jähriger Pause im Jahre 1935 wiedererweckte Labyrinthtanz ist das „Windelbahnfest“ zu Stolp in Pommern; vgl. Beyer, Das Windelbahnfest zu Stolp, in Volkstum und Heimat 1935, ferner Ernst Krause, Die Trojaburgen Nordeuropas, Glogau 1893. H. Hamkens, Trojaburgen, Germanien 1934, S. 359 ff. S. Sieber, Eine Trojaburg in Pommern, Germanien 1936, S. 83 ff., dort weitere Literatur. Über die Trojaburgen ist eine zusammenfassende Arbeit aus der Schule von Otto Höfler in Vorbereitung.

¹⁸ Zahlreiche Bildbelege bei H. Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit, Bilderband Tafel 50–64.

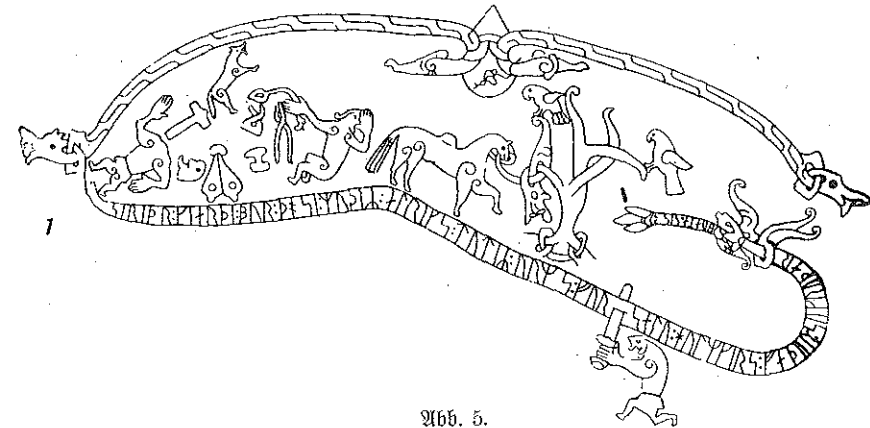


Abb. 5.

des Drachen gewesen ist, wie das auch in unseren Drachenkampfsagen zum Ausdruck kommt. So könnte immerhin die Darstellung des Wurmes noch auf solche Wurmlagen zurückgehen, die wir ja schon auf vorgeschichtlichen Felszeichnungen finden, und oft in ausdrücklicher Verbindung mit kultischen Umzügen.

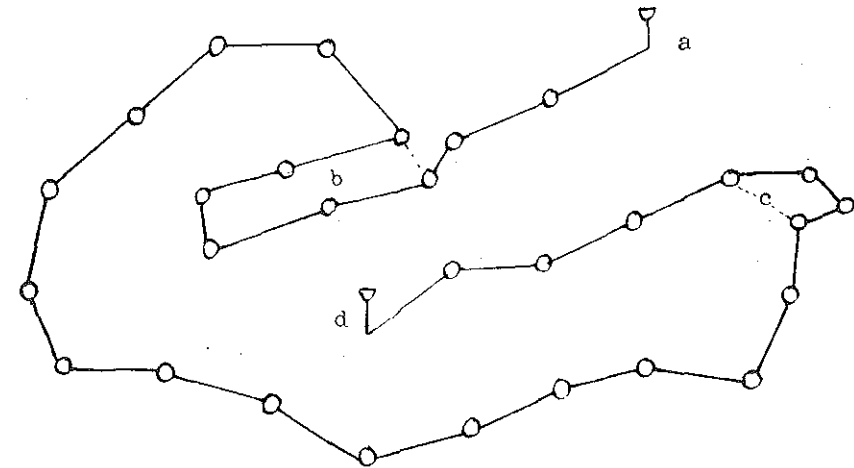


Abb. 6.

So entspräche die „Braut“, um die in Münster dieser Labyrinthtanz aufgeführt wurde, motivisch der Jungfrau in der Wurmlage; der Tanz wäre beibehalten worden, auch nachdem bei der Verpflanzung in die Stadt der ursprüngliche Schauplatz, das aus Rasen oder Steinen gebildete Labyrinth, weggelassen mußte. Unter diesem Gesichtspunkte würde denn auch die Mitführung des Drachen mit der Jungfrau — die hl. Margarete stellt hier nur die Verchristlichung einer viel älteren Gestalt dar — innerhalb der alten Sinnverbindung bleiben; der Drachentisch mit der Befreiung der „Prinzessin“ von dem Drachen ist ja bis in unsere Zeit als Volksbrauch lebendig geblieben¹⁹. Ursprünglich hat er sicher auch zu den Frühlingsbräuchen gehört, die dann in den Faschachtsumzügen der Gilden ihren Niederschlag und ihre bildliche Ausgestaltung gefunden haben. Ich will dies letztere nur als Möglichkeit ausgesprochen haben; doch zweifle ich nicht daran, daß die Beibringung und Zusammenfügung weiteren Stoffes einmal die noch vorhandenen Lücken ausfüllen wird. Sie bringt dann vielleicht auch die Antwort auf die Frage, warum gerade die Mehger in den verschiedensten Gegenden solch uraltes Brauchtum fortgeführt haben.

¹⁹ Vgl. Wolfgang Lange, Der Drachentisch in Furth im Wald; Germanien 1938, S. 369 ff.

Germanisches Kulturerbe im Frühlingsbrauchtum Westfalens

Don A. Schulte, Münster

Es gibt sicher nicht viele Gegenden in Deutschland, in denen die „Kontinuität“, die Wesensdauerhaftigkeit des Völkischen so deutlich in Erscheinung tritt, wie im alten westfälischen Kulturraum. Wir wissen heute, dank der Wissenschaft des Spätens, daß hier seit der jüngeren Steinzeit in dauerndem Zusammenhang Menschen fälisch-nordischer Art gewohnt haben, von deren Bauerntum heute noch die zahlreichen Steinkammergräber im Norden des Landes und die ebenso zahlreichen Steinfistengräber südlich der Lippe zeugen. Bauernland ist Westfalen über die Zeiten hinweg weitgehend bis heute geblieben. Und dieses Bauernland hat sich in seiner zähen Bodenständigkeit eine solche reiche Fülle urtümlicher geistiger Formen der germanisch-heidnischen Zeit in seinem Brauchtum erhalten, wie sie sich sonst nur selten noch auf so engem Raum nachweisen lassen. Besonders ausgeprägt ist, wie das der bäuerlichen Art entspricht, das Brauchtum des Frühlings, der Zeit der Aussaat.

Es beginnt mit dem 22. Februar, auf den heute das Fest „Petri Stuhlfeier“ fällt. Scharen von Kindern ziehen an diesem Tage in den Dörfern des Sauerlandes umher und klopfen mit ihren hölzernen Hämmern, die sie eigens nur für diesen Tag besitzen, auf die Türschwellen der Häuser, wobei sie singen:

„Kloppe, Kloppe Sonnenbugel,
Sinte Peiter is do.
Kleine Mius,
Gräute Mius,
Unglücke iut dem Hiuße riut!
Riut, riut, riut!“

Auf dieses Klopfen hin erscheint die Hausfrau und steckt ihnen irgendeine Gabe in den weißen Leinenbeutel, den sie um den Hals tragen.

In Oberhenneborn und einigen anderen Dörfern ziehen die Kinder dreimal um jedes Haus herum, beklopfen mit ihren Hämmern das ganze Haus, vor allem die Holzpfeiler der Fachwerkbauten, und singen:

„Riut, riut Sonnenbugel,
Sinte Peiter is do,
Sinte Tigges kümmt hernoh.
Kleine Mius,
Gräute Mius,
Unglücke iut dem Hiuße riut!
Iut Schoppen un Schutren,
Iut Kellern un Muiern,
Iut Risten un Rasten,
Iut allen Morasten,
In den Steinklippen,
Do sahte inne sitten,
Op der Steinkuulen,
Do sahte oppe verfuulen.
Dint Johr ümme düse Tiet
Hal wie diß wier riut!“

Wieder an anderen Orten ist es Brauch (früher in Brilon), daß die Kinder bei ihrem Rundgang auf einer langen Bohnenstange einen aus Papier selbstverfertigten „Sonnenbugel“ mit sich tragen.

Von einem diesem Geisegang der Sauerländer Kinder sehr ähnlichen Brauch berichtet Grimm:

„Die Wochen vor St. Peters Tag ziehen die Kinder und auch die bei den Bauern wohnenden Schweinehirten und Pferdehuben von einer Tür zu anderen und singen:

„Hedo, Sünte Peter bloset in sin Hörnefen.
Alle gude Lude, die giebet uns en Hörnefen.
De Roggen un de Weiten, de lot en Hörnefen scheiten,
De Haber und de Gerste, Bohne un de Ferste,
De Linsen un de Wicken, de sollt siß hier wohl schiden,
De Ersten und de Baunen, de soll juck Sünte Peter wull launen.“

Das Fest „Petri Stuhlfeier“ wird im Volksmunde auch Peterstag genannt. St. Peter gehört zu jenen christlichen Heiligen, die eine germanische Gottheit „beerbt“ haben. Seine Kirchen sind, wie wir wissen, vielfach an Stätten errichtet worden, die einst Thor-Donar heilig waren. Thors heilige Waffe aber war der Hammer, mit dem er in der Winter Sonnenwende das Jahr spaltete und den Kampf gegen Dunkelheit und Tod führte.

So reicht die Sitte des Sonnenvogelklopfens in ferne heidnisch-germanische Vergangenheit zurück. Durch das Klopfen mit dem Hammer, der Tod und Leben zugleich bedeutet, soll alles Unglück, Unheil und alle Unfruchtbarkeit des Winters, die in den Ratten und



Abb. 1. Sonnenvogelklopfen in Fredeburg
Aufn. Jos. Grobbel, Fredeburg



Abb. 2. Sonnenvogelklopfen in Oberhemmeborn
Aufn. Lehrer Jürgens, Oberhemmeborn

Mäusen, den „kleunen un gräuten Mäusen“, ihre Sinnbilder haben, aus dem Hause vertrieben und in den Stein gebannt werden. Der Sonnenvogel dagegen, der Roggen und Weizen, Hafer und Gerste, Linfen und Wicken, Erbsen und Bohnen Wachstum und Gedeihen gibt, soll befreit werden.

Verwandt mit dem Sonnenvogelklopfen ist das Fasnachtsbrauchtum. Es hat sich in seiner alten Form in Westfalen fast nur im Brauchtum der Kinder erhalten. Diese feiern am Donnerstag vor Fasnacht (also an einem Tage, der ehemals Donar heilig war) ihr „Lüttke Fastabend“.

„Lüttke, Lüttke Fastnacht,
Jä häwe hoort, ji härren schlacht,
Ji härren säu fette Würste maht.
Giät mi enne, giät mi enne,
Awer nit säu ne ganze klenne.
Dat dat Messer sinken
Bit midden in den Schinken,
Dat dat Messer glieden
Bit midden in de Sieden.
Dat mit nit säu lange stohn,
Jä mott nän'n Quisken wieder gohn.“

So singend und Gaben heischend, ziehen die Kinder in den Dörfern des Sauerlandes und der Haar an dem Tage von Haus zu Haus. Sie erhalten Speck, Schinken, Würste und Würststücke, Riesenkrengel und sogenannte „Seiteweden“. Diese Gaben werden auf einen hölzernen Spieß, eine nach oben gekehrte Holzgabel oder ein Holzkreuz gehängt. Am Abend werden die gesammelten Sachen gemeinsam verzehrt.

Die Kinder feiern den nahenden Frühling und tragen zum Zeichen seines Sieges den nach oben gekehrten Spieß. Gleichbedeutend mit dem Spieß oder Speer sind die Kreuze

und die nach oben gekehrten Gabeln, welche die Form der alten Man-Rune haben. Alle diese Zeichen sind Sinnbilder des siegenden Lichtes und der Fruchtbarkeit.

Dieselbe Wurzel hat das sogenannte „Zeiwenbitten“, das heißt das Zeihenbeissen, ein höchst eigenartiger Brauch, den in einzelnen Dörfern und Städten Westfalens die Erwachsenen bewahrt haben. Am Fasnachtsmontag versuchen die Mädchen, jedem Mann, dessen sie habhaft werden können, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und dann in die große Zehe zu beißen, wobei den Männern manchmal auch noch das Gesicht geschwärzt wird. Am Fasnachtsdienstag machen es die Männer bei den Mädchen und Frauen ebenso. Das Ganze ist naturgemäß mit viel Lärm und Getöse verbunden.

Auch hier handelt es sich um verwitterte, kaum noch verständliche Überreste des Kampfes zwischen Sommer und Winter. Schon auf nordischen Felszeichnungen finden sich Zeichnungen von Fußsohlen. Sie sind nach der Deutung von Herman Wirth das Sinnbild des neuen Sehens, des neuen Jahresganges, den der junge Gott des Jahres nach Überwindung von Winterdunkel und -tod beginnt, und so werden sie auch zu Zeichen seiner nach der Winterjonnentwende mit der steigenden Sonne wachsenden Macht, die sich im Grünen und Blühen des Frühlings zeigt. Der dunkle, schwarze Vertreter des winterlichen Jahres soll in seiner Macht geschwächt, zum Hinfert gemacht werden, darum beißen die Mädchen den Männern, seinen Repräsentanten, die obendrein noch als die „Dunklen“ durch das Schwärzen ihrer Gesichter gekennzeichnet werden, in die große Zehe. Umgekehrt versuchen die Männer am darauffolgenden Tage die Kraft der zu neuem Wachstum erwachten Erde, deren Vertreterinnen die Mädchen und Frauen sind, zu schwächen.

„Palm, Palm, Poasken,
Loat den Kuckuck roasken,
Loat den Kiwitte singen
Un den Geldbühl klingen.“

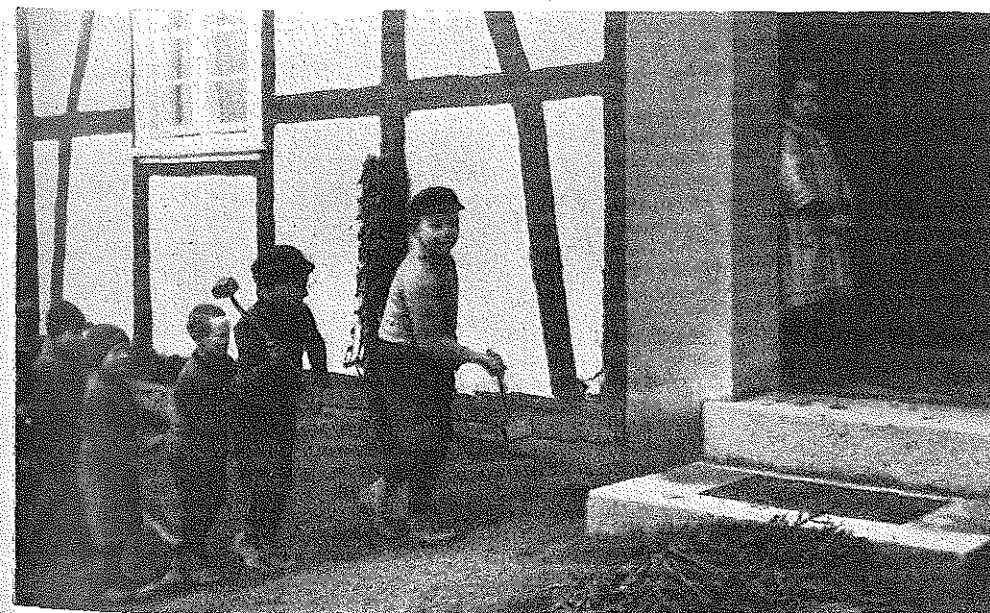


Abb. 3. Sonnenvogelklopfen in Oberhemmeborn
Aufn. Lehrer Jürgens, Oberhemmeborn



Abb. 4. Lütke Fasnacht in Fredeburg
Aufn. J. J. Grobbel, Fredeburg

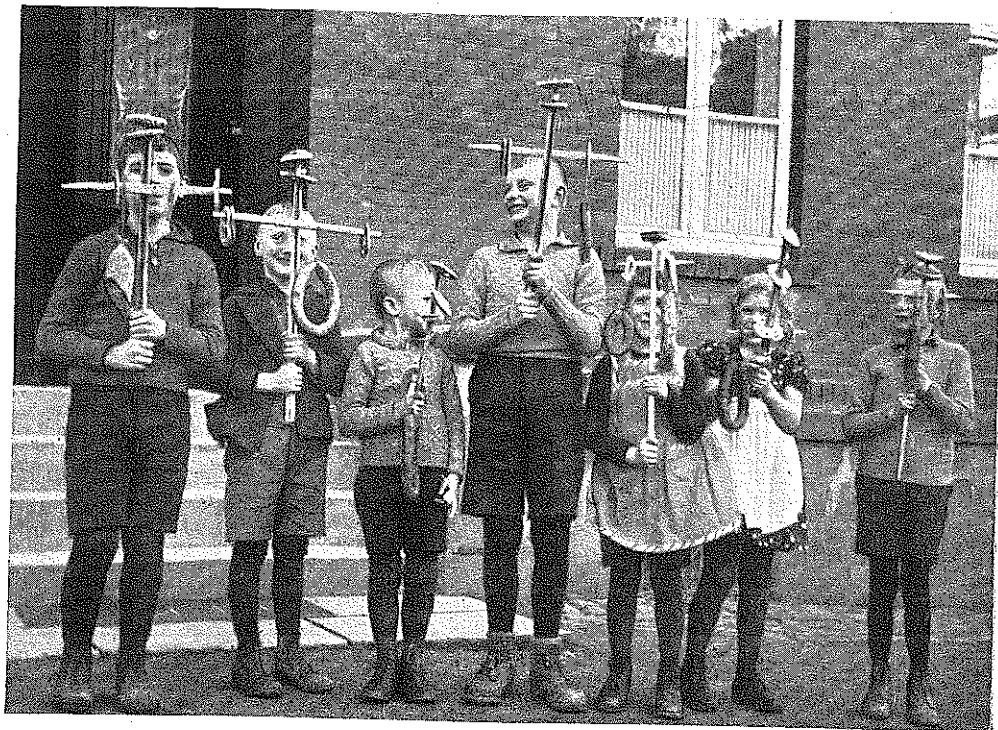


Abb. 5. „Lütke Fasabend“ in Rütthen



Abb. 6. Fasnachtspieß aus Anröchte

stellt. Die Zweige werden auch hier mit Buchsbaum, bunten Bändern und Äpfeln geschmückt.

Der Palmstock von Bocholt besteht aus einem sich mehrfach verzweigenden, weiß geschabten Ast, der reich mit Girlanden von getrockneten Früchten und Süßigkeiten be- hängt ist. Die Spitze der einzelnen Zweige zielt ein Buchsbaumbündel und ein Vogel aus Kuchenteig. Der Hauptzweig trägt auch hier leuchtend rote Äpfel. Von den Zweigen hängen, ähnlich wie in Warendorf, geflochte Krengel herab.

Der Palmstock, der in den Dörfern der Saar getragen wird, besteht aus längeren Weidenzweigen, möglichst solchen mit Räh- chen, die oben und unten mit dünneren Zweigen umwickelt sind. In der Mitte sind auf einem Zweige Äpfel, vier, sechs, acht oder zwölf, aufgereiht. Oben ist der Pal- men entweder mit einem Büschel grünen

So oder ähnlich schallen am Palmsonn- tag die Lieder singender Kinder durch die Straßen und Gassen der Städte und Dör- fer, über Gärten, Felder und Wallhecken des Münsterlandes. Die „Palmen“, welche die Kinder dabei tragen, sind in ihren Formen ungemein vielseitig.

Einer der reichsten Palmstöcke findet sich in der Warendorfer Gegend. Um einen Holzstab winden sich kunstvoll „gekrüllte“, vom Stab selbst gedrechselte Späne in Spi- ralenform. Oben ist der Stab mit einem grünen Buchsbaumbündel, einem Apfel und einem Hahn aus Kuchenteig geschmückt. Am Buchsbaumbündel hängen Girlanden aus Rosinen, Korinthen, getrockneten Pflaumen und Nüssen und je an einem langen, bun- ten Seidenband ein vierspeichiges Rad und ein Krengel aus Kuchenteig. Ähnlich ist der Palmstock von Haltern.

In der Ibbenbürener Gegend und im Osnabrückschen wird der Palmstock aus Zweigen eines beliebigen Baumes in der Form der germanischen Man-Rune herge-



Abb. 7. Palmstock aus Haltern

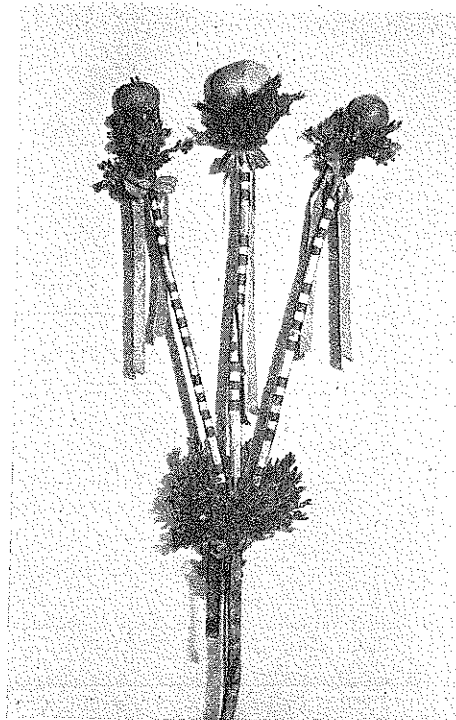


Abb. 8. Palmstock aus Abbenbüren

Buchsbaums oder einem Kreuz aus Weidenzweigen geschmückt.

Wohl die eigenartigste Form findet sich im West Recklinghausen. Hier besteht der Palmstock aus einer auf einem kurzen, dicken Trägerstock befestigten Holzscheibe. In diese sind ein größeres Mittelloch für den Tragstab und vier oder sechs weitere Löcher, gleichmäßig vom Mittelpunkt aus verteilt, hineingebohrt. In jedem dieser Löcher steht ein fester, längerer Stock, auf dem je zwei oder vier Äpfel aufgereiht sind. Oben sind die Stöcke mit grünen Buchsbaumbüscheln geziert, die von einem bunten Bande umschlungen sind. Von den Zweigen hängen Heiligenbilder herab.

Der im oldenburgischen Teil des alten Fürstbistums Münster getragene Palmstock besteht aus einem 1 bis 1,50 Meter langen Stock, auf dem sich in halber Höhe eine aus Papier hergestellte Kugel befindet, die mit einem farbigen, meist violetten, Papierneß umspannt ist. Oberhalb der Kugel ist eine Schleife angebracht und darüber wiederum



Abb. 9. Faschachts-Heischegang im westlichen Münsterland

ein Apfel. Auf der Spitze steckt ein Buchsbaumbüschel.

Meist, aber durchaus nicht überall, werden diese Palmen am Morgen des Palmsonntags vor dem Hauptgottesdienst in der Kirche geweiht. Diese Palmenweihe soll aus dem fränkisch-germanischen Kulturkreis in das Brauchtum der Kirche übernommen worden sein. Nach dem kirchlich-liturgischen Weihetext deuten die Palmzweige „den Sieg an, der über den Fürsten des Todes errungen werden sollte, sie versinnbildeten den Triumph des Sieges und den Reichtum der Barmherzigkeit Gottes“. Darin ist ihr Gesamtsinn gegeben, schimmert ihr heidnisch-germanischer Sinn deutlich durch. Sie sind Sinnbilder des sieghaften Lebens. An diesem Gesamtsinn haben auch all die einzelnen und so verschiedenen Symbole der Palmstöcke teil. Diese sind nicht aus christlicher Tradition zu erklären, sondern nur zu verstehen als uraltes germanisches Erbgut, das die Kirche übernahm.

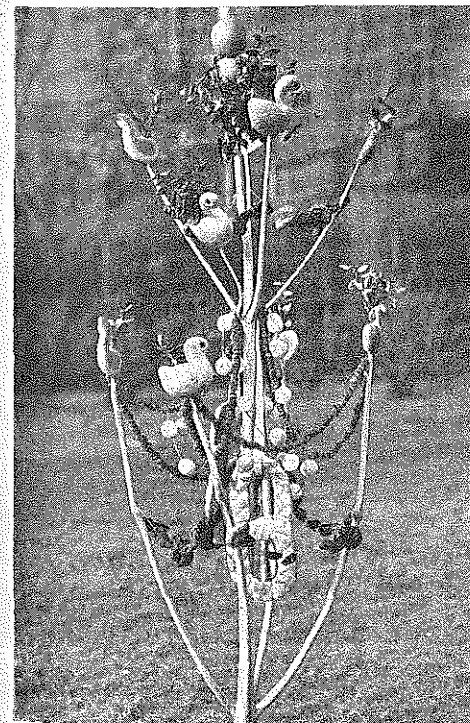


Abb. 11. Palmstock aus Bocholt

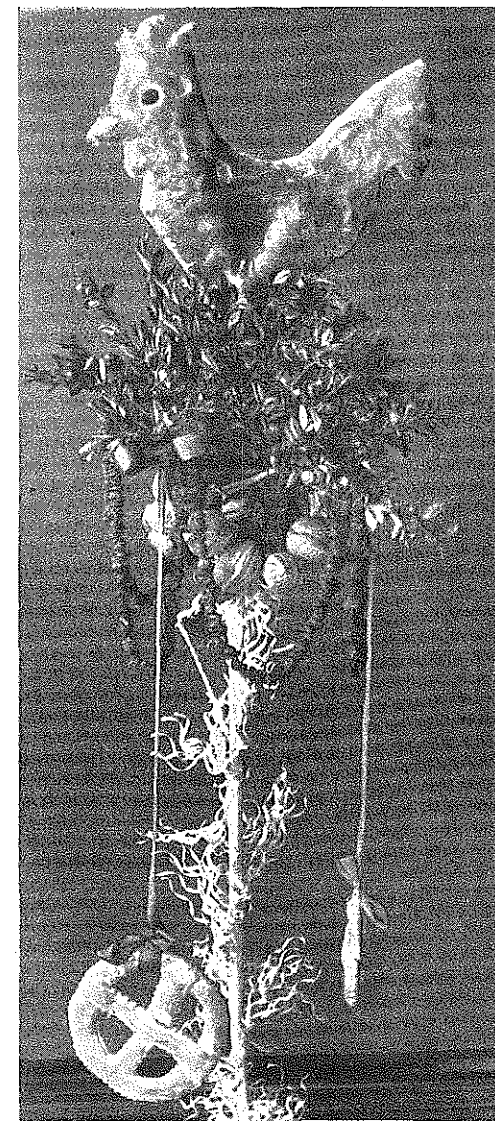
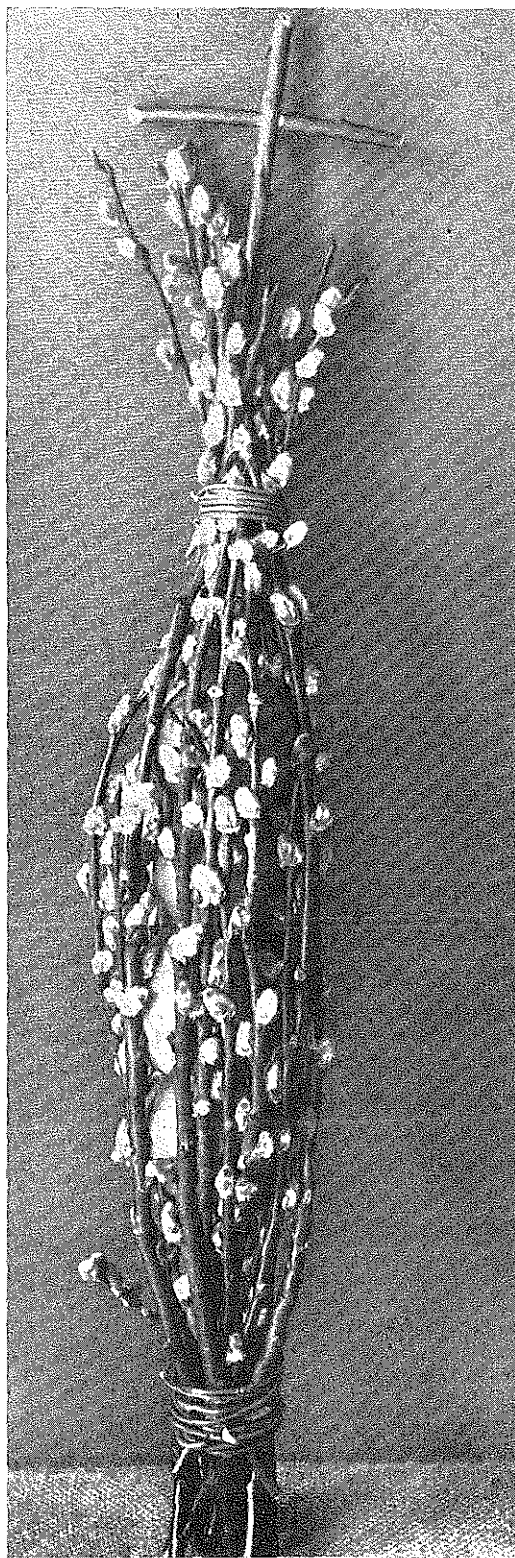


Abb. 10. Palmstock aus Warendorf

Den Lesern dieser Zeitschrift braucht nicht im einzelnen dargelegt zu werden, daß die verschiedenen Formen der bei den Palmstöcken verwandten Stäbe Sinnbilder des Welten- oder Lebensbaumes, der Welten-, Lebens- oder Irminsäule sind, daß der Palmstock aus dem West Recklinghausen im Kleinen das gleiche Bild darstellt, das wir im großen in den Steinsetzungen in England, Schottland oder Skandinavien oder in den mit sechs, acht oder mehr Bäumen umpflanzten germa-



nischen Kultstätten unseres Vaterlandes haben. Die Büschel aus Buchsbaum, die Weidenkätzchen, die Fruchtgirlanden, die Nüsse, Äpfel, Hähne und anderen Vögel, die vierseitigen Räder und Krengel sind gleichfalls nur aus germanischer Kultüberlieferung zu erklären.

Auch in der Verwendung der Palmen scheint sich das christliche Brauchtum weitgehend an heidnisch-germanisches angelehnt zu haben. — So wie einst nach dem Erlöschen des Herdfeuers mit Feuerquirren vom Holz des Lebensbaumes das „Notfeuer“ erzeugt wurde, so entzündet noch heute die westfälische Bauersfrau vielerorts das Herdfeuer des Ostertags mit Zweigen der geweihten Palmen; die Festsuppe und der Eierbrei werden mit einem Zweig des Palmstodes verrührt. Zum Schutz des Viehs werden Zweige im Stall angebracht. Und wenn ehemals der germanische Bauer die Erde und den Oberhimmel um Gedeihen seiner Saaten bat, so „pälmt“ heute der westfälische Bauer seine Felder, indem er am Ostertag an ihren Ecken Reiser des Palmstodes in Kreuzform in die Erde steckt, daneben die Schale eines Eis mit geweihtem Wasser stellt und dabei spricht:

„Ich pälme dich am heiligen Ostertag,
Gott bewahre dich vor Wetter und
Hagelschlag.“

Am Abend des ersten Ostertages leuchten dann in den Städten und Dörfern die Osterfeuer auf. Bekannt sind die Osterräder von Lügde und die Form des Attendorner Osterfeuers, das, wie die Palmstöcke von Jbbenbüren und Os nabrück, die Form der Man-Rune verwendet¹. Ein ähnliches Osterfeuer wurde noch vor kurzer Zeit in Fredeburg ab-

¹ Vgl. Plagmann, Runenformen in brauchstämmlichen Sinnbildern. Germanien 1936, S. 130ff.

Abb. 12. Palmstock aus den Dörfern der Haar
Ausu. H. Borgas, Delbe

gebrannt. Es war von zwölf kleineren Feuern umgeben, von denen man sagte, es seien die zwölf Apostel mit Christus in der Mitte. Bedenkt man, daß die zwölf Apostel „irminsuvel der Christenheit“ heißen, so wird man nicht fehlgehen, wenn man in diesem Osterfeuer, das Christus mit den zwölf Aposteln darstellen sollte, alte Reste des germanischen Jahresringes vermutet, wie ihn die Steintreise des Nordens darstellen.

Der Sinn der Maifeier war die „heilige Hochzeit“ zwischen Himmel und Erde. Letzte Erinnerungen an germanische Kultfeiern dieser großen Hochzeit sind im westfälischen Brauchtum noch vielfach erhalten, wenn auch meist zum Kinderspiel herabgesunken.

In Borken wird am 1. Mai auf Straßen und Plätzen die sogenannte „Tremse“ aufgehängt. Sie hat die Form einer Glocke. Ihr Gerüst ist aus Reisen gebildet, die durch Draht oder Bindfäden miteinander verbunden sind. Diese Drähte sind überzogen mit Stielchen von weißen Tonpfeifen. Die Reisen tragen eine Verdickung von Holzwole



Abb. 13. Palmstock aus dem Best Reddinghausen



Abb. 14. Palmstock im Oldenburger Münsterland

und sind mit Buntpapier umwickelt. Aneinandergeknüpfte Eierschalen und Buntpapier hängen in langen, oft doppelten Girlanden herum. Im Innern der Tremse hängt „de Dutwe“ (Taufe) aus Holz oder Torf geschnitten, zwei rote Maifirschen im Schnabel haltend. Diese Tremse hängt an einem Seil, das quer über die Straße gespannt ist.

Am Nachmittag des 1. Mai trinken die Kinder einer Straße oder einer Nachbarschaft unter ihrer Tremse Kaffee. Sie werden von den älteren Mädchen, den „Bäsen“, reichlich mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Nach dem Kaffee gehen die Mädchen auf die benachbarten Wiesen, um Blumen zu holen, mit denen die Straße unter der Tremse bestreut wird. Die Jungen holen aus dem nahen Wald eine Kiefer. Sie wird in einer Tonne befestigt und unter der Tremse aufgestellt. Abends wird dieser Maibaum mit „Fackeln“ behängt. Dann beginnt um ihn herum ein lustiges Kreisspiel. Jung und alt singt bekannte Volkslieder, von denen vor allem zwei bemerkenswert sind.



Aufn. Volkskundl. Kommission, Münster

„Es stehn zwei drauhen vor der Tür,
Die noch so einsam wandern,
Mach auf, mach auf die Gartentür
Wir haben noch was zu suchen.
Dies ist mein Schatz, den ich so lieb',
Den ich so herzlich liebe.
Komm reich mir deine rechte Hand,
Die linke auch zum Unterpfand,
Denn gestern war ein Feiertag,
Den wollen wir heut noch feiern.“

Und das andere:

„Jammer, Jammer höre zu, was ich euch will sagen,
Hab' verloren meinen Schatz auf Lamberti-Abend.
Will mal gehen, um zu sehen, ob ich ihn nicht finden kann.
Sehet, dieser ist mein Schatz, den mir Gott gegeben hat,
Falle nieder ihm zu Füßen, seine Hand zu küssen.“

Die Tremsen bleiben den ganzen Mai über hängen. Das Spiel um den Maibaum findet wöchentlich zwei- oder dreimal statt, bis alle Nachbarschaften sich gegenseitig einmal eingeladen haben. Am letzten Maitag wird der Maibaum verbrannt, die Tremsen werden abgenommen.

In Delde, früher auch in Harselwinkel, wird am ersten Pfingsttag eine mit Grün geschmückte Pyramide auf dem Markt und an Straßent Kreuzungen aufgestellt, Pingenstauhl oder Pfingstentkranz genannt. Sie ist ein aus Fißbohnenstangen gebildeter Dreifuß, der mit Blumen und Grün umwunden und mit Fähnchen und Fackeln behängt wird. Um ihn herum tanzen an den beiden Pfingsttagen nachmittags die Kinder, abends auch die Erwachsenen, in alten herkömmlichen Pfingstentkranzliedern: „O Buer, wat kost du hei?“, „O Bauer, hast du Geld“, „Guter Freund, ich frage dir“, „Laot us singen dat nie Leed“ usw. Sind die Kinder im Laufe des Nachmittags die eintönige Kreisbewegung leid, so bilden sie eine lange Kette und rennen wohl eine ganze Stunde lang durch die Stadt. Dabei bilden das erste und das letzte Paar abwechselnd eine enge Pforte, welche die ganze Schar in gebückter Haltung durchkriechen muß. Unter Aufbietung ihrer ganzen Lungenkraft singen sie dazu:

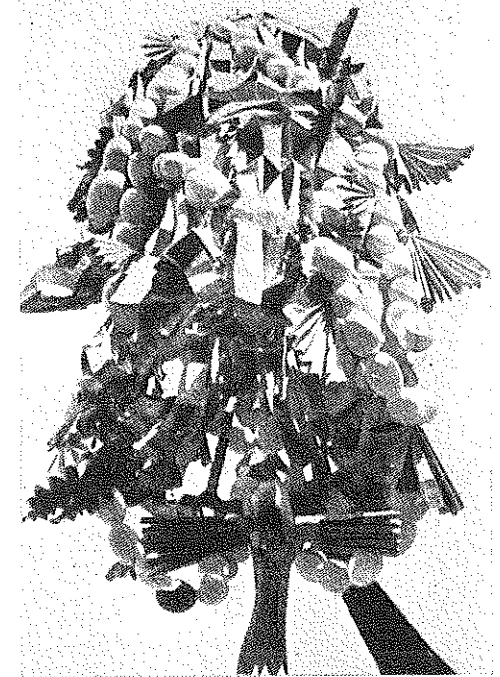


Abb. 16. Tremse. Vorken
Aufn. Volkskundl. Kommission, Münster

„Kroup, Füösken, düör den Tun,
Jä fin swatt un du bis brun,
Jagen wir das Häslein wohl durch den
Häslein jagen wollen wir. [Baun,
Kroup, Füösken, düör den Tun!“

Im westlichen Münsterland wird zu Pfingsten das Fest der „Pingstebrot“ gefeiert. Auch hier ist die Jugend Träger des Brauchs. Acht Tage vor Pfingsten sammeln die beiden ältesten schulpflichtigen Mädchen Geldspenden in der Nachbarschaft. Das Geld wird für die Herrichtung einer Kaffeetafel verwandt, die am Nachmittag im Freien hergerichtet wird und reich mit grünen Birkenzweigen geschmückt sein muß. „Pingstebrot“ ist das älteste noch nicht schulpflichtige Mädchen, Pingstemann der älteste noch nicht schulpflichtige Knabe. Die Pingstebrot wird mit weißem Kleid, Brautschleier und Kränzchen geschmückt, der Pingstemann trägt einen farbenbunten Papierhelm und eine breite Schärpe. Um die Mittagsstunde sammeln



Abb. 17. „Pingstebrot“ in Ramsdorf
Aufn. Volkskundl. Kommission, Münster



Abb. 18. Pfingststuhl in Delbe
Aufn. Hans Bergas, Delbe

sich die Kinder der Nachbarschaft im Pfingsthus, dem Elternhaus der Pfingstbrut. Dort wird im Freien Kaffee getrunken. Danach beginnt der Rundgang. Pfingstmann und Pfingstbrut führen den Zug. Sie gehen unter dem buntgeschmückten Pfingstbogen. Dem Brautpaar folgen zwei Kinder mit Körbchen, die Blumen streuen. Die übrigen Kinder schließen sich paarweise an. Zum Schluß geht ein Junge mit einer Sammelbüchse und ein Mädchen mit dem Gabenkorb. An jedem Hause der Nachbarschaft macht der Zug halt und singt das folgende oder ein ähnliches Lied:

„De Pfingstbrut, de got herut
Van hier na doar, mit kruse Hoar.
Geen Ei, dat hat us nich,
Fisuntwintig up den Dist,
Dann wet de Brut, dat Pfingsten is,
Laot us nich so lange staon,
Wie müet nao'n Hüsken wider gaon.“

Unverkennbar liegt all diesen Pfingstbräuchen der Gedanke eines Hochzeitsfestes zugrunde, das einst in ferner Vorzeit von den germanischen Sippen zu Ehren der beiden kosmischen Mächte, des Himmels und der Erde, begangen wurde. Urümlicher in ihren Formen sind freilich der Delber Pfingstkranz und die Borkener Tremse.

Nach A. van Scheltema gibt es eine Reihe bedeutamer Anzeichen dafür, daß das makrokosmische Ereignis, die Verbindung von Himmel und Erde, schon sehr früh durch das mikrokosmische, durch die Verbindung der Geschlechter symbolisch begleitet wurde. Ob

das vielleicht auch der Grund dafür ist, daß der westfälische Bauer heute noch die Zeit dieser Frühlingsfeste für die günstigste zum Hochzeit halten hält, wie er sagt: „Soe tüssen Sägen un Mägen“ (Säen und Mähen)?

So führt uns das westfälische Frühlingsbrauchtum weit zurück in die germanische Vorzeit. Das aus ihm zu erkennende religiöse Kulturbild entspricht nicht, um wiederum mit van Scheltema zu sprechen, der spätgermanischen Wander- und Helbenzeit, „sondern jener tausendjährigen Kulturstufe der nordischen Bronzezeit, in der das vorzeitliche Bauerntum seine höchste und reinste Blüte erlebte und eine sehr besondere, einheitliche und doch reich gegliederte, geistige und doch innig der Natur verbundene Weltanschauung entwickelte“.

Weltaule und Weltnagel

Don Otto Huth

Als Aufzierung Varros überliefert Augustin, daß Jupiter bei den Römern Tigillus heiße, „weil gleichsam ein Holzbalken die Welt zusammenhält und stützt“¹. Die Weltaule ist hier also in Verbindung mit dem höchsten Gott gebracht, der bei anderen Indogermanen auch als Hüter der Weltordnung bekannt ist. Außer an dieser einen Stelle hören wir im alt-römischen Schrifttum nichts von der heiligen Weltaule. Nur sprichwörtliche Redensarten weisen auf sie hin; so spricht Horaz von einer „stehenden Säule“ und meint damit die bestehende Ordnung der Dinge². Ähnlich wie wir heute noch spricht der Römer von einer Säule des Staates oder der Familie³. Richtig bezeichnet Preller also Jupiter Tigillus als Gott der Weltordnung. Dagegen meint neuerdings Weinstock, an die varronische Deutung des Namens Tigillus glaube heute wohl niemand mehr⁴. Man müsse vielmehr, falls der Name überhaupt mehr sei als antiquarische Gelehrsamkeit, an das „tigillum sororium“, den Schwesterbalken, anknüpfen. „Da dieses tigillum sororium ursprünglich ein Fetisch war, dem man ... am 1. Oktober Opfer darbrachte, so kann sich daraus ein Jupiter Tigillus entwickelt haben.“ Die Auffassung Weinstocks dürfte kaum haltbar sein, denn das tigillum sororium ist ein waagerechter Balken, der über einem Weg in die Außenwände zweier gegenüberliegender Häuser eingelassen ist, so daß man unter ihm durchschreiten kann. Die römische Überlieferung weiß, daß es der letzte Rest eines hölzernen Torgestells ist, das an derselben Stelle einst sich befand und einem Sühneritus diente. An diesem Holztor wurde dem Torgott Janus und der auch sonst mit ihm verbundenen Juno geopfert, nicht aber Jupiter⁵. Daraus dürfte sich ergeben, daß die Annahme einer Entwicklung des Jupiter Tigillus aus dem tigillum sororium zumindest höchst unwahrscheinlich ist. Auch ist unerklärlich, wie Varro diesen waagerechten Querbalken als Stützsäule auffassen konnte. Die Überlieferung anderer indogermanischer Völker, insbesondere der den Italikern so überaus nahe verwandten Germanen, läßt keinen Zweifel daran, daß Varro uns die Weltaule als Himmelsstütze und Sinnbild der Weltordnung bezeugt. Es wäre ein sonderbarer Zufall, wenn Varro eine Vorstellung erfunden hätte, die als altindogermanischer Mythos bekannt ist. Durch eine andere alt-römische Überlieferung läßt sich überdies die vorgetragene Auffassung weiter stützen. Im kapitolinischen Tempel wurde jährlich an den Jden des September von der höchsten obrigkeitlichen Person des römischen Staates ein Nagel eingeschlagen. Während der ersten Jahre nach der Gründung des Tempels wurde dieser Nagel

¹ Aug., civ. dei VII, 11: Jupiter Tigillus ... quod tanquam tigillus mundum contineret ac sustineret.

² Horat., od. I, 35, 13: stantem columnam.

³ Preller-Jordan, Römische Mythologie I, S. 258 f.

⁴ Paulh-Wissowa, R. E. 1936 unter Tigillus.

⁵ Nähere Angaben bei Berf., Janus, 1932, S. 61 f.

jährlich von dem Konsul eingeschlagen. Später, seit der Einführung der Diktatur, fiel dem Diktator diese Aufgabe zu. Der ehemals jährlich regelmäßig geübte Brauch wurde nun nur noch hin und wieder ausgeführt. Der vom Diktator eingeschlagene Nagel soll föhnende und beruhigende Wirkung gehabt haben¹. Das Aufhören einer Seuche wurde mit dem Einschlagen eines Nagels in Verbindung gebracht². Später wurde der Brauch nur noch ausnahmsweise ausgeführt und in diesem Fall ein besonderer „Diktator des Nagelanschlagens“ gewählt (dictator clavi figendi causa); so im Jahre 391 der Stadt wegen einer Seuche und im Jahre 423, als Giftmorde, die patrizische Matronen verübt hatten, große Erregung hervorriefen. Bei Horaz ist der Nagel ein Bild der ehernen Notwendigkeit³. Den Sinn dieses altrömischen Brauches des Nagelanschlagens erklärt die nordgermanische Überlieferung. Man darf annehmen, daß dieser Nagel in eine Säule des Tempels eingeschlagen wurde. Seine jährliche Erneuerung bedeutet die immer wiederholte Befestigung der Weltordnung. Die nächste Parallele ist der Reginnagli, „Gottheitsnagel“, in der Hochstiftsäule bei den Nordgermanen. Hier ist ferner der Name Veraldarnagli, „Weltnagel“, belegt. Über diesen nordgermanischen heiligen Nagel erlaubt uns die lappische Überlieferung weiteres auszusagen⁴. Die Lappen haben die Vorstellung von der Weltsäule wahrscheinlich von den Germanen übernommen oder jedenfalls entsprechende ältere Vorstellungen unter germanischem Einfluß umgebildet. Daran ist kein Zweifel, daß die lappische Überlieferung ein Zeugnis für nordgermanischen Mythos und Kult ist. Die Lappen erzählen von der Weltsäule, die ihnen als Abbild des höchsten Gottes gilt, daß sie die ganze Welt stützt. Alljährlich wird einem Holzpfehl, der als Nachbildung der Weltsäule gilt, ein Opfer dargebracht, damit der Gott die Welt nicht fallen lasse. Ferner wird bei besonderen Anlässen, zum Beispiel bei Sonnen- und Mondfinsternissen, die als Störungen der Weltordnung aufgefaßt wurden, ebenfalls bei dem Kultpfehl, das heißt also der Weltsäule, geopfert. Daraus ergibt sich, daß diese Weltsäule zugleich das Sinnbild der Weltordnung war. In dieser lappischen Kultsäule ist oben ein Nagel angebracht, das Abbild des Polarsterns. Die Weltsäule ist also die Himmelsachse, die sich im Polarstern dreht. Der Lappe Turi erzählt, der Polarstern hält den Himmel hoch; wenn er herabfällt, gerät die ganze Erde in Brand, und alles geht zugrunde. Der Nagel ist der Drehpunkt der Säule, der die alles stützende Säule hält. Damit ist auch der nordgermanische und der altrömische Nagel erklärt. Wenn wir im Nordgermanischen die Weltsäule mit dem göttlichen Nagel finden, so dürften auch in Altrom Nagel und Säule ursprünglich verbunden gewesen sein, wie wir oben bereits annahmen. Jupiter Figillus und der Nagel im Tempel des Jupiter sind zwei zusammengehörige Dinge. Die altrömische Überlieferung von der Weltsäule kann somit als gesichert gelten.

Sonnengott und Hakenkreuz auf einer römischen Münze

von Theobald Bieder

In dem Schrifttum über das Hakenkreuz stand bis jetzt fest, daß es keine römische Münze mit diesem Sinnbilde gäbe. Fö r g L e c h l e r bezeichnet es in seinem Hakenkreuz-Buche, 1921, 2. Auflage, 1934, als auffallend, „daß wir das Hakenkreuz weder auf Münzen (der Römer) noch als Götteremblem angewendet sehen“. Auch ich mußte mich in meinen Darstellungen dieser Ansicht anschließen. Jetzt ist aber doch in meiner Sammlung antiker Münzen eine hakenkreuzgeschmückte römische Münze aufgetaucht:

Kleinbronze (Durchmesser 19:20 Millimeter) des Kaisers Licinius I. (307 bis 323 n. Z.),

¹ Zib. VII, 3.

² Zib. VIII, 18.

³ Horat., od. I, 35, 18; Preller-Jordan, Römische Mythologie I, S. 259 f.

⁴ Vgl. Axel Olrik, Ragnarök, B. 1922, S. 400 ff.



Licinius-Münze

Hauptseite: Belorbeerte Büste des Kaisers nach rechts.

Umschrift: Imp. Licinius P. F. Aug. (Imperator Licinius Pius Felix Augustus).

Rückseite: Der stehende Sonnengott von vorn, aber sich nach links wendend; er hat den rechten Arm erhoben; sein Gewand hängt über dem linken Arm; in der linken Hand trägt er eine Kugel.

Umschrift: Soli Invicto Comiti (Dem Sonnengott, dem unbefieglichen Begleiter); im Abschnitt unten: R. P. (= Roma prima, d. h. erste Prägestätte von Rom; im Felde links: R, darunter das Hakenkreuz, im Felde rechts: F).

Weder in Münzwerken noch in Verzeichnissen habe ich diese Münze gefunden, doch halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß manche Sammlung sie besitzt, ohne daß ihr Besitzer auf das Hakenkreuz aufmerksam geworden wäre.

Die Zusammenstellung des Hakenkreuzes mit dem Sonnengotte ist eine neue Bestätigung dafür, daß das Hakenkreuz ein Sinnbild der Sonne und ihrer Verehrung ist. Dennoch ist die Frage, wie unser Sinnbild auf die Münze gelangt ist, nicht leicht zu beantworten, weil wir es eben in Rom sonst nicht antreffen. „Seit der Gründung der Stadt Rom, 753 v. Z.“ — schreibt L e c h l e r a. a. O. — „finden wir kaum noch Hakenkreuze in Italien; es scheint völlig vergessen zu sein, und auch bei seinem Wiedererscheinen in der Kaiserzeit ist es offenbar nicht einheimisch italienisch.“ Das trifft allerdings auf die Münze zu, die Lechler auf S. 51, Nr. 25, abgebildet hat; es ist ein Vierdrachmenstück von Rhegion (dem heutigen Reggio) aus der Zeit von 415—387 v. Z., das griechischen Ursprungs ist. Ihm ist aber eine Schwerepfer-Unze aus der Zeit nach 334 v. Z. unbekannt geblieben, die im Mai 1914 bei einer Versteigerung in München aufgetaucht ist (in meinem „Hakenkreuz“ abgebildet als Nr. 24). Diese Münze, die auf der einen Seite ein vollkommen ausgebildetes, nach links gewendetes Hakenkreuz zeigt, gehört aber auch der Stadt Rom selbst nicht an, sondern einer uns unbekannten mittelitalischen Gemeinde. Aus dem ganzen Raum zwischen dieser und der jetzt vorliegenden Licinius-Münze ist bis jetzt kein Stück mit dem Hakenkreuz bekannt geworden. Und jene mittelitalische Münze liegt von der Regierungszeit des Licinius etwa so weit zurück, wie die Herrschaft Rudolfs von Habsburg von der Gegenwart.

An ein Wiederaufleben unseres Sinnbildes aus örtlichen Beziehungen ist hier also nicht zu denken. Wohl kommt der Sonnengott schon früher vor, auf einer Münze des

Gallienus allerdings nur in der Umschrift „Soli comiti“ (Darstellung des Pegasus), ähnlich der unrigen, aber auf einer Münze des Macrianus des Jüngeren mit der Umschrift „Soli invicto“. Der „Sol invictus“ aber spielt im Römischen Reiche eine besondere Rolle als höchste Sonnengottheit der aus Persien stammenden Mithras-Religion. Nach Aussage der Münzen (die auch für mythologische und religionsgeschichtliche Beziehungen gute Führer sind) hat sich der Mithras als „Sol invictus“ also in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Rom heimisch gemacht.

Aus Asien stammte aber auch das Christentum, das, wie bekannt, auch das Hakenkreuz nach Rom gebracht hat — nicht etwa aus eigenem Besitz, sondern durch Übernahme aus dem arisch gebliebenen Orient. Beide Religionen, der Mithrasdienst und das Christentum, plagten — ohne Rücksicht auf einheimische Kulte — im Römischen Reiche aufeinander, und der Kampf muß den höchsten Grad erreicht haben, als das Christentum durch Constantin staatliche Anerkennung fand. Nun wurde Christus der „Sol novus verus invictus“, was eine „Wertsteigerung“ über die Benennung des Mithras hinaus bedeutete. Und um die Anhänger des Mithraismus für sich zu gewinnen, übernahmen die Christen vom Mithrasdienst das Fest der Winter Sonnenwende, das bei jenem das Geburtsfest des „Sol invictus“ war und am 25. Dezember begangen wurde. Die endgültige Übernahme erfolgte im Jahre 354. Ja, wann haben denn die Christen vorher das Geburtsfest Christi gefeiert? überhaupt nicht! Wir können darüber Ergößliches bei Paul de Lagarde (Altes und Neues über das Weihnachtsfest, 1891) lesen: „Der Geburtstag Jesu wäre vermutlich der Kirche im Gedächtnis geblieben, wenn die Kirche ein Werk Jesu gewesen wäre ... Christi Geburtstag war nach dem bürgerlichen Kalender nicht anzugeben. Was der Rationalismus als einen Mangel der Evangelien ansieht, das Fehlen standesamtlicher Genauigkeit in den über die Anfänge des Lebens Jesu gemachten Angaben, ist dem Historiker ein wertvoller Fingerzeig darauf hin, daß schon den noch ungeschulten ältesten Schriftstellern der Kirche die erste Zelle der Kirche mehr war als ein Weiser aus Nazareth.“

Bei diesem Ineinanderfließen mithrätischer und christlicher Vorstellungen zu einer Zeit, da unsere Münze geprägt wurde, könnte sich die Vermutung einstellen, daß das auf ihr erscheinende Hakenkreuz auf christlichen Einfluß zurückgeht, zumal schon von dem Sohne des Vicinius (gest. 326) Münzen mit dem Monogramm Christi (gebildet aus den griechischen Buchstaben Chi und Rho) bekannt sind. Abgesehen davon, daß die Christen, wie bereits erwähnt, das Hakenkreuz nicht erfunden, sondern aufgegriffen haben, können wir die Vermutung auch aus dem Grunde verabschieden, weil der Vater Vicinius ein Heide und Feind des Christentums war; er wird daher in der Hauptstadt Rom, der Prägestätte der Münze, keinen christlichen Stempelschneider angestellt oder überhaupt christliche Sinnbilder gefördert haben. Aber ob Mithraismus oder Christentum, das bleibt in unserem Falle gleichgültig, denn bei beiden steht hinter dem Hakenkreuz der Zusammenhang mit der indogermanischen Sonnenreligion.

Über den älteren Vicinius weichen Darstellungen und Beurteilungen voneinander ab. Nach der vorletzten (7.) Auflage des Lübkerschen Reallexikons des klassischen Altertums (1891) stammte er aus Dacien; als er 313 Alleinherrscher des Ostreiches wurde (vorher regierte er mit Constantin zusammen), verhängte er harte Verfolgungen über die Christen. Nach der letzten (8.) Auflage desselben Lexikons (1914) war er ein Ägypter und dem Christentum nicht feindlich gesinnt, „aber die Berichte schildern ihn wegen des Kampfes gegen Constantin als erbitterten Gegner des neuen Glaubens“. Das ist wohl nicht ganz richtig gesehen. Es können hier nicht alle Geschehnisse während des Zusammenwirkens des Constantin und des Vicinius aufgezählt werden. Da aber alles in enger Verbindung mit dem werdenden und kämpfenden Christentum steht, sei auf die mit großer

Aufrichtigkeit geschriebene Lebensgeschichte der Kirche Jesu Christi von Wilhelm Zimmermann (2. Aufl., 1869) verwiesen. Zu dem dritten, der Religionsfreiheit dienenden Erlasse des Constantin und des Vicinius vom Jahre 313 lesen wir da im ersten Bande, die Kaiser hätten Religionsfreiheit beschlossen, „damit ihnen die höchste Gottheit, deren Religion sie mit freiem Geiste ergeben seien (cujus religioni liberis mentibus obsequimur), in allem ihre gewohnte Gunst und Huld erzeigen möge“. Diese letzten Worte zeigen den religiösen Standpunkt, welchen Constantin, und mit ihm Vicinius, damals einnahm. Constantin ist nach dieser Stelle weder Christ noch Heide, sondern „Berehrer der höchsten Gottheit“, und seine Religion ist die des freien Geistes, mit der er sich über alle Volksreligionen stellt und sich an keine bindet“.

Wenn Constantin später andere Wege beschritten hat, welche zum Konzil von Nicäa führten, so bleiben die angeführten Sätze doch für Vicinius bestehen, der sich schon 314 von Constantin getrennt hatte. Auch nach dieser Darstellung kann das Hakenkreuz hier kein christliches Sinnbild sein; sollte es eine Religion verkörpern, so käme eben nur die des „freien Geistes“ in Betracht. Das Nächstliegende aber bleibt, in ihm auch hier nur ein Sinnbild der Sonne zu erblicken, wie es dies schon Jahrhunderte und Jahrtausende vorher gewesen ist. Ohne an irgendwelche örtlichen Beziehungen oder an irgendwelche besonderen Religionsformen anknüpfen zu müssen, hat unser Sinnbild hier eine Wiedergeburt aus uralter Vorstellung gefunden.



Deutsches Land kehrt heim!

Im Ahnenerbe-Stiftungs-Verlag ist soeben zur Jahresfeier der Heimkehr der Ostmark in das Reich ein Buch „Deutsches Land kehrt heim! Ostmark und Sudetenland als germanischer Volksboden“ erschienen. Dem Vorwort zu diesem Werk, das 147 Seiten umfaßt, entnehmen wir folgendes:

Dies Buch verdankt seine Entstehung unmittelbar der atemlosen und fast unglaublichen Erregung und Begeisterung jener Tage vor nunmehr einem Jahre, in denen der deutsche Rundfunk die ersten und sich dann immer mehr überstürzenden Nachrichten von dem gewaltigen Geschehen an unserer Südoostgrenze in die Welt hinausjagte. In jenen heute schon fast traumhaft erscheinenden Frühlingstagen sind die Ätherwellen Träger einer völkischen Erregung und Bewegung gewesen, wie noch nie zuvor und wie es nicht so leicht ein zweites Mal möglich sein wird. Wenn man auf Märkten und Gassen, in Häusern und Hütten mit dem Jubelschrei eines befreiten Volkes den Herzenschlag einer ganzen Nation vernehmen konnte; wenn es durch hundert Millionen suchte und mit der Vorstel-

lung eines größeren Reichsraumes auch die Herzen sich weiteten — so mußte sich in denen, für die deutsche Geschichte ein Wissen und ein stets bereites Erleben zugleich ist, mit dem Blick über die neugewonnene Weite auch der Blick in die unerhörte und an farbigem Leben und Wesen überreiche Tiefe öffnen, die wir deutsche Vergangenheit nennen, die aber der Ganzheit des völkischen Fühlens eine immer nahe und dem Erleben zugängliche Gegenwart ist.

Der hohe Schwung dieser Tage machte es möglich, in einem halben Monat einen Stab von Mitarbeitern aus dem Altreich und aus der befreiten Ostmark aufzubieten, die aus dem hohen Erleben der Zeit den Blick in die Vergangenheit richteten und in einer Reihe von Aufsätzen das Bild jenes deutschen Osterreichs zeichneten, das nun wieder mit all seinen völkischen Kräften und seinem völkischen Sehnen deutsch sein durfte, wie seit tausend Jahren. Und es gelang, noch vor den Wahlen im April den Heimgekehrten vom ältesten germanischen Volksboden aus den Gruß zu entbieten in Gestalt einer Sonderausgabe unserer Zeitschrift „Germanien“. Was der Frühling gebracht hatte, das wurde im Herbst mit der

Heimkehr des deutschen Sudetenlandes vollendet.

Wenn wir jetzt diese beiden Feste, vermehrt um viele Beiträge angesehenen Forscher, in diesem Buche vereint vorlegen, so soll dies ein Denkmal der großen Zeit sein,

die vor einem Jahre anhub; eine Mahnung aber auch, nicht allzu schnell zu vergessen, was uns an unerhörtem Erleben beschieden war, als das Reich der Deutschen auf tausendjährigen Grundfesten neu errichtet wurde, um tausend Jahre zu überdauern.

Hieb und Stich

„Das Problem der Chronologie in der Vorgeschichte“ will Professor Dr. Herbert Kühn-Berlin nun gelöst haben, und zwar durch die Entdeckung eines „ganz neuen Mittels zur Datierung, das eigentlich erstmals die exakte Datierung erlaubt“. (Vgl. „Forschungen und Fortschritte“, 14. Nr. 28, S. 310.) Bisher nämlich wurde die typologische Methode verwendet, indem aus der erkannten Gleichartigkeit oder Ähnlichkeit zweier ortsverschiedener Fundstücke auf ungefähre Gleichzeitigkeit der zugeordneten Kulturen geschlossen wurde. Diesem Verfahren wird vorgeworfen, daß es an dem ungewissen Faktor der Dauer krankte, weil „außerhalb eines bestimmten Kulturkreises die Formen eines anderen unbestimmt lange fortleben“. Das ist zweifellos richtig, und die neuere Geschichtsforschung hat darum mit vollem Recht die Frage in den Vordergrund gerückt, ob Funde und Fundgruppen bodenständig oder entliehen, Import sind. Hier geht es in erster Linie um die Frage, wann die Jungsteinzeit endete und die Bronzezeit begann, also um die Ursprungsbeziehung der ältesten Bronzegegenstände. Hierüber hat W. Witters-Galle Entscheidendes erarbeitet; auf sein Werk „Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis“, dessen 2. Bd. („Die Kenntnis von Kupfer und Bronze in der Alten Welt“) eben bei Rakitzsch erschienen ist, sei mit Nachdruck hingewiesen, weil hier der wichtige Beweis dafür erbracht wird, daß die mitteleuropäische Erzgewinnung zeitlich etwa mit der vorderasiatischen Kupferzeit zusammenfällt; sie ist völlig bodenständig, von nirgendwoher beeinflusst und durch einen eigenen Entwicklungsengang gekennzeichnet. Diese sachlich erarbeiteten Ergebnisse sollen nun nicht gelten; denn Kühn zeigt mit seiner neuen Methode, daß die nord-europäische Jungsteinzeit nicht — wie man bisher meinte — auf 4000—2000, sondern auf 2000—1400, also etwa 2000 Jahre nach den bisher ältesten mesopotamischen Kupfer-

gerätfunden (El-Beid-Schichte, Ninive) anzusehen sei; die letzte Periode derselben nennt Kühn geradezu „Bronzezeit mit bronzener Importware“, weil hier neben den Stein-geräten genügend zahlreiche — natürlich „importierte“ — Bronzegegenstände vorkommen. Man wird auf die neue Methode Kühns gespannt sein; sie besteht darin, die Bestimmung „durch ägyptischen Import“ zu machen, und zwar insbesondere „durch bestimmte ägyptische Perlen, die weit nach Norden verhandelt wurden“. Man höre: 79 solcher Perlen wurden in Frankreich, Spanien und England, 4 in Mittel- und Nordeuropa gefunden. Darauf basiert die neue Datierung, der zufolge die europäische Metalltechnik zwei Jahrtausende nach der vorderasiatischen liegen und daher natürlich Import sein soll. Man staunt, daß die wenigen Perlenfunde so viel mehr besagen sollen als alles Bisherige. Doch davon abgesehen: die „neue Methode“ scheint uns an einem unheilbaren inneren Widerspruch zu krankten; wenn nämlich — nach Kühn — die ganze typologische Methode nichts taugen soll, so wäre es interessant, zu erfahren, welches andere Verfahren ihm die Gewißheit gibt, daß die in den europäischen Gräbern gefundenen Perlen gerade ägyptische waren. Woran könnte man die europäischen Perlenfunde als „ägyptische“ erkennen, als gerade durch die verpönten Merkmale der Gleichwertigkeit? Und warum in aller Welt sollten gerade Importwaren besser als solche erkannt werden, als im eigenen Lande hergestellte?

Es scheint uns, als ob die umgekehrte Schlussfolgerung zumindest gleich logisch wäre. Es läge näher — obwohl wir dies nicht etwa behaupten wollen —, aus dem frühen Vorkommen solcher Perlen (in Gestalt kupfersteinzeitlicher Grabbeigaben) in Nordeuropa zu schließen, daß umgekehrt die spätere ägyptische Perlenmode vielleicht aus dem Norden, vielleicht durch die in den Ramesiden-Texten genannten „nordischen See-

völker“ heruntergebracht worden sei. Aber Kühn scheint alle jene Gründe zu bevorzugen, welche für eine kulturelle Abhängigkeit des vorgeschichtlichen Nordens von den Südkulturen zu sprechen scheinen; ihm gilt ja auch Troja „schon als Randgebiet der mesopotamischen Kulturen“, und die troischen Funde erscheinen ihm als „Typen, die tausend Jahre später lebten als in Mesopotamien“. Seltsamerweise scheint also die typologische Methode — Gleichzeitigkeit auf Grund erkannter Gleichartigkeit — dann zu gelten, wenn, wie im Falle der ägyptischen Perlen, die Jahreszahlen zuungunsten der

nordischen Kulturen herabgesetzt werden sollen; aber wenn typusgleiche Funde in Troja und Ninive gemacht werden, so sind „natürlich“ die troischen jünger und Importen! Man sieht, daß hier eine vorgefaßte Meinung besteht, der die Deutung aller Fund-ergebnisse untergeordnet wird; diese Meinung des Ex Oriente Lux — die für die physische Natur unbestritten bleibe — lehnen wir mit derselben Entschiedenheit und, wie wir glauben, mit besseren Gründen ab als denen, die uns zur Glaubhaftmachung solcher ägyptischer Importperlen vorgelegt werden. Ditto Much, Uffing am Staffelsee.

Die Fundgrube

Weiteres zum Witterkindstein

Von Edmund Weber, Berlin-Spandau

In den Acta Philologica Scandinavica hat Prof. Dr. Gustaf Nessel in einem Aufsatz „Die Runen“, 1938, S. 115, geschrieben: „Wenn irgend etwas in der Welt an die alten Runen erinnert, so sind es die Hausmarken, hat Otto Lauffer gesagt. Die Ähnlichkeit ergibt sich daraus, daß die Marken ebenso wie die Runen fast ausschließlich in Holz geschnitten wurden (siehe „Germanien“, September 1937, Heft 9, S. 270). Auch den Ausführungen von Edmund Weber im August- und Septemberheft 1937 über den Witterkindstein und die auf diesem befindlichen Zeichen freue ich mich beistimmen zu können. Die Identität der altdeutschen Runen für t und s mit dem zweiten und dritten Zeichen des ersten Wappenschildes liegt auf der Hand. Bekanntlich kommen dieselben in westfälischen Haus- und Familienmarken häufig vor. Den von Weber erwähnten Diebstahl kann man aus got. theihis „Zeit“ (zu „Ding“, thing) erklären.“

Diese freundliche Beachtung meines Aufsatzes bietet mir Anlaß, ihn noch etwas zu ergänzen. Im Heft 8/1937 hatte ich Bezug genommen auf ein von Edmund von Wecus mitgeteiltes Geheimalphabet der Feme aus dem Jahre 1437 mit dem Bemerkung, daß, wenn drei Zeichen der unteren Reihe auf dem Stein mit dem Alphabet zusammenhängen sollten, dieser Umstand eine untere Zeitgrenze für die Meißelung liefern könnte. Ich mußte allerdings damals schreiben: „Aber das Urbild

des von Wecus mitgeteilten Alphabets habe ich bisher nicht ermitteln können.“ Vor kurzem bin ich jedoch auf eine Spur gestoßen. In Dr. Otto Schnellers Buchlein „Die Beme“ fand ich eine Bemerkung, daß nach einigen Forschern die Femengenossen ein Geheimalphabet besessen haben sollten. Als Quelle dafür war angegeben L. Troß, „Sammlung merkwürdiger Urkunden“ (1826). Es ist mir bisher nicht gelungen, das Buch zu erhalten. Aber vielleicht sind Heimatforscher des Landes Lippe in der Lage, dem Fall nachzugehen. Troß dürfte die Quelle für Wecus gewesen sein.

Ein greifbares Ergebnis bei der ungefähren Zeitbestimmung der Meißelung ermöglichen vielleicht die Formen der Hausmarken des Steines. Die auf ihm befindlichen Zeichen bestehen meist aus geraden Linien, aber in der unteren Reihe gibt es auch geschwungene wie in der 8. Der große Hausmarkenforscher E. A. Sommeher hat im zweiten Kapitel (Die Gestalt) in § 58 geschrieben: „Die Hausmarke ist ein lineares, ein strichliches Zeichen, eine geometrische Figur. Innerhalb des weiten Spielraums, den diese Figur noch bietet, läßt doch die Geschichte des Instituts gewisse leitende Richtungen und natürliche Stufen erkennen.“

Die älteste Herstellung des Zeichens dürfen wir als ein Hauen, Schneiden, Meißeln und Ritzen in Bäume, Pfähle, Balken, Steine, Hörner denken. Am bequemsten fällt nun die gerade Linie. Hier geht wieder der lotrechte Strich dem schräg ge-

gezogenen, dieser dem waagerechten vor; ganz zuletzt steht die geschwungene Linie, der Bogen, gar der Kreis."

§. 146 des Wertes Homers heißt es dann weiter: „Ein fernerer erheblicher Schritt liegt in dem Hinzutreten der geschwungenen oder gebogenen Linie. Er steht wohl in Verbindung mit dem häufigeren Schreiben oder Malen der Marke im Gegensatz des Eingrabens, Ritzens, Schneidens. Die Hausmarken ruhen den Halbkreis, ja das volle Rund. Petrus de Ubaldini schreibt 1568: „Quaedam pictura sive linearis sive circularis figuratio (die Hausmarke ist eine Art Bildzeichen von bald strichlicher, bald kreisförmiger Gestalt).“

Nach diesem Zeugnis waren also um die Mitte des 16. Jahrhunderts Hausmarken mit gebogenen Formen schon vorhanden. Homer verweist darauf, daß auch die Steinmetzzeichen erst im 16. Jahrhundert den dem Namen angelegten Strich zu biegen pflegen. Eine Form wie die 8 in der Mitte der unteren Reihe kann also, sofern sie sich als Hofmarke erweisen sollte, erst eine Spätbildung sein. Aber auch das erste Zeichen unten weist eine geschwungene Gestalt auf.

Geht man von Homers zeitlicher Feststellung der Hofmarkenformen aus, so gelangt man also als unserer Grenze für die Reihelungen des Steinritzes in die Zeit um 1550 n. Zth. Dann wären die Zeichen etwa hundert Jahre alt gewesen, als der Drost Horst sie 1659 erneuern ließ.

„Jugendfasnachten“ im Kreis Wittenberg. Von einem Kameraden bei der Wehrmacht wurde mir von folgendem Brauchtum seiner Heimatlandschaft erzählt, das etwa in den letzten Tagen des Januar in zahlreichen Ortschaften des Kreises Wittenberg geübt wird, und dessen Sinn dem unserer Lichtmeß- und Faschnachtsbräuche gleichkommt.

Die Hauptpersonen der „Jugend-Fasnachten“ sind zwei „Platzmeister“, die von der Jugend des Dorfes alljährlich gewählt werden, und die am ersten Sonntag zusammenstellen, welche Mädchen zum Fest eingeladen werden. Sie ziehen von Haus zu Haus und laden die betreffenden Mädchen ein. Jedes eingeladene Mädchen hat ein buntes Band mitzubringen, mit dem die Platzmeister geschmückt werden, so daß sie zuletzt ein Gewand von farbenfrohen, bunten Bändern tragen. Am Abend findet im Dorfgasthof ein großer Tanz statt, und hier tanzen die Platzmeister bei den ersten drei Tänzen die Mädchen den übrigen Burschen zu. Fröhlicher Tanz vereint die Dorfg Jugend bis in die späten Nachtstunden. So vergeht der erste Tag. Die Musik, zumeist Blas- oder Blechmusik, bleibt gleich im Dorf

wohnen, und am Montag zieht die gesamte Dorfg Jugend unter Borantritt der Musik und der Platzmeister von Haus zu Haus, und es beginnt das sog. „Zempern“. Wurstpfeife, Tragkörbe, Milcheimer und Flaschen werden mitgebracht und von jedem Bauernhof werden Gaben eingesammelt. Dafür bekommt der Hofeigentümer ein Ständchen, und es kommen ansehnliche Vorräte an Speck, Wurst, Eiern, Milch usw. zusammen.

Den Höhepunkt der „Jugend-Fasnachten“ bildet jedoch der kommende Sonntagabend, an dem der sog. „Schlappenball“ stattfindet. Hierzu erscheinen die Burschen in „Schlappen“, d. h. in Pantoffeln, und in fröhlicher Festlaune werden die am vorhergegangenen Montag erheischten Gaben verzehrt, und froher Tanz vereint die Jugend bis in die späten Morgenstunden.

Obgleich der Brauch der „Jugend-Fasnachten“ selbstverständlich im Laufe der Jahre modernisiert und den heutigen Verhältnissen angepaßt worden ist, erkennen wir doch deutlich den alten Sinn, der dieser Sitte zugrunde liegt, die von begeisterter Jugend die Jahrhunderte hindurch erhalten worden ist. In manchen Ortschaften besteht sogar noch die Sitte des „Schwärmens“ der Mädchen mit Ruß oder Schuhschmiere.

Wolff Gudenberg.

Die erste altgermanische Moorsiedlung in Westfalen

Eine Entdeckung im Kreise Minden

Dank der Aufmerksamkeit eines Bauern, der beim Pflügen seiner im Moor gelegenen Wiese immer wieder auf Baumstämme stieß, ist in Unterlübbe im Kreise Minden die erste altgermanische Moorsiedlung in Westfalen überhaupt entdeckt worden. Der örtliche Heimatpfleger, dem die Sache gemeldet wurde, benachrichtigte Professor Langelwiese in Bünde, der dann auf Anforderung von Professor Stieren in Münster die sachgemäße Ausgrabung anordnete.

Die Grabungen legten zunächst vier Reihen eingerammter Baumstämme frei, die in einem untadeligen Rechteck geordnet waren. Es handelt sich bei diesen Baumstämmen zweifelsohne um das tragende Fundament eines Hauses. Waren doch noch Lagerhölzer, die die Dielenbretter trugen, festzustellen. Aber die Bedeutung dieses Hauses ist man sich noch nicht ganz klar geworden.

Man hat im Laufe der Grabungen noch eine Anzahl wichtiger Funde bzw. Entdeckungen gemacht. Deutlich wurden die Umrisse des Vorhofes freigelegt. Auch eine Feuerstelle wurde ausgegraben. Dann fand man auch einen Mahlstein und einen Wetzstein.



Die fünfsteilige Dorflinde von Buchheim mit Darstellung des Festes von 1844

Die Dorflinde als Weltbaum

Im Schloßhof Buchheim (Bahnhofstation Attnang-Buchheim an der Strecke Linz-Salzburg) stand bis zum Jahre 1881 eine herrliche und darum viel bewunderte Linde, welche vier schön ausgeprägte Ästige hatte. Diese Art Stodwerke des Baumes waren mit kreisförmigen Bretterböden ausgelegt, die am Umfange der Kreise auf Balken auflagen, die wieder ringsherum durch Ständer gehalten wurden, deren Tragfähigkeit durch Sattelhölzer vergrößert wurden. Von der obersten vierten Plattform ragte die Linde noch als natürlich belassener ansehnlicher Baum gegen Himmel. Der Durchmesser der obersten Plattform hatte ungefähr die Hälfte der untersten. Die beiden mittleren lagen zwischen diesen Maßen, entsprechend der Verjüngung von unten nach oben. Diese Plattformen des Baumes wurden als Tanz- und Festplatz benutzt, auf dem leicht 150 Menschen samt Tischen und Stühlen Platz fanden. Eine der größten Festlichkeiten war anlässlich des Besuches des Kaisers Ferdinand und seiner Gemahlin Anna anlässlich seiner Rückreise von Italien im Jahre 1844. Nicht unwichtig ist, daß Neupriester ihr erstes Messopfer unter der Linde feierten. So 1859 der später bekanntgewordene Missionar Holaus, der sechsundzwanzig Jahre in Amerika wirkte, aber in seiner Heimat, in Attnang, begraben liegt. Buchheim hat eine berühmte Wallfahrtskirche. Von Buchheim geht eine ehr-

würdige alte Lindenallee, die eine breite Straße einsäumt, an die Ager nach Wankham; früher wurde diese Allee durch eine zweite Lindenallee ergänzt, die zum Spitzberg führte, der sich ganz vereinzelt aus der Attnanger Ebene erhebt und deshalb als auffallend bezeichnet werden muß. Auf diesem Berge befand sich auf einem Baum seit alterszeiten ein heiliges Bild, das nach dem Weltkriege zerstört wurde. Sehr alten Ursprunges dürfte auch die Sage sein, die von einem Besuch der Untersberger Mänlein in der benachbarten Attnanger Kirche berichtet. Als einmal jemand zum Frühgottesdienst vorzeitig in die Kirche kam, hörte er in dem noch leeren Gotteshause Orgelspiel und sah die Kirche hell beleuchtet. Raum aber hatte der Besucher die Kirchentür etwas geöffnet, verschwanden die Zwerge. Messenböck.

Ein Steinbild vom Florenberg bei Fulda

Im vorigen Jahre entdeckte ich am Florenberg bei Fulda eine Steinplatte, auf der eine menschliche Gestalt dargestellt ist. Der Stein befindet sich jetzt in Verwahrung des Landratsamtes Fulda.

Auf der 0,85 Meter hohen und 0,48 Meter breiten Platte sehen wir eine männliche Figur dargestellt, die anscheinend ungefähr in der Mitte des Körpers ein Messer, oder einen Dolch, trägt. Die Annahme ist deshalb berechtigt, weil der Gegenstand unten spitzer als oben ist. An der linken Hüfte ist ein Stück ausgebrochen, wodurch die Becken-



Stein vom Florenberg bei Fulda

partie eingengt erscheint. Das Gesicht ist wie eine Scheibe geformt. Auf dieser sitzt eine Art Zippelmütze, die ich für das Stück einer Kulttracht halte. Der rechte Arm, leicht nach oben gekrümmt, trägt einen über die Schulter gelegten oder vielleicht auch zum Blasen dienenden Gegenstand. Der Arm ist auffallend klein gegen den zweiten Arm. Vielleicht deutet das auf eine Darstellung des „Einarmigen“. Der Mondgott wurde meist einarmig, oder mit einem Armstumpf, dargestellt. Der linke Arm, in normaler Größe, ist in geschwungener Linie nach unten gerichtet. Über dem Kopfe erkennt man noch an den Schlagmarken, daß hier später etwas abgehauen wurde.

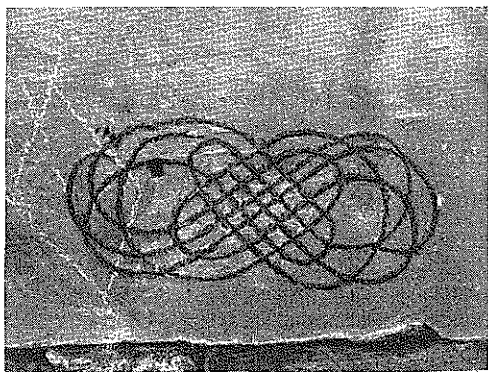
Nach eingezogenen Erkundigungen soll die Steinplatte früher in einem damals zur dortigen Kirche gehörenden Schweinestall eingemauert gewesen sein. Aus dem an beiden Seiten entlanglaufenden Falz und den in roher Weise mitten und an den Seiten des Bildwerkes eingesetzten und noch vorhandenen Überresten von Riegelösen geht hervor, daß das Bild zwischen zwei Schweinestalltüren mit der Bildseite nach außen angebracht war. Es ist somit anzunehmen, daß man nicht ohne Absicht für diesen „heidnischen Gott“ keinen besseren Aufbewahrungsort wußte, als einen Schwein-

stall; man brachte ihn so an, daß ihn jeder sehen konnte. G. Iller, Fulda.

Bemerkenswert an dieser Darstellung erscheint besonders auch die „Zippelmütze“, die anscheinend zu einer alten Kulttracht gehört hat und wohl noch in den heutigen „Karnedalsmützen“ weiterlebt. Die Spitzhüte spielen noch bei manchen brauchtmäßlichen Spielen eine Rolle; so bei dem Windelbahnfest zu Stolp. Vielleicht führen die dort gebräuchlichen „Britschen“ zu einer Deutung des Gegenstandes in der rechten Hand unseres Bildes.

„Zauberknoten?“ In Wennungen (Kreis Duerfurt) befindet sich an der Außenmauer des Kirchgartens, von der Straße aus sichtbar, ein Stein, der eine Schlingbandverzierung trägt. Der Stein ist sonst frei von jedem anderen Muster. Die Ritzung beträgt höchstens 2 mm und ist stark durch Verwitterungen beschädigt. Ich vermute, daß es sich bei diesem Fund um ein wahrscheinlich frühromanisches, vielleicht noch älteres Stück handelt, was beim späteren Bau der Mauer hier eingebaut ist. Auf keinen Fall handelt es sich um einen Teil eines Grabsteines. Es ist auch nicht ohne weiteres notwendig, daß dieser Stein aus einem Kirchenbau stammt. Sonst zeigt er keine Sonderheiten, die irgendwelche Rückschlüsse auf seinen Ursprung zulassen. Im Ort selbst und bei dem zuständigen Museumsleiter ist über seinen Ursprung auch nichts zu erfahren. Die unregelmäßige Linienführung und die Tatsache, daß die Verzierungen wahrscheinlich eingekratzt und nicht eingehauen sind, sprechen für ein hohes Alter und lassen damit den Schluß zu, daß es sich hier um eine erfreuliche Bereicherung des Sinnbildbestandes aus der Frühzeit handelt.

Carl Wandel, Schönebeck/Elbe.



Außenmauer des Kirchgartens von Wennungen
Aufn.: Carl Wandel, Schönebeck (Elbe)

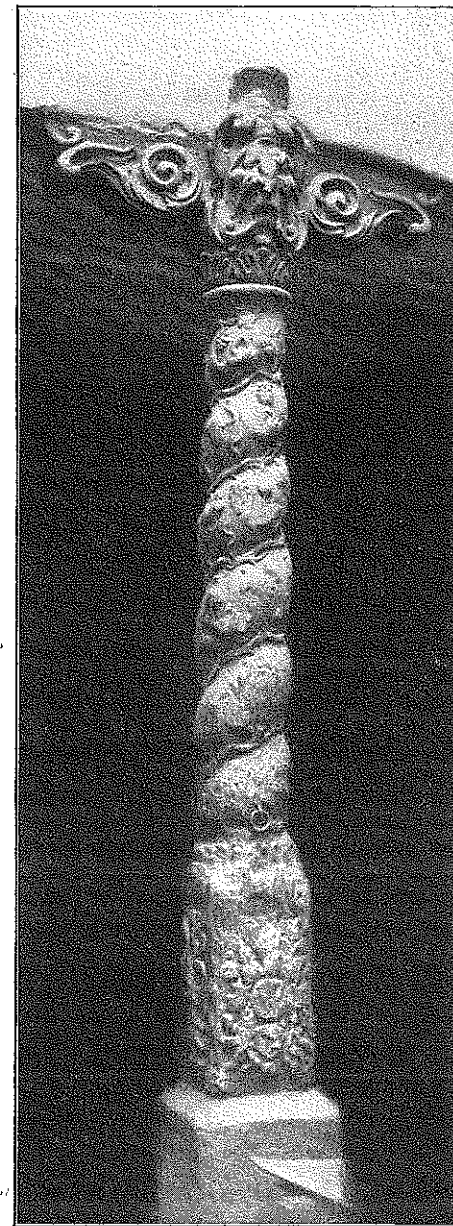
Ein Frminsulbild in Frankfurt a. M.?

In einem Hause der Alten Mainzer Gasse in Frankfurt a. M., und zwar im Hofe des Hauses zum Prinzen Karl, findet sich im Vorbau des ersten Stockes eine eichene Säule, die in ihrem Kopfsteile an die Frminsul auf dem berühmten Flachbilde der Externsteine erinnert. Jrgendwelche Überlieferungen über diese Säule liegen nicht vor. Das Werk über die baulichen Denkmäler der Stadt Frankfurt von Wolf, Jung und Hülsen erwähnt von dem Hause nichts, doch findet sich bei Fried Lübbecke, „Alt-Frankfurt“, 3. Folge 1926, Seite 61, folgende Nachricht über das Haus zum Prinzen Karl:

„Das heutige Haus ist im Anfange des 17. Jahrhunderts erbaut. Der Vorbau des ersten Stockes wird durch eine reich skulptierte eichene Säule getragen, die zweifellos aufs engste mit den Zeichnungen des Vorlagenbuches für Schreiner von Friedrich Unteutsch zusammenhängt. Unteutsch war um 1650 Stadtschreiner zu Frankfurt a. M. und hat durch sein Vorlagenwerk weithin befruchtend für den von ihm virtuos entwickelten niederländischen Knorpelstil gewirkt. Wohl liegen die Anfänge dieses Stils in Italien und in den Niederlanden, aber Deutschland, insbesondere Frankfurt, kann sich rühmen, ihn bis in die letzten Möglichkeiten ausgebaut zu haben. Eine ganz ähnlich gewundene, von Weinranken umzogene Säule mit dem gleichen Maskenkapitell findet sich an einem Schrankentwurf von Friedrich Unteutsch wieder. Verwandte Masken findet man an zahlreichen Konsolen, Decken und Möbeln Frankfurts aus der gleichen Zeit.“

Die Entstehung der Säule reicht also in die Barockzeit zurück. Ob und welche Fäden sich von der Frminsul bis zu dieser Säule und anderen ähnlichen Gestaltungen der Bildhauerkunst ziehen lassen, muß die Forschung zu klären suchen. Für uns ist es jedenfalls nicht ohne Reiz, ein Gebilde zu finden, das jeden Kenner des Externsteinbildes in die Augen sticht und, wie ich verschiedentlich gehört habe, zu dem Ausrufe veranlaßt: Das ist ja die Frminsul!

R. Wehrhan.



Die Gebildeten müssen einsehen lernen, daß in vieler Hinsicht die, über welche sie sich erhaben wähnen, ihnen voraus und überlegen sind, und daß sie mit aller ihrer Bildung nur das erstreben, was diesen gegeben ist, ein fest ausgeprägtes, in allem Wechsel beharrliches Wesen.

Karl Müllenhoff, 1845

Die Bücherwaage

Oskar von Zaborzky-Wahlstätten, **Urbäter-Erbe in deutscher Volkskunst** (Deutsches Ahnenerbe, Volkstümliche Schriftenreihe 1. Band). Verlag von Koehler & Amelang, Leipzig 1936. Ganzleinen 9,80 RM.

Wir sind von Sinnbildern umgeben. Sie drücken, wenn wir es recht bedenken, unser Verhältnis zur Natur, zum Jenseits, zum geschichtlich Gewordenen aus. Ein Beispiel dafür ist, daß der Führer in seiner Ansprache am 2. Dezember 1938 den Spaten zum Symbol der deutschen Arbeit erklärte. Das müssen spätere Geschlechter wissen, wenn sie sehen, wie in unserer Zeit das Bild des Spatens hier und da in Abzeichen, als Schmuckstück usw. erscheint. Wir blicken mit anderen Augen auf diesen Gegenstand, eine besondere Würde haftet ihm nunmehr an.

Einst lebte man viel mehr in dieser Welt von geheiligten Bildern. Das sogenannte Aufklärungszeitalter hat uns lehren wollen, die Liebe dazu und den Glauben daran zu verachten und zu belächeln. Und doch erhielt sich noch eine Menge unschätzbaren Gutes aus jenem Erbe. Besonders das Bauernhaus hat es geschützt und gerettet. Nur der Sinn dafür ging uns vielfach verloren. Erst jetzt fangen wir wieder an, den Blick darauf zu richten. Eine Anleitung hierzu will das erwähnte Buch von v. Zaborzky geben. Der Verfasser hat einen umfangreichen Bildstoff zusammengetragen und ihn durch fesselnde mythologische und geschichtliche Darstellungen erläutert. Wir bemerken, daß gewisse Symbolformen immer wiederkehren. Diese sind herausgestellt, und ihre Reihe ist der Leitfaden durch das Ganze, das in vier Abschnitte gegliedert ist: Weltbild und Jahreslauf; Werden und Vergehen; Liebe und Fruchtbarkeit; Die alten Götter und der alte Glaube; Von alter Art. Besonders zu begrüßen sind am Schluß die verschiedenen Nachweise und ein Sinnbilderverzeichnis. Das Buch ist somit nicht nur als anregendes Gese- und Anschauungswerk zu empfehlen, sondern auch zum Nachschlagen geeignet, vor allem für den Kunsthandwerker. Otto Paul.

Hans Weinert, **Entstehung der Menschenrassen**. Ferdinand Enke Verlag in Stuttgart. Mit 184 Abb. und 7 Rassenkarten. 321 S. 8°. Geb. RM. 17,—, in Leinen geb. RM. 18,80.

Auch der Germanienkundler wird immer wieder zu einem Handbuch der Rassenforschung greifen müssen, um sich über die neuesten Er-

gebnisse der Forschung, die ja immer wieder durch neue Funde angeregt wird, zu unterrichten. Hans Weinert, der wiederholt in dieser Zeitschrift solche Grenzgebiete behandelt hat, untersucht in diesem Buche die Frage der Entstehung der Menschenrassen unter Verwertung aller, auch der neuesten fossilen Funde; wobei er sich unbestechlich an die Tatsachen hält, ohne sich in Spekulationen einzulassen. Wir gewinnen dadurch ein gutes Bild nicht nur von dem wesentlichsten Fundmaterial, sondern auch von den wesentlichsten Theorien. Im zweiten Teil werden die tatsächlich heute bestehenden Rassenformen beschrieben. Wegen der Heranziehung reicher Literatur hat auch derjenige, der die Anthropologie mehr als Hilfswissenschaft für Indogermanen- und Germanienkunde betrachtet, die Möglichkeit, sich aus dieser Darstellung über alle wichtigen Fragen zu unterrichten. Plakmann.

Hans Kern, **Geheimnis und Ahnung**. Die deutsche Romantik in Dokumenten. Mit acht Bildern. Widukind-Verlag/Alexander Bof. Berlin-Sichterfelde 1938. 5,80 RM., in Leinen 6,80 RM.

Hans Kern legt uns eine schön ausgestattete Auswahl aus Schriften, Briefen und Bildern der deutschen Romantik vor. Der Herausgeber ist allerdings so sehr der Lebensanschauung und Lebensidee von Ludwig Klages verpflichtet, daß das reiche, unerhört vielfältige geistige Bild der deutschen Romantik in solcher Sicht einer gewissen Vereinfachung verfällt, im Vorwort wie in der Auswahl. Man kann sehr ernsthaft fragen, ob die doktrinaire Haltung im Sinne der Klages'schen Lebenslehre bei der Frage nach einer neuen Lebensmetaphysik der Größe und Gefahr romantischen Geistes und Erbes voll gerecht zu werden vermag. Kern eröffnet mit seiner Auswahl eine mögliche Blickrichtung auf eine Grundfrage der Romantik. So reich immer die vielfältigen Beziehungen sein mögen, ein umfassendes und gerechtes Gesamtbild entsteht daraus noch nicht. Dieser kritische Einwand meint mehr als einzelne offengebliebene Wünsche und Eigenwilligkeiten der Auswahl (Hölzerlin, Kleist, Arndt u. a.). Mit der aus der Klages'schen Lebenslehre gewonnenen Sicht erscheint uns heute das Lebendige und vor allem germanisch-deutsche Vermächtnis der Romantik samt seinen Gefahren noch nicht zureichend erschlossen.

Hans Röhner.

Heinrich Winter, **Das Sonnenjahr, Das Brautium des Jahres Abbild alten deutschen Volksglaubens**. Schriften der Volks- und Heimatforschung, 1. Band. Verlag Volk und Scholle, Darmstadt 1937. Geb. 1,40 RM.

Das hübsch ausgestattete Bändchen bringt eine kurze Schilderung der wichtigsten Bräuche des Jahreslaufes, wie sie sich heute noch im Gau Hessen-Rassau erhalten haben. Die Darstellung wird durch ausgezeichnete Photos ergänzt, die manches für die Sinnbildforschung wichtige enthalten, wie zum Beispiel die Wollterbacher Brunnenstöcke mit ihren altvölkischen Heilszeichen. D. Huth.

Hans Kegel, **Das Süddeutsche Wander-Marionettentheater**. Beiträge zur Volkskulturforschung. Bd. 2. Neuer Hülserverlag, München 1938. 170 S., 53 Abbildungen.

Der Verfasser gibt in seiner gründlichen Arbeit eine Geschichte des Marionettentheaters, wobei er die Einflüsse von Gaukeltum, geistlichem Theater, Wanderschauspiel, österreichischer Hans-Wurst-Komödie und Volkstheater berücksichtigt und herausarbeitet. Der 2. Teil des Buches beschreibt Betrieb, Musik, Bühne und Spiele. Eine besondere Würdigung erhält dabei die eigenartige Figur des Kasperl, der auch im volkstümlichen Theater eine große Rolle spielt. Als Anhang wurden zwei Puppenspiele, die besonders häufig gespielt wurden, veröffentlicht: Don Juan oder der Steinerne Gast, und Matthias Klostermeier vulgo Bayerischer „Hiesel“ (gemeint ist der Hiasl). Die Arbeit ist volkstümlich und theatergeschichtlich von Bedeutung.

Gilbert Trathnigg.

Hans Moser und Raimund Zoder, **Deutsches Volkstum in Volksschauspiel und Volkstanz**. Mit 24 Tafeln, VIII, 184 Seiten. 1938. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35. 6,20 RM. (Deutsches Volkstum. Dritter Band).

Hans Moser umreißt in diesem wertvollen Buche zunächst die Stellung des Volksschauspiels innerhalb der Volkskunde; ausgehend von der Tatsache, daß das Spiel zu den lebendigsten und auch zu den trotz aller Hemmungen und Beeinträchtigungen zähesten Äußerungen des Volkslebens gehört. Sehr lehrreich ist der Überblick über die Geschichte des Volksschauspiels in seinem Kampfe mit den großen Verächtern des Volkhaften; als welche auch in Mosers Darstellung die erste Aufklärungswelle in der Befreiungszeit und die zweite im Zeitalter des Rationalismus durchaus gleichläufig erscheinen. Für die letztere werden viele Belege in Form von Polizeiverordnungen, Predigten und obrigkeitlichen Ermahnungen beigebracht, die in dieser Vollständigkeit wohl noch nicht gesammelt

sind. Man liest in dem ersten Teile des Buches sowohl eine zusammenhängende Geschichte des deutschen Volksschauspiels, wie auch eine Darstellung seines Wesens; und diese Wesens-ergründung wird in lebendiger Weise an der Geschichte des Volksschauspiels selbst sichtbar gemacht. Etwas Ähnliches versucht Raimund Zoder mit Erfolg in dem zweiten Teile des Buches über den Volkstanz; doch geht die Darstellung rückwärts von der heutigen Bedeutung des Volkstanzes aus zu seiner Verbreitung in den deutschen Landschaften und zu seinen Beziehungen zum Jahres-, Lebens- und Altersstufen-Brautium. Es könnte bei einer neuen Auflage des Buches nicht schaden, wenn der zweite Teil in der Darstellungs- und Betrachtungsweise mehr dem ersten angeglichen würde.

Im übrigen stellt das Buch die Grundfragen klar und eindeutig dar und baut auf einer ausgedehnten Stoffkenntnis auf, die jedoch die klare Zeichnung der Grundlinien nicht beeinträchtigt. Bei aller Wärme der Darstellung kommt doch stets die wissenschaftliche Kritik zu ihrem Recht; wissenschaftlicher Ernst paart sich mit lebensnaher Einstellung. Es dürfte die bisher lesbarste und geschlossenste Darstellung dieses Gebietes der Volkskunde sein; unbeschadet der sonstigen verdienstvollen wissenschaftlichen Arbeiten, die einzelne Seiten der Frage behandeln. Plakmann.

Hartmut Schmökel, **Die ersten Arier im Alten Orient**. Mit 15 Abbildungen und 2 Karten auf 14 Tafeln. Verlag von Curt Rabitsch. Leipzig 1938.

Zwei Völker indogermanischer Herkunft haben im 2. Jahrtausend v. Chr. ihren Einfluß auf den Alten Orient ausgeübt, die Hethiter und die Arier. Die Hethiter haben in der Osthälfte Kleasiens ein Großreich errichtet, das seine Blütezeit von 1800—1600 und von 1400—1200 hatte. Sehr früh müssen auch schon, und zwar von Osten her, Arier in den Vorderen Orient eingedrungen sein. Denn rund ein Jahrtausend, bevor die arischen Perser ihr Weltreich über den Orient ausdehnten, finden wir Namen arischer Fürsten in Syrien, in Palästina und in Westmesopotamien. Hartmut Schmökel hat es nun unternommen, die zerstreuten Urkunden und Nachrichten über diese Arier zu sammeln und zu einem anschaulichen und lebendigen Geschichtsbild zu vereinigen. Um die Mitte des 2. Jahrtausends (1700—1400) blüht am oberen Euphrat das machtvolle Mitanni-Reich. Seine Herrscher tragen ausschließlich arische Namen. Sie sind mit der hurritischen Völkerbewegung (rund 1950 bis 1750) ins Land gekommen. Die Hurriter sind weder Arier noch Semiten, sondern gehören einer Völkerfamilie an, deren Heimat wohl im Kaukasus zu suchen ist. Die hurritische Machtentfaltung über den Vorderen Orient verankert ihre

treibende Kraft der arischen Herrscherherrschaft, die immer wieder hervortritt, in Syrien, in Palästina und im Rastland. Die zahlenmäßig geringen Arier sind aber im Churritertum oder in anderem Volkstum aufgegangen. Mit viel Verständnis und großer Sorgfalt sucht nun Schmölke das arische Erbe in Kultur und Kunst des Alten Orients aufzuzeigen. Aisch sind z. B. das Bekehrswesen und das Motiv des Streitwagens und des Einzelkriegers zu Fuß. — Schmölke's Buch wendet sich an „den interessierten deutschen Leser schlechthin“. Durch seine zahlreichen und ausführlichen Literaturangaben ist es aber auch für den Fachmann sehr wertvoll. 14 schöne Holzschnitte beschließen das Buch, das jeder lesen muß, der sich über die Kraft und die Größe des Arieriums unterrichten will. Karl Hoffmann.

Richard Sprockhoff, **Sagen aus der Grenzmark (Posen-Westpreußen)**. A. W. Zickfeld Verlag, Osterwieck, Harz und Berlin. 31 S. RM. 0,40.

Das schmale Bändchen bietet sehr geschickt zusammengestellt einen hübschen Überblick über den Sagenbestand der Grenzmark. Erhöht wird der Wert des Heftes dadurch, daß es nicht etwa nur Sagen aus älteren Sammelwerken enthält, sondern fast in der Mehrzahl solche aus mündlicher Überlieferung oder aus schwer zugänglichen Zeitschriften, Zeitungen und Heimatwerken, wobei die genaue Quellenangabe dem Benutzer gute Dienste leistet. Gelegentlich fehlen allerdings leider diese Angaben, so bei der germanenkundlich reizvollen Sage von der Wartbeherde, die einmal darauf untersucht werden müßte, ob hier alte Überlieferung oder Neuschöpfung bzw. Beeinflussung vorliegt. Gilbert Trathnigg.

Edart Peterich, **Kleine Mythologie. Die Götter und Helden der Germanen**. Frankfurt a. M. 1938, Societäts-Verlag. 192 Seiten, 8 Bilder. Ganzleinen 2,80 RM.

Zugunsten einer weiter gefassten „Religionsgeschichte“, die vor allem auf Vorgeschichte, Volkskunde, Wort- und Ortsnamenforschung fußt, hat man in neuerer Zeit die Mythen, jene mehr oder weniger abgerundeten alten Erzählungen von Wesen und Taten einzelner göttlicher oder wenigstens übermenschlicher Gestalten, als Erkenntnisquelle der altgermanischen Religion stark vernachlässigt. Wohl mit Unrecht. Denn zugegeben, daß die Beziehung des zum Teil mit künstlerischer Freiheit gestalteten Mythos zum lebendig wirkenden Kult und Glauben grundsätzlich noch nicht geklärt ist, erfahren wir doch nur aus dem Mythos Genaueres über die Eigenart der einzelnen göttlichen Wesen, während uns die vorgenannten Forschungsgebiete nur, freilich auch sehr wichtige, äußere Angaben über Alter,

Verbreitung, Wanderung und Wandlung des einzelnen Kultes liefern können. Daher ist eine rein beschreibende Zusammenstellung der einzelnen Mythen, wie sie das vorliegende Buch sein will, grundsätzlich berechtigt. — Nach den Eddaliedern, der Snorra-Edda, Saxo Grammaticus, Völsungasaga, Nibelungen- und Gudrunlied, Frithjofsaga, Hildebrandslied, Beowulf, Waltharilied und kleineren Überlieferungsbrüchen berichtet der Verfasser anschaulich und klar von Göttern, Riesen und Zwergen, Welterschöpfung und Götterdämmerung und erzählt die bekanntesten Heldenjagen. Gut, daß er auf die verschiedene Gestaltung des Nibelungenstoffes, der Sagen von Wieland und Hildebrand hinweist.

In einem Abschnitt „Zur altgermanischen Glaubensgeschichte“ gibt er einen Überblick über die Art und Lagerung der Zeugnisse vom Magdalenien bis zur altisländischen Schreiberzeit und gibt gute Hinweise auf die Verwandtschaft der indogermanischen Religionen untereinander, besonders der griechischen mit der germanischen. In der Gesamtdeutung der Mythen folgt er vor allem F. v. d. Leyen und Martin Rind. In der Christianisierung sieht er nicht einen Bruch, sondern eine Fortsetzung alter germanischer Gottesvorstellungen. — P.s. Buch bringt keine neuen, selbständigen Forschungsergebnisse, ist aber für den, der einen allerersten Einblick in die Mythen- und Sagenwelt der Germanen sucht, wohl brauchbar. — Gerade darum aber hätte man kleine Flüchtigkeitsfehler, wie die folgenden, vermeiden sollen: Das umfangreiche Prosawerk der Snorra-Edda nennt man nicht „Kleine Edda“ (S. 142), Helgi der Hundingsstier heißt altnordisch im Rominativ „Hundingsbani“ (S. 116 f.) und das Ungeheuer des Beowulfepos überall Grendel (S. 132 f.). Frithjof kennen wir nur aus der Frithjofsaga, keine der beiden Edden „singt“ etwas von ihm (S. 129). Der Klang der Luken ist übrigens, wie Versuche gezeigt haben, keineswegs „unheimlich“ (S. 145).

Friedrich W. Müller.

H-Kalender 1939. Cher-Verlag.

Der H-Kalender 1939 zeichnet sich, wie man schon beim ersten Durchblättern sieht, durch trefflich gewählte Bilder aus, die Führer der Partei und ihrer Gliederungen, Bauteile des Dritten Reiches und Ausschnitte aus dem Leben der H darstellen. Besonderen Wert erhält der Kalender durch die Zeit- und Mahnworte, die jedes einzelne Blatt bringt. Neben Aussprüchen großer Deutscher vergangener Jahrhunderte sprechen hier vor allem der Führer und seine treuesten Kämpfer zum Leser. —gg.

Zeitschriftenchau

Forschungen und Fortschritte, 15. Jahrgang, Nr. 3, 20. Januar 1939. Wilhelm Witter, **Zum Problem der Chronologie in der Vorgeschichte**. Witter führt seit 1932 Forschungen über vorgeschichtliche Metallgewinnung durch. Er konnte nachweisen, daß die Kupferindustrie im mitteldeutschen Raum bodenkundlich ist. Es kann also keine Rede davon sein, daß die Glockenbecherleute aus Spanien die Kenntnis der Gewinnung und Bearbeitung des Kupfers nach Mitteleuropa brachten. Auch das bisher angenommene Altersverhältnis zwischen den Dolchen mit Mittelrippe aus Gräbern von Remedello in Oberitalien und einem gleichen Dolche, der in Bygholm in Jütland gefunden wurde, läßt sich nach Witters Untersuchungen nicht halten. Witter kommt zu folgendem Ergebnis: „Die Bygholmer Klinge und die Dolche von Remedello haben nichts Gemeinsames und können daher weder voneinander abgeleitet noch miteinander verglichen werden.“ / Emil Lehmann, **Grenzland-Vollkunde**. Die Grenzland-Vollkunde ist lange vernachlässigt und bis in die Gegenwart hinein in ihrer besonderen Bedeutung unterschätzt worden. Im Grenzraum prägen sich die Volksklänge klarer heraus als im Innenraum, alte Überlieferungen werden zäher festgehalten und der Grenzstamm ist sich seiner Volkheit im höheren Maße bewußt. Lehmann führt mehrere Beispiele dafür an und macht darauf aufmerksam, daß wir „noch nicht die monographische Darstellung unserer nächsten Nachbarvölker (besitzen), die wir für Schule und Schulung unbedingt brauchen, die über Tschechen, Slowaken, Magyaren, Polen, Litauer usw.“ / Volk und Scholle, 17. Jahrgang, Heft 1, 1939. Friedrich Mössinger, **Ein Odenwälder Dreikönigspiel**. Durch Stumpffs Forschungen über die Sternfinger und Sterndeuter wird ein bisher sinnlos anmutendes Dreikönigspiel verständlich, das Max Walter 1913 in Kirchzell im östlichen Odenwald aufgezeichnet hat. Einer der drei Könige ersticht den zweiten, der dritte heißt ihn aufstehen, und dann singen alle drei das Lied „Zu Bethlehem geboren“. Daß es sich bei dieser plötzlichen Tötung und schnellen Wiederbelebung um einen Einfall irgendeines Spielers früherer Zeit handelt

könnte, ist ganz unwahrscheinlich. Wie Mössinger zeigt, handelt es sich hier vielmehr um einen wenn auch schwachen Rest des keltischen Jahresdramas mit der Tötung und Wiedererhebung des Jahresgottes. Aus deutschen Frühlingsbräuchen (Tötung und Wiederbeleben des „Wilden Mannes“, Tod ins Wasser tragen und herausholen) ist dies schon lange bekannt. Für das Dreikönigspiel fehlte es Stumpff an deutschen Belegen. Ähnliches konnte er nur aus Skandinavien hebringen. „Um so wertvoller ist das Odenwälder Spiel aus Kirchzell, das nun überraschend deutlich seinen tiefen Sinn zeigt und uns in früheste Zeit führt.“ / Die Kunde, 7. Jahrgang, Nr. 1, Januar 1939. H. Plath, **Zwei Sinnbilder**. Der Verfasser veröffentlicht und bespricht ein achtstrahliges Sonnensinnbild, das aus Steinen gebildet in der Küche eines Bauernhauses der Bentheimer Gegend sich befand und von den Bewohnern als Darstellung der Sonne bezeichnet wurde. Sodann beschreibt er ein Baumsinnbild an der Scheunentür eines Hofes in Mardorf. / Neue Jahrbücher für Antike und deutsche Bildung, 1. Jahrg., Heft 9, 1938. Friedrich Maß, **Die Indogermanisierung Italiens**. Maß setzt seinen Bericht, über dessen ersten Teil wir bereits berichteten, fort. So verdienstlich, wie wir bereits hervorhoben, die zusammenfassende Behandlung des verstreuten Stoffes ist, so sehr enttäuscht doch in dieser Fortsetzung seine Bemerkung über die Arbeiten von Altheim und Trautmann, die den neu aufgefundenen Felsbildern der Val Camonica gelten. Maß möchte annehmen, daß die von Altheim aufgezeigten Ähnlichkeiten mit schwedischen Felsbildern auf Zufall beruhen. Auf diese Weise läßt es sich Maß entgehen, die wichtigsten neuen Funde für die von ihm behandelten Fragen auszuwerten. / Kieler Blätter, Jahrg. 1938, Heft 4. H. Fankuhn, **Gemeinschaftsform und Herrschaftsbildung in frühgermanischer Zeit**. In der germanischen Spätzeit, für die allein wir schriftliche Quellen haben, finden wir zwei Gemeinschaftsformen: „das lose Nebeneinander gleichberechtigter Sippen ohne eine diese Vielheit überdeckende politische Institution“ (isländischer Bauernstaat, Geschlechterstaat der Dithmarscher) und andererseits ein Königtum

und die damit verbundene Gefolgschaft (Kriegerbund). Die Bodensfunde gestatten es, über die Gemeinschaftsform in frühgermanischer Zeit Aussagen zu machen. Während in der älteren Bronzezeit im germanischen Kerngebiet in der Gleichartigkeit der Gräber sich die Gleichberechtigung der Sippen spiegelt, läßt sich in der jüngeren Bronzezeit die Herausbildung eines mächtigeren Königtums aufzeigen. Das eindrucksvollste Denkmal dieses die Volksgemeinschaft überragenden Königtums, das im Süden des damaligen Germanengebietes jedenfalls ein Heer-Königtum war, ist das Königsgrab von Seddin. Eine ähnliche Anlage findet sich nur noch in Schweden, es ist das Königsgrab von Häga bei Uppsala. Doch sind die Wurzeln des Königtums hier im Norden möglicherweise andere gewesen als im Süden. Auf Grund dieser Befragung der Grabfunde nach der in ihrer Form und Anlage sich äußernden Gemeinschaftsform kann also gesagt werden, daß Königtum und Kriegerbund keineswegs in der germanischen Spätzeit erst sich herausbildeten, sondern bereits in der jüngeren Bronzezeit. „Wenn diese Umschichtung in der politischen Gemeinschaftsordnung des germanischen Kreises bisher für eine Spätform gehalten werden konnte, und man in ihr sogar die Zeichen für eine Degeneration erblicken wollte, so wird für die Beurteilung dieser Frage der Befund der jüngeren Bronzezeit von großer Wichtigkeit. Mit dem Augenblick nämlich, wo die Germanen über ihr kleines Ursprungsgebiet hinausgreifen, und der ihre ganze spätere Geschichte bestimmende Kampf um die Herrschaft in Mitteleuropa beginnt, mit dem Augenblick also, wo sie politisch in stärkstem Maße aktiv werden, tritt diese Umschichtung ein. Das heißt aber, daß wir es bei diesem Vorgang nicht mit einer Degenerationserscheinung zu tun haben, sondern mit einer inneren Umbildung, die veranlaßt worden ist durch die politischen Gegebenheiten dieser Zeit, in der die Germanen ihre ersten Herrschaftsgebiete besetzen. Dieser Unterschied zwischen Kernland und Herrschaftsgebiet läßt sich durch die ganze spätere Geschichte verfolgen, auch wenn sich in der Spätzeit oft die Grenzen sehr viel stärker verwischen.“ Die lose Sippengemeinschaft und die straffere Kriegergemeinschaft, die zeitweise sogar in einen Gegensatz zu der Sippengemeinschaft treten kann, sind zweifellos „zwei ganz verschiedene Arten poli-

tischer Gemeinschaftsordnung“. Deshalb darf man aber noch nicht die eine für echt germanisch, die andere für fremd halten. Vielmehr äußern sich in diesen verschiedenen Formen veränderte historische Voraussetzungen und Notwendigkeiten. „Die Durchschichtung des alten Prinzips gleichberechtigt nebeneinander stehender Sippen durch die Herausbildung einer politisch und militärisch führenden Schicht und die Entstehung des Königtums mit der die Sippenbindung auflösenden Gefolgschaft ist kein Vorgang, der in die Spätzeit germanischer Entwicklung gehört, sondern der sich erstmalig in dem Augenblick nachweisen läßt, wo die Germanen aus ihrem kleinen Kerngebiet heraustreten und den Kampf um den mitteleuropäischen Siedlungsraum beginnen.“ / Archiv für Religionswissenschaft 35, 1938, Heft 3/4. Fr. R. Schröder, Germanische Mythen. Den ersten Teil seiner wichtigen Untersuchung widmet Schröder „Thor und Thjalfi“. Die gotländische Sage, derzufolge Thielbar auf die tagsüber versinkende Insel als erster Feuer brachte und die Insel seitdem nicht mehr versank, erkennt Schröder als einen kosmogonischen Mythos. Er führt u. a. wichtige griechische und indoarische Parallelen an. Thielbar ist ein alter Feuergott, der dem indischen Agni aufs nächste verwandt ist. Als Feuerbringer ist er zugleich Kulturheros; er ist wesensgleich mit Loki. Der zweite Teil handelt über „Wodan und Wölfi“. Wölfi ist nach Schröders Darlegung „eine Vorstufe der großen Göttergestalt (Wodan-Ödin) ... die neben ihr und in ihr bis zum Ende des Heidentums fortlebt“. Schröder betont, daß Ödin „ganz gewiß kein Gott aus der Fremde“ (ist), wozu man ihn einzig aus Ratlosigkeit hat stampeln wollen, da der Gott sich eben nicht in das im voraus fertige eigene System hineinzwängen ließ. Er ist so echt, so urgermanisch, ja weiterhin gar so indogermanisch, wie nur irgendeiner“.

Gerhard Raab †

Am 17. Januar starb zu Wehlar nach langem schweren Leiden unser Mitarbeiter Gerhard Raab. Mit ihm ist ein verdienter Vorkämpfer germanischen Denkens dahingegangen, der besonders durch seine Werke „Ewiges Germanien“ und „Der Befreier“ bekanntgeworden ist. Auch um unsere Zeitschrift „Germanien“ hat er sich als Mitarbeiter und Anreger Verdienste erworben.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Haupt-schriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin-Dahlem, Büdlerstr. 16. D. V. 3. B. J.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin O2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

April

Heft 4

Auf den Spuren der Goten in der Dobrudscha

Von E. Trautmann

1.

Die große Krise, die das römische Reich im 3. Jahrhundert n. Zth. durchmachte, ist mit dem Namen der Goten untrennbar verbunden. Der germanische Stamm traf die römische Verteidigungslinie an empfindlichster Stelle, am unteren Laufe der Donau. Wurde die Abwehrfront an dieser Stelle durchstoßen, das Mittelmeer erreicht, so war die Verbindung zwischen der Ost- und Westhälfte des Imperiums unterbrochen.

In der Moldau tauchen die Goten erstmalig, wie die Goteninschrift von Poiana¹ gelehrt hat, um 200 n. Zth. auf. Sie saßen dort in Nachbarschaft der Karpen, eines Stammes dakischer Herkunft², der seine Burgen über den Karpathenwall hinaus bis ins Innere der Dakischen Provinz vorgeschoben hatte. Die Karpen hatten sich von römischer Herrschaft freigehalten. Mit den Goten verbündet, wurden sie zu den gefährlichsten Feinden des Reiches. Caracalla war der erste, der mit beiden Völkern zugleich zu kämpfen hatte (214). Die entscheidenden Goteneinfälle setzten schlagartig um die Mitte des Jahrhunderts ein. Jahr für Jahr sich wiederholend, suchten sie den ganzen Balkan und große Teile Kleinasiens heim. Sie drangen bis ins Herz Griechenlands vor und verschonten auch das westliche Mittelmeer nicht. Vor allem trafen sie das Reichsgebiet unmittelbar hinter der Grenze.

Wie verheerend diese Züge gewirkt haben, zeigen die Ausgrabungen in der Dobrudscha. Tropaeum, Tomi, Callatis und andere Städte sind den Gotenstürmen zum Opfer gefallen, Siedlungen, die teilweise ihre Gründung bis in die Zeiten der ionischen Kolonisation, ins 8. oder 7. Jahrhundert v. Zth. zurückführen konnten. Ein besonders aufschlußreiches Bild vermitteln die Grabungen von Histria, die, von B. Pärvan begonnen, jetzt durch Sc. Lambrino fortgeführt werden.

¹ F. Altheim, diese Zeitschrift 1939, S. 49 f.; die dort genannten Runen von Fälticeni haben sich inzwischen als Fälschung erwiesen; vgl. A. Ferenczi, Siebenbürg. Vierteljahrschr. 60, 169 f. (Hinweis von E. Daicobiciu).

² B. Pärvan, Getica 41; 225; 239 f.; 744; 746.

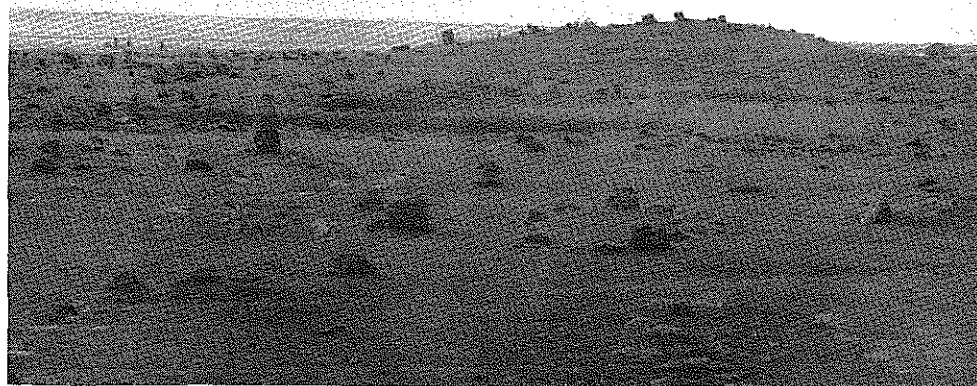


Abb. 1. Dobruſſa („Klein-Skithien“). Skythiſcher Grabhügel bei dem Dorf Kara Harman, unweit Hiſtria.
Aufn.: G. Trautmann.

Wenn man von der rumänischen Hafenstadt Konſtanza aus nach Norden fährt, gelangt man in das Gebiet, das im Altertum Klein-Skithien (Abb. 1) genannt wurde. Es verdient den Namen durchaus: Hier hat gleichſam ein Stück der großen ruſſiſch-aſiatiſchen Ebene über die Donau hinweggegriffen. Steppe, Seen, Reſte einſtiger Lagunen, beſtimmen das Bild der Landſchaft. Endlos dehnt ſich die Fläche bis zum Horizont, ein Weideland für Herden aller Art. Nah und fern ſieht man ſie in der ausgeſörrten, nur im Frühjahr grünenden Steppe. Die Waſſerflächen und ſumpfigen Ufer der Seen dazwiſchen ſind bevölkert von zahlloſen Vogelſchwärmen.

Gelangt man ans Meer, verändert ſich das Bild. Die braungebrannte Fläche beleben bläuliche und roſa Töne, dahinter das blaue Meer mit dem ſilberweißen Kranz ſeiner Brandung.

Hier lag Hiſtria, eine griechiſche Gründung jener Zeit, als die Milesier den Handel im Schwarzen Meer an ſich geriffen hatten. Die Stadt war auf einer Inſel, unfern eines einſt hier mündenden Donauarmes, erbaut. Neben der Einfuhr griechiſchen Handwerks-gutes waren Fang und Zubereitung des Salzfisches³ eine Haupterwerbsquelle. Die Münzen von Hiſtria zeigten auf der Rückſeite den Seeadler, wie er ſeine Krallen in den Rücken eines Thunfiſches ſchlägt⁴. Man betrieb Handel fluſſaufwärts mit den eingeborenen Geten oder über die See mit den ſüdruſſiſchen Handelsſtätten Thyraſ und Olbia, gleich falls griechiſchen Siedlungen. Unter römiſcher Herrſchaft nahmen Blüte und Ausdehnung der Stadt, der man wie allen anderen ihre Selbſtändigkeit beſaßen hatte, beträchtlich zu.

³ Bedeutung der Fiſcherei für Hiſtria: B. Pärvan, Hiſtria IV. Acad. Română, Mem. Sect. Iſtor. 1916, Nr. 15, S. 31 [563]. Brief des Flavius Sabinus J. 21f.; Brief des Pomponius Pius S. 35f., vgl. S. 43 [575]; 181 [713].

⁴ Dieſe Gruppe erſcheint bekanntlich auf dem kleineren der Goldhörner von Gallehus, die ihrerſeits auf pontiſches Kunſtgewerbe zurückgehen ſcheinen.

Sie griff von der Inſel auf das Feſtland hinüber. Tempel und Bäder, ein prunkvolles Forum wurden erbaut; die Stadt umgab ſich mit einem Kranz von Villen.

Die antike Überlieferung verlegte den Fall der Stadt Hiſtria ins Jahr 238, in die Wirren der letzten Zeit Maximins. Goten und Karpen vereint hätten ſie zerſtört. Sc. Lambrino⁵ hat gezeigt, daß dies nicht zutreffen kann. Die Ehreninſchriften der Stadt reichen bis in die letzten Jahre des Kaiſers Philippus Arabs (244—248); erſt danach brechen ſie ab. Alſo wird die Stadt dem großen Gotenſturm unter deſſen Nachfolger Decius zum Opfer gefallen ſein. Kniva, der Anführer dieſes Zuges, iſt der Eroberer Hiſtrias.

Die reiche Stadt hatte ihre Wehrhaftigkeit längſt verloren. Da man auf den Schutz der römiſchen Waſſen vertraute, ließ man die einſtigen Mauern verfallen, und die neuen Stadtteile ohne Befefigung. Jetzt durchbrachen die Goten den Grenzschutz und drangen in das Hinterland ein. Eine Flotte begleitete das Unternehmen von der Seeſeite her. Ihre Schiffe und Matroſen mußten zwangsweiſe von den Bewohnern der ſüdruſſiſchen Städte geſtellt werden; Befehl und Beſatzung blieben den Goten vorbehalten.

In Hiſtria war an einen Widerſtand nicht zu denken. Wehrlos fiel die Stadt den Eroberern zum Opfer. Sie wurde ausgeplündert und blieb fürs erſte unbewohnt.

Erſt nach Aurelians Gotenſiegen konnte man an einen Wiederaufbau denken. Sein Nachfolger Probus begann eine neue Grenzwehr zu ſchaffen. Unter ihm wurde auch der Grundſtein eines neuen Hiſtria gelegt. Die Gründung hatte wenig mit der alten Stadt gemein; ſie trug die Zeichen einer harten Zeit, da man ſtets neuer Einfälle gewärtig ſein mußte. Wie in älteſten Zeiten, ſo zog ſich jetzt Hiſtria wieder auf die geſchützte Inſel zurück. Eiligſt ging man an die Errichtung einer ſtarken Mauer (Abb. 2 und 3). Um

⁵ Rev. Et. Lat. 11, 457f.

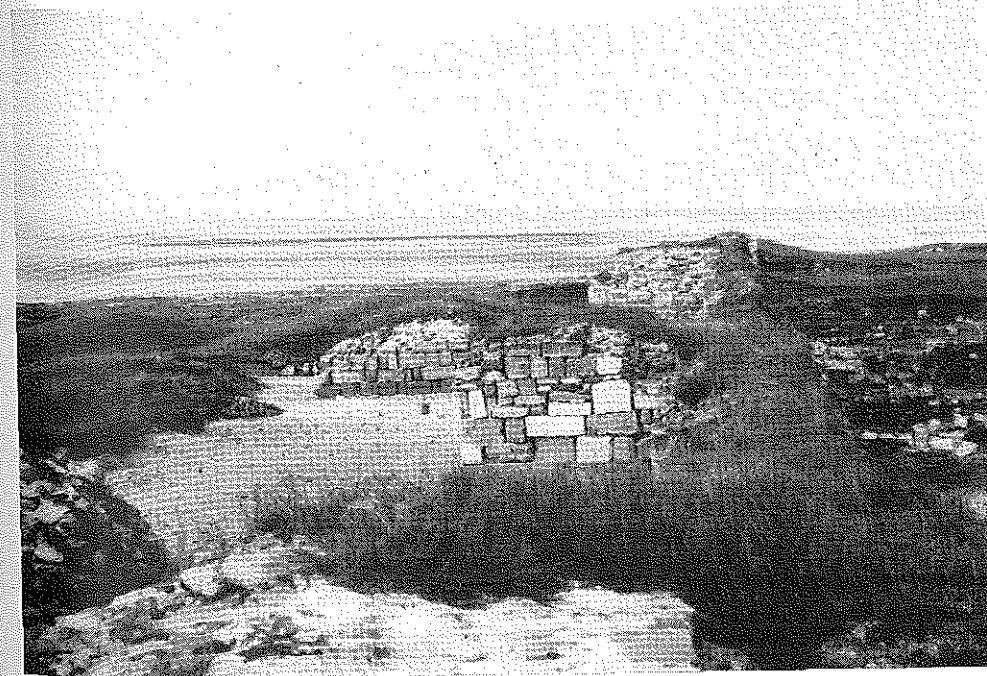


Abb. 2. Hiſtria. Blick über die ſpät-römiſche Weſtmauer auf das Schwarze Meer. Man erkennt die eingemauerten Spolien, beſonders am Turm in der Mitte. Ganz links die Anfänge vorgelagerter Erdwälle. Rechts die Grundmauern der Wohnhäuser.

Aufn.: G. Trautmann.

ihre vorspringenden Türme, ihre doppelten Tore zu errichten, schonte man nichts, was der Vergangenheit heilig gewesen war. Standbilder und Ehreninschriften, der Schmuck der öffentlichen und privaten Gebäude, nicht einmal die Säulen und Tempel waren zu gut, um diesem dringlichsten Bedürfnis zu dienen. Hinter der schützenden Wehr zusammengedrängt, führte eine ärmliche und stets gefährdete Bevölkerung ihr Leben. Klein und winklig gerieten die Straßen; in den Brunkräumen der einstigen Thermen wurden ärmliche Wohnungen eingebaut. Nur das Militär, und später die Kirche, durfte mehr Ansprüche stellen. In solch verkleinerter Form hat sich dann die Stadt, trotz ständiger Bedrohung, bis ins 7. Jahrhundert gehalten. Dann brechen die Spuren der Besiedlung ab; wir wissen nicht, welchem Schicksal sie endgültig zum Opfer fiel.

2.

Das folgenreichste Ereignis der Gotenkriege ist die Schlacht bei Abrittus 251. Die Schwere der Gefahr hatte den Kaiser Decius selbst auf den Kriegsschauplatz gerufen. In wechselvollen Kämpfen schlug er sich unverzagt mit dem gefährlichen Feind; Sieg und Niederlage wechselte bei diesen Gegnern, die sich ebenbürtig waren. Endlich schien Decius die gotischen Eindringlinge so weit gebracht zu haben, daß sie die schwer heimgesuchten Provinzen verließen. Dem heutebeladenen Zuge, der sich nach der Donau zu nordwärts bewegte, suchte der Kaiser bei Abrittus den Weg zu verlegen. Hier kam es zur Schlacht. Sie war eine der folgenreichsten, die das Jahrhundert gesehen hat.

Der Rückzug der Goten muß sich durch die heutige Dobrudscha vollzogen haben. Damit ist der allgemeine Rahmen gegeben. Eine weite Hochfläche aus Löß wird durch Wasserläufe und Auswaschungen in Täler und Schluchten zerteilt. Sie wird dadurch zugleich



Abb. 3. Histria. Spätromische Westmauer von außen. Rechts vorspringende Mauerklirne, links die vorgelagerten Erdwälle.
Aufn.: E. Trautmann.

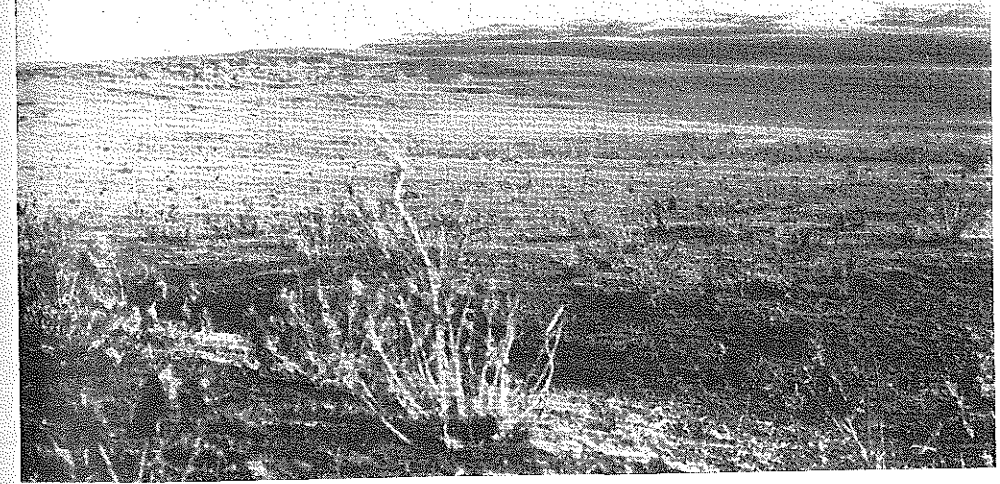


Abb. 4. Die Stadt Abrittus. Auf dem ansteigenden Gelände rechts sieht man den vorgelagerten Graben und Wall, dahinter die (durch Raubgrabungen der Bauern zerstörte) Stadtmauer mit sechs vorspringenden Türmen; sie stammt aus Konstantinischer Zeit.
Aufn.: E. Trautmann.

einförmig und bewegt, weitflächig und doch nicht grenzenlos. Die Dörfer sind sparsam verteilt und in den Bodensenken versteckt; bevölkert wird diese Landschaft von Pferdeherden. Überhaupt bildet sie ein ideales Gelände für den Reiterkampf, und als solchen möchte man sich die Schlacht des Jahres 251 am ehesten vorstellen.

Die Stadt Abrittus selbst (Abb. 4) ist durch den österreichischen Forscher R. Skorpil vor vielen Jahren festgelegt worden⁶. Sie lag zwischen den heutigen Dörfern Uzaplar und Camilaru, einen Tagemarsch von Tropäum und dem Monument des Trajan entfernt, dessen Namen der Kaiser Decius dem seinen hinzugefügt hatte. Abrittus wurde, wie auch Tropäum und so manche Stadt der Nachbarschaft, von den Goten im Anschluß an die besprochenen Kämpfe zerstört, dann durch Konstantin wieder aufgebaut. Dieser Zeit und dem darauffolgenden Jahrhundert gehört alles, was heute noch sichtbar ist, an.

In der Nähe muß das Schlachtfeld gesucht werden. Der überlieferte Hergang des Kampfes⁷ gibt den einzigen Anhalt. Danach muß versucht werden, die Vorgänge festzulegen. Was wir wissen, ist folgendes.

Als es zum Kampf kam, fiel Decius' Sohn, durch einen Pfeil getroffen. Der Kaiser ließ sich dadurch nicht entmutigen. Er griff den Feind an und schlug die beiden ersten gotischen Schlachthaufen, die ihm entgegenstanden. So schien der Kampf halb gewonnen. Noch hielt sich ein dritter Haufe, durch einen tiefen Sumpf gedeckt. Die römischen Soldaten waren bereits ermüdet. Jedoch auf den Rat seines Unterfeldherrn Trebonianus Gallus,

⁶ Bei E. Kalinka, Antike Denkmäler in Bulgarien 350. Der heutige Name der Ruinenstätte ist Abtat Kaleſſi.

⁷ Die Zeugnisse bei B. Rappaport, Die Einfälle der Goten 41.



Abb. 5. Das Schlachtfeld von Abrittus. Der Weg im Vordergrund führt links zu den Stadimauern, rechts zu dem Dorf Azaplar. Das tief eingeschnittene Bachbett geht vorne rechts in den Sumpf, der sich bis Azaplar erstreckt.
Aufn.: E. Trautmann.

dem man heimliche Absichten auf die Kaiserkrone nachsagte, griff der Kaiser auch die letzte Abteilung des Feindes an. Aber ihre Stellung war uneinnehmbar, dieser letzte gotische Rückhalt ließ sich nicht werfen. Bei dem Durchwaten des Sumpfes versanken Decius und alle, die ihm gefolgt waren, in dessen unergründlicher Tiefe. Wer übrig blieb, den erlegten die gotischen Pfeilschützen aus der Ferne.

Der Schlag traf Heer und Reich aufs schwerste. Nicht einmal die Leiche des Kaisers konnte geborgen und begraben werden. Trebonianus Gallus, der Nachfolger, mußte den Abzug der germanischen Sieger mit Geldzahlungen erkaufen.

Bei der Festlegung des Schlachtfeldes kommt alles darauf an, den Sumpf wiederzufinden, der den Schauplatz von Decius' Katastrophe gebildet hat. Abrittus liegt am Rande einer Hochfläche, die durch einen vorüberfließenden Bach gebildet wird. Dieser Bach hat sich tief in den weichen Löß eingefressen: sein Lauf bildet eine Schlucht, die die Hochfläche nach Nordosten zu dreiseitig umgibt. Dort, wo der Wasserlauf sich dem Dorf Azaplar zuwendet, stagniert er in zahlreichen Windungen und breiten Lachen (Abb. 5). Hier muß der einstige Sumpf gesucht werden, und in der Tat dient eben diese Stelle den Bewohnern des Dorfes als Torfstich.

Damit wäre die Stelle, die den Brennpunkt der Schlacht bildete, und damit das Schlachtfeld überhaupt festgelegt. Auf den Höhenrücken jenseits könnte der gotische Rückhalt, an dem Decius' letzter Angriff scheiterte, aufgestellt gewesen sein. Diese Feststellungen konnten als Ergebnis mitgenommen werden, als ich, zusammen mit F. Altheim-Halle, im August 1938 Abrittus aufsuchte.

Die Ausgrabungen in den Höhlen von Mauern

Von A. Bohmers

Seit Juni 1937 werden im Auftrage der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Ahnenerbe“ die Höhlen von Mauern untersucht. Diese sind am Südrande des Fränkischen Jura zwischen Ingolstadt und Donauwörth gelegen. Die fünf Höhlen befinden sich unmittelbar nebeneinander am westlichen Abhang des Wellheimer Trockentales, ungefähr 20 Meter über der Taloberfläche an einem nasenartigen Felsvorsprung von Malm.

In und vor allen Höhlen wurde dasselbe stratigraphische Profil festgestellt (siehe Abb. 1). Das Profil, dessen Gesamtmächtigkeit örtlich verschieden ist, fängt oben mit einer Humusschicht (A) an, die einer gelblichgrauen Lössschicht (C und E) aufgelagert ist, deren Oberkante durch eine schmale, dunkelbraune Verlehmungsschicht (B) gebildet wird. Die Lössschicht kann eine größte Mächtigkeit von 2,50 Meter erreichen. In ihrer unteren Hälfte ist eine graue Verlehmungsschicht von höchstens 0,75 Meter Dicke eingeschaltet (D). Unter dem Löß befindet sich eine bis 1,50 Meter dicke Schicht fetten Höhlenlehms, wovon vor den Höhlen die obere Hälfte grau (F), die untere Hälfte braun gefärbt (G) ist. Die obere graue Schicht nimmt nach dem Höhleninneren zu allmählich ebenfalls eine braune Farbe an. Unter dem Höhlenlehm folgt eine dünne schwarzgraue Lehmsschicht (H) und darunter eine hellgelbe Tonschicht (I). Nur die Lössschichten (C und E) enthalten viele große bis sehr große splittartige Dolomitsteine, während die Lehmsschichten viele kleine, abgerundete Steinchen enthalten.

An der Grenze zwischen Humus und Löß wurden einige Spuren von Mesolithikum und in den obersten Lössschichten Spuren der jüngsten Magdalensstufe gefunden, zu vergleichen mit der oberen Stufe von Kaufertsberg. Darunter folgt in dem Löß eine verhältnismäßig mächtige Hochmagdalensstufe, die zu vergleichen ist mit der Magdalensstufe der Kastlhöhle und den Klauen bei Neureßing.

Die untere Grenze der Hochmagdalensstufe liegt 20 Zentimeter über der in den Löß eingeschalteten Verlehmungsschicht. Von dieser Grenze bis zur Oberkante des Höhlenlehms sind die Schichten fast steril. Es wurden darin nur ein typischer Riefkraker und einige retuschierte Klinge gefunden, die eine Aurignacstufe andeuten.

Sowohl in der grauen als auch in der braunen Höhlenlehmsschicht wurden zahlreiche Feuerstellen, Knochen und folgende Geräte gefunden: viele Schaber, Handspitzen, einige Breitlingen, Faustkeile und Knochenambeße. Die Kultur der braunen Höhlenlehmsschicht gehört nach allen Geräten der Moustierstufe an. In der darüberlagernden grauen Lehmsschicht finden

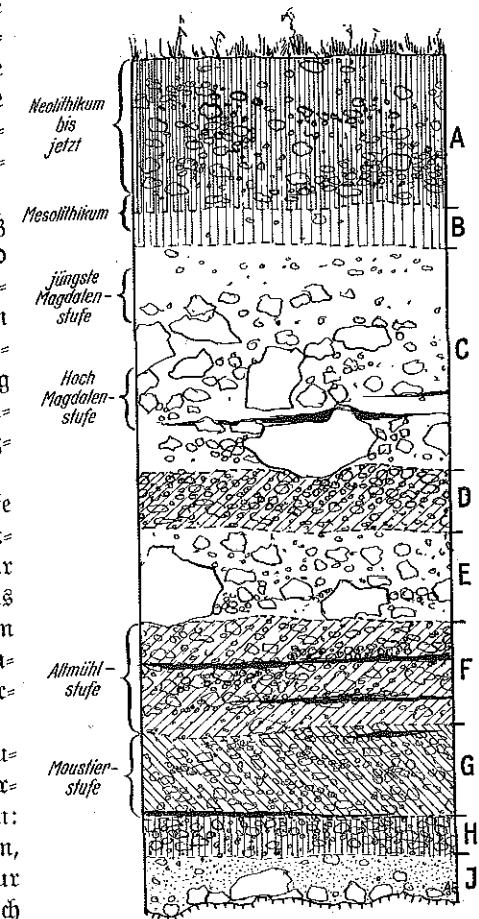


Abb. 1. Schematisches Profil. Höhe 4 m.
Schwarz: Kohleschichten

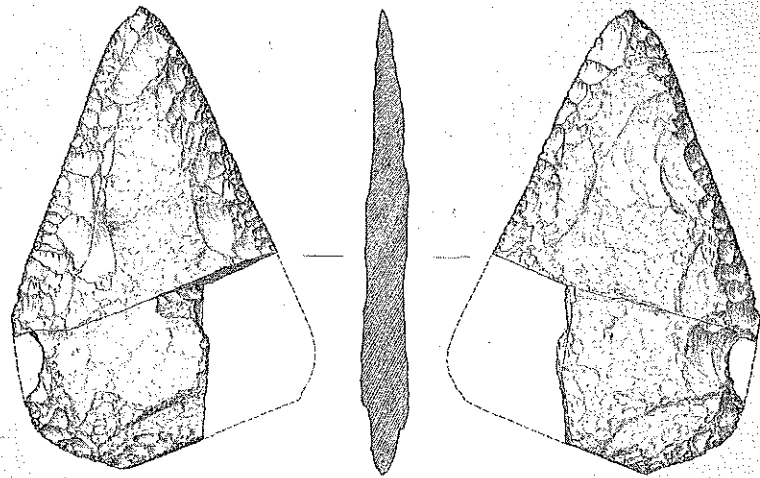


Abb. 2a

2b

2c

Dreieckige Faustkeile

sich neben Geräten vom Moustierstypus insgesamt etwa 30 Blattspitzen, außerdem alle Übergänge zwischen Blattspitzen einerseits und Schabern (Abb. 8), Handspitzen (Abb. 7) und Faustkeilen andererseits. Da diese Funde etwas völlig Neues darstellen, möchte ich sie eingehender beschreiben.

Zunächst sei einiges gesagt über die den beiden Lehmsschichten gemeinsam angehörenden Geräte. Sie sind zum großen Teil aus grauem Hornstein hergestellt, der sich in Platten und Knollen im Malm γ und ϵ findet. Manchmal hat man auch Radiolarit der Donau-gerölle und Jaspis der Albiüberdeckung benutzt. Die Klüftung von all diesen Gesteinsarten ist sehr unregelmäßig und schlecht. Hierdurch erklärt sich, daß viele Abschlüge, wie man sie zur Herstellung der Geräte benutzte, einen Clactoncharakter vortäuschen. Abschlüge aus

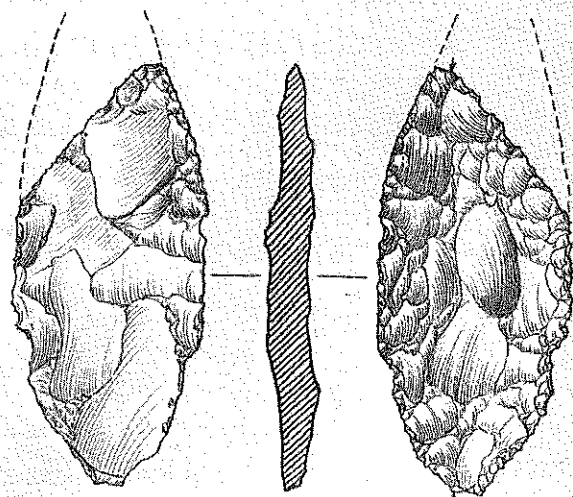


Abb. 3a

3b

3c

Blattspitze

Kernstücken mit präparierter Basis und Levallois-Eigenschaften treten aber auch oft auf. Die Mehrzahl der Geräte aus diesen Schichten besteht aus Schabern, die wahrscheinlich sehr oft auch zum Schneiden benutzt worden sind. Viele sind trotz des schlechten Materials sehr schön gestaltet mit weit auf die Oberfläche hinaufführender Flächenretusche, die nach den Ranten allmählich übergeht in steilere Retusche („Stufenretusche“). Sehr schön bearbeitet sind die Doppelschaber oder Doppelspitzen. Weiter wurden einige weniger gut gearbeitete Handspitzen gefunden und einige sehr schön gearbeitete

dreieckige flache Faustkeile (Abb. 2). Soweit zeigen alle diese Funde weitgehende Übereinstimmung mit den süddeutschen Funden von dem Schulerloch, von Sirgenstein, Seiden-schmiede und Vogelherd, die man bisher in die Moustierstufe, bei den zwei letztgenannten Fundstellen auch in die jüngere Acheulstufe gestellt hat. Im allgemeinen sind die Mauer-ner Geräte etwas schöner gearbeitet. Die Doppelschaber oder Doppelspitzen stimmen weitgehend mit denen von Taubach-Ehringsdorf überein.

Ferner besteht große Ähnlichkeit mit den klassischen Funden von Le Moustier (obere Schicht des Moustérien typique), La Quina (obere Schicht) und anderen in diesen Kreis gehörenden Fundstellen wie

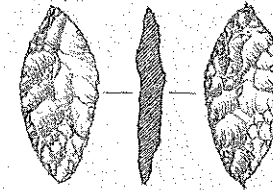


Abb. 4a

4b

4c

Blattspitze

bildet haben. Die in Frankreich in diesen Schichten verhältnismäßig häufig auftretenden Alingen und retuschierten Spitzen vom Chatelperrontyp fehlen aber in Mauer vollkommen.

Ich beschreibe nunmehr die Geräte besonderer Prägung aus dem oberen grauen Höhlenlehm. Sehr charakteristisch sind die verhältnismäßig zahlreich neben den moustierartigen Geräten gefundenen Blattspitzen, die weitaus größte Zahl, die jemals in Deutschland zusammen gefunden wurde. Diese sind zum Teil aus Hornstein- und Jaspisabschlägen, zum Teil aus Plattenhornstein hergestellt. Die Größe variiert zwischen 4,3 und 30,0 Zentimeter. Von den größeren konnten aber, weil sie nicht vollständig erhalten sind, die

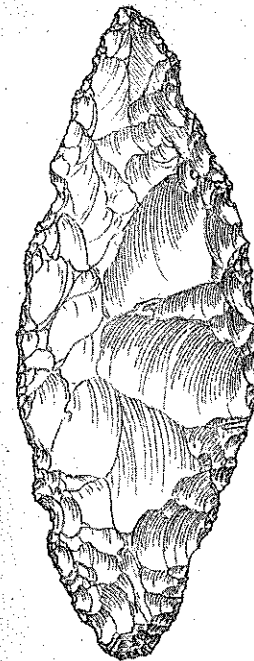


Abb. 5a



5b

Blattspitze



5c

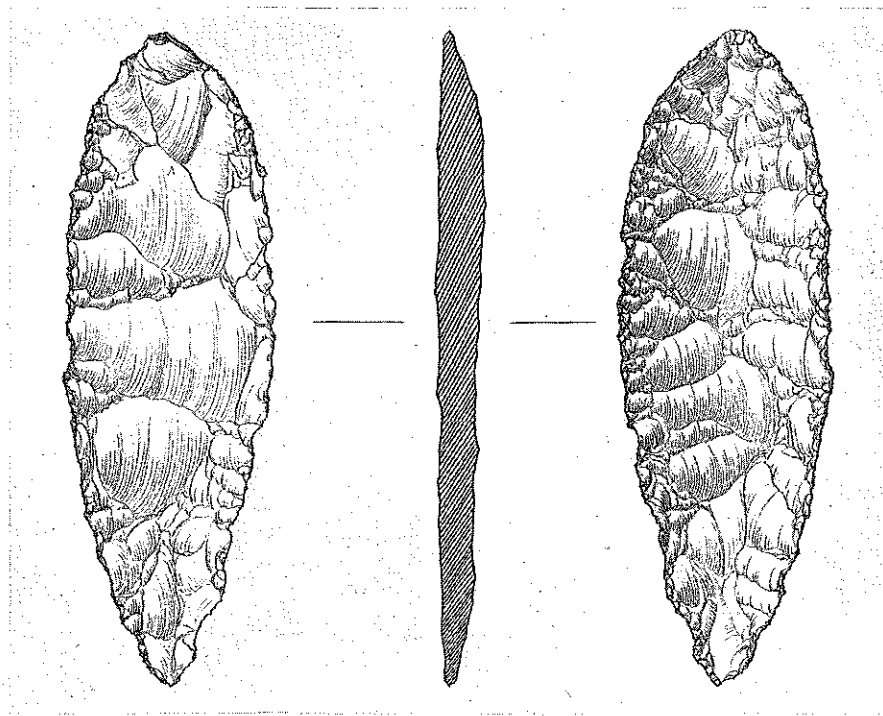


Abb. 6: Blattspitze

Maße nicht mehr rekonstruiert werden. Äußerst lange und äußerst breite Formen treten auf. Die Dicke ist immer gering. Manche sind weniger schön bearbeitet, die meisten aber sehr sorgfältig, so daß sie in dieser Hinsicht mit den besten ungarischen Solutreotypen und mit den schöneren französischen zu vergleichen sind. In zwei Punkten weichen die Blattspitzen von Mauern völlig von diesen ab: Einmal zeigt ein Teil der Blattspitzen zwei einander gegenüberliegende Einkerbungen, die auf Schäftung hinweisen (Abb. 3)¹, wie bei den Blattspitzen der Urspringhöhle. Außerdem ist die Retusche von den Solutreotypen abweichend. Die eine Seite der Blattspitzen zeigt nur Oberflächenretusche, während die andere neben der Oberflächenretusche an den Ranten eine steilere Retusche hat (Abb. 3 und 6). Diese Art der Retusche finden wir auch bei den Schabern und Faustkeilen des jüngeren Altpaläolithikum, nicht aber in der Solutrestufe. Die Blattspitzen zeigen zahlreiche Übergänge zu den andern Geräten. Diese Übergänge sind auch in der jüngeren Acheulstufe der Klauen bei Neufessing im Altmühltale gefunden worden, und auch dort tritt eine vereinzelt Blattspitze auf². Vielleicht kann man noch eine Reihe anderer, bisher nicht verstandener Funde, wie zum Beispiel von Rößen bei Lichtenfels, Altendorf usw. hiermit in Zusammenhang bringen.

Um das geologische Alter der Diluvialschichten zu bestimmen, wurden verschiedene Methoden benutzt. Der Gehalt der Höhlenschichten an Holzkohle und Pollen ist zu gering, um daraus die Flora zu bestimmen. Die Fauna zeigt nach den Bestimmungen von W. Kollau in allen Diluvialschichten mit Ausnahme der obersten Lössschichten die gewöhnliche Höhlenfauna mit Mammut, wollhaarigem Nashorn, Höhlenbär, Pferd und

¹ Die Blattspitze Abb. 3 ist einmal abgebrochen gewesen und wurde dann zwecks späteren Gebrauchs erneut retuschiert.

² Siehe G. Obermaier, Altpaläolithikum mit Blatttypen. Mitt. d. Wien. Anthropol. Ges. Bd. 59 (1929).

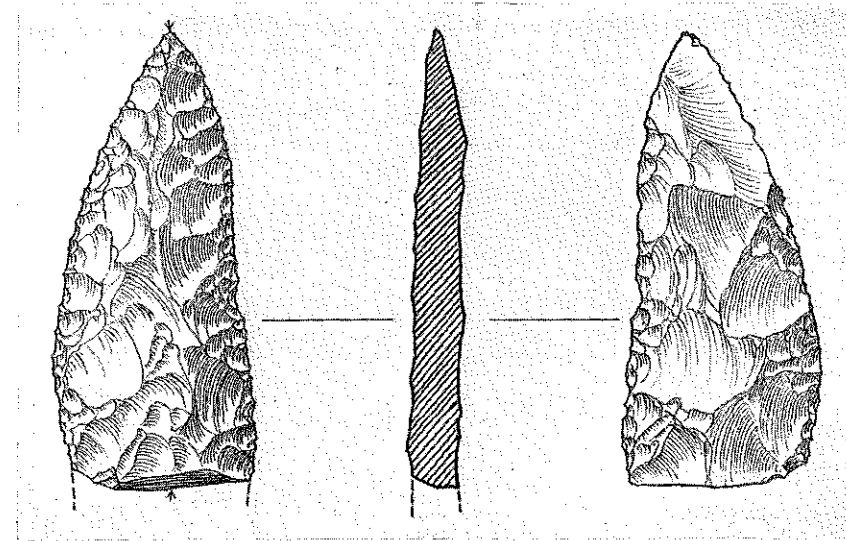


Abb. 7a

7b

7c

Blattspitze. Übergang zur Handspeise

Ren. In dem Höhlenlehm (F und G) tritt zusammen mit Mammut und wollhaarigem Nashorn das Mercksche Nashorn auf. Das spricht dafür, daß der Höhlenlehm eine interglaziale Bildung ist (Riß-Würm). Die Lössschichten konnten durch sedimentpetrologischen Vergleich mit Lössschichten aus der Umgebung als Löß der Würmvereisung bestimmt werden. Es sei auch auf das reichliche Vorkommen großer, splittiger Dolomitsteine hingewiesen, das sich durch starke Frostverwitterung während der Ablagerung des Löß erklärt. Außerdem wurden im Tal verschiedene Bohrungen angelegt, wobei eine bis 10 Meter mächtige Schotterdecke mit rißzeitlichen alpinen Geröllen und weitere Be-

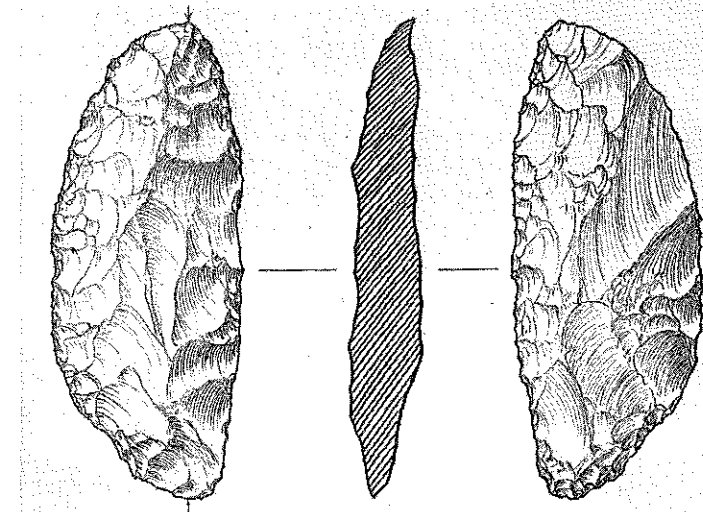


Abb. 8a

8b

8c

Übergang zwischen Doppeltshaber und Blattspitze

weisgründe zu dem Schlusse führten, daß die Donau bis in das letzte Interglazial durch das Wellheimer Trockental floß. Auf den Donauschottern lagern eine Reihe Ton- und Lössschichten, die humose Lagen enthalten, welche durch Dr. Schüttrumpf pollenanalytisch untersucht wurden. Diese Schichten konnten auch mit Hilfe der Schwermineralien mit den Höhlen sedimenten verglichen werden, so daß wahrscheinlich, wenn die Untersuchungen abgeschlossen sind, auch für die pollenfreien Höhlenschichten die derzeitige Flora bekannt sein wird. Nach dem bisherigen Stand der Untersuchungen kann es als sehr wahrscheinlich angesehen werden, daß die Höhlenlehmschichten (H, G, F) dem letzten Abschnitt des Riß-Würm-Interglazials angehören und daß die Lössschicht E im Würm I, die Verlehmungszone D im Würm I-II-Interstadial und Lössschicht C in Würm II und III abgelagert wurde.

Da die Kultur der grauen Höhlenlehmschicht mit den Blattspitzen und Übergangsgeräten völlig neu ist, möchte ich ihr den Namen *Alt mü h l s t u f e* geben.

Der Wirbel als Sonnensinnbild

Von Friedrich Mößinger

Bekannt und oft besprochen ist ein frühromanischer Christus, über dem in das Kreuz ein Wirbel eingehauen ist, der als Sonnenscheibe gedeutet wird. Nun heißt zwar Christus in der Skaldenumschreibung (Jüngere Edda) „König der Sonne“, aber aus dem Steinbild allein läßt sich Gewißheit darüber nicht gewinnen, daß der Wirbel die Sonne darstellen soll. Diese Gewißheit lesen wir aus dem Bild 50 bei Zaborshy und noch besser aus einem Glasbild im Hessischen Landesmuseum zu Darmstadt. Es handelt sich um das Teilstück einer Kreuzigung aus dem frühen 11. Jahrhundert. In glühenden, märchenhaft schönen Farben erstrahlt es dem Beschauer. Grün ist das Kreuz, das durch diese Farbe wohl als Lebensbaum gekennzeichnet werden soll; rot ist das Lententuch und der Heiligenschein Christi; leuchtend strahlen vom nachblauen Himmel Sonne und Mond, dieser fahlgelb, erstere als blutroter, rechtsdrehender Wirbel gestaltet. Es kann hier über den Symbolgehalt dieses Wirbels kein Zweifel sein (so unsicher sonst auch manche Sinnbild-

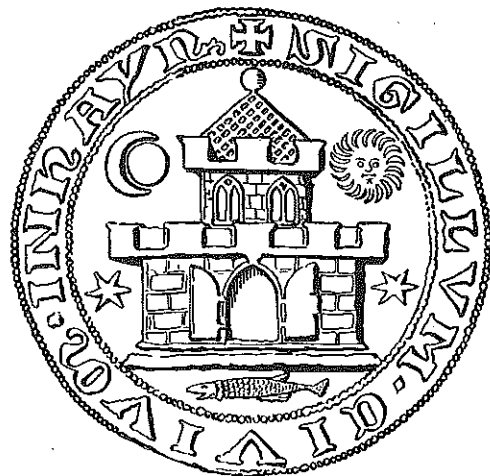


Abb. 1. Bollenhahn Schlesien 1326 (v. Saurma-Jeltich, Wappenbuch der schles. Städte 1870).
Aufn. Hess. Landesmuseum Darmstadt



Abb. 2. Landschut (Schlesien) 1405 (v. Saurma-Jeltich, Wappenbuch der schles. Städte 1870).
Aufn. Hess. Landesmuseum Darmstadt

deutungen sein mögen), zumal wir derartige Sonnendarstellungen zweifelsfrei noch einige Jahrhunderte hindurch finden. So zeigt ein Siegel der Imagina, der Witwe Adolfs von Nassau, von 1306 Sonne und Mond bei einer sitzenden Frau. Die Sonne ist als linksdrehender Wirbel ausgestaltet mit eigentümlich geknickten Flammen, so daß das Ganze fast halbkreuzähnlich aussieht. Drei schlesische Stadtsiegel zeigen jeweils neben einem Turm Sonne und Mond. Auf dem Siegel von Pahnau aus dem 13. Jahrhundert ist es noch ein einfacher, achtsackiger, linksdrehender Wirbel. Volfenhausen (1326) zeigt als Sonne ein Gesicht, von dem viele rechtsdrehende, wirbelnde Strahlen abgehen. Landeshut (1405) hat eine ähnliche linksdrehende Sonne. Daß auch noch später der Wirbel als Sonne verstanden wird, sehen wir an einem Tonrelief von 1576 an der Friedhofskirche zu Nalen (Württemberg). Angesichts dieser untrüglichen Beispiele ist die Deutung der Wirbel an Haus und Gerät als Sonnenzeichen durchaus sicher, ja das Wissen um dieses Zeichen muß sich bis in unsere Tage erhalten haben, sonst könnte die Rosette des Löwenzahns nicht noch im 19. Jahrhundert im Aargau und Thüringen „Sonnenwirbel“ heißen.

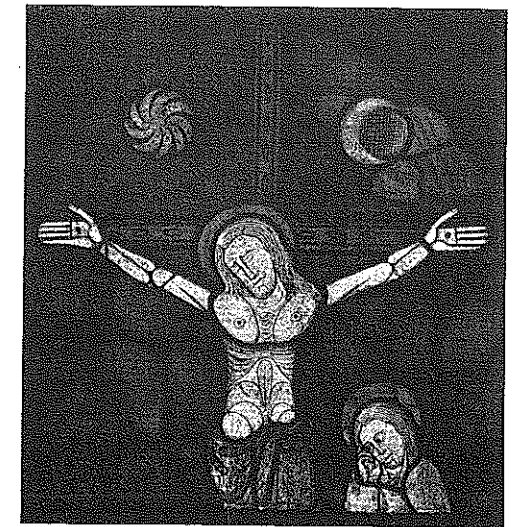


Abb. 3. Glasfenster: Kreuzigung um 1000 (Frühes 11. Jh.), Bodenseegegend.
Aufn. Hess. Landesmuseum Darmstadt

Völker und Rassen auf dem Boden Kärntens

Von Georg Graber, Klagenfurt

Nun scheint die Sonne über unsere freie, heilige Kärntner Erde, und Deutschland streckt seine stahlgepanzerten Arme schützend herüber bis zur Karawankengrenze.

Schon für die Zeiten frühester Besiedlung ist anzunehmen, daß Völker auf der geschlossenen Fläche Innerkärntens, die nach außen wenig Verbindungen besitzt, nebeneinander wohnten und miteinander verschmolzen. Da es im Innern an trennenden Schranken fast völlig mangelt, bildete sich auch in den späten Zeiten des erwachenden Volksbewußtseins keine scharfe Sprachgrenze aus. Diese Sprachgrenze bietet im Gegenteil mit ihren mehrfachen Zerreißungen, Einschneidungen und gegenseitigen Einschläffen das Bild einer völligen Durchdringung zweier verschiedener Völker. Dabei glichen sie sich in ihrer Kultur gegenseitig derart an, daß die Deutschen die Geber, die Slowenen aber willige Empfänger waren, ein völlig natürlicher Vorgang, da die Slowenen von ihren Stammesgenossen im Süden durch die Karawanken und die Karnisch-Julischen Alpen weit entschiedener getrennt sind als die deutschen Kärntner im Norden von ihren deutschen Stammesgenossen. Jede geographische Einheit, auch eine so kleine wie Kärnten, ist zu einer geschichtlichen Rolle berufen. Denn sie nimmt inmitten anderer weniger geschlossener Landschaften eine gefestigte Stellung ein, an der die Wellen friedlicher und feindlicher Art anbränden und die für Verteidigung wie Ausfall gleich günstige Aussicht bietet. Kärntens geschichtliche Einheit ist durch seine geographische Grenzlage und Gebirgsumsäumung bedingt.

Schon nach der römischen Besetzung des Landes (15 v. Chr.) wurden die Karnisch-Julischen Alpen und die Karawanken die Grenze zwischen Italien und der nördlich davon durch Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) eingerichteten Provinz Noricum. Niemals hat Italien über diese zwei Gebirge heraufgereicht. Bis in das 2. Jahrhundert war die von den Kelten gegründete Stadt Virunum im Herzen Kärntens, auf dem geschichtlich bedeutungsvollen Zollfelde gelegen, Sitz des Statthalters von Noricum, das von den Karawanken und Karnischen Alpen bis hinauf zur Donau reichte. Im Frieden der Römerzeit erfreute sich das Land einer hohen Blüte. Im 5. Jahrhundert durchzogen germanische Scharen das Land, 473 Goten, um dieselbe Zeit Alanen. Unter Theoderich (493—526) gehörte es zum Ostgotenreich. Hierauf kurze Zeit zum Reich der Franken und nach der Einwanderung der Langobarden in Italien (568) teilweise zum Langobardenreich. Die Reste der antiken Kultur gingen durch den Einbruch der Slawen zugrunde, die um 590 unter der Herrschaft der Awarer vom Lande Besitz nahmen. Eine dünne slawische Bevölkerung überdeckte nun den größten Teil von Kärnten. Mit dem Untergange des Weströmischen Reiches hörte die politische Beherrschung Kärntens durch Italien für immer auf, und es erfolgte ein völlig neuer Aufbau von Norden her. Zur selben Zeit, in der Slawen und Awarer von Osten her vorrückten, erschienen im Westen Kärntens die Bayern. Wiederholt kam es im Kärntner Oberlande zu blutigen Schlachten der Bayern mit den Slowenen und Awarern, bis nach einigen Jahrzehnten wieder Ruhe eintrat. Um 635 eroberten die Langobarden das Gailtal und hoben von den Kärntner Slawen über hundert Jahre Zins ein, wofür sie ihnen Waffenruhe gewährten. Vom awarischen Joch wurden die Slawen um 750 durch Herzog Tassilo III. befreit. Nach dessen Sturz wurde Karantanien dem Reiche Karls des Franken einverleibt, der 796 die Awarer niederwarf und zwei Marken, die Mark an der Donau und die Mark Friaul, einrichtete. Die Grenze zwischen beiden bildeten wieder die Karawanken.

Eine starke deutsche Siedlungstätigkeit setzte nun unter der deutschen Herrschaft ein. Weite Ländereien verschenkte der deutsche König nach fränkischem Recht an deutsche Kirchen und Adelige, um den Boden zu verbessern und Wohnstätten anzulegen. Deutsche Bauern kamen in das Land und rodeten fleißig bis in den äußersten Südosten des Landes, der im 12. Jahrhundert hauptsächlich von Deutschen bewohnt war. Fast aus allen deutschen Gauen strömten Bauern und Handwerker zu, das ganze Rechts- und Verwaltungsleben ist auf deutscher Grundlage aufgebaut. Erst Otto II. trennte im Jahre 976 Kärnten von Bayern und machte aus ihm ein eigenes Herzogtum, das älteste auf österreichischem Boden. Es erstreckte sich anfangs im Westen auch über das Gebiet von Venz, mit dem es heute durch die Tat des Führers wieder vereint ist, im Norden und Osten über den Lungau und fast die ganze Steiermark. Diese außerhalb der Naturgrenzen Kärntens liegenden Gebiete lösten sich indessen schon zwischen 1000 und 1147 los, während die Grenzen des Rumpfes bis zum Frieden von Saint Germain fast unverändert blieben.

Kärnten selbst ist sicherlich nicht als ein für die Bildung eigener Rassenformen geeignetes Gebiet anzusehen. Aber der Wandel der geschichtlichen Ereignisse und der Wechsel von Völkern auf diesem Boden seit anderthalbtausend Jahren hat seine deutlichen Spuren auch in der heutigen Bevölkerung dieses Landes zurückgelassen. Niemals verschwindet beim Auftreten größerer Völkermassen die vorher in einem bestimmten Siedlungsraum ansässige Menschengruppe völlig. Viel häufiger geht die schwächere in der stärkeren Schicht unter, indem das Zweckmäßigere sich durchsetzt. Die für einen Siedlungsraum weniger geeignete Kultur wird verdrängt und bleibt nur in Resten zurück. Aber ihre früheren Träger verschwinden nicht, sondern ihre völkische Erbmasse geht in der Mischung mit der später gekommenen Menschengruppe auf. Nach unseren heutigen Erfahrungen auf dem Gebiete der menschlichen Erblehre zeigt sich in der neuen Menschenmasse einerseits die

rassische Eigenart des einen der beiden Kulturträger, die sich vermischen, andererseits aber rassische Mischformen, also vereinzelte rassische Merkmale der Voreltern oder beide in verschiedenem Ausmaße gemischt.

Über das Schicksal von Völkern entscheiden nicht Klima, Wirtschaft und Politik, sondern die Kraft der Rasse und die Reinheit des Blutes. Wie die Geschichte lehrt, hatte das Eindringen fremden Blutes immer die Zersetzung von Sittlichkeit und Charakterwerten zur Folge. Die minderwertige Rasse hatte Gewinn, die höherstehende verlor ihre kostbaren Erbeigenschaften, ja sie ging, wenn sie nicht kämpferisch genug war, zugrunde. „Die Menschen gehen nicht an verlorenen Kriegen zugrunde, sondern am Verlust jener Widerstandskraft, die nur dem reinen Blute zu eigen ist.“ (Adolf Hitler.)

Wie das deutsche Volk im großen, ist das Kärntner Volk im kleinen durch Sprache, Geschichte Kultur und den gemeinsamen Heimatraum zusammengeschlossen. Vielsach gemeinsame Ahnen machen uns zu Brüdern, Blut und Boden schweißen uns zu einer Volksgemeinschaft zusammen, die sich oft, in guten wie in bösen Tagen, erwiesen hat. Dagegen hebt sich die Rasse von anderen Menschengruppen durch den gemeinsamen Besitz einer Anzahl von angeborenen, im Erbwege seit vielen Geschlechtern weitergegebenen körperlichen und geistigen Merkmalen ab. Den sichtbaren Merkmalen einer Rasse liegen Erbanlagen zugrunde, die sowohl geistig-seelisch, als auch körperlich eigenartig sind und erst bei der Auseinandersetzung mit einer fremden Umwelt in Erscheinung treten.

Auf Grund der Merkmale, die für die Unterscheidung der Rassen in Betracht kommen, vermag die Forschung der letzten Jahre den heutigen rassischen Aufbau Kärntens folgendermaßen zu bestimmen: Als die wichtigsten erscheinen jene Aufbauformen, die zum nordischen Rassenkreise, der nordischen und fälischen Rasse gehören. Als zweite Grobwuchsformen Kärntens folgt an zweiter Stelle die dinarische Rasse. Sie hat sich mit der nordischen Form vielfach und frühzeitig vermischt. Der alpine und dunkelostische Einschlag ist dagegen viel seltener, und ein gleiches gilt von den hellöstlichen Erscheinungen, die wir im slowenischen Sprachgebiet öfter antreffen als im deutschen. Schließlich kommen noch einzelne Vertreter der westlichen oder Mittelmeerrasse vor. Nach dem Hundertsatz sind 53 Anteile zum nordisch-fälischen, 27 zum dinarischen, 17 zum alpin-östlichen und nur 3 zum westlich-mitteländischen Formenkreise zu zählen.

Deutsche und Slowenen in Kärnten sind sicherlich Abkömmlinge einer hellen Rasse, die durch Einkreuzung dunkler Gruppen das reine, helle Erscheinungsbild vielfach verloren haben. Unter den Slowenen treffen wir mindestens zweimal so oft sehr dunkles Haar an als unter den Deutschkärntnern. Neben den langschädelligen, mehr schmalgesichtigen, mäßig rundschädelligen Formen, die wir ebenso bei den Deutschen Kärntens antreffen, findet sich bei den Slowenen eine breit- und flachgesichtige, betont kurzschädelige Form. Völkervellen aus dem Osten habe hier bei den Slowenen, die ja bei ihrer Einwanderung in Kärnten unter awarischer Botmäßigkeit standen, wohl stärkere Spuren hinterlassen. Andererseits stehen aber die Kärntner Slowenen den Kärntner Deutschen im Schädelbau bedeutend näher als den Krainer Slowenen. Dies ist die Folge einer seit mehr als tausend Jahren vor sich gehenden Eingliederung des slowenischen Volkes in das Deutschtum dieses Landes, das ja schon in der Kelten- und Römerzeit, namentlich am Südrande, eine bodenständige germanische Bevölkerung besaß.

Etwas eint alle Kärntner. Sie tragen, ob deutsch oder windisch, ein gleiches Maß von nordischem Erbgut in sich. Über das deutsche Blutbeet sind die Zukunftsfragen des Abendlandes gebreitet. Bricht es an innerer Schwäche ein, dann wird das Abendland ein Trümmerhaufen. Hier liegen die Gründe für die weltgeschichtliche Bedeutung der Hitlerbewegung. Sie riß Volk und Gedankenwelt der Deutschen aus der Umstrickung heraus, in die sie durch die westlichen Gedanken von Freiheit und Gleichheit geraten waren, Gedanken, die dem Zusammenbruch des alten Rassengebäudes in Westeuropa entsprungen

waren und hernach an die Zermürbung des deutschen Volkes gingen. Daß wir heute begonnen haben, die Eigenständigkeit unseres deutschen Wesens zu begreifen, ist zu einer Wende der Geschichte des Abendlandes geworden.

Es ist ein guter Trost, zu wissen, daß auch die treuen und starken Kärntner an der Südgrenze des Reiches mit einem außerordentlich hohen Anteil ihres Blutes zu den lühnen Nordlandsmännern hinaufreichen. So werden sie nach der Heimkehr ins Reich im Dienste des Führers wie in den Jahren 1919 und 1920 auch weiterhin ausstehen, mit gleicher Liebe zum engeren Heimatlande wie zu ihrer größeren Heimat Deutschland, um wie bisher der Bereicherung des gesamtdeutschen Lebens zu dienen. Mit dem Einzug in das Dritte Reich erfüllt ihre Herzen der heiße Wunsch, daß dieses Reich des 13. März 1938 gesegnet sei für alle Zeiten.

Ein neues germanisches Fürstengrab in Stráze in der Slowakei

Don L. Zot

Zu dem ersten, im Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit 10, 1934 S. 264 von mir bekanntgegebenen, inzwischen ausgiebig von Beninger gewürdigten Fürstengrab der Völkerwanderungszeit im unteren Waagtal, hat sich soeben ein zweites gesellt. Es wurde in derselben Ziegeleigrube im Böz, 6 m von der Fundstelle des ersten Grabes entfernt, bei dem Dorf Stráze entdeckt.

Waren schon bei dem ersten so bedeutenden Fund Zerstörungen und Verschleppungen einzelner, unwiederbringlich verlorener Gegenstände zu beklagen, so scheinen die Entdecker des oder der Gräber dieses Mal geradezu gewütet zu haben. Leider ist der um die Vorgeschichte des Waagtales und um den Aufbau des Heimatmuseums in Bad Píšťan so verdiente Herr W. Blk nicht mehr am Orte, und so fehlte seine Umsicht, die bei der Auffindung des ersten Grabes, wo er sofort zur Fundstelle geeilt war, wenigstens das Schlimmste verhütet hatte.

Den uns zugegangenen, zuverlässigen Nachrichten zufolge wurden geborgen: eine große und eine kleinere silberne Schale, eine silberne und eine bronzene Siebkasserolle und ein Bronzeständer, der wahrscheinlich dem römischen Tempelständer aus dem vandalischen Königsgrab von Sacrau bei Breslau entspricht. Eine große Bronzeschüssel wurde ebenso wie zwei Eimer aus Holz restlos zertrümmert. Von einem Silberspiegel blieb nur der Griff erhalten und von weiteren entwendeten Silbergefäßen gelangten nur kleine Bruchstücke nach Píšťan. Unter den offenbar äußerst zahlreichen Kleinfunden fallen ein silbernes Messer, zwei silberne Sporen, zwei mit Goldfolie belegte filigrangeschmückte Silberfibeln und neun weitere „einfachere“ Fibeln aus Silber und Bronze, endlich die Reste eines Knochenammes auf. Die menschlichen Skelette — man bedenke, die Überreste germanischer Könige — wurden vollständig zertrümmert. Von der Silberchale, die 3 kg wiegt, wurde ein Henkel gewaltsam abgehakt und wie anderes entwendet.

Das ist ein seltener, unerhört reich ausgestatteter Grabfund. Seine grausige Zerstörung müssen wir um so tiefer beklagen, als damit ein neues Zeugnis germanischen Glanzes und germanischer Macht auf einem vorgeschobenen Posten der Völkerwanderungszeit geschändet wurde.

Freiheit ist nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun.

Goethe

Österreichs Musik und Musiker

Don Hans Joachim Moser

Von der nachmals so herrlich groß gewordenen Tonkunst der Ostmark haben sich für die älteste Zeit nur unzusammenhängende Einzelheiten zufällig erhalten: auf einem Basenbild der Gallstattzeit Tänzer und dazu ein Klampfenspieler; auf römischen Mosaiken eine Wasserorgel; bei dem frühchristlichen Bischof Salvian etliche Vorschriften über Psalmen-gesang. Ein Byzantiner, der zu Egel reist, trifft einen Singchor gotischer Mädchen, die unter weißen Schleiern einherziehen, um ihn bei dem Goten Hunigais zu begrüßen, und am Heunenhof lacht man über den Schwankvortrag eines Narren, während später um Attilas Holzstoß die Reiter Klagelieder anstimmen. Zu spätkarolingischer Zeit singt man über Herzog Erich von Friaul, und auf seinen Kärntner Gütern läßt sich um 1050 der Bamberger Bischof Gunther „Hofweisen“ über die Amalungen vortragen. Erst um die Wende zum 13. Jahrhundert, mit dem Erstarken des Minnesangs und der höfischen Epik, gewinnt die Musikgeschichte Österreichs zusammenhängenden Baustoff und sinnvolle Gestalt. Wird damals aus den gesungenen Liedern der Blinden an der Straße über Siegfried und Kriemhild unser größtes Sprech- und Lesepos, so tritt gesungene Lyrik endlich in greifbaren Weisen vor uns hin: der Vogelweide singt sein Preislied auf den „glorreichen“ Leopold von Babenberg in einer schlanken Melodie, die sich als Meisterlied („Wendelweise“) durch Jahrhunderte erhalten hat; der Abgesang beginnt:



8 Des fürsten müd' iz ö-ster-ri-che fröit dem mülden regn ge-li-che beid-in liut' und auch daz lant.
usw.

Bald darauf ergötzt der bairische Ritter Neithart von Neuental den gleichen Wiener Hof mit seinen höfisch anhebenden, dann zu körperlicher Verbtheit ausschweifenden und melodisch eigenwilligen Tanzliedern. Jener Spielmann Tannhäuser bald danach war doch wohl am wahrscheinlichsten Salzburger, dessen entzückender Tanzlied erst vor wenig Jahren auch in seinem musikalischen Teil unter der kirchlichen Übermalung hervor wiedergewonnen worden ist:



Ich lob' ein wip, diu ist noch bez-zer dan-ne guot, s'ist
schö-ne und ist schö-ner vil und hochgemuot. Sie
hat vor al-len bal-schen din-gen sich behuot, ich ge-
horchte nie wip so wol ge-
lo-ben als man sie tuot.
usw.

Anderer, volksnahe Melodik hat sich nur mit lateinischen Texten in zwei Liedern des gemischtsprachigen Wiener Passions-spiels vom Ende des 13. Jahrhunderts erhalten: ein hüpfendes Liedchen der Maria Magdalena beim Salbenkrämer und eine Leidensankündigung Jesu. Hundert Jahre danach eröffnet sich ein reicher Melodienschatz unter dem Namen des „Münchs von Salzburg“, eines Benediktiners Hermann, in der Mondseer Viederhandschrift: ein alplerischer Zwiefaltiger für zwei Vorsänger und Chor preist die Reize des sommerlichen Nachmittagschlafs auf der Alm („Untarnslaf“), und das alte Falkenmotiv des Kürnbergers klingt zu einem schwermütigen Frauenlied gleichen Stoffs erneut auf; merkwürdig gegenüber den kirchlichen Melodietypen, die vom Grundton höchstens bis zur Sexte emporzusteigen pflegen, hier beim „Münch“ oft das freie Einsinken auf der großen Septime, die auch gern als Terz zum dominantenhaften Spitzenton des Sing-

bogens benutzt wird. Dies alles für den Minnehof („Freudensaal“) Fürsterzbischofs Pilgrams von Salzburg. Des „Münchs“ größter Schüler wird dann um 1400 der Tiroler Ritter Oswald von Wolkenstein, den nicht nur seine einäugigen Porträts als den ersten großen Realisten des Minnesangs nach so viel typisch-konventioneller Blässe einer schwächeren Zwischenzeit kennzeichnen: in seinen Melodien steckt (trotz mancher Verflüchtigung vom Versbau her) echte Urkraft und überschäumendes Temperament, auch beglückender Natursinn. Oswald ist zugleich der erste eigenschöpferische Polyphonist der österreichischen Musik, der u. a. französische wie venezianische Modelle trefflich eindeutscht — echt deutsche, mehrstimmige Liebeszenen und Kanons gehen weit über die Reime beim Münch hinaus und zeigen an dem Gestalter einen durchaus geniehaften Zug. Man sehe etwa diese frische „Fuge“ (2. Stimme setzt ein, wenn die 1. auf die untere Zeile springt):

(2. Stimme setzt ein, wenn die 1. auf die andere Zeile springt)

usw.

Die min-ne fle-get nie-man, wer da nicht en-hat, wan wo er hin
gat, mein spricht: du nicht, we dir! Was wil-tu mir? geh für-hin

usw.

Im weiteren Verlauf des 15. Jahrhunderts tritt die Kunst der Mehrstimmigkeit auch auf ostmärkischem Gebiet immer mehr in das Mittelfeld tonkünstlerischer Bemühung. An Sankt Stephan wirkt als Kantor ein Hermann Edlerauer, von dem sich Werke in Sankt Emeram bei Regensburg erhalten haben, und besonders für die Hofkapelle Kaiser Friedrichs III., die abwechselnd in Linz, Graz und Wiener Neustadt sang, wurden jene Werke gesammelt, die nachmals beim deutschen Domkapitel zu Trient in neun berühmten Folianten zusammengebunden worden sind; da findet man Liedbearbeitungen über „Heia, nu wie sie grollen“, Messen über das kühnliche Volkslied „Nun laube, Lindlein, laube“ und über das tirolerische „Sieg, Söld' und Heil“. Im gleichen Jahr wie der „Letzte Ritter“ Maximilian (1459) erblickt dann zu Radstadt in den Salzburger Tauern der größte österreichische Frührenaissancemusiker das Licht der Welt: Paulus Hofhaimer, der erst in Innsbruck Hoforganist Siegmunds des Münzreichen und des Kaisers Max, schließlich Salzburger Domorganist des Fürsterzbischofs Matthäus Lang gewesen ist. Als Orgellehrer hat er europäischen Ruhm genossen, als lieblicher Kammerkomponist reichgegliederter deutscher Hofweisen ist er durch das ganze 16. Jahrhundert in der Hausmusik gepflegt worden, und seine Horaz-Vertonungen befriedigten die Humanisten vollauf. Wichtig führt er aber auch etwa das derbe Tiroler Spottlied „Greiner, Zanner, Schnöpfiger, wie gefällt dir das“ durch drei Stimmen und wetteifert darin mit Liedsähen der zwei andern großen Altmeister, die mit der Hofkapelle Maximilians in Verbindung standen haben: des Niederländers Heinrich Isaac, dessen „Innsbruck, ich muß dich lassen“ Unsterblichkeit erlangt hat, und des in Messen wie Liedern gleich wuchtigen Bambergers Heinrich Finck, der nach Salzburger Jahren 1527 hochbetagt als Hofkapellmeister Ferdinands I. im Wiener Schottenkloster gestorben ist. Sein Nachfolger in diesem Amt wurde Arnold v. Bruck (unsicher, ob aus Brügge, Bruck an der Aare, Ammer oder an der Mur gebürtig), der als einer der ersten Tonsetzer in Österreich auch dem Luthertum in einer Reihe von Werken gehuldigt hat (gestorben 1555 in Linz).

Mit ihm geht ein Zeitalter österreichischer Musikultur an, das als eine Art verschüttetes „Pompeji der deutschen Musik“ soeben von mir in einem besonderen Buch wieder ausge-

graben wird. Was nämlich dem Allgemeinbewußtsein viel zu wenig mehr bekannt geblieben scheint, das spiegelt sich nunmehr auch in der Musikgeschichte Österreichs klar wider: daß das Land etwa 1540 bis 1620 allergegründenteils evangelisch gewesen ist, bis die Habsburger und die Jesuiten es mit ihren italienisch-spanischen Hilfskräften in oft grausamster und blutigster Weise zur alten Kirche zurückgeführt haben. Fast der gesamte steirische Adel und noch 1732 an die zwanzigtausend protestantische Salzburger haben als Verbannte sich neue Heimat suchen müssen; noch läßt sich dies Erlebnis ergreifend in der Exulantenhymne des Gall von Ragnitz und Otto von Stubenberg, besonders aber in dem Lied des Halleiner Bergknappen Jos. Schaitberger (1686) „Ich bin a armer Exulant“ (sie alle meist auf lutherische Kirchenliedmelodien gesungen) verfolgen. Im protestantischen Jahrhundert Österreichs haben eine Menge ansehnlicher Tonsetzer im Donau- und Alpengebiet gewirkt, wovon ein großer Anteil Reichsdeutscher zu nennen ist; wie umgekehrt damals und bei den Austreibungen später auch viele Österreicher bis in die letzten Winkel des Altreichs hinausgezogen sind, so daß der großdeutsche Gedanke schon einmal eine gerade für heut wieder beispielhafte musikalische Verwirklichung gefunden hat.

Da komponierte in Graz Johannes von Cleve viele Sätze über Lutherweisen, und der Thüringer Wendelin Kessler schuf in Möllersdorf bei Wien einen Motettenjahrgang über die Evangelien; Johann Herold aus Jena setzte in Klagenfurt die Passion prachtvoll sechsstimmig, und Joachim Friedrich Frigius aus Brandenburg an der Havel formte im kleinen Rapsenberg (im steirischen Mürztal) Psalmen, die zu Graz gedruckt wurden, während der Niedersachsje Wolfgang Strickius aus Wunstorf in Laibach geistliche und weltliche Tonsätze für die evangelische Stiftsschule der krainischen Stände schuf, die er in Graz drucken ließ. In Linz wirkte ebenso schöpferisch der aus Steiermark stammende evangelische Schulkantor Joh. Kraut (Brassicanus), und eine Fülle fesselnder Arbeiten seines aus Marburg a. d. Drau gebürtigen Landsmanns Daniel Laghner lassen sich bis nach Ostpreußen hin als verbreitet erweisen. Besonders bezeichnend ist das Leben und Schaffen des Niederösterreichers Andreas Rauch (aus Pottendorf), der erst die Musik der damals berühmten evangelischen Kirche zu Hernals bei Wien, dann zu Jünzersdorf leitete und schließlich mit den lutherischen Predigern und Lehrern nach Odenburg auswandern mußte, wo bis zur ebenfalls gewaltsam durchgeführten Gegenreformation viele tüchtige Musiker (Strattner, Ruffer, Capricornus) sich zusammengefunden hatten.

Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang der musikalisch bisher viel zu wenig beachtete österreichische Meistergesang, der vor allem in Wels und Steyr beheimatet gewesen ist. Der Steyrer Altschmidt Severin Kriegsau er ist als sein bedeutendster



Paul Hofheimer
nach der Londoner Skizzezeichnung Albrecht Dürers
„Ein Künstler als der Hofhamer auf der Orgel,
oder der Dürer von Nürnberg auf der Malerei...“
Theophrastus Paracelsus
Gef. W. hrsg. v. Sudhoff. IX. 295

Vertreter zu nennen, dessen Melodien mit Recht bis nach Nürnberg und nach Schlesien hin Ansehen genossen haben; gehört doch z. B. seine — bisher ungedruckte — „Nachtweise“ zu den schönsten Meisterfingertönen insgesamt.

Um 1600 erlebt das weltliche deutsche Lied eine zweite und auf lange hinaus letzte Blüte; nachdem der pfälzische Schulmeister in Wien Wolfgang Schmelzl 1545 mit seinen Quodlibets der österreichischen Neigung für vollstimmliche Komik Genüge getan, sind Kaspar Glanner in Salzburg, Daniel Zagkner in Rosdorf, die beiden blämlischen Kapellmeister Al. Utendal in Innsbruck und Lambert de Sayve in Wien, Paul Peurl in Horn und Steyr und der schon genannte Andreas Rauch stattliche Vertreter des deutsch-österreichischen Chorliedes zwischen Hochrenaissance und Frühbarock gewesen. Auch zur damals sich entfaltenden instrumentalen Tanzmusik hat Österreich wichtige Beiträge geliefert: schon 1555 widmeten zwei steirische Stadttrompeter in Breslau, die Brüder Heß, Maximilian dem Zweiten eine große Tanzsammlung, und nach der Jahrhundertwende sind Peurl und der in Klagenfurt wirkende Jsaac Posch, wohl aus Franken gebürtig, früheste Vertreter der Variationensuite gewesen — letzterer auch ein fortschrittlicher Meister des geistlichen Sologesangs zur neuartigen Generalbassbegleitung nach venezianischem Muster.

Seit dem „Sieg“ der Gegenreformation kennzeichnet die österreichische Musikgeschichte eine Übersfremdung mit italienischen Formen und Ausdrucksmitteln, wie sie für Deutschland in diesem Grade nur noch



Arnold von Bruck

zeitweilig in München und Dresden zu beobachten gewesen ist — natürlich nicht nur als Folge der geographischen Lage, sondern vor allem als Ausdruck der habsburgischen klerikalen Gesamtpolitik von Ferdinand dem Zweiten bis zu Maria Theresia einschließlich. Für die Wiener Hofoper bezeugen das als repräsentative

Etwas günstiger als im Felde der Oper stellt sich der Anteil einheimischer Talente auf dem Gebiet der katholischen Kirchenmusik des österreichischen Barock dar: der frühverstorbene Tiroler Franziskaner Blasius Ammon und Christof Strauß in Wien, die Bayern Joh. Stadlmayer in Innsbruck und Seb. Erzl in Garsten, in Salzburg neben dem glanzvollen Tonbauten türmenden Römer Drazio Benezoli die Deutschen Peter Gutfreund, Andreas Hofner, Abraham Megerle (dieser der Oheim des witzigen Kapuziners Abr. a Santa Clara) und der hochbedeutende Geiger Ignaz Franz Biber als Messenkomponist sind die Zeugen musikalischen Eigenbaus trotz soviel Geschmacksfremdung. Überhaupt ist das Gebiet der Instrumentalübung noch verhältnismäßig deutsch-tümlich geblieben: als Hoforganisten und -cembalisten in Wien begegnen Ferdinand Tobias Richter und der noch von J. S. Bach verehrte Johann Jakob Froberger, dann Johann Kaspar Kerll, Joh. Pachelbel und Vater und Sohn



Notenhandschrift Frobergers

G. Muffat, freilich sie sämtlich keine geborenen Österreicher, als sei die Gestalterkraft dieses Stammes damals vorübergehend etwas notleidend geworden.

Erst um 1740 beginnt ein mächtiger Wiederanstieg, der dann allerdings zum steilen Gipfel der „Wiener Klassik“ führen sollte. Da tritt der Wiener Ignaz Holzbauer hervor, der an der Seite des Sudetendeutschen Johann Stamitz zum Haupt der „Mannheimer Schule“ werden sollte — Holzbauers Oper „Günther von Schwarzbürg“ ist ein bis auf Mozarts „Zauberflöte“ weiterweisender Markstein am Wege zur nationaldeutschen „großen“ Oper geworden. In Wien fand der Oberfranke Christof Wilibald Gluck die endliche Heimat und hat hier mit seinem „Orfeo“ die von nordischem Geist getragene Reform des Musikdramas gegen alle neapolitanischen Phäakeninstinkte des bloßen Musizieropernvergnügens durchzuführen begonnen. In Wien wurde Karl Ditters geboren, der als „von Dittersdorf“ das deutsche Singspiel und das Streichquartett beflügeln half; zu Wien erwuchs der wegen Stimmwechsel verjagte Stephansänger Joseph Haydn, in Dachkammern hungernd und auf Tanzböden geigend, zum künftigen Meister der deutschen Sinfonie und Kammermusik, genährt wie kaum ein zweiter seinesgleichen von den Kräften der niederösterreichischen Volksmusik, die ihn aus der burgenländischen Heimat hierher begleitet hatte.

Zwischen der Fülle kleinerer Musiktalente aber wie Monn, Wagenseil, Gblier, Wölfl, Jos. Anton Steffan, Albrechtsberger, Stadler, Gahmann, Starzer usw. erstand als ein Weltwunder an musikalischem Genie Wolfgang Amadeus Mozart, Sohn eines Augsburger und einer Salzburgerin, dem also Wien wie den meisten Wiener Großmeistern zwar nur zur Wahlheimat, aber auch zum endgültigen Schicksal geworden ist. Nach frühen Gastrollen als angestauntes Wunderkind hat er seine Meisterjahre von der „Entführung aus dem Serail“ an in der Kaiserstadt Josefs II. in wachsender wirtschaftlicher Bedrängnis verlebt; das Schmelgerische von Figaro, Don Giovanni und Così

fan tutte, der hohe Ernst der „Zauberflöte“ und des Requiems umgrenzen den genius loci Wiens in einer seiner höchsten musikalischen Verdichtungen.

Kurze Zeit genoss noch Mozarts Unterricht der junge Bonner Klavierspieler, der alsbald durch die Schule Haydns, Salieris, Albrechtsbergers und Joh. Schenks sein Genie zu höchster Meisterschaft stählen und schmeidigen sollte: Ludwig van Beethoven. Wie er vom Liebling einer unergleichlich musikkennnerischen Hocharistokratie nach den wirtschaftlichen Zusammenbrüchen der napoleonischen Zeit in die bürgerliche Sphäre hinüberwechselte, in der von vornherein Franz Schubert aufgewachsen ist, das spiegelt einen wesentlichen ständischen Umweltwechsel der österreichischen Musikgeschichte. Brachte Beethovens Rheinländertum ein fruchtbares west- und norddeutsches Element nach Wien, um hier durch mehr südliche und südöstliche Musikströme glückliche Wesensergänzung zu empfangen, so ist selbst der in Wien geborene Franz Schubert kein Gebürtswiener gewesen, sondern besaß durch die beiderseitige Abstammung von österreichischen Schlesiern in etwa die mythischen Wesensquellen, die ihn trotz nur bescheidener wissenschaftlicher Bildung zum größten aller Goethevertoner haben aufsteigen lassen. Doch auch das Österreichertum Schuberts werde nicht unterschätzt: gerade das Blühende, das selig sich zu „himmlischen Längen“ ausweitende Genießen schönster Natur und seine verschleierte Schwermut sind Züge der österreichischen Romantik, die ihn mit Grillparzer, Lenau, Stifter und seinem Freunde Mayrhofer stämmlich eng verbinden. Daß uns durch ihn der reichste und edelste deutsche Kunstliedbestand gerade aus der Südoftmark zugewachsen ist, sollte dieser niemals vergessen werden.

Die Jahre 1826, 27, 28 brachten den Tod C. M. v. Webers (dessen „Euryanthe“ für Wien Holzbauers Traum der durchkomponierten deutschen Oper erstmals weitgehend erfüllt hat) sowie das Hinscheiden Beethovens und Schuberts — kein Wunder, daß die nun angehende Wiedermeierepoche eine Ebbe brachte, die ein Besque von Püttlingen, ein Proch, Drexler, Gänsbacher nicht auszufüllen vermocht hat. Aber wieder brachen starke Quellen der Volksmusik auf: aus dem Ländler und den Redoutentänzen entwickelte sich der weltbeherrschende Wiener Walzer. Joseph Lanner und Johann Strauß der Ältere mit seinen drei noch bedeutenderen Söhnen Johann, Eduard und Joseph Strauß schrieben für ihre Gartenkonzerte ein Meer von prächtigen und sentimentallustvollen Walzern, Polkas, Quadrillen usw., die ein Wagner und Brahms bewundert hat. Gewiß, wir sehen heute diese Literatur kulturgeschichtlich relativiert: „Fledermaus“ und „Zigeunerbaron“, „Wiener Blut“ und die „Schöne blaue Donau“ bezeichnen das genüßliche, etwas welcke Gründer-Wien der frühen Franz-Joseph-Zeit, also eine uns reichlich ferngerückte Epoche voll manches Fragwürdigen — und dennoch: der charmante Zauber einer Walzerkette vom jüngeren „Schani“ Strauß vermöchte nur Sauertröpfe nicht zu entzücken!

Trotzdem ist Wien, ist Österreich mehr und Ernstes gewesen als diese holde Welt der erotisch-mondänen Vallerstufen. Der bedeutenden Gastrolle des hamburgischen Meisters Johannes Brahms, der hier wie Beethoven sein Wesen an der südlichen Sonne und an der Nachbarschaft des Eszardas wärmte, werde nur im Vorübergehn gedacht — Brahms hat bis zu seinem Tode die Konzertwelt Wiens beherrscht und ihr u. a. die bis dahin fast fremden Bezirke Bachs, Handels und Schübens zugeführt. Wohl aber hat die österreichische Provinz zwei Meister in die Hauptstadt geführt, die das Österreichertum der Moderne aufs Großartigste an das „Reich“, ja an die ganze Musikwelt weitergegeben haben: Oberösterreich entsandte den Meister der Sinfonie Anton Bruckner, Süddeistermark den Größten des modernen Liedes, Hugo Wolf. Beide zeigen sich sowohl von Schuberts episch-lyrischem Schwelgen wie von dem Glanz und der chromatischen Gestuftheit der Wagnerschen Tonsprache stark berührt; dennoch ist beider Entscheidendes jedesmal von ganz anderer Art. In Bruckner begegnet sich der Barockprunk der Donau-

stifte mit uralter „heidnischer“ Bauerntanzfreude, die über Reitharts Körperlichkeit zurück in geheimnisvolle Urzeit hinaufzureichen scheint — ins 19. Jahrhundert scheint anachronistisch ein Heiliger und Rede des neunten Säkulums sich verirrt zu haben, in dessen Adagios die dunkelblauen Seenaugen des Salzammerguts, in dessen Allegri die Stürme der Hochalpen unvergänglich sprechen. Und bei Hugo Wolf erleben wir die streitfreudige Erregtheit, die keusche Lieblichkeit, die gedankenscharfe Ekstase, wie sie einem Walter von der Vogelweide zueigen gewesen sind — Wolfs Mörke-, Eichendorf-, Goetheband, sein italienisches und spanisches Lieberbuch sowie die Michelangelo-Gesänge sind vielleicht das scheinbar Unwienerischste, das sich denken läßt — und doch: sie beweisen nur, daß der Österreicher, auch der Wiener, in Wahrheit tiefer, kantiger, reicher ist, als eine Entstellung wie das kitschige „Dreimäderlhaus“ es weite Kreise hat glauben machen wollen.

Wolfs Schaffen endete 1897 in geistiger Umnachtung, Brahms und Bruckner hatten 1895/96 die Augen geschlossen — also ein ähnlicher Epochenabbruch, wie siebzig Jahre davor. Und wieder ist demgemäß die Zeit seither gekennzeichnet durch sich gegenseitig kreuzende Übergangsrichtungen. Der vordergründliche Wiener Musikbetrieb zeigte sich in hohem Maße durch Juden bestimmt: Gustav Mahler, Erich Wolfgang Korngold, Franz Schreker, Arnold Schönberg, Arnold Rosé, Fritz Kreisler, Alfred Grünfeld sind nur einige der zahlreichen Namen solcher Art. Freilich kommen sie an bleibendem Gewicht bei weitem nicht auf gegen das arische Musikantentum, das sich nach wie vor in Wien wie in den andern Städten Österreichs segensvoll betätigte: in Wien etwa die Familie Helmesberger, die Opernmeister E. M. v. Reznicek, Julius Wittner, Franz Schmidt, der Operettenkomponist Lehár, als Dirigenten Ferdinand Löwe und die Brüder Schalk (als Freunde und Interpreten, freilich auch Überarbeiter Bruckners), zahllose Sänger und Sängerinnen, Klavierspieler und Bläser von hoher Qualität, die Innsbrucker Familie Pembaur, Vater und Sohn v. Hausegger in Graz, die Oberösterreicher W. Rienzl und Jos. Reiter, die Salzburger Dommusiker Mészner und Sauer, der Linzer Vizischüler Gsallerich und viele andere mehr, um von der noch jüngeren Generation zu schweigen, innerhalb deren die russischen Zuständigkeiten z. Bt. der Prüfung unterliegen. Der alte Musikstrom in diesem Lande wird offenbar nie versiegen! Und es darf nicht vergessen werden, daß auch der Münchner Richard Strauß eine zweite Heimat in jenem Wien gefunden, das er in seinem „Rosenkavalier“ dank Elementen von F. F. Fux bis zu Johann Strauß mit Welterfolgs-echo verherrlicht hat.

Es werde zum Schluß noch etwas über die Volksmusikstile gesagt, aus denen dieser jahrhundertelange Reichtum der Kunstmusik geflossen ist und sich trotz mancher höfisch-politischen Abschnürung doch immer wieder aufgefrischt und erneuert hat. Die Wiederbesiedlung Österreichs nach den Hunnen-, Avaren-, Ungarn- und Slaweneinfällen ist zum größeren Teil west-östlich durch bajuvarische, zum kleineren nord-südlich durch fränkische Volksströme vor sich gegangen, und so finden wir auch die Melodik dieser beiden Altstämme neu verschmolzen im uralten südoftmärktischen Kolonialraum. Auf den Höhen der alpenrischen Sennenvirtschaft schließt sich an die alemannische und bayerische eine österreichische Fodler- und Fuchzerkultur, die sich im allzeit schöpferischen Weiterfluß befindet; die Alphörner, hier in kleinerer Spielart Pischl genannt, sind zwar wohl ausgestorben, aber ihre hüpfende Vokalnachahmung als gebrochener Tonfadereiklang und Dominantnonakkord hat sich im lecken „Stehrischen“ und im übermütig neckenden Schnaderhüpfel lebensvoll erhalten, immer wieder gehen Spielarten beider in neuer Stegreiferfindung reizvolle Abwandlungen ein. Doch in den Vorbergen des Wiener Waldes und im Burgenland wie im Mühlviertel lebt auch die stufenhaft schreitende fränkische Melodik von sanftem bis zu schwermütigem Ausdruck, wie sie ihre schönsten Kunstverklärungen in den Haydnschen Andantes und den Adagios von Schubert und Bruckner erlebt hat. Eine eigenartige Verschmelzung beider scheint die einmalige Mehrstimmigkeit des Kärntner Volksliedes (nicht in der Salon-

form Koschats, sondern in der wirklich echten Art!) darzustellen: nachklingende Tenor-Cantus-firmus-Technik des 16. Jahrhunderts trifft sich da mit der improvisatorischen Fodelharmonik zu einer oft fünfstimmigen Stegreifpolyphonie, in der die Volksmusikalität des Österreichertums sich wie in einem Brennspiegel gefangen hat. Durchblättert man die Volksfunden und Volksweisen Sammlungen dieses nunmehr großdeutschen Zuwachsgebietes — mit der steirischen Knaffhandschrift und dem Buch von Tschischka 1819 hat die Ostmark uns die ältesten deutschen überhaupt geschenkt —, so weitet sich vor unserm innern Ohr die Vielfalt der Singarten zwischen Bregenz und Rohrau, zwischen Klagenfurt und Schärding wie von selbst zum polyphonen Gewebe herrlichster Art, in dem der ewige Musikgeist Wiens den kunstreichen Cantus firmus hält.



Reich mit Simbildern geschmückte Tür in Windhaag bei Freistadt
Aufn.: Messenböck

Nordische Jahreskreisymbolik in Troja I/II

Don Otto Mud

Wir veröffentlichen die nachstehende anregende Arbeit, ohne uns aber alle Einzelheiten zu eigen zu machen.
Die Schriftleitung

Zwischen Nordwesteuropa und dem Ostbecken des Mittelmeeres sind engere Beziehungen bis ins dritte und vierte Jahrtausend v. d. Zth. nachzuweisen; so ergibt für Altpalästina der Vergleich der jungsteinzeitlichen und der kupfersteinzeitlichen Keramik (Teleilat Ghassul)¹ mit den etwa gleichzeitigen europäischen Fundstücken² einen unmittelbar sprechenden Beleg. Für das Zweistromland hat Christian³ gezeigt, daß auch die (vermutlich semitische) Lagaschkultur, deren Kenntnis durch die jüngsten, erfolgreichen Ausgrabungen in Uruk wesentlich gefördert werden konnte, durch Vermittlung der durch die bereits genannte Fundstelle Teleilat Ghassul gekennzeichneten, dem vierten Jahrtausend angehörigen Kultur des Ostjordanlandes entscheidend beeinflusst wurde. Teleilat Ghassul gehört indes, wie durch die Dominanz des Dolmengraves erwiesen, dem Kreis der Großsteingräberkultur an, deren Ausgangszentrum heute fast allgemein in den nordwesteuropäischen Raum gelegt wird.

Schon vor Jahren hat Merkschlag⁴ darauf hingewiesen, daß eine unverkennbar stetige Entwicklungsreihe vom urnordischen Dolmen- und Hügelgrabe über die Kisten- und Mastabtypen zu den erst allmählich zu ihrer klassischen Reinheit sich entwickelnden Pyramidenformen des Alten Reiches führt; ebenso bestehen unverkennbare Verwandtschaften nach Form und Bedeutung zwischen dem ägyptischen Obelisk und dem früh-nordischen Menhir. Wenn auch diese Probleme heute noch keineswegs geklärt erscheinen, so darf als Ergebnis immerhin die Wahrscheinlichkeit einer allgemeinen, langdauernden und gerade in die besonders interessante Zeit des vierten und dritten Jahrtausends fallenden Beeinflussung des südöstlichen Mittelmeerraumes durch das alte Kulturzentrum Nordwesteuropa angesehen werden.

Die Ausstrahlungen der beiden großen Südkulturen, des Alten Reiches im Niltal und des akkadisch-sumerischen Reiches im Zweistromlande, überschneiden sich im kleinasiatisch-kretischen Mischgebiete. Wieder ist es die Keramik, welche eine ausgesprochene Verwandtschaft der kleinasiatischen Troas, Kretas und Zyperns, der Kykladen und der Küstengebiete der Ägäis und der Adria belegt. Man ist gewohnt, diesen ganzen, räumlich weitverzweigten Kulturkreis den kretisch-minoischen oder ägäischen zu nennen und sein eigentliches Zentrum in Kreta zu sehen. Der starke Einfluß, den das Alte und Mittlere Reich auf Kreta und seine Kulturgestaltung ausgeübt hat, kann nicht übersehen werden. Doch auch das andere Großzentrum wirkte nachhaltig hinein: Sargon eroberte um 2500 Zypern. Es ist darum begreiflich, wenn man vor allem jene sehr nachhaltigen politischen und kulturellen Beziehungen berücksichtigte und die ägäischen Kulturen als von Memphis und Babylon her eingeführt ansah.

In den Kreis der ägäischen Frühkulturen gehören die ältesten Schichten des troischen Hügels von Hisarlik. Schicht I ist spätneolithisch, Schicht II gehört etwa der Übergangszeit, dem sogenannten Chalkolithikum (Kupfersteinzeit) an. Beide Schichten, die in ihren Funden nicht immer scharf zu trennen sind, umfassen zusammen etwa die zweite Hälfte des dritten Jahrtausends v. Zth. Diese älteste Stadt Troja liegt somit etwa 1500 Jahre

¹ Vgl. Mallon-Roeppel-Neuville, „Teleilat Ghassul“, I 1934, pl. 49, Nr. 96, a und b, sowie „Forschungen und Fortschritte“ 13., Nr. 8, S. 97.

² Schuchardt, „Miteuropa“, 3. Aufl., 28. 11.

³ Prof. Dr. Viktor Christian-Wien, „Semiten und Sumerer im Zweistromland“, vgl. „Forschungen und Fortschritte“ 13., Nr. 28, S. 325.

⁴ Merkschlag, „Pfahlbau und Hügelgrab“ a. v. D.

vor der homerischen Stadt (die gewöhnlich der Schicht VI zugeordnet wird) und gehört, von Kreta aus gesehen, der frühminoischen Zeit an, die zeitlich etwas jünger ist als die Herrschaft der großen Pyramidenbauer und die erste Blütezeit Babyloniens.

Vergleiche mit dem gleichzeitigen nordischen Kulturkreise sind bisher nur in untergeordnetem Ausmaße versucht worden. Dennoch bietet die Prüfung der alttroischen Funde hierzu eine genügende Anzahl von Anhaltspunkten. Insbesondere sind es die meisterlichen Bruntbeile, die zu einem Vergleich mit denen der europäischen „Streitaxtleuten“ anregen. Einen weiteren Beleg kann man in der auffälligen Verwendung des Hakenkreuzes als Ornament auf Wirteln und Idolen erblicken. Der Umstand, daß der von Schliemann in der Schicht II aufgefunden, irrtümlich als Besitz des homerischen Priamus angesehene Goldschatz, zumal die äußerst kunstvolle Goldblechperücke, unverkennbar an die früheren und etwa gleichzeitigen Wara funde erinnert — was auf affadisch-sumerische Herkunft schließen lassen würde —, bildet insofern keine Widerlegung, als gerade ein Goldschatz, als beliebter Raub- und Beutegegenstand, seinen Besitzer häufig genug wechseln kann, ohne daß andere, längerwährende Beziehungen zwischen dem vermutlichen Herstellungsgebiete und dem (meist zufälligen) Fundorte daraus erschlossen werden dürfen.

Während somit die Prüfung der alttroischen Funde gewisse, mehr allgemeine Anhaltspunkte für die Wahrscheinlichkeit engerer und längerdauernder Beziehungen zwischen dem indogermanischen Norden und der Troas ergeben, welche durch die Bauform der troischen Altburg unterstrichen werden, so fehlte bisher ein unmittelbarer, unbezweifelbarer Beleg dafür. Ein solcher kann zudem nur einem enger begrenzten Fundbereiche entstammen; Gold- und Silbergeräte beweisen, wie gezeigt, nur wenig; auch die Keramik legt nichts unmittelbar Entscheidendes fest, da sie sich, zumal in einem an Küstenstädten und Inselreichen gesättigten Verkehrsraume, über große Strecken, auf Beute- und Handelspfaden ausbreiten kann. Mehr schon sagt die Typik der gebräuchlichsten Waffen aus, die jedes echte Kriegervolk selbst herstellt; insofern scheint uns die Ähnlichkeit der alttroischen Bruntbeile mit den schnurkeramischen Steinägten bedeutsam. Entscheidend wichtig ist aber all das, was mit dem Kult zusammenhängt.

Auf die Ähnlichkeit der alttroischen Gesichtsurnen mit etwa gleichzeitigen und späteren Fundstücken aus dem nordwest- und nordeuropäischen Raume ist wiederholt hingewiesen worden; wenn auch kaum anzuzweifeln, bietet sie nicht mehr als einen Hinweis auf eine verwandte Geisteshaltung, aber keinen archäologischen Beleg. Einen solchen glaube ich in Gestalt des hier abgebildeten Urnendeckels erstmalig bringen zu können.

Das Fundstück, dessen Abbildung mit Genehmigung des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte (Berlin) an dieser Stelle erstmalig erfolgt, ist unter Nr. 5966 inventarisiert; das Original liegt im Schliemannsaal; die Zugehörigkeit zur archaischen Schichtengruppe I/II ist unbezweifelbar. Es gehört somit einerseits jener Frühzeit an, deren Zugehörigkeit zum nordischen oder südöstlichen Kulturkreise bisher zweifelhaft war, andererseits aber jener Gruppe von Fundstücken, welche allein geeignet sind, Sicheres und Wesentliches über die kulturelle Zugehörigkeit des Fundortes auszusagen.

Die rein material-technische Prüfung ergibt einen bei mittlerer Hitze gebrannten, ziemlich rohen Scherben, der qualitativ unter den kunstvollen Erzeugnissen der minoischen und mykenischen Keramik steht; auf die Erzielung einer glatten Kreisform ist keine Mühe gelegt worden. Das Fundstück erscheint nun vor den anderen Urnendeckeln, welche entweder gar keine oder eine lediglich ornamentale Primitivprägung aufweisen, durch die unmittelbar auffällige Zeichnung ausgezeichnet, welche die Gesamtfläche des Deckels umfaßt.

Dieses Deckelbild spricht eine so deutliche Sprache, daß schon der erste Blick Gewißheit darüber gibt: hier handelt es sich nicht um ein Ornament, sondern um ein Sinnbild.



Trojanischer Urnendeckel mit Sinnbildern des Jahreslaufes

Ausf.: Staatl. Museum für Vor- u. Frühgeschichte

Die Hand, die jenes Bild in den noch weichen Ton ritzte, wollte nicht irgend etwas, sondern etwas ganz Bestimmtes und Eindeutiges damit zum Ausdruck bringen.

Bevor wir indes den Sinngehalt der Darstellung ausdeuten, wollen wir versuchen, die kulturelle Zugehörigkeit festzustellen. Hierzu bieten die Bildzeichen selbst genügend Anhaltspunkte.

In den drei noch erhaltenen Quadranten sehen wir fünf Einzelsymbole: eine Schlange und einen Baum in den beiden Schmalquadranten, im breiteren Mittelstück einen stark stilisierten Hirsch und über ihm die Symbole von Sonne und Mond. Das altgewohnte Sonnenzeichen — das Rad mit der Nabe — ist hier mit dem Haken- oder Wendekreuz zum Sinnbild der „Wendensonne“ kombiniert. Darin allein läge nichts Beweisendes, denn das Hakenkreuz ist weit über den näheren Orient verbreitet gewesen und, wie bereits erwähnt, ein typischer Bestandteil auch der alttroischen Kultur bis in die jüngeren Schichten.

Wesentlich erscheint uns die schon äußerlich beherrschende Figur des mächtigen achtendigen Hirschen. In ihm dürfen wir ein typisches Symboltier erblicken. Symboltiere sind — um eine treffende Bezeichnung A. E. Güntners zu verwenden⁵ — „Seelentiere“ und als solche wesentlich einer ganz bestimmten, nämlich der heimatischen Landschaft angehörig.

⁵ A. E. Güntner, „Totem“ a. v. D.

Vier Möglichkeiten stehen zur Diskussion: Ägypten, Altbabylonien, die Troas selbst oder der indogermanische Norden.

Weder für die altägyptische noch für die altbabylonische Landschaft war der Hirsch „Seelentier“; er spielt in der Symbolik dieser Kulturen überhaupt keine Rolle. Sätze der Urnendekel unter ägyptischem Einfluß gestanden, so hätten wir an Stelle des Hirschen den Apistier, den Skarabäusläufer oder den Horusfalken zu erwarten; eine babylonische Tendenz hätte sich in der Wahl des Cherubstieres oder des Löwen ausgeprägt. Diese beiden kulturellen Großzentren scheiden somit aus.

Aber auch für die Troas ist der Hirsch nicht bedeutsam; zwar gibt es Hirschformen in West- und Südasien, aber sie bestimmen in keiner Weise den Charakter der Landschaft; als Beleg mag dienen, daß Homer den Hirsch (elaphos) auffallend selten bei seinen so häufigen Vergleichen heranzieht. Er fehlt auch in der ganzen, umfangreichen geometrischen und klassischen Tierkeramik. Und blicken wir nach Kreta, so finden wir rolokoartig zärtliche Darstellungen von Ziegen und Antilopen, sogar von Polypen und Fischen, aber keinen Hirsch. Es kann kein Zweifel daran bestehen: der Hirsch mag in diesen südlichen Ländern zwar auch vorkommen, als einer unter sehr vielen anderen, aber er ist nicht „Seelentier“ dieser Landschaft und daher sicherlich ungeeignet als tierischer Symbolträger.

Nachdem die drei südlichen Landschaften aus der Diskussion ausgeschieden sind, bleibt der indogermanische Norden als einzige und letzte Möglichkeit offen: hier und nur hier kommt dem Hirsche eine wahrhaft symbolische Bedeutung zu. Nur in diesem, unserem Heimatsraume wohnt der weiße Hirsch im Märchenwald; hier schreitet der Goldgeweihte als echte Sagengestalt. Als Himmels-Hirsch wird in der Lokasenna der weiße Heimdal beschrieben; noch das Solarlied spricht vom „Sonnenhirsch“ — über 3000 Jahre nach diesem Lohndekel, auf den Hirsch und Sonne als zusammengehörige Symbolgruppe eingerichtet sind. Auch die Snorri-Edda raunt im Grimnismal vom achtendigen Hirschen, dem Hytt-Hyrnir, der von den Zweigen des Weltenbaumes äst. Bis in die mittelalterlichen Sagen, bis in das Genovevamotiv und zu Shakespeares geweihttragendem „Jäger Hérne“⁶ läßt sich die Bedeutung des Hirschen als Symbol verfolgen; sie liefert einen überzeugenden Beweis nicht nur für ihre Kraft, sondern auch für die Beständigkeit, mit welcher ein Volk an den ihm eingeborenen Urbildern festhält, in der Heimat und in der Ferne.

Damit erscheint uns der Beweis dafür erwacht, daß die Bildersprache dieses alttroischen Urnendekels dem nordischen Kulturkreise zuzuschreiben ist. Dadurch wird der Blick auf die etwa gleichzeitigen — wenn nicht älteren — südschwedischen Felsritzungen gelenkt. Hier ist der Hirsch herden- und scharenweise dargestellt, manchmal in solch auffallender Häufigkeit, daß man sich versucht fühlt, diese Bilder als „Jagdzauber“ anzusehen. Noch überzeugender wirkt indes die absolute Stilgleichheit der südschwedischen und der alttroischen Darstellung⁷: in beiden Fällen sehen wir in wenigen, aber typischen Strichen das Wesenhafte des Hirschleibes dargestellt, einen auffallend langen Körper auf stämmigen, kurzen Beinen, einen mächtigen Kopf und eine betont lange Schwanzröhre. Wenn man berücksichtigt, daß die Herstellungsarten verschieden sind — der troische Hirsch wurde in den weichen Ton mit einem Holzstück eingerichtet, während die schwedischen Zeichnungen vermutlich eingemeißelt oder eingeschliffen wurden —, so erscheint die Gleichartigkeit

⁶ In den „Lustigen Weibern von Windsor“ wird der mythische Jäger Hérne (ein Name, der mit Horn, cornu, terna zusammenhängt) ein „feister Windsorhirsch“ genannt. Falstaff erscheint in der Hirschmaske des Hérne.

⁷ In der verbildeten, leider durch ein unnötiges Vorwort belasteten Ausgabe der Originalzeichnungen Balher's (Werke der Urgermanen, I. Bd. „Schwedische Felsbilder“, Folkwang-Verlag, Gagen 1919) sind Abbildungen von Hirschen u. a. auf Blatt 1 (Bild 3), Blatt 5 und 6. Die Stilgleichheit ist überraschend.

der Darstellung und die Ähnlichkeit der Hirschtymen hier wie dort um so auffälliger: nicht irgendein Hirsch, sondern unverkennbar eine nordeuropäische Hirschart — die genauere Klassifizierung bleibe den berufenen Zoologen überlassen — ist auf dem alttroischen Urnendekel abgebildet und als Symboltier zusammen mit Sonne und Mond verwendet worden. Und darum glauben wir in diesem Urnendekel einen unbezweifelbaren archäologischen Beleg zu besitzen für die Richtigkeit der Ansicht, daß die Besatzung der Hochburg von Troja I/II, also die über die Troas der Vorzeit herrschende Schicht, die Symbolik des nordischen Kulturkreises verwendete.

Damit ist unser Wissen vom ersten Auftreten nordischer Krieger im Mittelmeergebiet um gut ein Jahrtausend erweitert.

Wir wenden uns nun der Deutung, der Erschließung des Sinnesgehaltes zu. Dabei mag uns die Überlegung leiten, daß die keltische Beschriftung eines Urnendekels einen Sinn haben müsse, den die Symbole dieses Kultes deuten sollen.

Fünffach zeigt uns die alttroische Ritzung das Kreisymbol; wie eine doppelte Bahn umschlingt ein Kreispaar die Scheibe; drei andere Kreise umgeben den deutlich ausgeprägten Mittelpunkt. Die Ringsfläche zwischen diesen Kreisgruppen trägt die eigentliche Epigraphik; sie wird durch vier schräge Strahlenbündel in vier Felder geteilt. Jedes dieser vier Felder enthält ein mit wenigen Strichen geometrisch stilisiertes Sinnbild; leider sind uns nur drei Felder erhalten, vom vierten fehlt gerade jenes Stück, auf dem das Feldsymbol eingerichtet war.

Die mit dieser Ausnahme sonst guterhaltene und klare Darstellung bezieht sich zweifellos auf die Symbolik des Jahres. Der ganze Urnendekel ist ein großer Jahreskreis, der durch die Strahlenbüschel in die vier Jahreszeiten zerlegt wird. Jeder Zweifel daran wird durch den Umstand behoben, daß im erhaltenen Breitfeld Sonne und Mond, die beiden Zeitmessgestirne, dargestellt sind. Wir haben es bereits erwähnt, daß nicht das astrologische Sonnensymbol, sondern seine Kombination mit dem (linksläufigen) Wendekreuz, also das astronomische Symbol der Wendensonne dargestellt ist. Es ergibt sich daraus, daß das Breitfeld, in welchem die Wendensonne dargestellt ist, jener Jahreszeit zuzuordnen ist, in welche eine Sonnenwende fällt, also entweder dem Sommer oder dem Winter. Wir schließen daraus weiter, daß jenes Jahr, das durch diese Symbolik dargestellt wurde, zwei kurze Jahreszeiten — Lenz und Herbst — und zwei je doppelt so lange, also einen langen Sommer und einen langen Winter hatte. Dies trifft weder für das Klima Ägyptens noch des Zweistromlandes, auch nicht der Troas oder der griechischen Inselwelt, wohl aber für das nördliche Europa zu, das gerade damals ein ausgesprochenes klimatisches Optimum besaß, wofür die paläobotanischen Beweise vorliegen⁸. Es ist der Raum um Nord- und Ostsee, für den diese Jahreskreisymbolik paßt — derselbe, in welchem der Hirsch „Seelentier“ ist.

Da die Wendensonne im Breitfelde mit einem linksläufigen Wendekreuz zusammenge stellt ist, macht die Zuordnung der Felder zu den Jahreszeiten keine unlöslichen Schwierigkeiten; wir haben die Sinnbilder links- oder rückläufig aufeinander folgen zu lassen, um die richtige Reihenfolge zu erhalten, wie sie durch das linksläufige Wendekreuz vorgezeichnet ist. Die Sonne kommt also aus dem Felde mit dem „Lebensbaum“ in das Breitfeld des „Hirschen“; damit ist unmißverständlich gezeigt, daß das Feld des „Lebensbaumes“ mit seinen 12 Zweigen (deren „Haltung“ ein Hinweis auf die in diese Jahreszeit fallende Tag-Nachtgleiche ist) dem Lenz und daher das Feld des „Hirschen“ dem Sommer zuzuordnen ist. Damit stimmt weiter überein, daß die aufwärtsgebogenen Zweige des Lebensbaumes nach rechts auf das Sommerfeld, hingegen die abwärts-

⁸ Vgl. dazu im „Handlexikon der deutschen Vorgeschichte“ (München 1936) den Artikel Ackerbau, § 1, sowie die einschlägigen Fachwerke, wie die Beobachtungen Sernanders an schwedischen Mooren usw.

sinkenden Zweige nach links auf das Winterfeld weisen; das Steigen und Fallen der Lebenskraft und des Säftestromes scheint hierin zum Ausdruck gebracht.

Damit sind auch die beiden anderen Felder zugeordnet: das mit der „Schlange“ dem Herbst, das vierte — dessen Symbol leider nicht erhalten geblieben ist — dem Winter.

Es soll nun gezeigt werden, daß alle erkennbaren Symbole weder ägyptisch noch babylonisch, sondern typisch nordisch sind.

Der Himmels- oder Sonnenhirsch als Symboltier der sommerlichen „Rad“sonne ist durch das *Solarliod* bezeugt; eine zweite Belegstelle bietet die *Loftisennna*, wenn *Lofti* den Himmelswächter *Heimdall* verhöhnt, weil er „mit krummem Rücken“ unter dem Weltenbaum stehend, den Tau auffangen und die Götterburgen bewachen müsse. Der Wächter *Heimdall* an der Regenbogenbrücke, der Hirsch, von dessen Geweihstangen die nährenden Feuchte des Weltenbaumes Tropfen um Tropfen herabfällt auf die Erde und alle Flüsse speist, der Hirsch schließlich, der, wie das Grimnismal erzählt, vom lichten Wipfel des Weltenbaumes äst — all dies sind Sinnbilder der Zeit; nicht der toten Kunstzeit mechanischer Laufwerke, sondern der lebendigen, im Takte des Blutes, des Pulses, der Mondung und des Sonnenjahres schwingenden, aus ihrem ewigen Urquell stets geheimnisvoll sich erneuernden, unvergänglichen Zeit. Ihr Symbol ist der Hirsch und der hirschgestaltige, der mit dem Krongeweih geschmückte Gott: *Heimdall* im germanischen Norden, *Cernunnos*⁹ bei den Kelten — und noch in Dürers Malerseele schlummerte ein Rest dieses Erbwissens: in dem phantastischen Blatte „Meerwunder“, in dem ein härtiger Wassermann mit Hirschgeweih und Fischschwanz mit seiner Melusine vorbei an altfränkischen Burgen schwimmt.

Es ist nun sehr bedeutsam, daß der Hirsch als Symboltier der lebendigen schicksalhaften Zeit im Grimnismal „*Hytt-Hyrnir*“, das ist „Acht-Hörner“, genannt wird; und als Acht-Hörner¹⁴ ist der sommerliche Hirsch auch auf dem alttroischen Urnenedel dargestellt. Wieder erweckt es Erstaunen, daß dieses kultische Motiv durch 3500 Jahre hindurch sich erhalten hat. Damit erscheint der Beweis dafür erbracht, daß die Wahl des achtendigen Hirsches zum sommerlichen Symboltier nordischem Denken und Fühlen entspringen ist.

Auch der lenzliche „Lebensbaum“ gehört dem nordischen Kulturkreise der frühen Erzzeit an; *Larad* heißt er im Grimnismal — und wie dort *Hytt-Hyrnir* von ihm äst, so streckt auch auf dem troischen Urnenedel der Sommerhirsch Ästern und Maul an den grünenden, blühenden Lenzbaum, als ob er von ihm äßen wolle. Wie bedeutsam gerade das Baummotiv in den germanischen und deutschen Sagen ist — man denke an *Ydun*, an den urdeutschen Lebensbaum, an die Bedeutung der Frminsul usw. —, braucht an dieser Stelle nicht eigens hervorgehoben zu werden. Wenn Zweifel bestehen sollten, ob hier nordische Epigraphik vorliegt oder nicht, so blicke man auf die „Haltung“ der Äste, die links nach abwärts, rechts nach aufwärts weisen — eine Haltung, die uns aus der vorgermanischen und der germanischen Symbolik, z. B. dem in dieser Zeitschrift abgebildeten¹⁰ „Männlein von Ohjen“ wohl bekannt ist.

Die „Schlange“ als Herbstzeichen erscheint in der nordischen Symbolik u. a. in der bekannten Darstellung *Odins* auf dem Stirnbande des Wendel-Fundes (Uppland, 7. Jahrhundert n. d. Zttv.)¹¹ belegt. Hier reitet *Odin* im Adlerhelm mit Rundschild und Geißel, begleitet von seinen beiden Raben auf *Leipnir* gegen eine vor ihm aufsteigende Schlange. *Odin*, der Herr der rauchnächtlichen Fulkreiter, beherrscht die Winterzeit; die

⁹ Der gallisch-keltische Zeitgott *Cernunnos* — kenntlich durch Hirschgeweihe und Wendelring — ist u. a. auf dem berühmten Weihenessel von *Gundestrup* dargestellt.

¹⁰ Vgl. „Germanien“ 1935, Heft 7, S. 212; Sonderheft 1936, S. 364 mit Abbildung des „Fahrgottes auf dem Stein von Gliende“.

¹¹ Nach *Gustaf Rossignol*; abgebildet u. a. bei *M. Lind*, „Wotan und germanischer Schicksalsglaube“ (Diederichs 1935), Tafel I, Abb. 1 und 2.

in der vor ihm aufbäumenden Schlange dargestellte, also vor ihm liegende Jahreszeit kann daher nur den Herbst bedeuten. Die auf dem troischen Deckel dargestellte „Herbstschlange“ ist nichts anderes, als die kursiv geschriebene Rune *Sig*. Die Verwendung der Schlangen- oder Sigrune als Ritzung auf Berspizen und Schwertern, sowie die unmittelbare Bezeichnung des Schwertes als „Schlange, Wurm, Drache“¹² ist mehrfach¹³ überliefert.

Es kann somit als ausreichend belegt angesehen werden, daß dieser alttroische Urnenedel auf Grund seiner eindeutigen und klaren Symbolsprache dem nordischen Kulturkreise angehört. So betrachtet, ist das unscheinbare Fundstück ein beachtenswerter Beleg für die politische Bedeutung vorzeitlicher nordischer Heereszüge in den Osträumen des Mittelmeeres. So bedeutsam dies für die Frühgeschichte sein kann —, in dem Mund des Urnenedels liegt mehr als dies. Er enthält den Beweis, daß die Menschen, die ihn verfertigten und seine Symbolsprache verstanden, nicht nur Krieger und Eroberer, sondern auch Träger einer hohen Kultur waren, die durchaus den Vergleich mit den damaligen „Weltkulturen“ Ägyptens und des Zweistromlandes aushalten konnte.

Die Höhe einer Frühkultur findet ihren bezeichnenden Maßstab in der Genauigkeit und der Güte ihrer Zeitmessung, ihres Kalenders. Kultur im eigentlichen Wortsinne beginnt ja erst mit dem Sechstägigen, mit der Schaffung des nur-menschlichen Lebensraumes; Vorbedingung dafür ist die Beherrschung der Garten- und Ackerbau-technik, die vollendete „Zähmung“ der Nährpflanzen. Garten- und Ackerbau aber bedürfen einer genauen Zeitkunde, weil nur diese die Bestimmung der richtigen Säe- und Erntezeiten ermöglicht. Daher steht der Kalender am Anfang der menschlichen Hochkulturen.

Die alttroische Jahreskreisscheibe ist nun nicht nur ein kultisches Jahreskreissymbol, sondern mehr als das: ein vollständiger und sehr genauer Kalender.

Wir beginnen mit dem Auffallendsten: die Felder des Sommers und des Winters sind doppelt so breit wie die des Lenzes und des Herbstes; sehen wir ein solches Schmalfeld als zeitliche Grundeinheit, so ergibt sich eine Sechsteilung des ganzen Jahres: $\frac{1}{6}$ fällt je auf Lenz und Herbst, je $\frac{2}{6}$ auf Sommer und Winter. Welcher Art diese „Sechstel“ sind, ergibt sich aus der Art des lenzlichen Lebensbaumes, der 6 abwärts geneigte und 6 aufwärts weisende, also 6 „abnehmende“ und 6 „zunehmende“ Äste besitzt — Sinnbilder von 12 Mondungen, die zusammen ein sogenanntes Mondjahr ergeben. Noch der sagenhafte Römerkönig *Numa Pompilius* soll mit Doppelmonden von zusammen 59 Tagen gerechnet haben; diese Zeitbestimmung ergibt sich daraus, daß eine Mondung (synodischer Monat) auf etwa 3 Prozent genau 29,5 Tage dauert, so daß 2 aufeinanderfolgende Mondungen durch einen ganztäglichen Wert von 59 Tagen ausgedrückt werden können. Dieser „Doppelmond“ von 59 Tagen ist jene Zeiteinheit, welche der schematischen Einteilung des alttroischen Jahreskreises zugrunde liegt. Einen Doppelmond währte Lenz und Herbst, je zwei Doppelmonde umfaßten Winter und Sommer. Werden an eine Zeitrechnung nur allgemeine Anforderungen gestellt, so genügt die Verfolgung der Mondphasen; es ist mit einiger Übung leicht, das jeweilige „Alter“ des Mondes (vom letzten Neumond an gerechnet) auf einen halben Tag genau durch einen einzigen Blick zu bestimmen, ohne dazu astronomischer Beobachtungs- oder Meßmittel zu bedürfen. Der Rhythmus der Mondung ergibt somit ein leicht verfolgbares, unmittelbar eindrucksvolles und absolut zuverlässiges Zeitmaß.

Für ein Volk von Ackerbauern genügt es indes nicht; die wichtigsten Zeitpunkte — Säen und Ernten — werden nicht vom Monde, sondern von der Sonne bestimmt. Da die Sonne aber ihre Radgestalt beibehält, ist die Messung des Sonnenjahres (tropischen

¹² Vgl. die Beschreibung des Helden Schwertes im *Helgilied*, 9.

¹³ Vgl. hierzu *Lind*, l. c., SS. 135, Schlange = Drache, draco von *derkein* = blitzen.

Jahres) ungleich schwieriger als die des Mondes. Die ganze Zeitmesskunst der Vor- und Frühzeit hat sich vorwiegend mit dieser einen Aufgabe beschäftigt, einen einfachen Kalender auszuarbeiten, der dazu verhilft, um auf Grund der leicht verfolgbaren Mondungen, also des jeweiligen „Mondalters“, das jeweilige „Sonnenalter“ zu bestimmen: oder anders ausgedrückt: angeben zu können, in welchem „Tageszimmer“ eines bestimmten „Mondhauses“ eben die Sonne weilt. Diese Übereinstimmung zwischen Mond- und Sonnenjahr herbeizuführen, war die eigentliche Hauptaufgabe der älteren Zeitmesskunst.

Unsere alttroische Scheibe gibt eine Regel an, wie die Übereinstimmung zwischen Mond- und Sonnenjahr durch Einschleiben bestimmter Schaltperioden zu erzielen gesucht wurde. Wir sehen, daß zwischen den eigentlichen 4 Hauptfeldern, zwischen den Strahlen der sie trennenden Büschel, schmale Zwischenfelder liegen: 2 zwischen „Baum“ und „Hirsch“, 3 vor der Schlange, 2 vor und 4 hinter dem „Winterfeld“ — zusammen also 11 Schmalfelder. Nun wissen wir bereits, daß die 4 Hauptfelder den Zeitwert von 6 Doppelmonden zu rund je 59 Tagen, also zusammen ein rundes Mondjahr von 354 Tagen darstellen; die 11 Schmalfelder, zu je einem Tage berechnet, dazu gezählt, ergibt mit 354 mehr 11 = ein rundes Sonnenjahr.

Daß eine solche zeitliche Wechselbeziehung zwischen Mondung und Sonnenjahr beabsichtigt ist, scheint dadurch bewiesen, daß im Breitfeld Sonne und Mond nebeneinander und über dem „Zeittier“, dem Sonnenhirschen, stehen. Aber der alttroische Kalender sagt noch mehr.

Wenn wir die genauen modernen Werte der Mondung (29,530 588 Tage) verwenden und daraus die Länge eines Mondjahres zu 12 Mondungen berechnen und sodann diese mit dem exakten Werte für das (tropische) Jahr vergleichen, so erhalten wir:

für das Mondjahr exakt 354,367 056 Tage,

für das Sonnenjahr exakt 365,242 204 Tage,

somit einen Unterschied von 10,875 148 Tagen. Der Unterschied kann mit sehr großer Genauigkeit durch $11\frac{1}{8}$ ausgedrückt werden; der verbleibende Fehler beträgt nur 1,5 Hunderttausendstel.

In dem errechneten Ausdrucke $11\frac{1}{8}$ ist die Zahl 11 auf dem alttroischen Urnendeckel in unmißverständlicher Weise durch die 11 trennenden Schmalfelder festgelegt; als Regel gedeutet, würde dies besagen, daß nach jedem Mondjahr 11 Schalttage hinzuzuzählen seien, um ein rundes Sonnenjahr zu ergeben. Nun stehen Sonne und Mond, die beiden zeitmessender „Richter“, nicht nur nebeneinander, sondern zudem unmittelbar über dem Zeithymbol: dem achteckigen Hirschen, dem *Ektthyrnir*. In diesem Symbol liegt die „8“ und in dieser „8“ die Korrektionsregel¹⁴.

Der Ausdruck $11\frac{1}{8}$ (der, wie wir gezeigt haben, in der Symbolik unmißverständlich verankert ist) besagt somit, als Zeitmessregel gelesen, daß die an jedes Mondjahr anzugliedernde Schaltperiode von 11 Tagen in jedem achten Jahre um einen Tag zu vermindern sei, um einen überaus genauen Einklang zwischen Mond- und Sonnenjahr herbeizuführen. Tatsächlich ergibt sich bei Beobachtung dieser Korrektionsregel (des *Ektthyrnir* Gesetzes, das dem berühmten *Sotthisyklus* gleichwertig an die Seite zu stellen ist) eine durchschnittliche Schaltperiode von 10,875 Tagen, die mit dem exakten Werte fast völlig übereinstimmt.

¹⁴ Es werden hier nicht alle Sprossen, sondern nur die quer zur „Stange“ stehenden und so deutlich unterschiedenen Quersprossen gezählt; das dargestellte Hirschgeweih ist in der modernen Jägersprache ein „ungerader Zehrender“; wird die Sprossenzahl, wie hier, nur auf die Quersprossen bezogen („Hörner“), dann gilt die Bezeichnung als „ungerader Achthörner“ (*Ektthyrnir*). Das Fehlen des achten Hornes ist nicht zufällig oder unabsichtlich, sondern wesentlich: denn gerade in diesem Fehlen ist die eigentlich wichtige *Ektthyrnir* regel versinnbildlicht, nach welcher nach sieben vollen oder 11tägigen Schaltperioden (den gezeichneten „Hörnern“) eine mangelhafte zu 10 Tagen einzuschalten ist, welcher sinngemäß das „fehlende“ Horn entspricht.

Die nordischen Menschen des dritten Jahrtausends v. d. Zv. besaßen somit ein äußerst einfaches Kalendersystem; sie blieben bei der althergebrachten Beobachtung der Mondphasen, welche es ermöglicht, das jeweilige „Mondalter“ (das „Zimmer“ des Mondhauses) auf einen halben Tag rein visuell festzustellen und diese Beobachtungsgenauigkeit dauernd einzuhalten, ohne durch die Ungauigkeit des Mondungswertes dabei behindert zu sein. Sobald im Laufe längerer Zeiten der sich allmählich aufsummierende Beobachtungsfehler des Mondwertes zu einem Ganztage angewachsen war, konnte er auf Grund des Augenscheines ohne umständliche Operationen berichtigt werden; das bedeutet, daß die praktische Beobachtung fehlerfrei blieb. Von diesem einwandfrei ermittelten Mondjahr (welches 12 volle Mondungen umfaßte) wurde nun das Sonnenjahr durch die bereits angegebene *Ektthyrnir* regel bestimmt: durch 7 Jahre je 11 Schalttage, im achten Jahre nur 10. Damit aber wurde eine Genauigkeit erreicht, welche die des Julianischen und des Gregorianischen Kalenders bei weitem übertrifft — erst nach 7000 Jahren erreichte der „Fehler“ dieses Kalenders einen Tag.

Die nordischen Menschen dieses frühen Jahrtausends besaßen genaue Kenntnis von den Sonnenwenden und den Tag-Nacht-Gleichen; auch dies kommt in der alttroischen Urnendeckelscheibe klar zum Ausdruck; Sommer- und Winter Sonne stehen mit ihren Wendensymbolen inmitten ihrer Jahreszeitfelder; in der Querachse — also zeitlich dazu um ein Vierteljahr verschoben — stehen die Symbole der Gleichen, als solche durch ihre symmetrische Lage zur Feldmitte ohne weiteres erkenntlich. Die Marken der Gleichen und Wendungen dürften, wie dies auch aus den astronomischen Steinsetzungen der Frühzeit vermutet werden kann, zur Kontrolle des „Einklanges“ zwischen Sonne und Mond verwendet worden sein.

Wer die Edda kennt, wird sich an das berühmte Doppelgleichnis in der *Völuspá* erinnern, welches *Odins* Auge und *Heimdals* Horn (Sinnbilder für den Mond) verbindet; *Odins* Auge unter den Wurzeln des Welkenbaumes, *Heimdals* Horn ebendort im *Mimebrunn*; aus *Odins* „Pfand“ trinkt *Mimir* „Met jeglichen Morgen“ — aus der Beobachtung der Mondichel ergibt sich die Messung der Zeit, die Ordnung des Geschehens. Ähnlich sehen wir auch auf dem Urnendeckel den Sichelmond über *Heimdals* Tier, dem Hirschen: als „*Heimdals* Horn“, das, als Mondung verstanden, das Grundzeitmaß in sich birgt, aber, auf die Achtzahl der Hornstangen des Hirschen bezogen, die *Ektthyrnir* regel enthält. Damit glauben wir bewiesen zu haben, daß man — ohne Unzulässiges in die vorhandenen Zeichen hineinzulegen — aus dem Symbolbilde der alttroischen Scheibe einen überraschend genauen und „handgerechten“ Kalender herauslesen kann. Ich glaube aus guter Kenntnis frühzeitlicher Zeitmessmethoden sagen zu dürfen, daß es keine mir bekannte andere Lösung gibt, welche mit einem derart einfachen Verfahren und nur mit einem einzigen Korrektionswert (dem *Ektthyrnir* Gesetz) eine solche überragende Genauigkeit zu erzielen gestattet. Unter Berücksichtigung der kulturellen Bedeutung des Kalenders kommen wir also zu dem Schlusse, daß die nordischen Menschen schon im 3. Jahrtausend v. d. Zv. eine hochkulturelle eigenste Prägung besaßen, die ihrer geistigen Potenz nach mit den bekanntesten der großen Südreiche zumindest gleichgestellt werden darf. Wir haben damit in diesem bescheidenen Fundstück einen gewichtigen Zeugen und Helfer in unserem Kampfe gegen die Behauptung gefunden, daß unseren Vorfahren ein höhere Gesittung erst von außen und vor nicht allzu langer Zeit gebracht worden sei.

Dieses Ergebnis erscheint mir um so wertvoller, als es sich uns in einem, vom rein künstlerischen her gesehen, unauffälligen Fundstücke darbietet. Dieser Urnendeckel mit seiner „primitiven“ Rührung, der unterhalb des künstlerischen Niveaus der kretischen, ägyptischen und mykenischen Keramik bleibt, lehrt uns wiederum, daß die auf Außerlichkeiten abgestellte, form-ästhetische Betrachtung allein nicht ausreicht, um jene seelische Grund-

haltung und jene geistige Kraft zu würdigen, welche aus den Symbolen spricht und letztlich maßgeblich ist für die innerliche Kulturhöhe eines Volkes.

Es ist auf dieser Scheibe gelungen, mit einfachsten und bescheidensten Mitteln Tiefes und Wesentliches auszusagen. Denn diese den Jahreskreis beschreibende Symbolik ist nicht nur Kalender, sondern auch gelungener Bildausdruck einer Weltanschauung.

In den drei Kreisen der Mitte zeigt es die Eingliederung des einzelnen in die ihm zukommende Lebensordnung innerhalb der Wallburg, auf der Erdscheibe, inmitten der himmlischen Felder — ein punktförmig kleines Ich als lebendigen Bezugspunkt des umfangenden Alls. Utvertrautes Brauchtum gliedert ihm das Jahr seines Lebens in sinnvolle, durch Festtage eingeleitete Jahreszeiten, denen Sonne und Mond Ordnung und Rhythmus geben. So ist das Ichhaft-Vergängliche miteinander beschloffen in der höheren Ganzheit seines Volkes, in den ewigen Kreislauf des Vergehens und Neubewerdens, in die Unvergänglichkeit des Lebens.

Dies ist die Verheißung, die auf dem Deckel dieser alttruischen Urne stand; die der kunstvollen Zeichnung unkundige, an Pflugsterz und Beilschaft gewohnte Hand eines nordischen Bauernkriegers hat sie in einfachen Bildern in den weichen Ton geritzt — aber sie verstand es, Himmel und Erde, Leben und Tod, Vergängliches und Ewiges in einem Bilde zu vereinen und so eine letzte, ahnenererbte Weisheit in bescheidenster Form auszudrücken.

Die Fundgrube

Ein Denkmal germanischen Bauernrechts

Was die Steinbilder an der „Pitterskirche“ in Großen-Linden überliefern

Durch Jahrhunderte wurde die Behauptung vom niedrigen Geistes- und Lebenszustand der Germanen mit dem Hinweis begründet, daß auf deutschem Boden nichts den aus gleicher Zeit stammenden griechischen oder römischen Kunstschöpfungen Ähnliches, keine der Denkmäler, Statuen und Tempel aus Marmor oder kunstvoll behauenen Stein zu finden seien. Das darauf gegründete Märchen, unsere Vorfahren hätten sich in dunklen Urwäldern im Kampf um des Lebens nackte Notdurft erschöpft, während an den sonnigen Gestaden des Mittelmeeres die Kultur in allen Lebensgebieten auf der Stufe höchster Vollendung stand, ist inzwischen gründlich widerlegt worden. Goldschmuck von erlesener Formgebung, bronzene Musikinstrumente, wie sie selbst heute kaum nachgeahmt werden können, mit Bernstein und Geschmeide verzierte Waffen von unzweifelhaft germanischer Herkunft und Arbeit, wurden als ge-

genständliche Zeugnisse nordischer Hochkultur aus der Erde unserer Heimat geborgen.

Steinbildwerke, dagegen, die sich den klassischen Schöpfungen Athens oder Roms an die Seite stellen ließen, haben die Germanen nicht geschaffen. Was folgt daraus? Nicht etwa, daß ihnen die Fähigkeit dazu gemangelt hätte, sondern lediglich, daß sie dem kalten Stein einen anderen Werkstoff vorzogen: das trauliche, lebensfrische, aber auch vergängliche Holz. Aus Holz waren ihre meisten Geräte, ihre Wohn- und Gemeinschaftsbauten, und zwar nicht aus roh behauenen Blöcken, sondern meisterlich verarbeitet und reizvoll verziert, wie es zum Beispiel der römische Dichter Venantius Fortunatus aus dem 6. Jahrhundert von der Rheingegend berichtet, und wie es die wenigen durch glückliche Umstände erhaltenen hölzernen Grabbeigaben aus nordischen Mooren, aus Oberschlacht in Württemberg oder aus Leihgestern bei Gießen bezeugen.

Das vom 8. Jahrhundert an erfolgende Eindringen der Steinbauweise in Deutschland stellte die heimischen Baumeister und

Holzbildhauer vor eine von Grund auf veränderte Lage. Wie rasch und erfindungsreich sie ihrer Herr wurden, zeigen die verhältnismäßig kurz darauf im germanischen Lebensraum geschaffenen romanischen und gotischen Dome als unerreichte Schöpfungen eines ebenso kühnen wie beseelten Formwillens.

Für die Erkenntnis des Innenlebens unserer Ahnen aufschlußreicher sind jedoch die vorhergehenden Bauten des sogenannten „romanischen Stils“, der in Wahrheit ein germanischer war und die Umformung der bisher geübten Holzbauweise in die Elemente des aus den romanischen Landen kommenden Steinbaues verkörpert. Im Rhein-Main-Gebiet, das ein den westlichen Einflüssen näher Boden war, sind weithin bekannte Denkmäler dieser Zeit erhalten, die wie die Dome von Mainz und Worms in baulicher Anordnung und in ihrem Steinbildschmuck den Niederschlag nordischer Vorstellungen erkennen lassen. Frankfurt, Weßlar, Seligenstadt, Albstadt, Lorsch haben ebenfalls Bauten jener Epoche, doch sind sie alle im Rahmen von städtischen oder klösterlichen Niederlassungen entstanden. Selten finden sich in Dörfern Zeugnisse jener frühen Bauweise, und besondere Ausnahmen stellen dabei die Fälle dar, wo nichtchristliche Dar-

stellungen uns Rückschlüsse auf germanisches Wesen jener Zeit erlauben.

Großen-Linden bei Gießen besitzt im Hauptportal seiner ursprünglich aus dem 10. oder 11. Jahrhundert stammenden Kirche ein solches wertvolles Denkmal, das vorchristliche Anschauungen in der Ausdrucksweise der ersten germanischen Steinmengen in die Gegenwart gerettet hat. Das Dorf Großen-Linden — außerhalb der Timesgrenze im einst rein chattischen Gebiet gelegen — ist sehr alt. Bereits im Jahre 790 wird es im Lorscher Codex als „Lindern im Lahngau“ erwähnt, und viele frühgeschichtliche Grabhügel in seiner Nähe beweisen seine Besiedlung schon in großgermanischer Zeit. Als politischer Mittelpunkt der „Lindener Mark“, die außer ihm Büchelinden, Leihgestern, Sörnsheim, früher auch Hochelheim und Dornholzhausen umfaßte, galt es bis 1819, wo der Markwald aufgeteilt wurde. Es war ferner Gerichtsort, wie schon sein auf den germanischen Gerichtsbaum zurückgehender Name vermuten läßt, und war endlich Mutterkirche der aufgeführten Orte, wie von Allendorf, Launsbach, Dutenhofen, Rechtenbach, Nieder- und Ober-Kleen, Langgöns, Ebersgöns, Albach, Wiesel und Lindes (d. i. Klein-Linden).

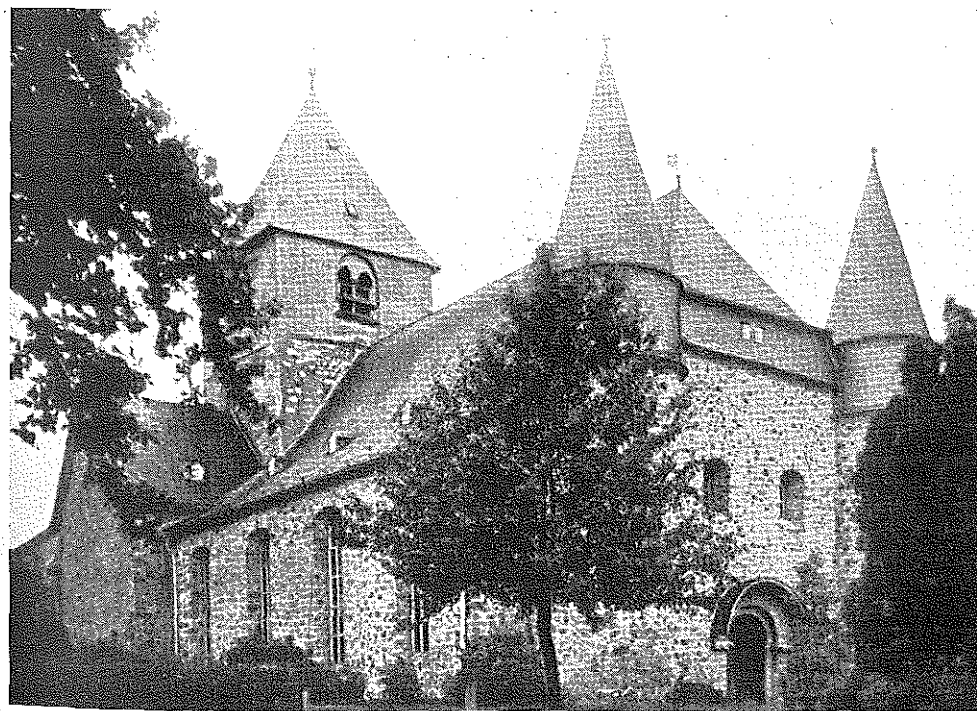


Abb. 5: Die alte Pfarrkirche in Großen-Linden
Aufn. Cornelius

Sprechen allein diese Umstände für eine besondere Bedeutung des Ortes in früher Zeit, so weist anderes darauf hin, daß Großen-Linden nicht erst nach Einführung des Christentums Mittelpunkt für Rechtspflege und Kultus wurde, sondern es schon in den vorhergehenden germanischen Jahrhunderten auf einem sich deutlich im Gelände abhebenden Hügel liegt die erwähnte, heute evangelische Pfarrkirche, die der Volksmund die „Peterstathedrale“ nennt, und deren Pfarracker als „Pittersacker“ mit dem zugehörigen „Pittersweg“ bezeichnet werden. Nun

Zur Deutung liegen verschiedene Versuche vor, die meist deswegen mißglückt sind, weil sie voraussetzen, daß an einer christlichen Kirche nur religiöse Motive abgebildet sein können. Es würde zu weit führen, all die weltlichen, mitunter sehr wenig geistlichen Vorgänge und Gestalten zu nennen, die sich an deutschen Gotteshäusern finden; jedenfalls scheiden für Großen-Linden die Erklärungen der Steinbilder als Legenden des heiligen Wenzel oder der heiligen Margaretha, die man vorgeschlagen hat, aus zeitlichen Gründen aus. Welche Szenen aus



Abb. 1: Steinreliefbilder im Portalbogen der Kirche von Großen-Linden. Im Anfangsteine links der Zweikampf, in der Mitte die Eber, im Schlussstein rechts der Hammerschwinger.

Aufn. Cornelius

wissen wir, daß seit Bonifatius Peterskirchen vornehmlich auf Höhen, die der germanischen Gottesverehrung dienten, errichtet wurden, weil Petrus manche Wesenszüge mit dem Bauerngott und Wettermacher Donar gemeinsam hatte, und auf diese Weise der neue Glaube leichter an die alten Überlieferungen angeknüpft werden konnte. Auf den Germanengott weisen ferner die Steinbilder am Umfassungsbogen des Portals, die einen bärtigen Mann mit erhobenem Hammer darstellen, wie im inneren Rundbogen die drei Wildschweine, die Zuleber, die dem bäuerlichen Donar geweiht waren. Ob der christliche Steinmetz diese Gestalten an die Außentür angebracht hat, um sie zu bannen, ob er als „heimlicher Geiße“ ihre Verehrung auf diese Weise weiterführen wollte, oder ob die große Beharrungskraft, die allem geistigen Ahnenerbe innewohnt, ihm Meißel und Schlegel geführt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls hat er sie als Züge germanischen Glaubens bei der Darstellung des Vorganges, den die Gesamtheit der Bilder wiedergibt, zur Erscheinung bringen wollen.

der Erlösungsgeschichte damit gemeint sein sollen, ist ebenfalls nicht klar. Eine gewisse Ähnlichkeit in der Anordnung liegt mit dem Domportal von Modena in Norditalien vor, wo dazugesetzte Gestalten aus der Artussage (Burmaltus mit dem Hammer, die zuschauende Winloge) erkennen lassen.

Zweifellos findet in Großen-Linden ein Zweikampf vor der Öffentlichkeit statt. Das Feld zu Beginn der Bogenrundung zeigt die Köpfe von Zuschauern und einen um Gnade flehenden Mann vor seinem behelmten und mit einem Knüttel bewaffneten Gegner. Erinnern wir uns, daß bei Franken wie Chaten Gottesurteile mit dieser Waffe ausgefochten wurden (worauf Erich Jung zuerst hinwies), und daß Großen-Linden eine alte Gerichtsstätte ist, so ergibt sich die Erklärung: an dem ehemaligen Donarheiligtum unter den großen Linden fand einst vor den mit Roß und Wagen zusammengetommenen zahlreichen Zeugen ein Zweikampf als Gottesurteil statt, der damals als so wichtig erschien, daß er auf diese Weise der Nachwelt überliefert wurde. Aber auch bei einem nicht

so außergewöhnlichen Vorgang wäre die Vereinnahmung in Stein verständlich, denn im Gottesurteil erkannte der Deutsche die Stimme des Schicksals, die dem Recht zum Siege verhalf, und ausgeprägtes Rechtsgefühl war ja von jeher ein Grundzug germanischen und bäuerlichen Empfindens und Glaubens. Aus dieser Geisteshaltung heraus war der Zweikampf neben dem Eid das vornehmste Mittel im altheidischen Prozeß, bis das römische und kirchliche Recht an seine Stelle die Folter einführt und den Angeklagten grausamster Willkür blutdürstiger Untermenschen aussetzte. Gerade in dieser Gegenüberstellung wird der ganze Unterschied zwischen der südländischen und der auf bäuerlichem Wesen beruhenden nordisch-ger-

manischen Rechtsauffassung klar. Daß sich in der hattiischen Heimat ein so wertvolles Denkmal dieses Bauernrechts an altgermanischer Stätte erhalten hat, kann uns daher mit besonderer Freude erfüllen.

Carl G. Cornelius.

„Brandopfertöpfe in schlesischen Städten.“ (Schätze der Scholle, Germanien 1933, S. 9.) Frau M. Blent sendet uns folgende Ergänzungen, die wir gerne wiedergeben.

C. Seidler, Hessische Landes- und Volkskunde, berichtet (2. Bd., Seite 80, Das fränkische Niederhessen): „Beim Bau eines Wohnhauses mauert man einen Topf mit einigen Geldstücken in das Fundament.“

W. Neuhaus, Sagen und Schwänke aus dem Kreise Hersfeld und den angrenzenden Gebieten, Hans Ott-Verlag, Hersfeld 1922: Sage vom Turm zu Holzheim: Da man früher glaubte, ein Bauwerk halte ewig, wenn ein lebendes Wesen eingemauert würde, so kaufte man einem armen Elternpaar ein Kind ab und mauerte es in den Turm ein. Die drei steinernen Köpfe am Turm zu Holzheim stellen angeblich die Eltern und das Kind dar.

Auch in den Grundstein der Stadtkirche zu Hersfeld soll ein zweijähriges Mädchen eingemauert sein. An dem Turm der Kirche sind ebenfalls einige steinerne Köpfe zu sehen.

Zu dem Einmauern von Kinderfüßen oder -schuhen: Max Höfler, „Knaufgebäude“, Zeitschr. des Vereins für Volkskunde, 1902, 12. Jahrgang: Die Knaufgebäude stellen Knochen-Leiggebilde dar, die an Stelle ursprünglicher Knochenopfer zu Seelen- oder Totenopfern verwandelt wurden. Dazu gehören u. a.:

Buben-schenkel, üblich am Mittelrhein, am Main mit Zuflüssen, in der Pfalz, Franken und Hessen. 1516 im schwäbischen Eßlingen als Buebenschenkel genannt.

Schienenbein (Schiäbenl).

Därrbänerken, Därrbäncher, hergestellt am Wallfahrtsort Leiter bei Aschaffenburg. Bezüglich der Zeit (St. Markus-Tag, 25. April) römischer Brauch. Totenbeinli, Dessertschnitten, im Engadin und in Zürich üblich.

Totenbeine, in Wälschtirol und in der romanischen Schweiz althergebrachtes Allerseelenbrot.

gliossi (Knochen), Allerseelentagsgebäck aus Livorno.

Max Höfler, „Die Hedwigsholen“, Ztschr. des Vereins f. Volkskunde, 1901, 11. Jahrgang: Die Hedwigsholen, ein Schuhsholengebäck (Seelen- und Totenopfergebäck) aus Schlesien.

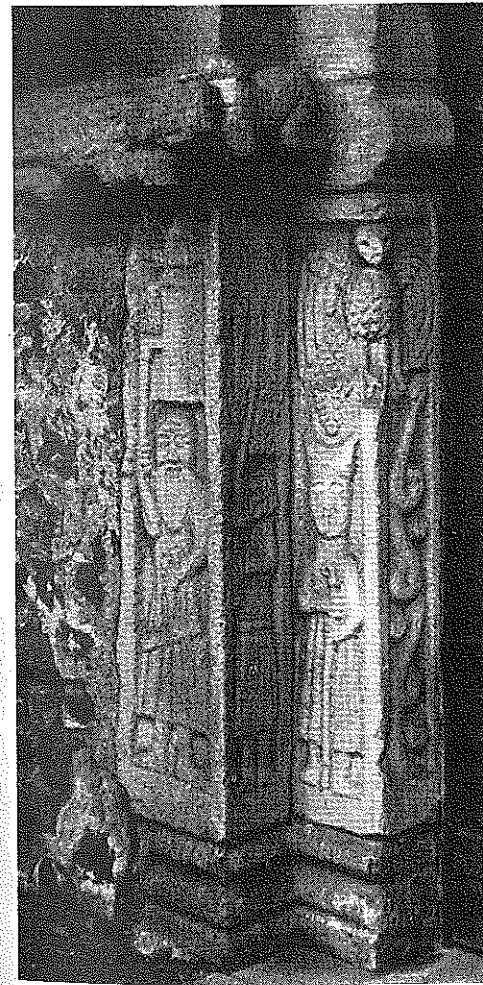


Abb. 6: Bärtige Gestalt mit Hammer im äußeren Pfosten des Kirchenportals von Großen-Linden

Aufn. Cornelius

Kampf zwischen Heidentum und Christentum im alten Schwaben

Wie die Herzöge von Teck, die sich früher „von Weck“ geschrieben haben sollen, vom angestammten und herkömmlichen heidnischen zum christlichen Glauben gebracht worden sind, darüber erzählt man sich folgende alte Sage:

Es ist einstmals ein altes edles Geschlecht in Schwaben gewesen, das hat sich „von Weck“ geschrieben, hernach aber hat es sich „von Teck“ genannt. An den alten Namen erinnert noch heutzutage das Wappen mit den schwarz-gelben Wecken (Kauten), das die Herren v. Württemberg als die Besitznachfolger der Herzöge von Teck lange im Wappen geführt haben.

Nun ist dieses Geschlecht vor uralten Zeiten noch heidnisch gewesen. Und zu Bonifatius Zeiten ist auf der Teck ein mächtiger Fürst gesessen, der hat sich Cobert von Weck geheissen, und der hat, wie seine Vorfahren, dem alten Gott der Väter an geweihter Stätte geopfert und ist dem alten Glauben treu geblieben. Er hat aber alle, die von dem althergebrachten Glauben abgefallen sind, als von der Väterweise Abtrünnige verfolgt.

Zu seinen Lebzeiten ist im benachbarten Filsgau ein anderer mächtiger schwäbischer Fürst gesessen, Rumwald oder verwandelt Romulus, den die Sage einen Herzog zu Hohen-Schwaben nennt. Er hat auch einen Bruder gehabt, der hat Witbert oder Wildbart geheissen. Diese beiden aber waren vom alten Glauben abgefallen und sind christlich geworden. Die haben sich ihrer bedrängten Glaubensbrüder angenommen.

Weil nun der Fürst von Weck die Christen belästigte, ist es zwischen dem Robert von Weck und dem Herzog Rumwald zum Krieg gekommen. Der Graf von Helfenstein ist dem Herzog in diesem Glaubens- und Bruderkrieg ein Bundesgenosse gewesen. Der Herzog hat zu einem Kreuzzug gegen seine heidnischen Brüder aufgeboden, um sie und vor allem den Fürsten von Weck mit seinem Anhang zum christlichen Glauben mit den Waffen zu zwingen. So sind die Gebrüder Rumwald und Witbert samt dem Helfenstein mit einem starken Kriegsvolk von 24 000 Mann vor Stadt¹ und Burg Weck gezogen, diese einzunehmen. Da die Weckischen sich aber tapfer hinter ihren

Mauern gewehrt haben, ist der Feinde Vorhaben nicht gelungen. So kam es zu der Belagerung von Stadt und Burg Weck.

Der Fürst von Weck aber hatte mächtige Gefippen. So hatte der edle Herr von Burgau, der Markgraf an der Grenze gegen Baiernland gewesen ist, eine Schwester des Herrn von Weck zur Frau. Der junge Markgraf eilte nun seinem Oheim mit einem starken Aufgebot von 38 000 Mann zu Hilfe in der Absicht, Stadt und Burg Weck von den Belagerern zu entsetzen. Er ist auch schon mit seinem Heer der Fils zu unterwegs gewesen. Über dies ist es nun im Tale zu Hausen zwischen beiden Heeren zu einer großen Schlacht gekommen, in der der christliche Herzog Rumwald Sieger über den Heidenfürsten geblieben ist. Es ist ein mörderisches Treffen gewesen, man hat keinen Feind geschont: 13 000 von den heidnischen Mannen des Weckischen Heeres lagen erschlagen auf der Walfstatt. Auf der christlichen Seite aber sind nur viertausend Mann umgekommen, darunter, so sagt man, seien zweien Herren von der Fils, ein Pfalzgraf von Tübingen, ein Graf von Acheln, ein Herr von Stöffeln und einer von Gerhausen gewesen. Einige sagen auch, es sei bei Renningen im Lautertal zur Schlacht gekommen, in dem heute noch so genannten Christental, zwischen dem Kalten Feld und dem Heldenberg.

Die Sache der Heiden war verloren. Der Herr von Weck ward samt seinem Vetter, dem jungen Markgrafen von Burgau, und vielen edlen schwäbischen Herren gefangen genommen. Man erzählt, daß unter diesen vornehmen Gefangenen auch vier Brüder gewesen seien, die alle einen roten Löwen als Abzeichen getragen hätten.

Sie alle sind nun gefänglich nach der Burg Rechberg geführt und dort Jahr und Tag behalten worden, so lange, als bis sie ihrem alten Glauben abgeschworen und dem neuen Glauben sich zugewandt haben. Unter ihnen haben dies ganz zuletzt die Edlen und Festen von Ebach (Eibach), von Comberg, Westerstehten, Rینگingen und Mühlhausen getan.

Anderer wieder sagen, die Gefangenen seien vom Herzog Rumwald im Lande zwischen Fils und Rems auf dem Schurwald angefedelt worden. Dort haben sie sich taufen lassen und haben dann die Burg Hohenrechberg gebaut. So seien sie zu den Ahnherrn der Grafen von Rechberg geworden.

Auch der Herr von Weck ist mit der Zeit zum christlichen Glauben gebracht und getauft worden. Danach hat man ihn wieder auf seinen angestammten Besitz im Tal und

auf der Alb freigelassen. Dort hat er dann, wie es heißt, „aus Dankbarkeit und Gott dem Allmächtigen zu Lob“, hart unter seinem Schloß Weck in der Ehre der seligen Jungfrau Maria eine christliche Kirche bauen lassen, und zwar gerade dort, wo er in der Schlacht gefangen genommen worden ist.

Zu dieser neuen Kirche hat sich täglich viel Volks versammelt, und etliche haben angefangen, bei dieser Kirche ihre häusliche Wohnung zu bauen, bis mit der Zeit ein Dorf daraus erwachsen ist, das man Kirchheim genannt hat. Es ist dies die heutige Stadt Kirchheim unter Teck.
Rinfelin.

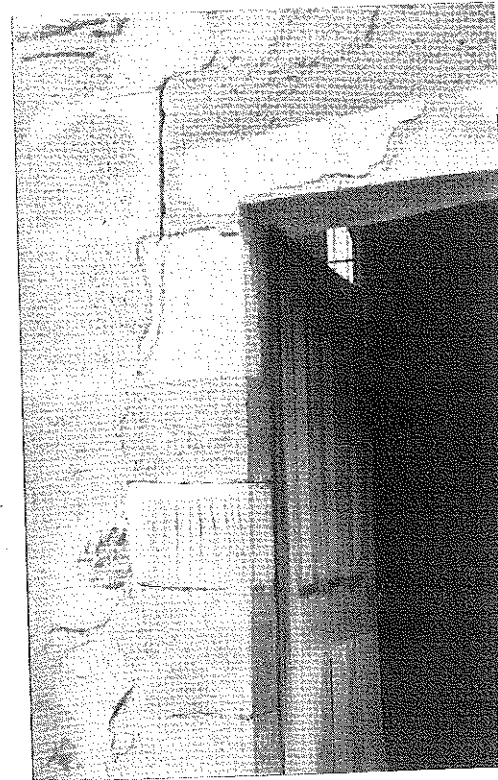


Abb. 1

Werkstein an der romanischen Kirche von Chamilly in Burgund. Die Rillen befinden sich auf Abb. 1 im dritten Quader von oben; auf Abb. 2 im obersten Quader rechts

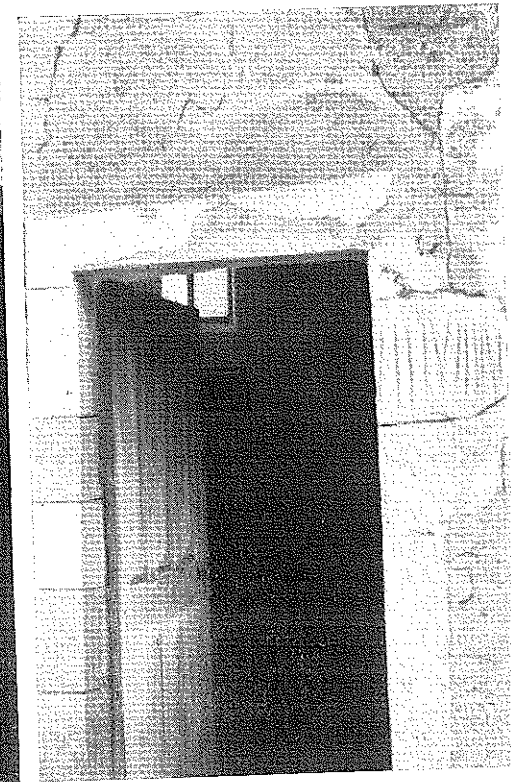


Abb. 2

Eine germanische Sitte in Burgund

Im Anschluß an den im Juniheft der Zeitschrift „Germanien“ erschienenen Aufsatz können wir mitteilen, daß sich ähnliche Werkstein wie die von Herrn Karl J. S. Williger beschriebenen unter den gleichen Umständen auch in Burgund vorfinden. Die romanische Kirche von Chamilly in der Nähe von Chalon-sur-Saône zeigt auf den beiden Pfeilern der südlichen Seitentür ebenso wie auf den Quadern in der Südostecke von oben nach unten verlaufende Rillen mit folgenden Abmessungen:

Länge: 20 bis 50 Zentimeter.
Breite: 0,5 bis 1 Zentimeter,
Tiefe: 1,5 Zentimeter.

Sie werden von einem neueren Bewurf teilweise verdeckt, und unter diesem erscheint eine weiße Kruste, die zweifellos als der Überrest eines noch älteren Bewurfs anzusehen ist. Die Einfassungen der romanischen Türen sind aus Sandstein, der Rest des Mauerwerks und die gotischen oder neueren Türen und Fenster aus Kalkstein. Die romanische Süd- oder Osttür ist mit Hilfe von Kalkquadersteinen ausgebessert worden, auf denen allerdings

¹ Die bekannte Stadt Kirchheim unter Teck im Vorland der Schwäbischen Alb. Unter dem Fuß der Teck führt die durch ihre landschaftliche Schönheit bekannte Reichsautobahn Stuttgart—Ulm vorbei.

keine Bebrillen mehr festzustellen sind. Die gotische Nordtür ist aus Kalkstein gebaut, weist aber ebenfalls keine Rillen mehr auf.

In den Ruinen einer benachbarten Kapelle, die wahrscheinlich romanischen Ursprungs ist, in Saint-Gilles, habe ich einen Quaderstein entdeckt, der ebenfalls parallele und unregelmäßige Rillen aufweist, ähnlich denen von Chamilly.

In der Gegend um Macon hat Herr Gabriel Veanton in mehreren Kirchen auf Granitblöcke hingewiesen, die in das Mauerwerk der Seitentüre wie auch anderswo eingelassen sind.

Auch auf diesen Blöcken sind absichtliche längliche Einmeißelungen festzustellen.

Anscheinend kommen die Bebrillen in Burgund verhältnismäßig häufig vor. Eine Erklärung hierfür ist bisher nicht erbracht worden. Ohne hier schon sagen zu wollen, um was es sich eigentlich handelt, möchte ich doch darauf hinweisen, daß in der Presse, einer Landschaft, wo der germanische Einfluß sehr bemerkenswert ist, das Hochzeitszeremoniell lange Zeit außerhalb der Kirche, unter dem Vorbau, gefeiert wurde (L. Guillemin).

In den wenigen angeführten Beispielen ist der die Rillen aufweisende Stein aus Sandstein oder Granit, das übrige Mauerwerk dagegen aus Kalkstein. Vielleicht läßt sich dies darauf zurückführen, daß diese Steine sich sehr gut zum Wehen eignen, oder aber daß sie sich an einen noch älteren Volksglauben knüpfen.

Vielleicht treffen die in der Zeitschrift „Germanien“ gegebenen Erklärungen auch auf das Land der Burgunder zu.

Johannes Thomasset
Saint Gilles (Saône-et-Loire).

Germanisches in Dantes „Göttlicher Komödie“

Die Mächtigkeit und die Bedeutung der germanischen Bestandteile in der italienischen Kultur von heute werden uns immer klarer, und wir wissen vor allem, daß hieran weniger die Zeit der Karolinger und die ihnen folgenden Jahrhunderte bis hinauf zu den Staufern beteiligt sind, als vielmehr die in jeder Beziehung ungewöhnlich fruchtbare Zeit der langobardischen Herrschaft. Ja, sogar aus der doch wesentlich kürzeren ostgotischen Periode sind bedeutend mehr Volkstum- und Sprachreste dem späteren Italienisch einverleibt worden, als man dies bei der Kürze der ostgotischen Regierung erwarten sollte. Das rasche Abnehmen germanischer Elemente nach

dem Jahr 900, besonders aber nach 1000 erklärt sich durch die wachsende Festigung des Volksscharakters, also durch die beginnende Bildung des Italienerturns, und am Ende des ersten Jahrtausend waren somit bereits alle jene germanischen Bestandteile im Wesentlichen einverleibt, die noch heute deutlich sichtbar sind.

Die oberitalienischen Sagen und Märchen — soweit man diesen deutschen Begriff in Italien überhaupt anwenden darf — sind in der erstaunlichsten Weise mit germanischen, im besonderen langobardischen Begriffen angefüllt, und die deutsche Literaturgeschichte hätte hier, gleich der Volkstumsforschung ein schönes Arbeitsgebiet. Diese oberitalienischen Märchen fristen, wenn auch stark abgegriffen und von späteren Vorstellungen überdeckt, noch heute ihr Dasein; im 12. und 13. Jahrhundert aber waren sie von einer hohen Lebendigkeit und daher auch geeignet, ihre Wesensbestandteile abzugeben. Dies erfolgte besonders an die bildenden Künste und an die Literatur. Während diese Einflüsse auf Malerei und Bildnerei schon bekannt sind (die hübschesten Beispiele wären die Portalplastiken von S. Zeno maggiore, Verona, und die Arbeiten des Antelami in Parma und Borgo San Donnino) sind jene auf die Dichtkunst noch ziemlich unbekannt und bei einer Überprüfung ließen sich auch hierin germanische Brauchtumsreste feststellen, die sonst als verschwunden gelten.

Aus dem erwähnten Kreis germanischer Vorstellungen, Begriffe und mehr oder minder geschichtlicher Einzelheiten schöpfte auch Dante für alle seine Werke, besonders aber für seine „Göttliche Komödie“; der gewollt starke Bilderreichtum dieses Werkes ließ den Dichter oft den vorhumanistischen Denkreis verlassen und sich der reichen Gestaltentwelt germanischer Herkunft zuwenden.

Dantes Familienname Alighieri geht einwandfrei auf einen germanischen Namen Aligern, das ist der Speergewaltige, zurück. Dieser Name ist häufig bei den Ostgoten, selten oder überhaupt nicht vorkommend bei den Langobarden und Franken. Es hieße zu weit gehen, wollte man die für germanische Einstellung des reifen Dante auf diesen germanischen Urnamen zurückführen, obwohl bei den vielen anderen ober- und mittellitalienischen Adelsgeschlechtern mit germanischem Namen nordische Lebensäußerungen gar nicht selten sind. Auf jeden Fall aber kannte Dante eine Fülle germanischer Begriffe und es ist erstaunlich, wie gerade die dichterisch höch-

sten und seelisch ergreifendsten Teile der Göttlichen Komödie auf solche zurückzuführen.

In Italien gingen durch das ganze 13. Jahrhundert von Mund zu Mund verbreitete Nachrichten, daß der große Staufer Friedrich II. gar nicht tot sei, sondern in einer Höhle wohne und auf seine Zeit warte, es hieß: Sonabit et in populis: Vivit et non vivit. In derselben Zeit bildete sich in Thüringen die Kyffhäuser Sage aus. In den Alpentälern der Sieben Gemeinden und von Macugnaga am Fuß des Monte Rosa griffen diese sagenhaften Neubildungen bis auf die Langobardenkönige Aistulf und Liutprand zurück, wogegen Karl der Große zu kurz kommt. Die Großtaten germanischer und deutscher Könige waren also in frischer Erinnerung. Hand in Hand damit ging eine zunehmende Erbitterung gegen die verweltlichte Kirche und in den schweren Angriffen gegen die Fiktion des Kirchenstaates tauchen die alten Konfliktstoffe des späteren langobardischen Reiches wieder auf. Sehr reich ist bei diesem Punkt ein Vergleich zwischen Dante und Walther von der Vogelweide. Dante: „Ah, Konstantin, wieviel des Glends brachtest du — nicht durch die Taufe — durch die Gabe, die du dem ersten reichen Papste machtest“, Walther: „König Konstantin, der gab so viel, wie ich Euch nun bescheiden will: Dem Stuhl zu Rome, Speer, Kranz und Krone. Zur Stund ein Engel schrie im Leid: O weh, o weh! Zum dritten Weh! Einst stand in Zucht die Christenheit, nun ist in sie ein Gift gefallen.“

Der Unterschied in der Behandlung des gleichen Gegenstandes ist auffällig: Gleich Eckhart (1260—1327), der in vielen Dingen Wesensähnlichkeiten mit Dante zeigt, ist Walther dennoch vor allem Mystiker, der aus der verweltlichten Kirche hinausstrebt und — bei Walther schwach, bei Eckhart stark angedeutet — im Volk ein national-religiöses Leben auslösen will. Die beiden deutschen Dichter sehen, weil sie Mystiker sind, stets und vor allem den ewigen, sich stets verändernden Werdenprozeß und sind daher germanischer, auch wenn sie fast gar keine nordischen Vorstellungsbegriffe verwenden. Dante hingegen baut sich, Italiener, der er doch schon ist, im südlichen Sinne eine sinnlich faßbare Welt auf, und um dieser den nötigen Bilderreichtum zu geben, verwendet er dafür germanische Einzelheiten, die damals schon langsam fremdartig wurden und vielleicht gerade deshalb einer dichterischen Bearbeitung im Sinne Dantes zugänglich waren.

Diese germanischen Bestandteile in der

Commedia teilen sich in politische Ansichten, die also das Germanische nur deshalb annehmen, weil es gerade in politicis paßt, in seelische Ausdrucksformen mehr oder minder unitalienischer Stärke und Eigenart, und in rein nordisch-germanische Begriffe, die deutlich, nur in dichterischer Gestaltung übernommen werden. Zu den mehr oder minder unitalienischen seelischen Ausdrucksformen gehören in erster Linie die bekannten landschaftlichen und atemlos pharischen Stimmungsbilderungen (wie Abendfriede, Sonnenuntergang, Raubreif, Nebelsonnen u. a. m.).

In ihnen spricht sich ein deutlich nordisches Naturgefühl aus. Es hebt sich scharf von allen übrigen ähnlichen dichterischen Äußerungen der gleichen Zeit ab, ebenso aber auch von der ausgesprochen antikifizierenden Naturbetrachtung Petrarca's. Man kann also sehr wohl in diesen prachtvollen Naturschilderungen auf die germanische Abstammung des großen Florentiners hinweisen, die sich hier in einer vereinfachten Genialität zeigt. Dante hat diese Grundlage natürlich nicht erkannt, denn sonst hätte er sie entweder besser gepflegt oder ausgetilgt. Beides ist nicht geschehen und darum stehen, besonders im „Paradies“, neben Naturschilderungen nordischer Kraft und Vertiefung wieder ganz äußerliche antikifizierte Formen.

Auf nordische Sittlichkeit deutet ferner die tiefe Empörung, die Dante über den Verräter empfindet und den er deshalb, weil seine Tat so verabscheuungswürdig ist, in die untersten Höllenkreise verbannt. Die gleichzeitigen italienischen Historiker empfinden dagegen, gleich ihren späteren Nachfolgern (Guicciardini, Machiavelli u. a.) den Verrat als ein durchaus zulässiges Mittel im politischen Kampf, und dieser Ansicht schließt sich Dante auch an, im „Convivio“ und im Traktat „De Monarchia“, in Werken also, wo er frei von dichterischer Begeisterung der rational denkende Italiener bleibt. An anderen Stellen ist ferner Nordisches und Unnordisches schwer auseinanderzuhalten. Verwiesen sei auf eine Kanzone der Frühzeit: „Ich bin im Kreis des Jahres zum Punkt gekommen (Io son'venuto al punto della ota), in dem das Zwillingsspaar uns hochgiebt am Himmel usw.“ Wir können heute die hellenischen Dioskuren mit den altgermanischen Alkiszwillingen gleichsetzen. Die Alkiszwillinge lebten noch im langobardisch-italienischen Brauchtum um das Jahr 1000. Dante kann die erwähnte, übrigens doch nur astronomisch aufzufassende Stelle, sowohl auf die hellenischen Dioskuren, wie

auf die germanischen Alfiszwillinge bezogen haben. Allzu weitgehende Schlüsse würden hier über das Ziel schießen.

Weitaus wichtiger sind die in der Göttlichen Komödie vorkommenden rein germanisch-deutschen Einzelheiten. Im 3. Gesang des Läuterungsberges erwähnt Dante ganz eindeutig, daß König Manfred nach seinem Heldentod in der Schlacht von Benevent 1266 in einem Hügelgrab beigesetzt wurde: „So lagen dort noch meines Leibs Gebeine — Am Brückenkopf bei Benevent, vom Hügelmal — geschützt der schweren aufgehäuften Steine.“ Also bestand in der Mitte des 13. Jahrhunderts in Unteritalien noch die altgermanische Sitte des großen Hügelgrabes. Aber auch die Bestattung Manfreds bei einer Brücke deutet auf germanisches Brauchtum. Es ist die Edda, die eine bis in die Bronzezeit zurück nachzuweisende Sitte berichtet, daß ein Grab neben einer Brücke zugleich ein Grab am Rand der Himmelsbrücke sei. Auch diese Vorstellung lebte also damals noch in Italien nach.

Auf nordische Sternbeobachtung aus dem Dunklen der Höhle her deutet dann eine wenig bekannte Stelle in der „Hölle“, 20. Gesang: „Aronta ist's, der in einer weißen Marmorphöhle wohnt, in Lunis Bergen, wo Carraras Bauern ackern, wo nichts den Blick ihm in die Weite sperrt bis zu den Sternen und zum zweiten Meer.“ (Onde a guardar le stelle e il mar non gli era la veduta tronca). Es scheint hier der Begriff einer Schauhöhle in einem Berg vorzuliegen, worauf schon einmal Wilhelm Teudt verwies („Germanien“, Jahrgang 36, Heft 6), und es sei hier, wohl zum erstenmal außerdem vermerkt, daß die deutschen Ostalpen noch heute eine solche Schauhöhle mit einer mittelalterlichen Schauburg darin besitzen in der Höhlenruine Schallau im Buxerloch im oberen Murtal. Jener etruskische Aronta sitzt also in seiner einsamen Höhle einzig zu dem Zweck, die Sterne beobachten zu können. Er war also ein „Kalendermacher“.

Nornen oder Parzen, also wieder zweig verwandte indogermanische Begriffe, kommen im 21. Gesang des Läuterungsberges vor: „Allein weil Sie, die unablässig spinn, — Ihm noch nicht ganz den Rollen abgesponnen, Den Klotho angelegt...“ (Ma perche lei che di e notte fila-Non gli avea tratto ancora la conocchia, — Che Cloto impone a ciascuno e compila).

Auffällig ist ferner die großartige Schilderung des untersten Höllengrundes: „Groß, angemessen, solchem Vogel standen — Zwei

Flügel unter jedem weit heraus — Die wir den Segeln gleich, nur größer fanden. — Und federlos, wie die der Fledermaus, — Sie flatterten, ohn' Unterlaß und gossen — Drei Winde nach verschied'nen Richtung aus. — Dadurch ward der Cocht mit Eis verschlossen.“ Sehr richtig ist in „Germanien“ (Juli 1937) auf eine Parallelercheinung in der Edda, Teil Vasthrundnelied, hingewiesen, die in der Jordanischen Übersetzung lautet: „Heißt ein am Himmelsspol — Godender Unhold — In Adlerverhüllung — Mit den Fittichen fächelt er — Wind allem Volk zu.“ Dante hat dann die Gestalt des nordischen Unholdes dichterisch verstärkt, ohne ihm jene italienische rationale Begrifflichkeit zu geben, die sonst so oft bei diesem Dichter vorkommt, das Bild blieb rein nordisch. Es gewann sogar an nordischer Spannkraft durch des Dichters Gnaden.

Der Läuterungsberg (Gesang 13 und 15) ist mit einer hellen, leuchtenden Mauer umzogen; die schwäbische Achalm begrenzt nach einem schönen und frühen Märchen eine goldene Kette. Bei Dantes Läuterungsberg hören die Wollen früh auf und die Gewitter reichen nicht einmal an des Berges Fuß heran, er ist in dieser Beziehung dem Donnersberge in der Pfalz verwandt. Dantes Läuterungsberg wird aber ferner gleich der Pfälzerhöhe ein Teil des großartigen indoarischen Weltberges, dessen reines, stilles Hochragen entsehlafte Nachempfindung in den hohen gotischen Kirchtürmen Süddeutschlands versinnbildlichte. Dantes germanische Auffassung zeigt sich dann gerade in dieser Einzelheit am wundervollsten in der Schilderung der letzten Nacht auf dem Läuterungsberg (27. Gesang).

Viele andere Stellen aus allen drei Teilen der Göttlichen Komödie ließen sich hier noch wegen ihrer Beziehung zu germanischem Wesen anführen. Sie würden alle nur noch deutlicher zeigen, wie dem Dichter sowohl germanische Begrifflichkeiten (Worte über Erbstreit, Ehebruch, Heeresfolge) lebendig gewesen sind, als auch wie viele sonstige germanische Einzelheiten er kannte. Er muß diese auch geschätzt haben, denn sonst würden sie nicht fast regelmäßig an betont ehrender Stelle vorkommen. Er schätzte sie vielleicht auch deshalb so, weil er, schon Dichter des rasch werdenden Italienertums, in diesen Dingen das Fremdwordende erkannte, das ihm vorbildlicher schien, als Teile seines eigenen, noch allzu jungen Volkes.

Emmerich Schaffran, Wien.

Die Bücherwaage

Karl A. Eckhardt, **Irdische Unsterblichkeit**. Germanischer Glaube an die Wiederverkörperung in der Sippe. Studien zur Rechts- und Religionsgeschichte, Heft 1. Verlag H. Böhlaus Nachf., Weimar.

Das Buch ist alles in allem eine ausgezeichnete Darstellung einer wesentlichen, man darf sagen, der wesentlichsten Seite germanischen Glaubens. Der Verfasser stellt mit sicherem Blick für das Entscheidende die germanischen Zeugnisse für den Glauben an die Wiedergeburt des einzelnen in menschlicher Gestalt dar, wobei er schon aus den antiken Zeugnissen über die Germanen einige wichtige Belege anführen kann. Den breitesten Raum nehmen natürlich die einzigen von Germanen für Germanen geschriebenen Quellen ein, die isländischen Sagas und die verwandten Überlieferungen aus dem übrigen Norden. Diese Zeugnisse sind schlechthin überzeugend; vor allem wegen der von Eckhardt zum ersten Male dargestellten Übereinstimmung von Nammentafeln und Namensgebung, aus der er mit Recht folgert, daß nur der Name eines Verstorbenen aus der Sippe dem neugeborenen Kinde beigelegt wurde — in den meisten Fällen der eines unmittelbaren Vorfahren. So sind Namenweihe und Wiedergeburtsglaube aufs engste miteinander verbunden; was ohne weiteres einleuchtet, wenn man bedenkt, daß der Name den Germanen etwas anderes war als eine äußere Zutat, nämlich ein untrennbarer Bestandteil ihres Wesens selbst. Die Zeugnisse aus Dänemark, Norwegen und Schweden erhärten diese Auffassung für den germanischen Bereich.

Durch einen Vergleich mit den übrigen Indogermanen vermag der Verfasser es wahrscheinlich zu machen, daß der Glaube an eine Wiedergeburt in der Sippe gemein-indogermanisch ist; freilich sind bei Griechen und Italikern die alten Auffassungen stark verblaßt, sie lassen sich am besten noch bei Thrafern, Slawen und Indo-Iranern erweisen. Wie Eckhardt an einer Menge von Beispielen nachweisen kann, ist der Brauch der Namensweihe in Verbindung mit der Wasserweihe mit dem eigentlichen Wiedergeburtsglauben gleichbedeutend. Mit diesem erlischt das Aussetzungsrecht, das Wergeld tritt in Kraft, und der Wiedergeborene ist erst jetzt voll in die Sippe aufgenommen, ja im eigentlichen Sinn wiedergeboren. Eine besondere Rolle

spielt in diesem Zusammenhang die Frist von neun Nächten nach der Geburt, innerhalb derer nach germanischer Auffassung sich erst die volle Wiedergeburt vollzieht; was übereinstimmend aus den Rechtsauffassungen der germanischen und auch indogermanischen Quellen hervorgeht. Zu den Vorstellungen, auf die Eckhardt diese Neunmächtefrist zurückführen kann, darf man vielleicht auch die Analogie zwischen den neun Tagen und den neun Monaten der Menschwerdung hinzufügen; denn solche Analogien spielen im Volksglauben eine gewisse Rolle (zwölf Nächte als Analogie der zwölf Monate usw.). Ganz unbeweisbar sind die von Wolfgang Schulz konstruierten angeblichen neuntägigen Wochen des sogenannten arischen Mondkalenders (S. 98). Wohl aber spielt in den Sagen die neuntägige Hochzeit eine große Rolle (Thidrekssaga); man darf auch an die neun Frauen an der Wiege des Neugeborenen denken (vgl. meinen Aufsatz „Winterfommentende in der Symbolik des Rwiggrabes“, Germanien I (1939)). Alles in allem zieht Eckhardt aus den zahlreichen Zeugnissen mit Recht den Schluß, daß der Wiederverkörperungsglaube in der gleichen Gestalt, die wir in den germanischen Quellen der ersten der Jahrhunderte unserer Zeitrechnung nachweisen können, ursprünglich allen Indogermanen eigen gewesen ist. Das ist eine Feststellung von außerordentlicher Wichtigkeit.

Im Laufe seiner Untersuchung hat der Verfasser sich allerdings, durch andere Forschungen beeinflusst, auf unrichtige Nebenwege locken lassen, die nicht notwendig mit seinem Hauptforschungsziel zusammenhängen. Seine Auffassung von dem angeblichen späteren Eindringen des „Wodanismus“ gibt z. T. Kummers einseitige Meinungen auf diesem Gebiete wieder, die schon dadurch widerlegt werden, daß laut wortkundlichem Befunde der Wodan viel älter sein muß, als es dieser Auffassung entspricht. Es besteht auch kein Anlaß, einen Gegensatz zwischen der Vorstellung von dem wilden Heere und dem Wiederverkörperungsglauben zu konstruieren. Da auch nach den von Eckhardt beigebrachten Zeugnissen eine gewisse Zeit zwischen Tod und Wiedergeburt vergeht, so dürften die Angehörigen des wilden Heeres ursprünglich solche Seelen gewesen sein, die der Wiederverkörperung harrieten. Das wird auch durch die griechische Vorstellung vom Heere der Hekate wahrscheinlich gemacht.

Es ist ein untauglicher Versuch, das angebliche Aufkommen des „Wodanismus“ bei den Theruskern mit den angeblichen Menschenopfern nach der Varusschlacht begründen zu wollen (S. 60). Über diese „Menschenopfer“ vgl. meinen Aufsatz „Die Menschenopfer nach der Varusschlacht“ (Germanien IV, 1934). Übrigens war Wodan keineswegs der einzige Gott, dem Menschenopfer dargebracht wurden. So darf auch die Sage der Langobarden von ihrer Namensweihe durch Wodan keineswegs mit ihrem angeblichen Übergang zum Wodankult gleichgesetzt werden (S. 58); der Sinn ist lediglich der, daß Wodan mit dem Namen Sieg verleiht. Der „Traum von Walhall“ hat mit dem Wodanismus ursprünglich nichts zu tun; Walhall ist offenbar nur eine abgeänderte Vorstellung von dem Leben im Grabhügel, die ja der Vorstellung vom Sippengrab ebenfalls eigen ist. Wenn da ein Gegensatz erscheint, so ist dieser nur auf die Verhältnisse einer späteren Zeit mit einem Gegensatz zwischen „Bauernglauben“ und „Kriegerglauben“ zurückzuführen. Aus den Berichten des Jordanes über den Gesetzgeber Dikeus kann man ebenso wenig wie aus anderen ähnlichen Berichten auf eine „Einführung des Wodankultus“ schließen (S. 58). Daß der Wodankult Schuld tragen soll an der Sitte der Namensvariierung (S. 59), ist ebenfalls unerweisbar.

Mit diesen Auffassungen hängt es denn auch zusammen, wenn Eckhardt sich die Gleichsetzung des von Snorri Sturluson berichteten Kampfes zwischen Men und Wanen mit dem Einbruch der indogermanischen Streitartleute in den Raum der angeblich vorindogermanischen Megalithkultur zu eigen macht — vor allem aber die Folgerungen, die er daraus zieht. Otto Riedel hat eindeutig nachgewiesen, daß man bei der „fälschlichen“ Megalithrasse und der „nordischen“ indogermanischen Rasse überhaupt nicht von zwei Rassen, sondern nur von Variationen ein und derselben Rasse sprechen kann. So ist es ein grundsätzlicher Fehler, für den man aber weniger den Verfasser als seine sprachkundlichen Gewährsmänner verantwortlich machen muß, wenn immer noch mit der Behauptung gearbeitet wird, einige dem Nord-Ostsee-Gebiet eigentümlichen Worte wie Geest, Haff, Hafen seien aus dem Indogermanischen nicht erklärbar, und somit könnten die Indogermanen nicht aus diesem Gebiete stammen (S. 115). Den Gegenbeweis bezüglich der genannten Worte werde ich demnächst führen; es ist aber bedauerlich, daß solche Behauptungen, die doch im Grunde auf den sattem bekannten S. Feist zurückgehen, in ein Werk Eingang finden, das sonst so völlig im indogermanischen Geiste geschrieben ist. — Daß Indogermanen und Megalithrasse Zweige eines

Stammes sind, hat Herbert Meyer in „Rasse und Recht bei den Germanen und Indogermanen“ schlüssig dargelegt.

Zu welchen Trugschlüssen das Operieren mit sprachlichen und kulturgeschichtlichen Vorurteilen führt, zeigen Eckhardts Ausführungen über Njörd und Nerthus als angeblich vorgermanische „Wanengottheit“ (S. 114 ff.). Die ursprünglich weibliche Nerthus soll von den eindringenden Indogermanen entsprechend deren „vaterrechtlichen Auffassung vermannlicht und zu Njörd geworden sein. Einmal wird behauptet (S. 113), daß Füten, Sachsen und Friesen, die gleich den übrigen Jngäbonen in Gebieten siedelten, in denen die vorarische Megalithkultur niemals eine Rolle spielte (!), eine „sehr viel rauhere Einstellung zur Frau gehabt“ hätten, und darin „den übrigen Indogermanen ähnelten“; gleich darauf aber wird die „mutterrechtliche“ Nerthus von den Stämmen der Reudigner, Abionen, Angeln, Wanen, Eudojen, Suarionen und Naitonen gemeinsam verehrt, und zwar in einem angeblich vorgermanischen Haine (S. 114). Nun sind aber die zuerst genannten Stämme mit den letzteren so eng benachbart, daß es ganz unmöglich ist, zwischen ihnen eine Grenze nach „Megalithkultur“ und „Vaterrecht“ zu ziehen. Die ganze Konstruktion erledigt sich aber von selbst gerade durch den sprachlichen Befund: denn der Name der „mutterrechtlichen“ und „vorarischen“ Nerthus ist zweifellos germanisch und indogermanisch; (vgl. R. Much, Die Germania des Tacitus, S. 351f.); der Übergang zum männlichen Geschlecht im späteren Altnordischen ist ebenfalls aus sprachlichen Gründen zu erklären (Ebd. S. 352).

Man sollte sich überhaupt hüten, aus der Einteilung in „mutterrechtliche“ und „vaterrechtliche“ Völker eine starre Konstruktion zu machen und lebendige Dinge in ein Schema zu zwingen. Wenn die Frau bei den Germanen ganz zweifellos eine ungleich höhere Stellung einnimmt als bei den übrigen Indogermanen, so ist das aus einer Grundtatsache sehr leicht zu erklären, die aber gerade für die Heimat des Indogermanen im Nord-Ostsee-Raum spricht: Bei langdauernder Geschäftigkeit auf bäuerlicher Grundlage entwickelt sich ganz von selbst eine zentralere Stellung der Frau als bei Völkern, die auf langen Wander- und Kriegsfahrten neue Wohnsitze gewonnen haben und dort mit unterworfenen Völkern in Berührung kommen, Sklavinnen und Knechten haben und dem kriegerisch-männlichen Element notwendig den Vorrang einräumen müssen. So aber erscheint die westfälische Bäuerin, die vom Herde aus das gesamte Haus überblickt, nicht etwa als „Relikt“ aus der „vorindogermanischen“ Megalithzeit, sondern als Urbild der indogermani-

sch en Frau. Sie ist der verehrte Mittelpunkt des „Heimes“, und nicht die Trägerin juristischer Begriffe; wie man überhaupt diese unmittelbar aus den Lebensstadien hervorgehenden Verhältnisse nicht mit juristischen Augen ansehen sollte. So erscheint mir keinerlei Beweis für „die mutterrechtliche Struktur der vorgermanischen Megalithrasse“ (S. 117) gegeben zu sein. Es muß überhaupt immer wieder betont werden, daß die aus der allgemeinen Völkerkunde gewonnenen Begriffe und Konstruktionen nicht ohne weiteres auf die nordischen Indogermanen angewandt werden dürfen, denn diese stellen — wie übrigens Eckhardt häufiger selbst betont — einen in jeder Hinsicht einmaligen Sonderfall dar. Es ist auch kein Beweis vorhanden für die Behauptung: „Für die Megalithrasse ist das Grab die dauernde Wohnung des Toten; für den Arier, der an die Wiederverkörperung glaubt, bedeutet es nur einen kurzen Zwischenzustand.“ (S. 125.) Das heißt, willkürlich eine weitere Scheidewand zwischen diesen naheverwandten und wahrscheinlich rassegleichen Völkern aufzurichten. Auch die Brandbestattung — die sich doch keineswegs gleichzeitig mit dem Einbruch der Streitartleute auszubreiten begann — kann in keiner Weise als Beweis dafür herangezogen werden. Gewiß kann sie von dem Gedanken ausgehen, daß die Seele unabhängig von ihrem materiellen Substrat weiterlebt; die Verfechter der heutigen Feuerbestattung gehen aber vielfach von der entgegengesetzten Annahme aus, und so kann daraus zum mindesten kein Beweis dafür gewonnen werden, daß die Megalithleute etwa diesen Glauben nicht gehabt hätten. Es scheint mir übrigens ein anderer Grundgedanke bei der Zeichenverbrennung mitzuspielen, als die bisherigen Theorien annahmen; nämlich die Wiedergeburt durch das Feuer, wofür ich eine zusammenhängende Kette von Vorstellungen bis in den neueren Volksbrauch hinein beibringen kann. Sie erscheint öfters in Parallele mit dem Gedanken der Wiedergeburt aus dem Wasser, der aus nichtjüdischer Herstellungswelt auch in das Christentum Eingang gefunden hat („nisi quis renatus fuerit ex aqua et e spiritu . . .“). Diese Stelle liegt übrigens dem Bericht Gregors von Tours über die Taufe des Ingomar zugrunde („das Band der Wiedergeburt“), die Eckhardt zitiert (S. 61). Er hält es daher für zu gewagt, hier das Wort „Wiedergeburt“ auf Wiederverkörperungsvorstellungen zu deuten. Möglicherweise gehen aber germanische Wasserweihe und christlicher (Tauf-) Brauch beide auf den Gedanken der Wiedergeburt aus dem Wasser zurück. Denn die Wasserbeziehung gehört auch zu den Initiationsriten, die sich lange im Volksbrauch erhalten haben.

Diese Einwendungen, die sich nur auf irr-

tümliche und unnötige Nebenwege beziehen, sollen den Kern des Buches nicht berühren. Es ist eine äußerst wertvolle, überzeugende und innere Anteilnahme weckende Arbeit, was den Grundgedanken angeht; und insofern werden sich alle weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete darauf stützen und sich damit auseinander setzen müssen. Pfaffmann.

Kuhfahl, Die alten Steinkreuze in Sachsen. Dresden 1928. Verlag des Landesvereins Sächsischer Heimatklub. 6 RM. — Kuhfahl, Nachtrag zum Heimatklubbuch von 1928. Dresden 1936. 1,50 RM.

Wir haben in „Germanien“ schon mehrfach auf das wichtige Werk von Kuhfahl über die Steinkreuze in Sachsen hingewiesen, zu dem inzwischen Nachträge erschienen sind, die gesondert bezogen werden können. Das Buch von Kuhfahl mit dem Nachtrage enthält ein vollständiges Verzeichnis der Steinkreuze Sachsens und bringt zahlreiche ausgezeichnete Abbildungen. Es ist das Grundwerk der Steinkreuzforschung überhaupt, und da es die gesamte Literatur über die Steinkreuzfrage berücksichtigt, auch für denjenigen unentbehrlich, der sich mit der Steinkreuzforschung einer anderen Landschaft beschäftigt. Der Preis des Werkes ist in Anbetracht der guten Ausstattung als niedrig zu bezeichnen. Wir machen alle Heimatforscher noch einmal auf dieses wichtige Werk aufmerksam, das wir wärmstens empfehlen können.

D. Huth.

Bestische Zeitschrift. Zeitschrift der Vereine für Orts- und Heimatkunde im Besten Reddinghausen. 45. Band, 1938. Herausgegeben von Dr. Heinrich Pennings.

Wir weisen auf den Band hin, weil er im ganzen vorbildlich für die Heimatforschung ist. Ein dem Zweck angemessenes wissenschaftliches Niveau ist nirgends unterschritten. Es kommen zur Sprache: Vorgeschichte, Rechtsgeschichte, Kriegsgeschichte, Sippenkunde. Es ist heute fast vergessen, daß die Arbeit der Heimatforschung nicht nur für die Sippenkunde von größter Bedeutung sein kann, weil sie die Möglichkeit zu Materialveröffentlichungen bietet, wovon wir uns übrigens auch hier noch mehr wünschen. Allerdings gehört dazu eine engere Fühlung mit der — wenn man so sagen darf — zusammenfassenden Forschung, denn beide stehen vor vielen Fragen, die sie nicht allein lösen können; daran fehlt es häufig, und das sei hier ausdrücklich vermerkt. Hans Bauer.

Giuseppe Cappelletti, Die Orts- und Flurnamen der Dreizehn Gemeinden. (Deutsches Ahnenerbe. Zweite Abt. Elfter Bd.) 1938.

Der Verfasser entstammt dem Teil der Dreizehn Gemeinden, der noch zimbrisch spricht, ist

Professor in Verona und eigentlich Mathematiker. Er schrieb sein Werk italienisch, Prof. Jos. Steinhilber, München, übersehte es tadellos ins Deutsche. Es ist eigenartig, daß es vorwiegend, ja fast ausschließlich Geistliche sind, die sich mit der Erforschung der zimbriischen Sprachreste befaßten und besaßen. So hat Cappelletti einen beachtlichen Rivalen in dem emeritierten Pfarrer Mercante, der 1937 ein Votabular mit einer kurzen Grammatik herausbrachte und ihn damit zwingt, sein schon im Druck befindliches zimbriisches Lexikon nochmals zu revidieren.

Cappellettis Arbeit über die Orts- und Flurnamen der Dreizehn Gemeinden umfaßt zwar nicht den gesamten Namensschatz und läßt vor allem die bei uns übliche breite Unterbauung mit archaischen Belegen vermissen, weshalb auf eine Deutung meist verzichtet wird — doch das sei kein Tadel. Cappelletti gibt uns nämlich dafür das, was vor allem nur ihm selbst als Eingeborenen bekannt ist: die kurze, genaue Beschreibung der einzelnen Ortlichkeiten und ebenso prägnante geschichtliche Hinweise dazu. Und vor allem die Aussprache im Zimbriischen. Die gewählte Lautschrift wird durch die in Kleindruck hochgesetzten Vokale der unbetonten Silben etwas unübersichtlich, sie gibt aber die Eigentümlichkeiten jener Aussprache gut wieder.

So liegt vor allem erstmalig umfassend aus dem Quell des lebenden Volkes geschöpft Material vor uns, das den Germanenforscher in vielen Hinsichten reizen muß, es durch eigene Arbeit noch weiter auszuwerten. Wir hoffen, daß jene südlichste Insel germanischen Wesens auf italienischem Boden, die noch sprachliche Selbstständigkeit bewahrte, nicht dem endgültigen Untergang geweiht ist, solange Gelehrte, die ihr entstammen, sich um die Erhaltung und Erforschung des Zimbriischen mit so viel Liebe bemühen. Schweizer.

Karl Weinhold, „Altnordisches Leben“. Bearbeitet und neu herausgegeben von Georg Siefert. Kröners Taschenausgabe Band 135.

Eine erneute Herausgabe des unentbehrlichen, aber längst vergriffenen Werkes des letzten Schülers der Brüder Grimm war dringend nötig. Sieferis Neuauflage ist durch eine ausführliche Darstellung dieses stillen und erfüllten Gelehrtenlebens bereichert. Die Stoffeinteilung ist durch eine stärkere Gliederung des Inhaltes übersichtlicher geworden, das Namen- und Sach-

register wurde etwas erweitert, und ein kurzer, dem Laien sicherlich willkommener Nachweis über neueres Schrifttum zu den einzelnen Sachgebieten regt zu weiteren Studien an.

Der Bearbeiter wollte und mußte „pietätvoll“ mit dem Text verfahren. Daß er die Abschnitte „Vorgermanische Zeit“ und „Schrift“ ganz fortließ, war berechtigt, denn unsere Vorgeschichtswissenschaft und Kunstkunde ist weit über den Stand von 1855 fortgeschritten. Daß er Weinholds eigenwilligen Stil stellenweise änderte, mag hingehn, obwohl unserer Sprache damit kaum ein Dienst erwiesen ist. Unangenehm aber und wirklich ungewöhnlich erscheint uns, daß W.s Stellenangabe fortgelassen sind. Man soll die Ausmerzung von Fußnoten in populär gehaltenen wissenschaftlichen Schriften nicht zur Mode machen. Daß sie die Lesbarkeit erschweren, ist eine Fabel. Ein wissenschaftliches Buch ist kein Roman. Die Belegstellen eines aus vielen Einzelbeobachtungen zusammengefügten kulturgeschichtlichen Gesamtbildes zu entfernen und damit die Nachprüfbarkeit der Angaben im einzelnen unendlich zu erschweren, heißt auf die Worte des Meisters schwören, also das, was Weinhold wie jeder verantwortungsbewußte Gelehrte gerade nicht erreichen will. Kritische Leser — und deren gibt es heute nicht wenige — hätten gern den Mehrpreis für weitere 1–2 Bogen aufgebracht, hätten sie dafür den Text in seiner ursprünglichen Gestalt bekommen.

Auch durch die kleineren Streichungen im Text selber ist viel wertvolle Sammelarbeit und manche fruchtbare Anregung W.s verlorengegangen.

Weinholds Wert zu empfehlen ist überflüssig. Jeder, der sich mit frühgermanischer Kultur beschäftigt, braucht dieses Buch. Daher sei dem Herausgeber und dem Verlag gedankt.

Friedrich Müller.

Heinrich Winter, Das Sonnenjahr, Das Brauchtum des Jahres Abbild alten deutschen Volksglaubens. Schriften der Volks- und Heimatforschung, 1. Band. Verlag Volk und Scholle, Darmstadt 1937. Geb. 1,40 RM.

Das hübsch ausgestattete Bändchen bringt eine kurze Schilderung der wichtigsten Bräuche des Jahreslaufes, wie sie sich heute noch im Gau Hessen-Nassau erhalten haben. Die Darstellung wird durch ausgezeichnete Photos ergänzt, die manches für die Sinnbildforschung wichtige enthalten, wie zum Beispiel die Affolterbacher Brunnenstöcke mit ihren altentümlichen Heilszeichen. D. Huth.

Zeitschriftenchau

Die Kunde, 7. Jahrgang, Nr. 1, Januar 1939. Wilhelm Bessler, Die Erforschung von Hof und Gehöft in Niedersachsen. Bessler gibt einen Überblick über die Gehöftforschung in Niedersachsen. „Den Ausgangspunkt für den Volkskundler bildet zunächst die genaue Feststellung der Formen, sowohl jener der Gegenwart, wie jener der letzten und früheren Vergangenheit und jene der Urzeit. Sodann hat sich unmittelbar die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung anzuschließen, die mit der Erfassung der ältesten Form zu beginnen hat und stets die Entstehungszeit sowohl des Hofes wie seiner Einzelbauten berücksichtigen muß. Von hier aus können wir dann zu den geschichtlichen Ursachen hindurch dringen, um so die notwendige Begründung der reichen Formenwelt zu finden.“ Hierfür bietet, wie Bessler zeigt, Niedersachsen einen überreichen Stoff. / Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 16. Jahrgang, 1938, Heft 2. Fris Siebert, Schicksalsglauben bei den Nordgermanen. Der Verfasser bespricht eingehend die Belege für den Schicksalsglauben beim nordgermanischen Schrifttum. Voraus stellt er eine Betrachtung über den Quellenwert der Sagas und der Edda. Er hebt hervor, daß der von manchen behauptete „Gegensatz zwischen Edda und Sagas in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war, daß hier vielmehr eine Einheit vorliegt“. Er stellt Belege aus den Isländer-Sagas zusammen, „die zeigen, daß die Mythen der Edda, daß die tragische Welt Walhalls in Alt-Island nicht fremd war“. In der Geschichte vom Gisl dem Achter heißt es bei der Bestattung Bestens, des Freundes von Gisl: „Es ist eine alte Sitte, den Toten die Totenschuhe zu binden für ihren Weg nach Walhall; so will ich dem Besten tun.“ Siebert schließt seine wichtige Untersuchung mit folgenden Sätzen: „Das läßt verstehen, warum der Germane den Mythos vom Untergang, den Mythos von Walhall erfand. Nicht eine sterbende Welt schuf diese gewaltigen Bilder, sondern eine Welt, die ergriffen die Notwendigkeit des tragischen Schicksals erlebte und empfand. Von dieser Welt führt unmittelbar der Weg zu den großen Charaktertragödien des Abendlandes, in denen nicht minder der Held trium-

phierend untergeht. Ohne den germanischen Hintergrund mit seinem Schicksalsglauben hätte das Abendland nicht diese Leistungen vollbringen können.“ / Karl Frölich, Zeugnisse mittelalterlichen Rechtslebens auf niederdeutschem Boden. Nach einem Bericht über die Ergebnisse der neueren rechtsgeschichtlichen Forschung, in dem Frölich besonders auf die Arbeiten Herbert Meyers hinweist, gibt er eine Übersicht über die Zeugnisse mittelalterlichen Rechtslebens in Niederdeutschland, die in reichem Maße vorhanden sind, als man bisher vermutete. Er bringt ein reiches Material über Gerichtsplätze auf Grabhügeln und bei vorgeschichtlichen Steinen, über Königsstühle, Hochgerichtsstätten im ländlichen und städtischen Bereich, Dorfplätze und andere Stätten bäuerlicher Rechtspflege, Marktkreuze, Rolande und verwandte Zeichen, Richtplätze und Pranger; 17 Abbildungen sind dem Text beigelegt. / Maria König-Reis, Bäuerliche Burschenhaft. Diese Bonner Dissertation versucht einen Überblick zu geben über einige Ergebnisse neuerer Arbeiten von germanenfundlicher und volkskundlicher Seite, die den Burschenbünden und Jünglingsweihen gewidmet sind. / Zeitschrift für Deutsche Philologie, 63. Band, Heft 4, 1938. Hans Naumann, Der König und die Seherin. Naumann geht von der Frage aus: „Wie war sozialstrukturell die Rolle, die... die Seherinnen im alten Germanien spielten?“ Zunächst führt er die ganzen Belege für germanische Seherinnen an, ausgehend von den Berichten über Beleda. Er stellt fest: Beleda ist „die Verbündete des Bataverfürsten Civilis und wurde in gewisser Hinsicht ihm gleichgeachtet“. Zum Turm der Beleda bemerkt er: „Man kennt wohl Türme des Numens aus der vergleichenden Religionswissenschaft, sie sind dann den Gläubigen Mittelpunkt oder Nabel der Welt. Neuerdings glaubt man (M. Ohlsen, S. Gutenbrunner), es handle sich hier um einen einfachen turmähnlichen Vierecktempel (selt. celicon, got. kelikon) römisch-rheinischer Art mit hochgelegenen Fenstern und Obergeschloß, ferner mit Bild oder Altar in der Mitte, vielleicht dem Wodan geweiht; auch habe die Seherin hier nicht gewohnt, sondern nur ihre Eingebungen hier empfangen.“

Wie Beleda neben Civilis steht, so steht die jungfräuliche Seherin Ganna in enger Beziehung zu dem Semnonenkönig Wiasos. „Die Beinamen all dieser Sibyllen Beleda, Albruna, Ganna, Waluburg, Sambara, enthielten dann (wenn die heute angenommenen Erklärungen dieser Namen zu Recht bestehen) jedesmal „den Hinweis auf ihren Beruf“, wären gewissermaßen Amtsbezeichnungen, deren Menge, die sich durch das Nordische noch vermehrt, bezeichnend für die Bedeutung der Institution in Altgermanien wäre. Amtsbezeichnung und natürlich ebenfalls von „völ“ (Stab) abzuleiten ist dann selbstverständlich auch das neben skakona gebräuchlichste altnordische Wort für Seherin „Völva“. Die Stellung der Seherin neben dem König wird durch den nordgermanischen Mythos bestätigt, der von Odins, das heißt des Götterkönigs Verhältnis zu Seherinnen zu berichten weiß. Zum Schluß weist Raumann darauf hin, wie das germanische Königtum dem Altgriechischen nahe verwandt ist, ebenso eine ähnliche Stellung der Seherin in Altgriechenland sich beobachten läßt. Die delphische Seherin gleicht Beleda, freilich ist ihre Stellung geringer, „nur die einer Interpretin und Funktionärin des übermächtigen Gottes“. Entsprechungen der germanischen Seherinnen und ihrer Stellung neben dem König lassen sich auch in Altrom nachweisen (Muma-Egeria, Tarquinus Priscus-Tanaquil). Egeria scheint von einer Seherin zu einer Göttin aufgestiegen zu sein. „Aber der ungemein starke Institutionswert, den das germanische Seherinnenwesen besitzt, fehlt doch hier auch, wie im Griechischen so im Römischen.“ — Ardgier. — R. von Kienle, **Das Auftreten keltischer und germanischer Gottheiten zwischen Oberhein und Rimes**. Nach gründlicher Untersuchung aller in Frage kommenden Inschriften kommt Kienle zu folgendem Ergebnis: „Die keltischen Religionsäußerungen der oberheini schen Weidheime zeigen eine klare Begrenztheit auf verschiedene Gebiete, in denen sie sich besonders stark äußern, während sie in anderen wesentlich dürftiger vertreten sind. Andere Landschaften dagegen zeigen

eine ebenso deutliche Anhäufung von Weihungen an Jupiter Optimus Maximus, die nicht dem Heere entstammen und die sich zum Teil wenigstens in eine provinzielle Sonderform kleiden. Wir haben den Versuch gewagt, hinter ihnen germanische Religionsäußerungen zu sehen. Danach wäre also noch im 2. und 3. Jahrhundert n. Zt. eine stärkere Sonderung zwischen germanisch besiedelten und nicht germanisch besiedelten Gebieten festzustellen. Die Gebiete keltischer Äußerungen fügen sich deutlich zu denen belgischer Stämme, wie der Mediomatruer und Treverer, nicht aber zu den rein gallischen Helvetiern, Sequanern und Lingonen.“ Dieses Ergebnis fügt sich, wie Kienle weiterhin zeigt, ein in das geschichtliche Bild dieses Landstrichs am oberen Rhein. — F. Rud. Lehmann, **Die Religionsgeschichte des Paläolithikums und die Völkerkunde**. Der bekannte Religionswissenschaftler und Völkerkundler bringt in seinem Beitrag, dem ein Vortrag zugrunde liegt, den der Verfasser auf dem 2. internationalen Kongreß für Anthropologie und Ethnologie in Kopenhagen 1938 hielt, Bemerkungen über die religionswissenschaftliche Beurteilung vorgeschichtlicher Menschenbestattungen und Tierbestattungen, ferner der paläolithischen Kunstzeugnisse. — Josef Wiesner, **Das altgriechische Totenhaus im Lichte frühgeschichtlicher Volkstumsprobleme**. Verfasser untersucht die Totenhausidee im alten Hellas und versucht eine völlige Zuweisung der Vorstellung, wie sie sich aus dem archaischen Material Griechenlands für das Alter Europas gewinnen läßt. Seine Untersuchungen ergänzt er in dem Buch „Grab und Jenseits. Untersuchungen im ägäischen Raum zur Bronzezeit und frühen Eisenzeit“ (1938). Eine Gräberkunde der historischen Zeit bereitet Wiesner vor. Ob sich das Ergebnis des Verfassers, daß die Totenhausidee nicht indogermanischer Herkunft sei, halten läßt, wird die wissenschaftliche Aussprache über seine als Materialsammlungen jedenfalls wichtigen Arbeiten zeigen müssen.

D. Guth.

Was in Jahrtausenden gewachsen ist, das muß man frei weiter wachsen lassen; wo man aber den deutschen Sittenbaum ins Treibhaus der Betriebsamen stellt, da bringt er zuerst wohl außerordentliche, noch nie dagewesene Früchte hervor, fast wie Apfelsinen so schön und gelb, aber deutsche Äpfel des Lebens sind's keine, und nachher stirbt er ab.

E. Weisk.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin-Dahlem, Pädlerstr. 16. D. A. 3. B. J.: 12 300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

Mai

Heft 5

Lob des germanischen Schwertes

Don Vorst Ohlhafer

Der Mönch Theophilus war ein welterfahrener Mann seiner Zeit. Er schuf in seiner *Schedula diversarum artium* eine Darstellung und Anleitung des Kunsthandwerkes, die uns einen großartigen Einblick in die Technik des 10. Jahrhunderts gibt. Und wenn er in diesem Werk erklärt, die Arbeit in Eisen sei eine Besonderheit Deutschlands¹, so stellt sich dieses Lob als heimische Äußerung sehr gut neben die Berichte aus fernen Landen über die germanische Eisen- und Schwertschmiedekunst des ausgehenden Altertums.

Die Franken und Wikingen sind vornehmlich in aller Munde. Seit dem Fall der Römerherrschaft standen den nieder- und mittelhheinischen Germanen die reichen Erzvorkommen der Gebiete unumschränkt zur Verfügung. Und waren in früherer Zeit — soweit uns heute Kenntnisse über die wenig erforschten Dinge zur Verfügung stehen — Keltien und Römer die Herren des Eisens im Westen und Süden der deutschen Lande gewesen, so gingen alle diese Industrien in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends, selbst die oberitalischen, in die Hände der Germanen über. Dagegen scheint sich die Bedeutung der einzelnen Vorkommen auch in den Zeiten geändert zu haben. Pfalz und Donaumoos sind Kerngebiete keltischer Eisenarbeit, von denen das Sumpferz im Donaumoos nach dem Verlöschen keltischer Macht auch vollkommen seinen Wert in der damaligen Industrie verloren hat. Die Römer setzten sich in erster Linie in der Pfalz und im Noricum, etwa der heutigen Steiermark, mit ihren Fabriken fest. Später wurden im Rheingebiet und Westfalen den Franken die wesentlichsten Eisenverarbeitungsstätten. Hier entstanden in großen Mengen die kostbaren Klingen, die einen wesentlichen Ausführartikel des fränkischen Reiches darstellten. Abnehmer waren die Wikingen des Nordens, die dann in eigenen Waffenschmieden den Klingen Griff, Knäuf und Parierstange, dazu die Scheide gaben. Sie waren die eigentlichen Waffenhändler der damaligen Zeit. Mit ihren Zügen gelangte das ursprünglich zum größten Teil fränkische Gut weit nach Osten in ostdeutsche, polnische und russische Lande, wie nach dem Orient². Wo aber fränkische und wikingische Schwerter in die Hände fremder Völker kamen, riefen sie Lob und höchste Bewunderung hervor.

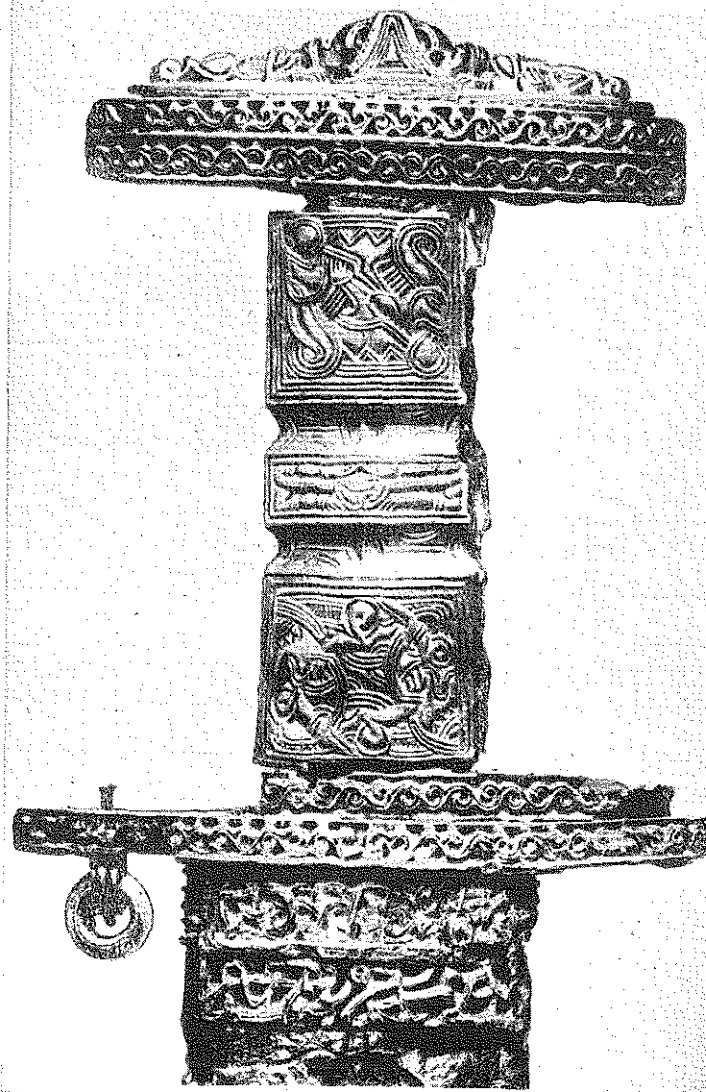


Abb. 1. Germanischer
Schwertgriff mit Goldbe-
lag aus dem Snartemo-
Fund, Haagebostad, West-
Agder, Norwegen

Die Träger der besten eisenbearbeitenden Kultur im damaligen Europa werden in den Berichten arabischer Kaufleute als Franken und Räs bezeichnet, wobei wir unter den letzteren ohne allen Zweifel die Waräger (Norweger) zu verstehen haben²:

Was die fränkischen und die Schwerter der Räs anbelangt, so sind beide aus einem aus Weicheisen und Stahl zusammengesetzten Material geschmiedet. Die fränkischen Schwerter sind an der Seite nach dem Griff zu breit, und an der nach der Spitze zu schmaler. Sie sind von der Gestalt der „edlen“ Schwerter aus Jemen und haben in ihrer Fläche eine breite Blutrinne, die wie ein reiner Wasserstrom aussieht. Ihr Damast ähnele dem seltsamen Muster der tabaristanischen Kleiderstoffe und den zusammengesetzten Panzerringen und habe eine weiße Färbung. Der Untergrund des Damastes erscheine nach der Beimengung von Zusätzen rot, vor der Beimengung derselben sei auf dem Untergrund nichts zu sehen. In dem Oberteile dieser Schwerter befanden sich mit Messing oder mit Gold versehene Halbmonde oder Kreuze. Was die Schwerter der Räs beträfe,

so sei ihr Eisen dem der fränkischen ähnlich, aber ihre Dekoration sei kleiner (feiner), glänzender und von einer seltsamen Kunst. Sie seien von gleichmäßiger Breite, ihre Spitzen seien nicht abgerundet, und nur selten sei ein Schwert nach der Spitze zu etwas schmaler. Sie haben keine bildlichen Darstellungen und keine Kreuze. Ihre Parierstangen seien denen der jemenischen und fränkischen ähnlich, mit dem Unterschied, daß die fränkischen Schwerter reichere Parierstangen haben. Im Westen seien beide gleich. So berichtet Rindi.

Daneben steht die Beschreibung Birünis: Die Räs machten ihre Schwerter aus Stahl, hätten aber, um sie widerstandsfähiger und weniger zerbrechlich zu machen, die Stelle der Blutrinne in ihrer Mitte aus weichem Eisen geschmiedet, weil der orientalische Stahl der Kälte des nordischen Winters nicht widerstehen könne. Als die Räs den echten Damast gesehen hätten, hätten sie für die Stelle der Blutrinne ein Gewebe erfunden, das aus langen Drähten von beiden Sorten des Eisens, nämlich Stahl und Weicheisen bestünde. Bei der Zusammenschweißung hätten sich dann merkwürdige und elegante (sinnreiche) Dinge ergeben, wie sie auch beabsichtigt gewesen seien. Und Nastreddin al-Täfi spricht von fränkischen Schwertern, die aus einem äußerst weichen Eisen geschmiedet seien; sie seien so scharf, daß ein Eisenstück nicht seinem Schlag widerstehen, und so biegsam, daß man sie wie Papier zusammenbiegen könne. Die Ausfuhr dieser Schwerter nach den islamischen Ländern sei verboten, und eines von ihnen koste tausend ägyptische Dinar⁴.

Den Bewohnern Rußlands waren solche Waffen nicht zu eigen. Sie waren mit Speer und Schild ausgerüstet und versuchten Schwerter zu erlangen, wo es ging. Und „Schwerter von glänzenden Eigenschaften“ konnten sie nur durch Grabraub aus den Gräbern der Wikinger erhalten. So ist der Held der russischen Volksdichtung mit einem Schwerte bewaffnet, das ihm kein berühmter oder sagenhafter Schmied gefertigt, sondern aus einem Grabhügel hervorgeholt wurde⁵.

Wenn uns diese Berichte die Wertschätzung germanisch-fränkischer und wikingischer Klingen zeigen, wenn wir ihren guten Ruf selbst im fernen Orient hören, so fehlt es uns nicht an Lobpreisungen der Waffen aus germanischem Bereich selbst.

Da ist ein Brief Theoderichs an den König der Guarni, ein Dank für Waffengeschenke, die ihm überbracht worden waren:

„An den König der Guarni König Theoderich. In brüderlicher Gesinnung habt ihr uns Jünglinge gesandt, leuchtend durch den Adel ihrer Erscheinung, und Schwerter, welche sogar Rüstungen durchschneiden und kostbarer sind durch die Beschaffenheit des Eisens als durch den Wert des Goldes. Ihre hellpolierte Fläche glänzt in der Masse, daß sie das Antlitz des Beschauers klar widerspiegelt, und ihre Schneiden gehen so gleichmäßig scharf zu, daß man meinen könnte, sie seien dem Guhofen entstammt und nicht aus einzelnen Stäben zusammengesetzt. In ihrer mit schönen Rinnen versehenen Mitte glaubt man kleine Würmer sich kräuseln zu sehen, und so mannigfaltig ist die Schattierung, daß es scheint, als ob das leuchtende Metall von verschiedenen Farben durchwoben sei. Euer Schleifstein hat daselbe so sorgfältig gereinigt, euer ausgezeichneteter Sand hat es so kunstvoll poliert, daß er das glänzende Eisen gewissermaßen zu einem Spiegel für Männer gemacht hat. Eure Heimat ist also von der Natur so reichlich bedacht worden, daß sie euch dadurch berühmt gemacht hat: Schwerter, welche ihrer Schönheit nach aus der Werkstätte Bulfans stammen könnten, und die mit so eleganter Kunstfertigkeit ausgeführt sind, daß das, was von Hand geformt ist, nicht ein Werk sterblicher Menschen zu sein scheint, sondern göttlichen Ursprungs. Wir nehmen daher gerne eure Waffen entgegen, die alle eure Gesandten uns überreichen als Zeichen gebührender Begrüßung und als ein gutes Mittel zur Erhaltung des Friedens, und wir überreichen euch ein gleichwertiges Gegengeschenk, das von euch ebenso gerne möge in Empfang genommen werden, als euer Geschenk uns angenehm war. Möge die Gottheit die Ein-

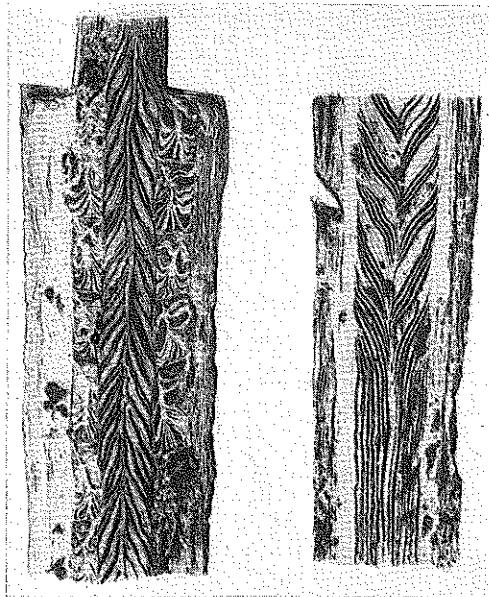


Abb. 2. Wurm-bunte Klingen

aus der Scheide und überreichte es nach Diener Weise zu seinem Gebrauch: „Herr“, sprach er, „ich glaube, diese Klinge werdet ihr biegsam und starr finden nach dem Willen Eurer siegreichen Rechten.“ Ludwig nahm sie und zog sie von der äußersten Spitze bis zum Hest wie eine Weidenrute zusammen und ließ sie dann allmählich zum großen Erstaunen der Gesandten zur früheren Gestalt zurückkehren. Und da er ihr Gold des Tributs vorher hatte auf den Boden schütten und mit Füßen treten lassen, riefen sie: „O daß doch unseren Füßen das Gold so verächtlich erschiene und das Eisen so köstlich!“⁷

An dieser Eigenschaft der Klinge hing die Entscheidung. Darum gab ein Wikinger seinem Schwerte den Namen „Der Abprallende“ und ein anderer nannte es wegen seiner Biegsamkeit „Mistelzweig“⁸. Und in einer der nordwestischen Sagas wird uns eine der obigen Begebenheit sehr ähnliche erzählt: „Der Jarl sprach: Ein hochberühmter Mann bist du, Thorstein! Aber dies Schwert taugt dir nichts gegen Molbi; ich will dir zeigen, was es taugt.“ Er ergriff die Klinge und bog sie zusammen, so daß die Spitze auf dem Griff lag, ließ sie dann wieder zurückspringen; da war die Spannkraft weg⁹.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Aber Steinthors reich geschmücktes Schwert taugte nicht zum Streit, wenn es die Schilde traf, und er mußte es oft unter seinem Fuß wieder geradebiegen“¹⁰.

Wie in dem Vergleich mit der Weidenrute sich das höchste Ziel der Elastizität verkörpert, so in den aus verschiedenen Sagen überlieferten Haar- und Daunenproben der Schärfe eines Schwertes. Wie es aber technisch möglich wäre, daß eine Waffe aus Stahl weiches Eisen zerschneidet, so bleibt das Durchschlagen einer Feder in fließendem Wasser eine übertreibende Darstellung der Sage. „König Athelstan schenkte Hakon ein Schwert, dessen Hest und Griff aus Gold waren. Das Beste daran aber war doch die Klinge. Damit konnte Hakon einen Mühlstein bis zum Auge durchhauen. Deshalb nannte man das Schwert später ‚Mühlsteinbeißer‘. Kein besseres Schwert kam je nach Norwegen“¹¹.

Die dritte, weiterberühmte Eigenschaft ist der germanische Damast, die sogenannten „wurm-bunten Klingen“. Aufgenommen soll der Begriff „wurm-bunt“ durch eine Klingschilderung im Beowulf sein, wo das Gefräusel der verschiedenen Eisenarten in der Mitte den Anblick kriechender Würmer gibt, doch ist die Beziehung dieser Stelle (Beowulf 1699)

tracht beschützen, daß wir unsere Völker dankbaren Sinnes vereinigen können, damit jeder, auf den anderen vertrauend, seinen wechselseitigen Verpflichtungen nachkommen kann“.

Elastizität, Schärfe und germanischer „Damast“ sind die Eigenschaften, die immer wieder hervorgehoben und — da sie ja auch das Wesen eines Schwertes ausmachen — ins Sagenhafte gesteigert werden.

Als Ludwig der Deutsche Schwerter erprobte — so erzählt uns der Mönch von St. Gallen —, die ihm die normannischen Könige als Zeichen der Huldigung darreichten, wie Diener dem Herrn Messerchen mit dem äußersten Ende anzubieten pflegen, erfaßte er eines am Griff und versuchte, die Klingspitze zum Griff zu biegen: aber sie zerbrach unter den Händen, die stärker waren als Eisen.

Da zog einer der Gesandten sein Schwert

durchaus nicht sicher¹². Erzielt wurde die Wirkung durch Zusammenschweißen verschieden harten Eisens in Form dünner Stäbe, die dann gedreht, gebogen oder auf sonst eine einer Werkstatt eigenen Art bearbeitet wurden. War das Mittelstück der Klinge geschmiedet, wurden seitlich Stahlschneiden angefügt oder oft auch vorher auf das wurmbunte Innere des Schwertes ein dünnes Eisenblatt aufgelegt¹³. Wie dem auch sei, das bezeichnende Merkmal spätgermanischer Klingenschmiedekunst hat seine Wirkungen weit ausgedehnt. Wie es die Bewunderung Theoderichs und die der Araber hervorrief, so wählten die Germanen nach diesen Eigenschaften die Namen. Falk hat in der Altnordischen Waffenkunde nicht weniger als 176 Schwertnamen aus dem norwegischen Altextum aufgezählt, und aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt sind uns auch eine ganze Reihe bekannt¹⁴. Da können die vielen Wörter, die eigentlich Schlangennamen sind, auf die Klingen bezogen werden. „Reihe gemähten Grases oder geschnittenen Kornes“ gibt sehr treffend die tannenzweig-ähnliche Gliederung einer gerchen keine andere Sprache. Als die Wikinger durch Verbot den Bewohnern Grönlands keine Waffen mehr lieferten, als Karl der Große vorher die Ausfuhr zu Slawen und Awaren untersagte¹⁵, später, im Jahre 864, den Erlaß auf die Wikinger ausdehnte¹⁷, war das alles nur eine verständliche Schutzmaßnahme gegen die gefährlichsten Nachbarn und Feinde. Das Lob des Schwertes bestand aber weiterhin.

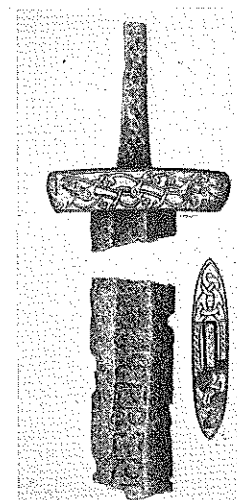


Abb. 3. Hilte mit Inschrift aus D. Alm, Stange, Hedmark, Norwegen

manischen Damastart wieder. Oder auch „Wasserwirbel“, „zurückgehende Strömung“ ist zu finden¹⁵. Es bleibt, daß die Überzahl nordischer Schwertnamen lobend einer besonderen Eigenschaft der Waffe gedenkt.

Kein anderes Volk hat seine Waffen so in Sage und Dichtung aufgenommen wie die Germanen. Mehr als Beschreibungen und Auseinandersetzungen sagt die kleine Begebenheit über die Verbundenheit des Germanen mit seinen Waffen aus, die Protos uns von Geiseric berichtet, als er einmal einen Gast in die Waffenkammer führte: die Waffen hätten sich von selbst gerührt und ungewöhnliches Geräusch gemacht. Die vielen Schwertnamen spre-

¹ W. Theobald, Theophilus Presbyter, Diversarum artium schedula. Technik des Kunsthandwerks im 10. Jahrhundert. Berlin 1933.

² Boheim, Die Waffe und ihre einstige Bedeutung im Welthandel, Zf. f. historische Waffenkunde 1, 1897—99, S. 171 ff.

³ A. Zeki Validi, Die Schwerter der Germanen, nach arabischen Berichten des 9.—11. Jahrhunderts, Zf. d. Deutschen Morgenl. Gesellsch. 90, 1936, S. 22.

⁴ Zeki Validi, S. 24 f., 27 und 29.

⁵ W. Arendt, Das Schwert der Wäringzeit in Rußland, Mannus 25, 1933, S. 156, 157 und 172.

⁶ Wegeli, Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen, Zf. f. historische Waffenkunde 3, 1902—05, S. 180.

⁷ Nach San Marte, Zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters, 1867, S. 127.

⁸ Falk, Altnordische Waffenkunde, Videnskapssekretærets Skr. II, Nr. 6, Kristiania 1914, S. 47 und 56.

⁹ Thule XI, S. 245.

¹⁰ Thule VII, S. 111.

¹¹ Thule XXIV, S. 130.

¹² Siehe: Stjerna, Hjalmar och Svärð i Beowulf, Studier tillägnade D. Montelius, 1903, S. 112.

¹³ Rhobe, Schmiedetechnik der wurmbunten Klingen, Zf. f. histor. Waffen- und Kostümkunde, N. F. 4, 1932—34.

¹⁴ Marstrand, Germanische Waffennamen aus römischer Zeit, Norsk Tidsskr. f. Sprögvidenskap 3, 1929, S. 218 ff.

¹⁵ Falk, S. 18 ff.

¹⁶ Rose, Römisch-germanische Panzerhemden, Zf. f. histor. Waffenkunde 4, 1906—08, S. 1 ff.

¹⁷ Wegeli, S. 183.

Funkensonntag in Vorarlberg

Don Richard Wolfram, Wien

So weit die deutsche Zunge klingen leuchten im Norden und Westen bis nach dem äußersten Süden Frühlingsfeuer: von Friesland und Schleswig-Holstein, links der Elbe hinunter bis nach der Schweiz, dem Vinschgau und dem Burggrafenamt. Auch anschließendes romanisches Land einschließlich Burgund kennt die gleiche Sitte. Sie umspannt einen größeren Zeitraum vom Anfang Februar bis zum 1. Mai, bildet jedoch wesensgemäß eine Einheit. Das zeigt besonders deutlich ein Vergleich der beiden größten Gruppen, der Faschnachts- und der Osterfeuer, die in allen wesentlichen Einzelheiten des Brauches völlig übereinstimmen. Nördlich der Linie Marburg, Eisenach, Merseburg, Dessau herrschen die Osterfeuer, südlich davon die Faschnachtsfeuer, doch finden wir eingesprengte Osterfeuergebiete auch zwischen Rothenburg und Nördlingen, um Augsburg, sowie Kärnten und Steiermark. Im Lavanttal pflegt jeder Bauer in der Nacht von Karfreitag auf Oster-sonntag auf einem seiner Äcker ein Feuer zu entzünden, das er mit seinem Gesinde dreimal umschreitet, während sich die Jugend im Drehen und Schwingen der oft gewaltig großen brennenden „Osterbesen“ übt. Dazu dröhnen die Böllerschüsse und fliegen in der Gegend von St. Lambrecht die brennenden Scheiben. Bei allen Osterfeuern wird zuerst gebetet, dann gesungen und gejodelt¹; über das Osterfeuer gehaltenes Fleisch gilt in manchen obersteirischen Gegenden als geweiht². Die kirchliche Weihe, die sich häufig findet, ist also offenbar später dazugekommen.



Abb. 1: Von Hand zu Hand wandern die Scheiter beim Funkenbau
Aufn. Dr. R. Wolfram

Nicht anders erscheinen die hellen Frühlingsboten am Sonntag Invocavit, der „alten Fasnat“ oder dem Funkensonntag, wie der erste Sonntag nach Aschermittwoch im Volke auch heißt. Wo immer man da in Süd- und Westdeutschland seinen Standpunkt wählt, der Anblick wird feenhaft sein. Von den Bregenzer oder Feldkircher Bergen sieht man Feuer auf Feuer auflösen. Der Gebirgszug des bayerischen Allgäu bis zum Pfänder, das Liechtensteinische Hügelland, die St. Galler und Appenzeller Bergfette bis weit ins Glarner und Bündnerland sind mit „Funken“ besät — wie die Feuer hier heißen — desgleichen das Vorarlberger Hinterland mit allen Seitentälern: Montafon, Walfertal, Mostertal, Brandner Tal usw. Auch jenseits des Bergkammes im Oberinntal und bis nach Südtirol sind die Flammenpünktchen ausgestreut. Nicht anders das Bild, wenn man etwa das Ulmer Münster als Hochsitz wählt: Donau auf- und abwärts, in den Seitentälern, an den

¹ Im Walfertal werden auch beim Funkenfeuer besondere Jodler gesungen. Mitteilung von Schulleiter E. Ganahl.

² Vgl. Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich, Graz 1924, S. 34.

Berghängen der Rauhen Alb, des Schwäbischen und Bährischen Jura sind die Terrassen mit Funken dicht besetzt. Nach dem Süden öffnet das Allertal eine breite Lichtstraße mit zahllosen Flammenzeichen längs des uralten Heer- und Handelsweges vom Norden nach dem Süden. Im Odenwald und im Rastattischen, in der Rhön und Vogelsberg, in der Westfäl und Rheinpfalz, aber auch dem vorarlbergischen Walfertal, dem Luzerner Hinterland und in Tirol brennen nicht bloß die gewaltigen Feuer und werden Fackeln geschwungen. Auch große, strohumbundene und pechgetränkte Räder rollen den Berghang hinab, feurige Streifen zurücklassend, „als ob die Sonn von dem Himmel lieff“, wie dies bereits Sebastian Franck 1534 in seinem „Weltbuch“ trefflich bezeichnet. Durch die Luft aber ziehen in feurigem Schwung glühend gemachte Holzscheiben, die von einem Haselstock rollend über ein Brett ab-



Abb. 3: Vom Kanzlerwagen hält der Funkenkanzler das Rügegericht
Aufn. Dr. R. Wolfram

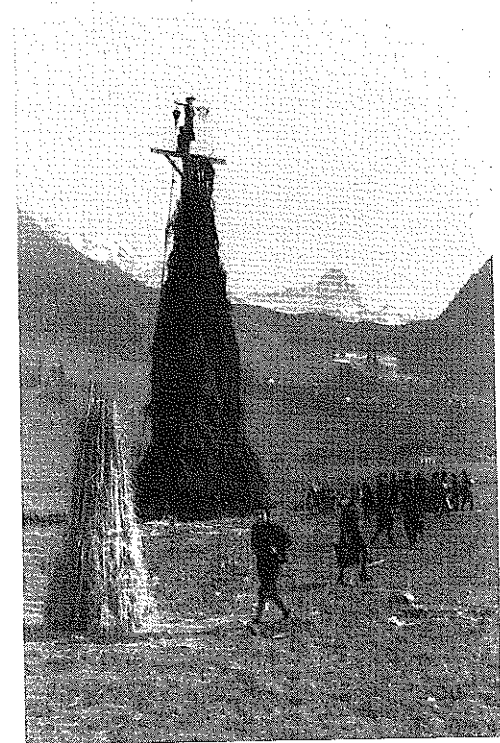


Abb. 2: Der fertige Funken mit der Reisigverkleidung und der „Heze“. Im Vordergrund einer der 4 Holzstöße zum Entzünden der Fackeln.
Aufn. Dr. R. Wolfram

geschlagen werden. Wie alt dieser Brauch ist, können wir aus einer Nachricht des Jahres 1090 ersehen, daß in diesem Jahre das Kloster Vorsch durch eine solche am 21. März (Frühlingsanfang!) geschlagene Scheibe in Brand gesteckt wurde. Unzweifelhaft haben wir in diesen Feuerbräuchen ein Stück unserer alteinheimischen Frühlingsfeier vor uns, dem als nächster Abschnitt im Mai das Einholen des Sommergrüns folgt. Man muß nur einmal dabeigewesen und nach all den fröhlichen und arbeitsamen Vorbereitungen erwartungsfroh zum „Funken“ hinausgezogen sein und das sprühende Feuer und die freisenden Fackeln gesehen haben, ringsum in Tal und Höhen aber die Lichtsignale der übrigen Funken; dann versteht man, daß das Volk von dieser Feier nicht abzubringen war. Übergewaltig spürt man: hier schlägt unser altes Herz, unverändert durch die Jahrtausende.

An Ausrottungs- und Unterdrückungsversuchen hat es wahrlich nicht gefehlt. Man vergleiche die Listen kirchlicher und weltlicher Verbote gegen die „mißbrüch und abergläubischen sachen mit den faßnacht fübren“, die schon 1476 als alte „Gewohnheit“ bezeichnet werden³. Wie wenig das alles fruchtete, zeigt eine ergötzliche Eintragung in den Bludenzener Ratsprotokollen. Am 13. März 1610 heißt es, daß das Scheibenschlagen streng verboten sei. Am 20. März muß die Strafuntersuchung wegen des doch stattgefundenen Scheibenschlagens ausgesetzt werden, weil beide Söhne des Bürgermeisters mit dabei waren⁴. Besonders ärgerlich war der Kirche, daß der Brauch, der ja mit Tanz und Lustbarkeit endet, bereits in die Fastenzeit fällt. Sie hat sich aber hier nie durchsetzen können.

Was mit all diesen Feuerbräuchen gemeint ist, läßt sich leicht verstehen. Recht deutlich sagt es der Segenspruch beim Scheibenschlagen, der aus Tirol wie aus dem Prätigau überliefert ist:

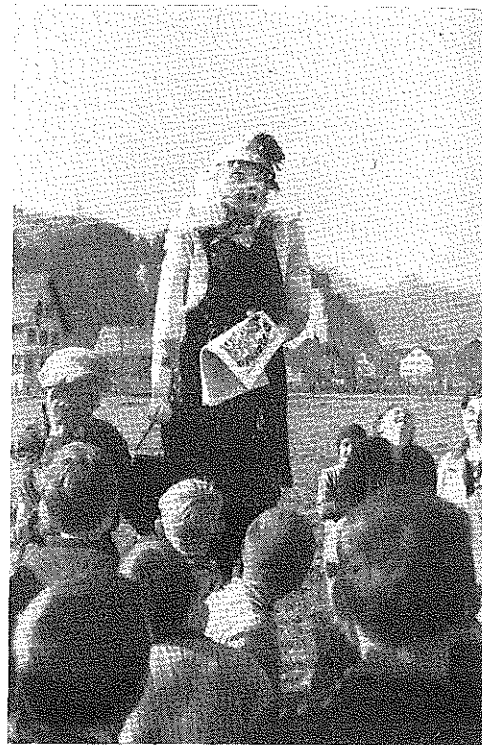


Abb. 4: Die „Hexe“
Aufn. Dr. R. Wolfram

Flack us, flack us,
über alle Spiz und Berg us!
Schmalz i dar Pfanna,
Kara (Korn) i dar Wanna,
Müachli i dar Schüßla,
Pflueg i dar Erda;
Gott all's gröta löt (geraten läßt)
Zwüschat alle Stega und Wega!

Die Wiederkehr des lebensweckenden Sonnenlichtes in manche enge Bergtäler ist etwas, dem die Menschen sehnsüchtig entgegenharren. Im Montafon wissen die Kinder genau den Tag, an dem die Sonne zuerst wieder bis zum Zaun kommt, dann bis zur Türe uff.

³ E. Hoffmann-Krayer, Die Fastenbräuche in der Schweiz, Schweizerisches Archiv für Volkskunde I, 1897, S. 181f.; ferner S. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, Berlin 1931, S. 245ff.

⁴ Mitteilung von Stadtarchivar A. Leuprecht, Bludenz.



Abb. 5: Die „Fumen“ in Birs mit der „Spinnere“
Aufn. Dr. R. Wolfram

Dringt der Sonnenschein zum erstenmal wieder in die Stube, bücken sie sich und nehmen ihn in ihre Hände. Personifiziert wird er sogar als der „heilige Gloribot“ begrüßt. Man kniet in der Stube nieder und betet den Sonnenschein an⁵.

Sonnenhaft ist offenbar auch das Funkenfeuer. Das Land, über das sein Rauch zieht, ist nach luxemburgischem Volksglauben gesegnet. Um Nürnberg sagte man im 18. Jahrhundert: so weit das Feuer des herabgerollten Rades leuchtet, wird die Frucht schwer. In der Rheinpfalz gilt die vom Feuerrad berührte Flur als hagelgeschützt. Steuert man zum Faschnachtsfeuer bei, so behütet man die eigenen Felder vor Mißwachs⁶. Daß man beim Radwälen und Scheibenschlagen an die Sonne dachte, zeigen Reime, die früher dabei gesungen wurden:

Sunne, Sunne schine,
fär iwider de Rhine,
fär iwiders glockehüs,
kumm bald iwider in unser hüs.

Oder:

Liebe, liebe Sonne,
Butter in der Tonne,
Mehl in den Sad!
Schließ das Tor des Himmels auf!
Liebe Sonne komm heraus!

Nach Ansicht des schwäbischen Bauern wird durch das Scheibenschlagen „dem Samen gezunden“ oder „geloct“. Wenn die Jugend mit den brennenden Fackeln über die Flur läuft, in der Winterkorn gesät ist, ruft sie auch:

⁵ Bgl. A. Helber, Heimatkunde von Vorarlberg, Heft 8, S. 55.

⁶ Freudenthal a. a. O. S. 233, 238f.

⁷ E. Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, Leipzig 1936, S. 43.



Abb. 6: Mit einem Wagen ziehen die Schulbuben von Haus zu Haus und sammeln Holz für den „Funken“
Aufn. Dr. R. Wolfram

Same, Same reg dich,
Same, Same streck dich!⁸

Daher nennt man den Brauch in Tirol auch das Kornaufwecken. Im Allgäu streuen sie die Asche des Funkenfeuers auf die Getreide- und Flachselder, denn „a Funkenasche bringt zehn Garba ein“. Wer am Funkensonntag keinen Funken brennen sieht, muß in dem Jahr noch sterben, weshalb auch die ältesten Leute hinausgehen, um wenigstens von fern das heilbringende Feuer zu erblicken“. Ähnlich sagten die Alten im Fuchstal und in Lettnang bei Friedrichshafen: wenn der Mensch keinen Funken macht, so macht der Herrgott welche durch ein Wetter. Wer sich nicht beteiligt, muß bald sterben. Mit Andacht und Gebeten muß dieses wundersame Feuer entzündet werden (Luxemburg, Eifel, Baden, Württemberg, Allgäu). Schon eine Züricher Nachricht von 1601 sagt mißbilligend: „man kneitwet vor dem Faschnachtsfeuer als vor einem Gözen nieder zu betten; wie und mit was Andacht ist wol zu denken“.⁹ Das Entzünden geschah im Kanton Appenzell auf die gleiche Weise wie das „Rotfeuer“ durch Drehen eines schnurumwickelten Holzes in einem Radloch. Auf besondere Weise setzte man übrigens auch das Osterfeuer durch Stahl und Stein oder einen Pistolenschuß in Brand (Ostfriesland, Warburg). Oft ist es der jüngstverheiratete Chemann, der das Entzünden vorzunehmen hat (Luxemburg, Höhenwald, Rheinpfalz), vielleicht weil er zur Fruchtbarkeit in besondere Beziehung gebracht wird. Die alte Heiligkeit des Frühlingsfeuers geht auch aus dem Glauben im Sarganserland her-

⁸ Ebda. S. 42. Ferner P. Sartori, Sitte und Brauch III, S. 108, und die in Anm. 76 zit. Lit. Derf. unter „Funkensonntag“ im Handwörterb. d. deutschen Aberglaubens III, Sp. 212f. und Anm. 7—12. W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, S. 500ff.

⁹ K. Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus II, S. 94.

¹⁰ Hoffmann-Krayer a. a. O. S. 178.



Abb. 7: Am Fuß des Funkens werden besonders gut brennbare Stoffe gehäuft

Aufn. Dr. R. Wolfram

Abb. 8: Prasselnd schlagen die
Flammen am Funken hoch
Aufn. Dr. R. Wolfram



vor, daß ihm als „Heidenfeuer“ keine Zündgefahr innewohnt und es also keinen Schaden anrichten kann¹¹.

Als Beispiel für die ganze Gruppe sei das Funkenbrennen in Bludenz und Bürs (Vorarlberg) näher geschildert, wo ich die Bräuche in diesem Jahre aufnehmen konnte. Wenn in anderen Landstädten und Märkten das lustige Faschingstreiben meist keine Beziehung mehr zur ständig in gleichen Bahnen verlaufenden Brauchtumsfasnacht besitzt, ist in Bludenz der Faschingzug noch deutlich dem Feuerbrauch untergeordnet. Wird im Zug doch die von der Gemeinde gespendete Tanne eingeholt, die als Grundpfeiler des „Funken“ zu dienen hat. Früher geschah dies am Fasnat-Zistig (Dienstag), nachdem der Baum von den härtigen und mit Pfeife und Mostkrug versehenen Holzern sowie den Rüstknechten gefällt worden war. Gegentwärtig ist dieser Zug auf den Faschingssonntag vorverlegt. Die Tanne wird auf den Funkenacker gebracht und dort aufgepflanzt. Wie ernst man das alles nimmt, zeigt die Tatsache, daß der Funkenacker durch alte Rechte geschützt ist. Kein Eigentümer darf sich weigern, das Feld für diesen Zweck freizugeben, das ist sogar grundbücherlich eingetragen.

¹¹ W. Manz, Volksbrauch und Volksglaube des Sarganserlandes, Basel 1916, S. 36.

Der Faschingszug selbst bezieht sich in seinen Darstellungen natürlich auf die lustigen Vorkommnisse des Jahres. Aber nicht genug damit; es folgt an drei Plätzen sogar ein echtes scherzhaftes Rügegericht durch den „Funkenkanzler“. Dieser ist eine der wichtigsten Personen der zwischen zwanzig und dreißig Mitglieder zählenden „Funkenzunft“, die in Bludenz und Bürs die ganze Fasnacht und natürlich vor allem den Funkenbrauch unter sich hat. Vom Kanzlerwagen, auf dem sich der engere Ausschuß der Funkenzunft befindet, verliest der Kanzler zunächst die „Funke-Ordnig“ (Funkenordnung) als eine Art Befehlsausgabe für die kommenden Tage. Da sie ein ganz gutes Bild des Brauches gibt, sei sie hier angeführt:

„Diabe Männa, Fraua und Kinder! Viel d' Funkasier an uralta Bruch ischt, der nit ganz abfo därf, tua i, Hans Fürtüßl, Funkameister vo dera ehrfama Stadt, eu kund und z'wissa, daß d' ehrfame Funkazunft vorgefchter z' Nacht uf am Schibaschopf bem Facklaschi



Abb. 9: Das Scheibenschlagen will gelibt sein
Kunst. Dr. H. Wolfram

b'schlossa hot, im hüriga Johr obads zur siebete Schtund uf Hafner Michels Funkaplatz noch alla Regla der gheimnisvolla Füreerei an Funke abz'brenna. Sintamola aber zumma Funke o an Bomm und efligs Holz g'höra, so hot d' Zunft für Geld und guata Wort vo d'r Bürgermeisterei d'r Stadt a kerzagrada Tanna im Eschempariß überfo, diesel dur Holzner und d' Rüschtnecht der Zunft fella und a d's Land bringa lo.

Noch alt'm Bruch und alt'r Sitt führa m'r am letschta Fasnat-Zistig da Bom mit da alta Funkaroh, dem alta Funkagröll und da Funkafnecht, mit Trummila, Pfifa und Narrazüg uf da Funkaplatz. Z'nötig Holz und d' Funkafron tuan d' ehrfame Funkazunft und all d' guata Lüt, die zum alta Bruch no höb'n, zemma. D' Funkazunft kummt hüt Obad i die Zunftherberg bem Hirscha zur Stärfig für da nägsta Tag und vergrabt d' Fasnat. Zwa bu d'r Zunft müassa i d'r Herberg d' Här hüata gegat die kalta, dunkla Wint'rbüh, dia m'r misamt d'r Winterhär am nägste Sunntig i d' Luft sprenga und verzaga und so bi d'r Sunnatwend an schöna Friahlig in d's Land lont.

Am Sunntig am Obad um Segi kunnt d' ganze Funkazunft hoffentli nüachtera und vernünftig uf der Landstroß bim alta Bad zemma. Barna dra im Zug goht d'r Oberscht bu d'r Fürwehr, denn konn d' Schualkind mit da Fackla, denn der geschtreng Kapellmeister mit da Musikanta, denn konn d' sieba Zunftmeister, unter dena d' ganze Funkazunft und d' Funkarei stoht, denn konn all Zünftler und denn d's Volk und d' Lüt. D'r Zug goht dur d' Vorstadt ihi uf da Funkaplatz, dört zündä d'r Funkameister und sine Brandhuaba da Funke a und denn tuat alls wader Fackla schwinga und gella und juha. Wenn d' Musig fließig usmacht, kunnt sie Freibier über, sus nu an Vergeltsgottzettl. Noch im Schwinga schoppat ma d' junga Büch mit allerhand Rüachla voll. Wer z'wenig überkummt, ischt sälber schuld. Wer Rüachle versauat oder verwirft, kunnt Hieb über uf d's Füdla.

Die ehrfama Fraua und Muattera, dia mittuan, müssa uf ihra Meiggana g'hörig obacht ge, daß sie nit an Lib und Seel Schada liida. D' Buaba und d' Masbilder söllas wol z' Herza nä, daß sie za Füre und Liacht Obacht ge, sie nüachtera und noch altem Bruch und Recht ufführa, denn d's Kunträre fuhrt i d's Loch, bringt d'r Funkazunft Schand und schadet am alta Funkabruch. — Jetz hon d'rs g'hört!¹²“

Nach dieser Verkündung beginnen die lokalen Scherze, mit denen der Kanzler Volk, Behörden und sich selbst verulkt.

Nun kommt für die Buben eine geschäftige Zeit. Je nach ihrer Altersklasse haben sie verschiedene Aufgaben. Am Uchermittwoch fangen die Schulbuben an, mit einem Wagen von Haus zu Haus zu ziehen, um Brennbares zu sammeln. Im Chor ertönt ihr Spruch:

Scheiter, Scheiter, kommer weiter,
Stroh, Stroh, simmer froh.
Schindla zanara Windla,
Schatla zanara Madla,
Kriß zamana Schmiß,
Kieser zamana Wegwießer,
Stuppa zanara Zuppa,
Gfätsch zanara Här!¹³“

Jeder Gabe dankt der vielstimmige Ruf: „Eu söllen d' Rüachle usgoht wia an Pflumpfack!“ Zeigt sich jemand hartherzig, schallt es ihm entgegen: „Eu söllen d' Rüachle hoča blieba wia na verredte Krot!“ Das wäre freilich schlimm für die Hausfrau, denn die verschiedenen Formen der Rüachle: Ohrle, Häpfküachle und Tabakrollen bilden am Funken-sonntag den Stolz jedes Hauses und müssen vor allen Besuchern bestehen. Am liebsten vor einem besonderen. Wenn nämlich zwei junge Leute während des Faschings zusammengehalten haben, naht am Funkensonntag die Stunde der Entscheidung. Der „Stubatibuh“ kommt zu seinem Mädchen, um das erste Rüachle zu holen. Erhält er es, bedeutet das die Zusage. Gibt das Mädchen das erste Rüachle aber ihrem Vater, wird er dadurch abgewiesen. In jubelndem Übermut steckt der Bursch im ersteren Falle das Rüachle auf seinen Hut. Wenn er dann mit seinem Mädchen zum Funken geht, bedeutet das die öffentliche Verlobung.

Auf dem Funkenplatz häufen sich inzwischen die Holz- und Strohberge. Die Burschenschaft des Dorfes Bürs, „d' Funkaboaba“, haben eine Abordnung zum Bürgermeister geschickt, um auch aus dem Gemeindewald entsprechend Holz nehmen zu dürfen. Zwei Klaster sind ihnen gestattet, zwei weitere Klaster dürfen sie stehlen und dann verkaufen, um Geld für die anschließende Lustbarkeit zu bekommen. Dieses Stehlrecht¹⁴ ist ein sehr wichtiges und altertümliches Merkmal, das besonders bei den Maskenbräuchen aufzutreten

¹² Mitgeteilt von Stadtarchivar A. Leuprecht, Bludenz.

¹³ Mitgeteilt von Herrn Studienrat F. Plangg, Bürs.

¹⁴ Vgl. D. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen I, S. 257 ff. und mein Buch „Schwerttanz und Männerbund“, S. 291 ff.

pflegt. Es ist auch bei den Frühlingsfeuern noch ziemlich allgemein üblich¹⁵. Als Grundgestell des Funks werden drei etwa 15 Meter hohe grüne Stämme pyramidenförmig aufgerichtet. Frisch und grün müssen die Stämme sein, damit sie nicht vorzeitig verbrennen und der Funken zusammenstürzt. Die Löcher für die Gerüststämme werden in einem gleichseitigen Dreieck von etwa 2,5 Meter Seitenlänge ausgehoben. Ein eiserner Reifen oder eine Kette verbindet die Stämme in der Höhe. Dann werden in Abständen von zwei bis drei Metern Plattformen errichtet, die als Auflage für die geschichteten Scheiter dienen. Dieses „Einbeigen“ beginnt am Samstagmittag. Die ganze Funkenmannschaft ist in eifrigster Arbeit. Eine Gruppe spaltet, eine sägt, die dritte reicht die meterlangen Scheiter von Hand zu Hand über eine Leiter bis in die luftigsten Höhen des Gebäudes, alles nach den Anordnungen des „Funkenmeisters“. So entsteht ein schön geschichteter Bau, dessen Inneres noch mit Hobelspänen, Reisig und Maisstroh ausgefüllt wird, während das Ganze zuletzt außen eine Verkleidung von grünem Tannenreisig erhält¹⁶.



Abb. 10: Bau des Fastnachtsrades im Oberrhein
Aufn. Dr. G. Winter

¹⁵ Vgl. Alemannia XXV, S. 53; das Osterfeuer hat stärkere Kraft, wenn alle Brennstoffe gestohlen werden, vgl. Niedersachsen XXII, S. 282, XIV, S. 83; L. Straderjahn, Aberglaube u. Sagen a. d. Herzogtum Oldenburg II, S. 74; A. Kuhn, Märkische Sagen u. Märchen, S. 313; R. Lehmann u. W. Schmidt, Die Altmark u. ihre Bewohner II, S. 251; Freudenthal a. a. O. S. 251. Im ganzen hinteren und vorderen Bregenzer Wald, im Etschtal und Passauer werden auch Kuchle gestohlen; F. J. Fischer, Der Funken- und Kuchle Sonntag in Vorarlberg u. Riechtenstein, Volksschriften der „Heimat“, Nr. 3, Innsbruck 1922, S. 14 f.; L. v. Hörmann, Tiroler Volksleben, Stuttgart 1909, S. 28.

¹⁶ Über ähnliche Fastnachtsfeuer im Oberrhein vgl. G. Winter in Volk und Scholle, 1934, S. 37 ff., ferner in „Das Sonnenjahr“, Darmstadt 1937, S. 15. Bei Heppenheim an der Bergstraße wird ein Radhausen in Form eines großen Feuerkreises gebaut, in dessen Mitte ein funkenähnlicher Regel errichtet ist. Mitteilung von G. Winter. Vgl. ferner Freudenthal S. 234, 252.

Zuoberst kommt die „Hexe“, eine ausgestopfte und mit Pulver geladene Gestalt¹⁷. Auch sie ist sicher älter als das mittelalterliche Hexenverbrennen. Das zeigt nicht nur die mancherorts übliche Bezeichnung „Winter-“ oder „Judasverbrennen“, sondern vor allem der Indulgenzsupplicium et paganiarum der um die Mitte des 8. Jahrhunderts abgehaltenen Synode von Liffinae, der im Punkt 27 von den Gebilden aus Tuch (De simulacris de pannis factis) handelt. Die Nacht vom Samstag auf den Sonntag und am Festtag selbst muß der Funken von den Burschen gut bewacht werden, damit nicht am Ende Geger aus einem anderen Ort herbeischleichen und den Holzstoß vorzeitig in Brand setzen¹⁸. Gelänge dies, so würde es die Ehre des Ortes und der Burschenschaft erfordern, einen neuen Funken zu errichten, selbst wenn nur wenige Stunden dafür zur Verfügung stünden. Die nächtliche Wache am Lagerfeuer hat natürlich auch ihren eigenen Reiz.

Als Brauchtumsträger treffen wir meist die Burschenschaft des Ortes, deren verschiedenen Altersklassen ja auch verschiedene Aufgaben zufallen. In der Pfalz sind es die Konfirmanden; in Lügde (Westfalen) liegt das Osterfeuer in den Händen der sich meist aus Handwerkern zusammensetzenden Osterbrüderschaft mit einem auf Lebenszeit gewählten „Dechen“ an der Spitze, also ähnlich wie in Bludenz und Bürs, wo die Ämter des Funkenmeisters und des Pumenmeisters in gewissen Familien erblich sind. Burschenschaftliche Züge erscheinen darum auch beim gesamten Feuerbrauch (Heischegang, Stehrecht usw.). Dazu stimmt es ferner, daß beim Feuer des öfteren auch eine Art von Mailehen ausgerufen wird. So in Boll bei Düren, ähnlich im württembergischen Oberamt Ehingen, wo man die „Sommerheirat“ dingt, indem man sich einen Schatz erwählt und mit ihm das Feuer umtanzt und überspringt. In der Umgebung von Immenstadt (Allgäu) wählt hingegen das Mädchen. Ohne zu sprechen oder zu lachen, nimmt es den Burschen bei der Hand und springt mit ihm über das Feuer. Dabei tragen sie Sorge, ja nicht loszulassen, sonst würden sie beide Unglück haben, und der Bursche würde gewiß nicht der Mann des Mädchens¹⁹. Auch die Sprüche beim Scheibenschlagen sind oft eine Art des Ausrufens der Paare:

Schiba, Schiba über d' Rhi,
Wem soll denn an d' Schiba si?
D' Schiba soll dem M un der M (Namen eines Paares) si,
Schiba, hol se²⁰!

Oder der Bursch gibt seine Liebe zu erkennen, indem er seinem Mädchen eine Scheibe schlägt.

Eine Burscher Besonderheit sind die „Pumen“, von innen erleuchtete Gestelle, die im Funkenzug von den Schulbuben auf Stangen getragen werden. Man hat verschiedene Formen: runde (die sollen die ältesten sein), dann kleine viereckige, „Kübele“ genannt, und große viereckige mit ausgeschnittenen und mit Buntpapier überklebten Figuren. Unter diesen großen Pumen finden wir „d' Sunna und d'r Mo (Mond)“, „D' alt und d' neu Genobeda“, „Die Tanzmarei“, „Der Schatz am Arm“, so genannt nach dem Spruch auf der Rückseite: „Den Schatz am Arm, von Liebe umgarnt, schreitet der Bursch zum brennenden Busch“ u. a. Stärkste Beachtung fordern aber zwei große Pumen „D' Spinner“ und „D's Rädle“. Das Rädle besteht aus einem viereckigen Kasten, in dem eine sich drehende Scheibe steckt, die einem Radkreuz ähnelt. Die Spinnerin zeigt das Bild einer spinnenden Frau mit einem gleichfalls durch eine Schnur drehbaren scheibenförmigen Rad. Daß dies wohl nur eine Umdeutung ist, liegt auf der Hand. Wir brauchen

¹⁷ Weitere Belege bei Freudenthal S. 234.

¹⁸ Vgl. ferner Freudenthal S. 234 (Tirol, Schweiz; Fastnachtsfeuer), S. 251 (norddeutsche Osterfeuer). In Niederdonau bewachen die Burschen übrigens auch die Häufen des Sonnenwendfeuers.

¹⁹ Reiser a. a. O. S. 95.

²⁰ Freudenthal a. a. O. S. 241 f., ferner F. J. Fischer a. a. O. S. 9 f.; E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten u. Gebräuche aus Schwaben II, S. 381.



Abb. 11: Eine der wichtigsten Personen der Funt
ist der „Funktanzler“
Aufn. Dr. R. Wolfram

nur an das drehende Fackelschwingen der Buben und die vom Berg rollenden Feueräder zu denken, um zu wissen, was mit diesen Zeichen gemeint ist. Im Montafon besteigen Burschen auch eine Höhe und schwingen Fackeln an Stricken senkrecht im Kreise, so daß gewaltige Feueräder entstehen, oder vier Fackeln werden an einem Holzkreuz befestigt und hahelartig gedreht. Wir haben in diesen Pumen offensichtlich Entsprechungen zu dem Drehstern der Sternfinger, über den ich im Januarheft von „Germanien“ berichtete. Eine weitere Stütze für die vorchristlichen Ursprünge dieses Brauches²¹. Über die Pumen selbst können die Bärser keine Auskunft geben. Das älteste erhaltene Stück dürfte etwa hundert Jahre zählen. Den Namen wollen sie aus dem Rätoromanischen ableiten. Im Bärser Dialekt heißt „Puma“ noch „Form“ und „ungeschlachte alte Frau“. Die Bezeichnung „Form“ könnte passen. Wie die germanischen Entsprechungen des Drehsternes und Feuerades beweisen, kommt eine Ableitung des Brauches an sich aus dem Rätoromanischen nicht in Frage. So ganz vereinzelt wie die Bärser glauben, ist ihr Brauch aber doch nicht. Beim

„Semdglonkerzug“ der Konstanzer Fasnacht, wie vor allem beim Basler „Morgenstreich“, werden mit besonderen Darstellungen bemalte runde „Laternen“ auf Stangen getragen, die an die Bärser erinnern. Urkümlicher ist an der Limmat im Kanton Zürich das Tragen von ausgehöhlten Runkelrüben, die durch Rienbüschel von innen erleuchtet sind²².

Am Funtensonntag können die Bärser Buben die neunte Vormittagsstunde kaum erwarten. Im Wettlauf geht's zum Pumameister, um eine Lichterstange zu erringen. Wer zu spät kommt, muß sich am Abend unter die kleinen Buben einreihen, die Spreißelholzfackeln tragen. In Bärser erfolgt die lustige Ansprache des Funtentanzlers erst am Sonn-

²¹ Als Ergänzung zu meinen damaligen Belegen möchte ich anführen, daß ich inzwischen von zwei Fächler „Glöcklern“ erfuh, die im letzten Jahr zu sehen waren und die Drehsterne auf dem Haupte trugen! Beim 1819 aufgezeichneten Sommer- und Winterspiel aus Kärnten, das R. M. Klier veröffentlicht hat (Verlag d. Deutschen Volksgefang-Vereines in Wien, 1928), trug der Sommer als Zeichen seines Segens an einer etwa sechs bis sieben Schuh hohen Stange eine Kugel aus ölgetränktem, rotgelb bemaltem Papier, die von innen erleuchtet war und sehr an ein Sonnenbild denken läßt.

²² Hoffmann-Kraher a. a. O. S. 182. Vgl. dazu die an Stangen getragenen, ausgeschnittenen und erleuchteten Rübenköpfe im Kreis Biedenlopf, G. Winter, Das Sonnenjahr, S. 29 und Abb. 38, 39. Ferner vgl. man den Kinderumzug mit erleuchteten Häusern (Kirchen) auf Stangen zu Lichtmeß in Eisentappel, G. Graber, Volksleben in Kärnten, Graz 1934, S. 215 ff. Bei norddeutschen Osterfeiern werden neben Fackeln auch Stodlaternen getragen, Freudenthal a. a. O. S. 255; in Kreimbach tragen die Kinder Fackeln an Stangen, A. Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern, Hessische Blätter f. Volkskunde VI, 1907, S. 149; beim Funtentreiben in der Umgebung von Lauben, Berwang, Halbenwang brennen die Burschen einen knorrigen Baumstrunk an und tragen ihn an einer Stange um das Funtentfeuer, Reiser a. a. O. S. 98.

tag, wenn sich der Zug auf dem Platz beim Dorfbrunnen aufgestellt hat. Die Angehörigen der Funtenzunft haben sich fein herausgemacht. Sie tragen ihre besten schwarzen Kleider, Zylinder, gewaltige Batermörder und rote Schleifen. Nun krachen die Böller und geben das Zeichen zum Beginn des Festes. Unter den Klängen des Funtentanzes bewegt sich der Zug mit den leuchtenden Pumen ins Außendorf und dann zum Funtent. Einem berittenen Herold folgen die Buben mit ihren — noch nicht entzündeten — Fackeln, dann die Musik, die Pumen und der Kanzlerwagen, dem das Volk in hellen Scharen nachdrängt. Vier kleine Feuer beim Funtent dienen dem Entzünden der Fackeln. Endlich ist es soweit. Der Funtentboaba setzen den gewaltigen Aufbau in Brand. Prasselnd schlagen die Flammen empor, der Funtent verwandelt sich im Nu in einen Feuerturm, der seinem Namen alle Ehre macht und einen Regen von Funtent weit austreut. Hundert bis zweihundert Buben schwingen ihre brennenden Fackeln aus Leibeskräften im Kreis²³. Wie ein Laumel hat es alle ergriffen. Nun fliegt auch mit Donnergeträch unter allgemeinem Jubel die Hexe in die Luft. Vom benachbarten Bludenz leuchtet eine ähnliche Feuersäule herüber, und jetzt glühen auch auf den Berghängen allenthalben Funtent auf. Es ist eine gewaltige und nicht mißzuverstehende Kundgebung des Lebens in diesen Spätwinterstagen mit ihrem ersten Frühlingshauch. Wenn der brennende Stoß zusammenfällt und die Fackelreste im Bogen auf den Gluthaufen geflogen sind, tritt der Zug den Rückweg ins Dorf an. Ein dreifaches „Vi va läba, hoch, hoch und nochmals hoch!“ dankt allen Helfern und Gönnern. Dann löst sich der Zug auf, und alles begibt sich in die Gaststätten, wo die „Drei Lezten“ (nämlich Tänze) weit über Mitternacht ausgedehnt werden. Jetzt erst ist die Fasnacht wirklich aus und die stille Vorfrühlingszeit beginnt. In den Boralberger Seitentälern ist die Funtentfeier vielfach noch ernster und ohne städtische Zutat (Zunft, Kanzler, Faschingszug). Aber auch in Bärser und Bludenz ist der Lebenskern des Brauches noch unberührt. Es wäre undenkbar, den Funtent einmal ein Jahr nicht abzubrennen. Nach der Funtentnacht sagt man auch die künftige Ernte voraus — ist zum Beispiel die Nacht sternklar, so gibt es viele Zwetschgen —, und nach der Richtung, in der die Hexe gefallen ist, werden die Gewitter ziehen und nicht schlagen.

²³ Vgl. auch Hörmann a. a. O. S. 29 f.: „Nun geht der Spektakel los, der einem Hexensabbat wie ein Ei dem andern gleicht. Alles stürzt sich jubelnd und schreiend auf den allmählich einbrechenden Holzstoß, reißt die brennenden Scheiter heraus, schwingt sie im Kreise oder wirft sie als Flammenpfeile in die Höhe. Manche binden die brennenden Scheiter an lange Hanfschnüre, schwingen sie und erzeugen so riesige Feueräder; andere hüpfen im Ringeltanz wie besessen um den Holzstoß. Ist er niedergebrannt, so beginnt der Sprung über die Flamme.“ Tanz um das Fasnachtfeuer auch im Allgäu (Reiser a. a. O. II S. 95), Odenwald (G. Winter in Volk und Scholle, 1934, S. 40), Gerolstein (Freudenthal S. 239). Ende des 16. Jahrhunderts tanzte man in der Schweiz drei Tänze (vgl. Bärser, die „drei Lezten“) um das Fasnachtfeuer, wobei die obersten Häupter des Rates begannen, Schweizerisches Archiv f. Volkskunde XIV, S. 278. Das Fackelschwingen findet sich in Schleswig-Holstein, Hessen, in der Rhön, im Allgäu, der Schweiz, Tirol, Boralberg, Kärnten u. s. w.

Die Gebildeten müssen einsehen lernen, daß in vieler Hinsicht die, über welche sie sich erhaben wähnen, ihnen voraus und überlegen sind, und daß sie mit aller ihrer Bildung nur das erstreben, was diesen gegeben ist, ein fest ausgeprägtes, in allem Wechsel beharrliches Wesen.

Karl Müllenhoff, 1845

Der Atlas der deutschen Volkskunde im Umfang von etwa 130 Karten¹, eine Gemeinschaftsarbeit des deutschen Volkes von ungewöhnlichem Ausmaße, ist nun zu seinem vorläufigen Abschluß gelangt. Das Wesen jeder Wissenschaft besteht in der planvollen Erfassung der Erscheinungen und in der Herausarbeitung von Arbeitsweisen, mit deren Hilfe die in Frage stehenden Dinge aufgenommen und behandelt werden können. Die Romantiker sahen das Einzelne, das sie wohl auch systematisch erfaßte, und sie ahnte das Ganze. Wilhelm Heinrich Riehl, den man auch aus dieser Zeit verstehen muß, war es vorbehalten, von einer „Volkskunde als Wissenschaft“ zu reden. Sein Ziel, die Kenntnis von „Land und Leuten“ zu erstreben, ist seitdem die Hauptaufgabe geworden, in der sich alle ihr zugehörigen Einzelercheinungen und Teilgebiete der Volkskunde zusammensuchen. Zwar kam dieses Begriffspaar schnell in Gebrauch, wurde allenthalben genannt, aber doch verflacht und fast zum Schlagwort abgegriffen.

Die geistesgeschichtliche Bedeutung des „Atlas der deutschen Volkskunde“ liegt darin, daß er eine methodische Lösung der Forderung Riehls bedeutet: er verknüpft mit einer Stoffsammlung, die sich über den gesamten deutschen Siedlungsraum erstreckt, eine kartenmäßige Darstellung und wahrt so in jedem einzelnen Falle die Einheit des Begriffspaares „Land und Leute“ sowohl im Erhebungs- als auch im Darstellungsverfahren.

Um das gewaltige Gebiet des deutschen Siedlungsraumes zu erfassen, bedurfte es einer weitgespannten Organisation. Es galt, aus allen Teilen des deutschen Lebensraumes eine, in bezug auf die Gegenstände und den Zeitpunkt, gleichgeartete Stoffsammlung zu beschaffen, die auf Landkarten zur Darstellung gebracht werden sollte. Man wählte dazu die Fragebogenerhebung. Sie besteht darin, daß der zu erforschende Gegenstand durch eine stets gleichbleibende schriftliche Umfrage bei geeigneten Persönlichkeiten ermittelt wird.

Da es unmöglich ist, jeden Einzelnen eines Volkes von 80 Millionen zu befragen, wählte man für den Atlas der deutschen Volkskunde in den betreffenden Ortschaften jeweils einen geeigneten Gewährsmann, der aus seiner Kenntnis der ortsgegebenen Eigenart heraus die einzelnen Antworten leicht erfragen konnte, sofern seine persönlichen Erfahrungen zur Beantwortung nicht reichten. Auf diese Weise wurde das deutsche Sprachgebiet, wie es den heutigen Grenzen des Reiches entspricht, erfaßt. Der Atlas der deutschen Volkskunde hat hiermit zum ersten Male in der Geschichte der deutschen Volkskunde eine Sammelarbeit im großdeutschen Sinne betrieben. Nicht weniger als 20 000 Gewährleute stellten sich dem Unternehmen freiwillig und ohne Entschädigung zur Verfügung, eine Zahl, die ungefähr auch der Anzahl der erfaßten Orte entspricht. Die Antworten aus den einzelnen Landschaften wurden an einigen Sammelpunkten zusammengefaßt, den sogenannten Landesstellen, bei denen jeweils eine Durchschrift jeder Antwort abgelegt wurde. Die Gesamtheit der beantworteten Fragebogen befindet sich auf der Hauptstelle in Berlin. Fast jede Frage war noch unterteilt, so daß im ganzen etwa 15 Millionen Aussagen als Grundlage einer Erforschung des deutschen Volkstums in einem Unternehmen vereint sind.

Der Inhalt der Fragen war durch das Ziel bedingt, eine möglichst umfassende Kenntnis der verschiedensten Erscheinungsformen des Volkstums zu erlangen. Da jedoch von vornherein die Absicht festlag, den gewonnenen Stoff in Kartenform zur Darstellung

¹ Atlas der deutschen Volkskunde. Herausgegeben mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft von Heinrich Darmjan und Erich Röhr. Leipzig, Gitzel 1937 ff.

zu bringen, mußte manche Einschränkung gemacht werden. Auch die Schwierigkeiten der sprachlichen Gestaltung einer Frage mußten hier schon berücksichtigt werden, und vor allem war damit zu rechnen, daß der Erfragung mancher Dinge, wie zum Beispiel aus dem Bereich der Glaubensvorstellungen des Volkes, großer Widerstand entgegengesetzt werden würde. Trotzdem wurde der Rahmen möglichst weit gespannt. In vieler Hinsicht ist somit ein Versuch gewagt worden, selbst auf die Gefahr hin, daß das Ergebnis nicht in Kartenform zur Darstellung gebracht werden konnte. In solchen Fällen blieb dann immerhin der Wert der Stoffsammlung, die Erkenntnis der Grenzen des Verfahrens und wertvolle Einsichten psychologischer Art, ja die Möglichkeit, gebietsweise verschiedene Befunde in dieser Hinsicht aufzudecken. So entstanden in den Jahren 1930–35 fünf verschiedene Fragebogen mit insgesamt 243 Fragen (bisher nur veröffentlicht in: Mitteilungen der Volkskundekommission Heft 1, 1930; Heft 2, 1931; Heft 3, 1932; Heft 4, 1933; Mitteilungen des Atlas der deutschen Volkskunde zum V. Fragebogen Heft 5, 1935).

Nach einem eigens aufgestellten Ordnungsgrundsatz, der die geographische Lage des befragten Ortes berücksichtigt, wurde es ermöglicht, diese ungeheure Stoffsammlung auf einfache und übersichtliche Weise für die Bearbeitung bereit zu halten. Es galt, diesen Stoff so darzustellen, daß einerseits der Wert jeder einzelnen Antwort erhalten blieb, andererseits aber auch der Überblick über die landschaftlichen Bindungen des Ganzen gewährleistet wurde. Nur eine kartenmäßige Darstellung konnte diesem Ziel gerecht werden. Sie geschah dadurch, daß für jede einzelne Antwort ein bestimmtes Zeichen gewählt wurde, das gemäß ihrem Herkunftsort auf eine Landkarte übertragen wurde. Durch diese punkthafte Zeichengebung läßt sich der vielfältige Inhalt einer Karte so anschaulich darstellen, daß er von jedem überblickt werden kann. Das Landschaftlich-Zusammengehörige wird dadurch bei voller Wahrung der wissenschaftlichen Genauigkeit des Inhaltes deutlich sichtbar. Gleichzeitig bietet die punkthafte Austragung die Möglichkeit, daß jede Einzelheit auf der Karte nachgeprüft werden kann. Insofern stellt der Atlas der deutschen Volkskunde ein hervorragendes Forschungswerkzeug dar, dem der Wert einer einwandfreien historischen Quelle zukommt.

Aus der Fülle von Bearbeitungsmöglichkeiten der eingegangenen Antworten wurden die Stoffgebiete ausgewählt, die sich für eine kartenmäßige Bearbeitung gut eignen und die für eine Erkenntnis des Volkstums von besonderer Bedeutung sind. Einschließlich der fünften Lieferung liegen bisher folgende Karten veröffentlicht vor:

- | | |
|--|---|
| I. Grundkarte | 9. Ergänzungskarten zu den Karten 4–7
(1 : 4 000 000) |
| II. Rafterkarte | a) Der Donnerstag als Glücks- und Unglücks-
tag |
| III. Belegorte zu Fragebogen 1 | b) Der Freitag als Glücks- und Unglücks-
tag |
| IV. Belegorte zu Fragebogen 2 | c) Der Sonnabend als Glücks- und Un-
glücks-
tag |
| V. Belegorte zu Fragebogen 3 | d) Der Sonntag als Glücks- und Unglücks-
tag |
| VI. Belegorte zu Fragebogen 4 | 10. Welche weltlichen Feste werden gefeiert?
Kirmes — Kirchweih — Kirchtag |
| 1. Der Montag als Glücks- und Unglücks-
tag | 11. Welche weltlichen Feste werden gefeiert?
Schützenfest |
| 2. Der Dienstag als Glücks- und Unglücks-
tag | 12. Welche weltlichen Feste werden gefeiert?
Fastnacht |
| 3. Der Mittwoch als Glücks- und Unglücks-
tag | 13. Welche weltlichen Feste werden gefeiert?
Kinderfest |
| 4. Der Donnerstag als Glücks- und Unglücks-
tag | 14. „Korn“ als Bezeichnung für die Gesamt-
heit des Getreides oder für eine bestimmte
Getreideart |
| 5. Der Freitag als Glücks- und Unglücks-
tag | |
| 6. Der Sonnabend als Glücks- und Unglücks-
tag | |
| 7. Der Sonntag als Glücks- und Unglücks-
tag | |
| 8. Ergänzungskarten zu den Karten 1–3
(1 : 4 000 000) | |
| a) Der Montag als Glücks- und Unglücks-
tag | |
| b) Sprüche für den Montag und Donnerstag | |
| c) Der Dienstag als Glücks- und Unglücks-
tag | |
| d) Der Mittwoch als Glücks- und Unglücks-
tag | |

15. Was für ein Wesen sitzt nach der Meinung des Volkes im Mond? (Übersichtskarte der Gestaltengruppen)
16. Was für ein Wesen sitzt nach der Meinung des Volkes im Mond? Der Mann im Mond
17. Formen der Kinderwiege
- 18./19. Wer bringt die kleinen Kinder?
 - a) Storch — Gebamme
20. Wer bringt die kleinen Kinder?
 - b) Tiere, Sagengestalten, christliche Gestalten, Menschen
21. Wer bringt die kleinen Kinder?
 - c) Zusammendruck der Karten 18 und 20
22. Ergänzungskarte zu Karte 15 (1:4 000 000)
 - a) Man sieht im Mond eine Frau
 - b) Bezeichnungen für das Mondgesticht
 - c) Man sieht im Mond eine Sagengestalt
 - d) Man sieht im Mond ein Tier
23. Ergänzungskarte zu Karte 16 (1:4 000 000)
 - a) Der Mann sitzt im Mond wegen Feiertagsarbeit
 - b) Der Mann sitzt im Mond wegen Diebstahls
 - c) Die Mondsage ist aus der schriftlichen Überlieferung bekannt
 - d) Feiertage, die vom Mann im Mond nicht beachtet worden sind
24. Jahresfeuer I: Zeitangaben
25. Jahresfeuer II: Bezeichnungen
26. Jahresfeuer III: Anzahl der im Jahresablauf zu verschiedenen Zeiten brennenden Feuer
27. Jahresfeuer IV: Brauchtum beim Abbrennen des Feuers
28. Reiterpiele
29. Volkstümliche Bewegungsspiele
30. Spiele mit Ostereiern I: Die Eier werden zusammengeschlagen
31. Spiele mit Ostereiern 1:4 000 000
 - a) II: Wettlaufen mit Eiern
 - b) III: Die Eier werden von einer Erhöhung heruntergerollt
 - c) IV: Werfen mit Eiern
 - d) Ergänzungskarte zu Karten 30, 31a—c: Ostereierspiele fanden „früher“ statt
32. Wer legt und bringt nach der Meinung der Kinder die Ostereier?
33. Vorkommen des Muttertages im Jahre 1932. I. (Angaben über den Zeitpunkt seiner Einführung)
34. Vorkommen des Muttertages im Jahre 1932. II. (Umfang der Beteiligung der Ortsbewohner)
35. Feier des Geburtstages — Namenstages
36. Vorkommen des Adventskranzes im Jahre 1932
37. Wer bringt nach der Meinung der Kinder zu Weihnachten die Geschenke?
38. Der Name des Weihnachtsbaumes
39. Martinsbrauchtum I: Gebäcke zum Martinsfest
40. a) Martinsbrauchtum II: Martinsumzüge. Es beteiligen sich daran . . .
 - b) Martinsbrauchtum III: Das Auftreten verkleideter Gestalten
41. Martinsbrauchtum IV: Das Martinsfest wird bezogen auf . . .
42. a) Martinsbrauchtum V: Martinsumzüge. Sie finden statt am . . .
 - b) Laternenumzüge der Kinder im Herbst
43. Lärmgeräte: Der Rummelpott und ähnlich gebaute Geräte 1:4 000 000
 - a) I: Formen
 - b) II: Bezeichnungen
 - c) III: Zeit und Art der Verwendung
 - d) IV: Träger des Brauches
44. Die Zwölfnächte I: Namen: Zwölften
45. Die Zwölfnächte I: Namen: Rauhnächte
46. Die Zwölfnächte I: Namen: Einzelformen
47. Die Zwölfnächte I: Namen: Zusammendruck der Karten 44—46
48. Die Zwölfnächte II: Namen (Namen für die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönigstag wurden nicht angegeben)
49. Die Zwölfnächte III: Zeit und Dauer
50. Der Name für den Abend des 24. Dezember (Unterdruck für Karte 51)
51. Der Name für den Abend des 24. Dezember
52. Der Name für den Abend des 31. Dezember (Unterdruck für Karte 53)
53. Der Name für den Abend des 31. Dezember
54. Speisen am Abend des 24. und 31. Dezember
 - I. Fleisch und Fisch
 - II. Speisen pflanzlicher Art (Auswahl)
55. Speisen am Abend des 24. und 31. Dezember
 - II. Speisen pflanzlicher Art (Auswahl)
56. Der Nikolaus I: Sein Aussehen und seine Begleiter
57. Der Nikolaus II: Tag des Auftretens
58. Der Nikolaus III: Namen
59. Der Nikolaus IV: Seine Begleiter (Namen)
60. Der Nikolaus IV: Seine Begleiter (Namen)
61. Der Nikolaus IV: Seine Begleiter (Namen): Zusammendruck der Karten 59 und 60
62. Gestalten der Weihnachtszeit I: Namen
63. Gestalten der Weihnachtszeit I: Namen
64. Gestalten der Weihnachtszeit I: Namen: Zusammendruck der Karten 62 und 63
65. Gestalten der Weihnachtszeit II: Zeit des Auftretens
66. Der Dreikönigstag I: Namen (6. Januar)
67. Der Dreikönigstag II: Namen für den Vorabend des Dreikönigtages (5. Januar)
68. Der Dreikönigstag III: Namen: Zusammendruck der Karten 66 und 67
69. Der Dreikönigstag IV: Brauchtum. (Unterdruck für Karte 70)
70. Der Dreikönigstag IV: Brauchtum
71. Die Herkunft der kleinen Kinder I: Wasser
72. Die Herkunft der kleinen Kinder II: Pflanzenreich

73. Die Herkunft der kleinen Kinder III: Erdreich. Besondere Orte
74. Die Herkunft der kleinen Kinder IV: Zusammendruck der Karten 71—73
75. Der Name für das Erntefest I
76. Der Name für das Erntefest II
77. Der Name für das Erntefest III
78. Der Name für das Erntefest IV
79. Der Name für das Erntefest V: Zusammendruck der Karten 76—78
80. Der Name für das Erntefest VI: Zeichenschlüssel für die Karten 75—79
81. Der Garbenstand beim Brotgetreide I: Formen. (Unterdruck für Karte 82)
82. Der Garbenstand beim Brotgetreide I: Formen
83. Der Garbenstand beim Brotgetreide II: Die Anzahl der Garben im Garbenstand
84. Der Garbenstand beim Brotgetreide III: Namen
85. Der Garbenstand beim Brotgetreide III: Namen
86. Der Garbenstand beim Brotgetreide III: Namen: Zusammendruck der Karten 84 und 85
87. Der Name der Garbe beim Brotgetreide
88. Der Name der Garbe beim Brotgetreide
89. Der Abschluß der Getreideernte I: Man läßt einen Rest des Getreides unabgemäht stehen: a) Begründung
90. Der Abschluß der Getreideernte I: Man läßt einen Rest des Getreides unabgemäht stehen: b) Namen
91. Der Abschluß der Getreideernte II: Brauchtum beim Schneiden der letzten Halme und beim Binden der letzten Garbe
92. Der Abschluß der Getreideernte IIIa: Man sagt beim Schneiden der letzten Halme . . .
93. Der Abschluß der Getreideernte IIIb: Man sagt beim Binden der letzten Garbe . . .
94. Der Abschluß der Getreideernte IVa: Der Name der zuletzt gebundenen Garbe
95. Der Abschluß der Getreideernte IVb: Der Name der zuletzt gedroschenen Garbe
96. Der Abschluß der Getreideernte Va: Brauchtum beim Einfahren des letzten Erntefuders
97. Der Abschluß der Getreideernte Vb: Man sagt beim Einfahren des letzten Erntefuders . . .
98. Geschenke beim Eintritt in die Schule
99. Allgemeine Abschiedsgrußformeln. (Auswahl) Aufnahmejahr 1930.

Die noch außenstehende Lieferung Nummer 6, die bis zum Frühjahr 1939 erscheint, enthält Karten, die den deutschen Menschen in seinen Gemeinschaftsbindungen zeigen.

Der unmittelbare Wert, den die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde für die Forschung besitzen, wird sich durch ihre wissenschaftliche Deutung ergeben. Die gesamte Volksforschung wird sich damit in Zukunft zu beschäftigen haben.

Zwei Gesichtspunkte werden gemäß dem Stoffgebiet und seiner geographischen Ausbreitung sozusagen zwangsläufig in den Vordergrund treten: die rasse- und stammesmäßigen Bindungen des deutschen Volkes und seine Verbindungen mit der Landschaft. Jede dieser 15 Millionen Aussagen enthält diese Wesenheit, nicht allein in der äußeren Form der Antworten, sondern noch dazu in Verbindung mit der Fragestellung, die sich unmittelbar auf die Denkhalt und Verhaltensweisen der deutschen Volksgenossen bezieht.

Zum Teil werden sich die Aussagen unmittelbar aus rassemäßigen oder stammesartigen Gesichtspunkten herleiten lassen, zum Teil wird man jedoch mannigfaltige Schichten durchstoßen müssen, um zu diesem Kern vorzudringen. Der Charakter der Landschaften: Wald, Feld, Wiese, Moor, Flüsse, Meer, Teich, Gebirge, Niederungen, klimatische Eigentümlichkeiten und dergleichen finden ihre Auswirkungen im Volksgut und Brauchtum. Kulturererscheinungen wie Städte, Verkehrswege, Fremdenverkehr, sportliche Einrichtungen, ständische Gliederungen, Handel, Gewerbe, Industrie, überhaupt wirtschaftliche Verhältnisse, technische Errungenschaften wie die Ausnutzung von Bodenschätzen oder staatspolitische Gegebenheiten, sprachliche Zugehörigkeit, soziologische Gesichtspunkte, religiöse und weltanschauliche Voraussetzungen usw., alle diese Bedingungen gilt es daraufhin zu prüfen, ob, in welchem Ausmaße und unter welchen Voraussetzungen sie sich an den Erscheinungen des Volkstums ausgewirkt haben. Schon heute läßt sich sagen, daß die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde wesentliche Einblicke in derartige Beziehungen gestatten. Die Erforschung dieser Beziehungen ist das eigentliche Ziel des Atlas.

Dazu genügt es nicht allein, die eben erwähnten Beziehungen aufzudecken. Sondern es

ist zu berücksichtigen, daß dieser Zustand auch geschichtlich bedingt ist. Es ist eine wichtige Frage der Volkskunde, inwieweit man ihre Erscheinungen als das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung oder als Ausdruck einer stets wirksamen, arteigenen Schöpferkraft ansehen muß.

Von ganz besonderer Bedeutung wird in diesem Zusammenhang der Atlas der deutschen Volkskunde für die Klärung der Beziehungen zwischen Volkskunde und Vorgeschichte werden. Die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde, deren Gegenstand sich in der Hauptsache auf Erscheinungen des Brauchtums und der Glaubenswelt bezieht, lassen die Frage berechtigt erscheinen, inwiefern sich hierin schon vorzeitliche Aufzeichnungen erhalten haben. Es liegt auch durchaus im Bereich der Gegebenheiten, daß die Symbolforschung durch sie eine Bestätigung ihrer Arbeitsergebnisse finden wird, da sie zu erkennen vermag, wie fest sich Vorstellungen und Gebräuche aus vorgeschichtlichen Zeiten, wenn auch in anderer Form, erhalten haben. Die Karten über Glücks- und Unglückstage, Jahresfeier, Martinsbrauch, Zwölfnächte, Nikolausbrauch, Gerlunf der kleinen Kinder, um nur einige zu nennen, werden in dieser Hinsicht besonders aufschlußreich sein. Die Vielfalt der in den Karten behandelten Forschungsgegenstände macht es in hohem Maße wahrscheinlich, daß bedeutame Ergebnisse dieser Art zu erwarten sind, zumal die Austragungen dieser Karten ganz auffallende Gruppierungen und Abgrenzungen zeigen, eine Erscheinung, die möglicherweise auch wichtige Hinweise auf frühgeschichtliche Stammeslagerungen geben wird.

Auch in anderen europäischen Ländern sind Bestrebungen im Gange, die ähnliche Ziele wie der Atlas der deutschen Volkskunde verfolgen. In Italien, in Frankreich und in den nordischen Ländern werden Atlasunternehmungen geplant, die bei aller Wahrung völkischer Eigenart dem Atlas der deutschen Volkskunde in methodischer Hinsicht verpflichtet sind. In bezug auf einige Fragen und ihre kartenmäßige Bearbeitung ist eine Übereinstimmung mit dem deutschen Unternehmen geplant, so daß sich in manchen Stoffgebieten ein Überblick über die Ausbreitung bestimmter volkskundlicher Sachverhalte in ganz Europa ergeben würde. Es ließe sich dadurch auf wissenschaftlicher Grundlage feststellen, was zu den rassemäßigen Eigenarten der einzelnen Nationen gehört, eine Frage, die zur Erhaltung des völkischen Erbgutes ebenso wichtig ist, wie zur Erkenntnis der völkisch gleichartigen oder unterschiedlichen Zusammensetzung der europäischen Nationen.

Mit dem Atlas der deutschen Volkskunde verbinden sich auch Zwecke und Verknüpfungsmöglichkeiten, die in ganz andere Richtungen weisen, als ursprünglich beabsichtigt. Seine Zielsetzungen führen weit über den engeren Rahmen der Volkskunde hinaus. Die Tatsache, daß an 20 000 Menschen dieselben Fragen gerichtet wurden, wird wichtige Aufschlüsse über das Verhalten der Menschen, über ihre Eigenart zu denken und zu handeln ermöglichen.

Zur Abbildung auf S. 215: Ausschnitt aus Karte 91 des Atlas der deutschen Volkskunde:

Man sagt beim Schneiden der letzten Halme... (Im folgenden sind nur die wichtigsten Zeichen angeführt worden.)

Man sagt, in den letzten Halmen sitzt \circ der Fuchs, \times der Hase, \diamond der Wolf, \uparrow die Ziege.

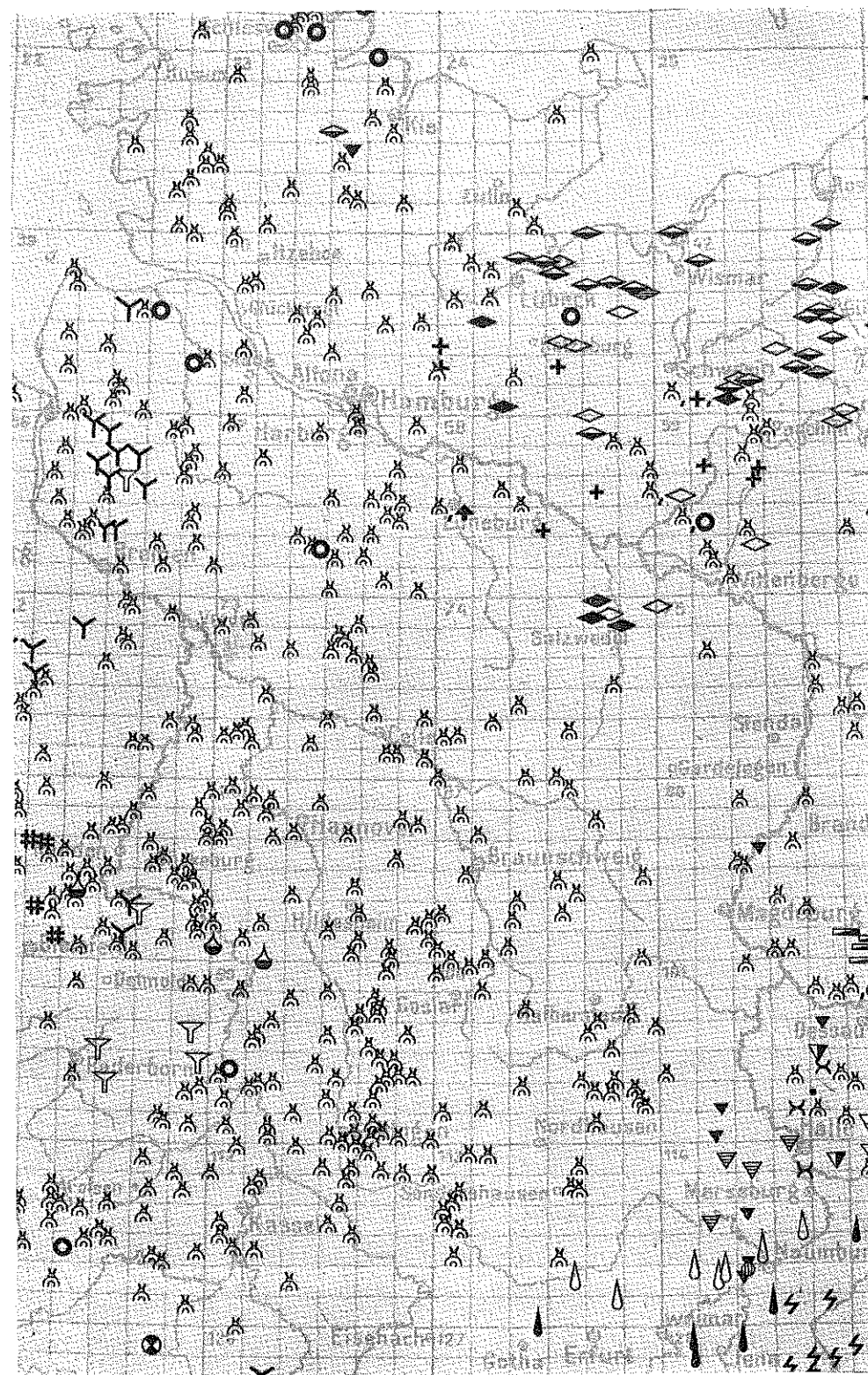
Man sagt, der letzte Schnitter ist $+$ der Bod, \ominus der Wolf.

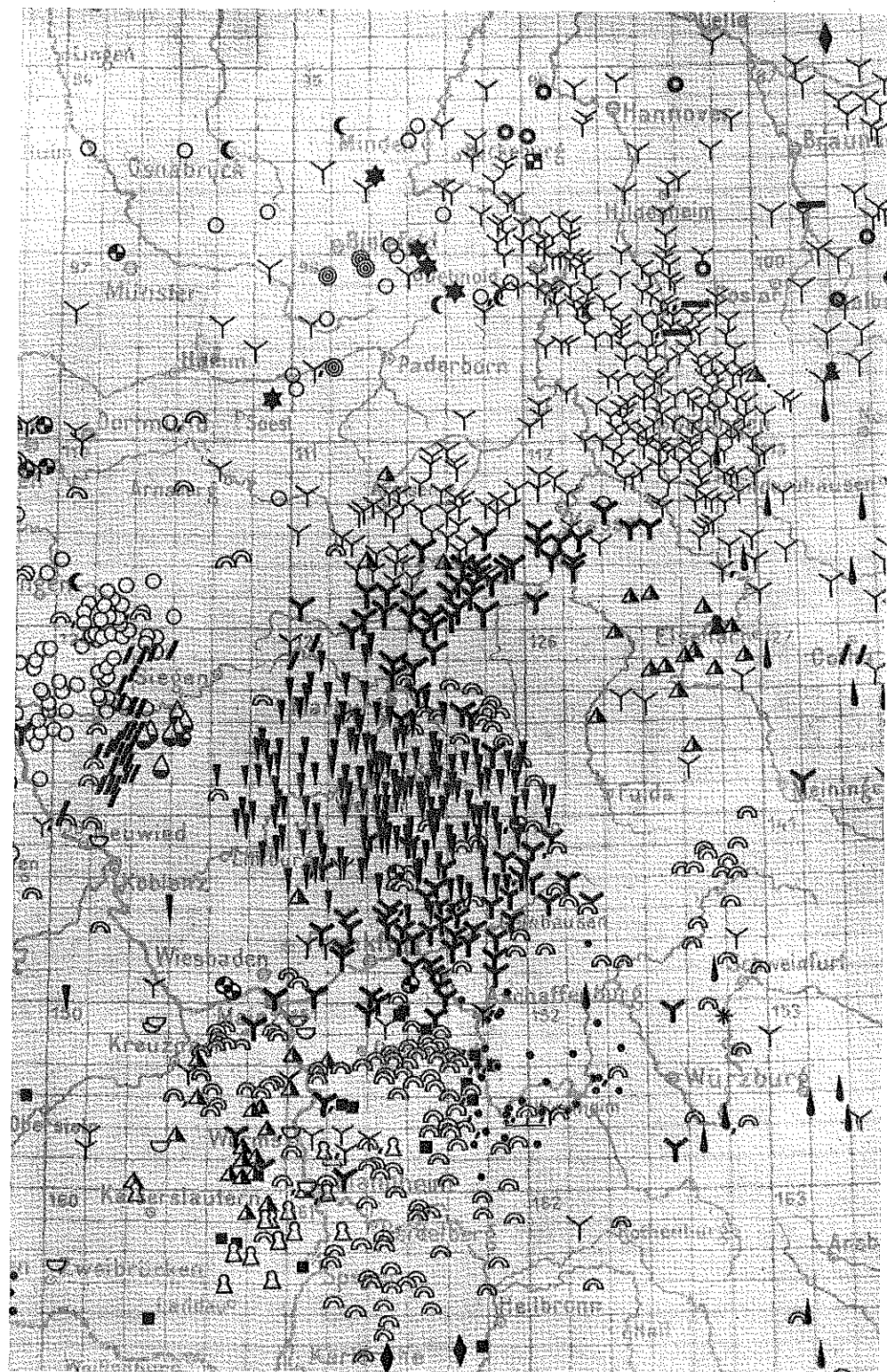
Man sagt, der letzte Schnitter hat ∇ den Alten, ⚡ die Schote, \ominus den Wolf.

Man sagt, der letzte Schnitter schneidet ∇ den Alten.

Man sagt, der letzte Schnitter Υ muß den Hahn fangen, — muß den Vater huten, $\#$ bekommt Familienzuwachs, ⚡ wird im nächsten Jahre wieder dabei sein.

Es wurde nur der Name ohne weitere Aussage angegeben ∇ der Alte, Υ der Hahn, \diamond der Wolf, \uparrow die Ziege.





Vom Blickpunkt der Psychologie aus stellt sich der Fragebogen als ein groß-angelegter „Test“ dar, der vor allem geeignet ist, allgemeine Kenntnisse über die Psychologie der Frage und ihrer Beantwortung zu vermitteln.

Der Sprachwissenschaftler findet eine vorbildliche Stoffsammlung, die er auswerten kann. Unzählige Ausdrucksformen der Mundarten, ihrer Schreibweise, ihrer Satzbildungen, ihrer Denkformen und ihrer Beziehungen zum heutigen Schriftdeutsch sind hier festgehalten.

Für die Erforschung weltanschaulicher Grundhaltungen, für die Religionsforschung, Kulturforschung, die Geschichte des Rechtswesens und dergleichen mehr können die Stoffsammlung und die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde zu einem Arbeitsfeld werden, das neuartige Erkenntnisse vermittelt. Neuartig deshalb, weil diese Forschungsunterlage in sich eingeschlossen den raffemäßigen Aufbau des deutschen Volkes enthält. Ganz abgesehen davon, daß einzelne Fragestellungen auch inhaltlich unmittelbar von diesem Blickpunkt aus gestellt wurden, liegt es in der Sinvendung an alle deutschen Stämme und Landschaften, daß hierin Unterschiedlichkeiten oder Gemeinsamkeiten zutage treten müssen. Dies gilt für alle Forschungsgebiete, die in dem Fragebogenunternehmen des Atlas der deutschen Volkskunde eine Stoffsammlung finden. In der Tragweite dieser Feststellung liegt die Bedeutung des Werkes.

Allein es wäre verfehlt, den Wert des Unternehmens lediglich in seinen Auswirkungen auf die Forschung zu sehen. Der Atlas hat auch seine praktisch-volks tümliche Bedeutung. Die Form der wissenschaftlichen Darstellung ist in den meisten Fällen nicht geeignet, auch breitere Volkskreise an den Ergebnissen teilnehmen zu lassen. Der Atlas der deutschen Volkskunde kann dagegen voraussetzungslos „gelesen“ werden. Es bedarf gar keiner näheren wissenschaftlichen Erläuterung, um das Wesentliche seines Inhaltes erkennen zu lassen. Hier erweist sich die Karte als ein im besten Sinne des Wortes volkstümliches Darstellungsmittel. Dazu kommt, daß sich der Inhalt des Dargestellten weit über den Kreis der Fachwissenschaftler hinaus an alle Kreise des deutschen Volkes wendet. Jeder hat eine gewisse Beziehung zu Formen des „Aberglaubens“, zu den Kinderspielen, zu Festen wie Fasnacht, Schützenfest, Weihnachten, Erntefest und dergleichen. Meist verbinden sich ihm damit ganz bestimmte persönliche Erlebnisse, sei es aus seiner Jugend, sei es aus seinem Beruf oder seiner Familie. Mit andern Worten: der Inhalt des Atlas der deutschen Volkskunde ist in hohem Maße selbst wieder volkstümlich. Vom Interesse am Selbsterlebten ist es nur ein kleiner Schritt zum Interesse an dem, was in der Heimat des Nebenmenschen Sitte und Brauch ist. Auf diese Weise vermittelt der Atlas Erkenntnisse, deren Wissen von größter Bedeutung für die Schulungs- und Erziehungsarbeit des deutschen Volkes ist. Der „Städter“ erfährt vom „Lande“, der „Süddeutsche“ vom „Norddeutschen“ usw. Zieht man in Betracht, daß in den Beziehungen solcher Teile unseres Volkstörpers immer einmal wieder gewisse Voreingenommenheiten, Mißverständnisse und Spannungen wirksam sind, so erkennt man, welche einheitsbildende völkische Kraft dem Atlas dadurch zukommt, daß er unmittelbares Verständnis für die stammesmäßigen Bindungen der einzelnen Teile des deutschen Volkes auszulösen vermag.

Zur Abbildung auf S. 216: Ausschnitt aus Karte 87 des Atlas der deutschen Volkskunde.

Der Name der Garbe beim Brotgetreide. (Im folgenden sind nur die wichtigsten Zeichen angeführt worden.) ■ die Boße, Y das Bund, das Bündel, Y das Gebund, • die Bürde, a der Büschel, * der Dinf, Dunne, A die Puppe, S die Sangel, S der Schauf, die Schaupe, O der Schobben, I die Schütte, I der Sichling, I die Stauche, Stauke, A der Wisch, das Wischel.

Don Karl Anton Nowotny

Wir veröffentlichen die nachstehende anregende Arbeit, ohne uns alle Einzelheiten, zumal bezüglich der Entstehung der Runen, zu eigen zu machen. Die Schriftleitung.

Die germanischen Runen sind sehr schwer deutbare lineare Sinnbilder, obwohl jede Rune einen Namen trägt, der eigentlich ein Anhaltspunkt für die Erklärung sein müßte. Sie sind so abgekürzt und verschliffen, daß niemand mehr erkennen kann, was sie ursprünglich vorstellen sollten. Die uns vorliegenden Formen der Runen ähneln sehr den griechischen Schriftzeichen und haben durch diese Verähnlichung ihre Deutlichkeit eingebüßt.

Die Runen der älteren Runenreihe bilden (nach F. v. d. Lehen) zusammengehörige Paare. Ein solches Paar bilden die Runen: Meoh (ältere Form: Γ) und \mathbb{M} man = Pferd und Mann, d. h. Roß und Reiter. Die Form der beiden Zeichen scheint sich antiken Buchstaben anzuschließen. Namentlich die Form des antiken „M“ scheint sich zu spiegeln. Um die beiden Runen aber wirklich richtig zu verstehen, ist es notwendig unter Sinn-

bildern aller Art Umschau zu halten, die gleichzeitig mit Runen auftreten.

Auf der Speerspitze von Dahmsdorf-Müncheberg (Abb. 1) treten neben der Runeninschrift: ranja (= Anrenner, d. i. wohl der Name der Waffe) Sinnbilder und Heilszeichen (Dreieck und Hakenkreuz) auf. Es soll nur eines der Sinnbilder der Speerspitze näher betrachtet werden. Auf der rechten Hälfte der mit Runen beschriebenen Seite des Stichblattes ist ein merkwürdiges Zeichen angebracht, welches meist als entartetes antikes Blitzzeichen, als Donnerkeil (fulmen) gedeutet wird. Würde es sich um einen antiken Donnerkeil handeln, so müßte eine völlige Verballhornung vorliegen, wofür die klaren Formen der Zeichen auf der Speerspitze aber nicht sprechen. Das Wesentliche am antiken Donnerkeil ist nämlich der Keil und nicht die ihn umzuckenden Blitze, die hier in stilisierter und völlig mißverständlicher Form allein übriggeblieben wären.

Die Speerspitze ist gotischer Herkunft und stammt aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Schon A. Göke hat auf die Ähnlichkeit der Zeichen auf solchen Speerspitzen mit bosporanisch-skythisch-sarmatischen Zeichen des 1. bis 4. Jahrhunderts hingewiesen (Mannus 1909). Die Goten wohnten in der in Betracht

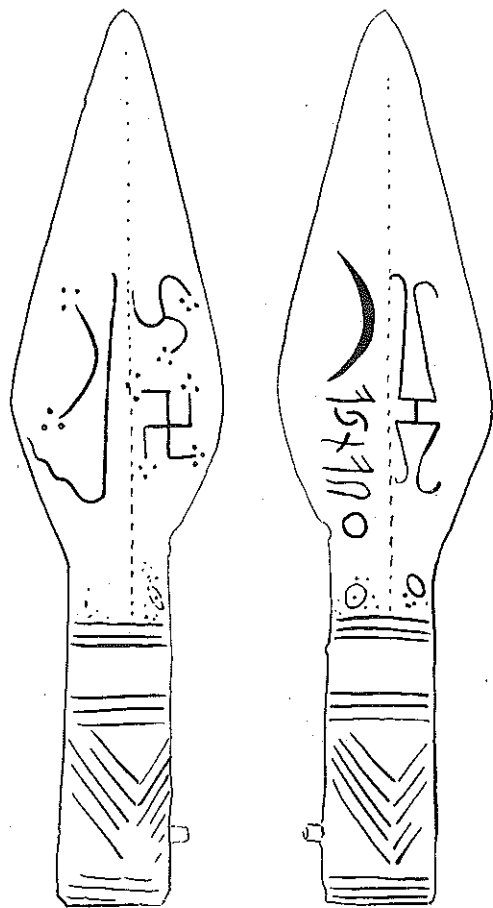


Abb. 1. Mit Silberdraht eingelegte Speerspitze von Dahmsdorf (Müncheberg), gotisch, 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts

kommenden Zeit ja am Schwarzen Meer. Die am Schwarzen Meer gefundenen Zeichen dieser Art sind Geschlechterzeichen der Sarmaten und Skythen; sie finden sich als Eigentumszeichen auf Schnallen (Abb. 2), als Inschriften und sogar auf den Münzen der einheimischen Könige (so auf einer Münze des Königs Phthorheses v. J. 296).

Eines dieser Denkmäler ist die Inschrift der „Katakomba vom Jahre 1873“ am Berge Mitrid (Abb. 3); es wirft ein helles Licht auf das Zeichen der Speerspitze von Dahmsdorf. Man sieht auf jener Inschrift eine ganze Entwicklungsreihe

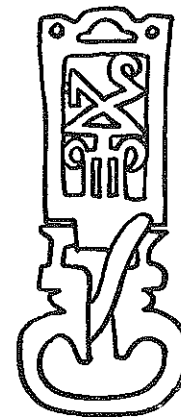


Abb. 2. Schnalle aus der Gegend von Kertsch, Reiterbild als Geschlechterzeichen. Nach A. Göke. Mannus 1909

vom stilisierten Tierbild über eine lineare Reiterdarstellung, in welcher das Pferd dem Buchstaben „M“ ähnlich ist, der Reiter darüber einem Dreieck (vgl. auch Abb. 2), zum Zeichen auf der Speerspitze. Dieses Zeichen ist also eine bis zum äußersten abgeschliffene Darstellung eines Reiters auf einem Pferde und war möglicherweise das Familienzeichen des kriegerischen Besitzers der Lanze.

Da die beiden dem Buchstaben „M“ ähnlichen Zeichen der Runenreihe die Namen Pferd und Mann im Sinne von Roß und Reiter tragen, lassen sie sich ohne weiteres als Pferdendarstellungen ansprechen. Die Darstellung

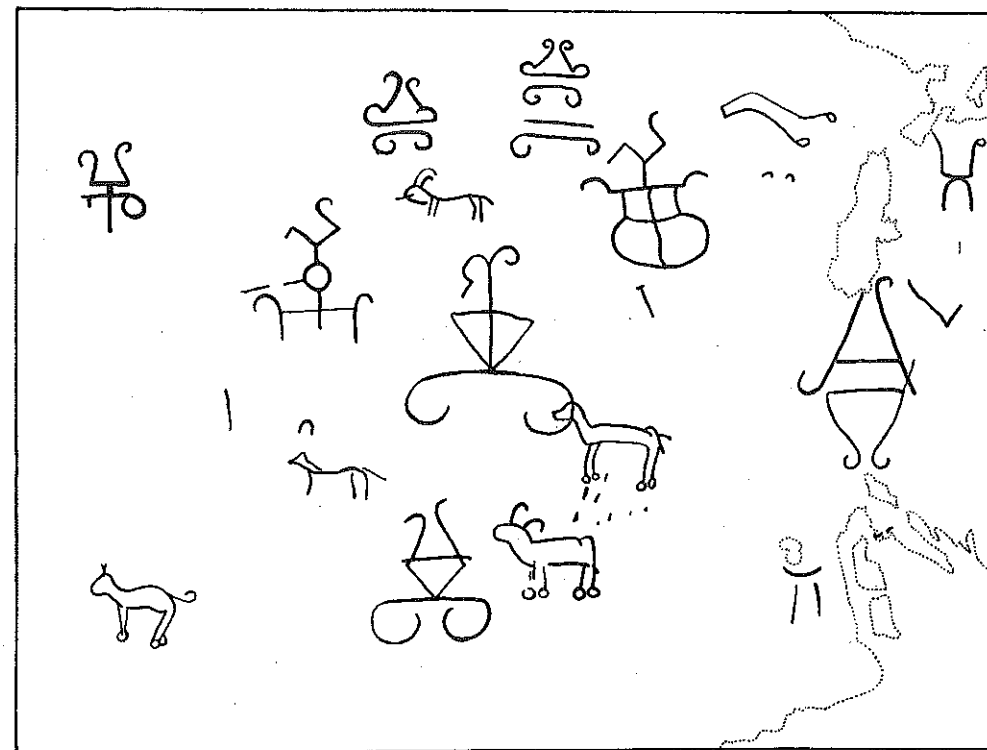


Abb. 3. Sgraffitos der „Katakomba vom Jahre 1873“ am Berge Mitrid. Tiere und Geschlechterzeichen. Nach M. Kofitow, Antike Dekorationsmalerei, Petersburg 1913/14

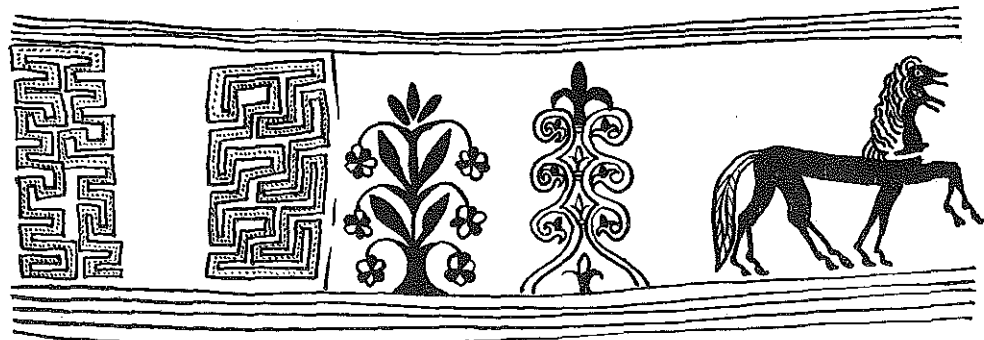


Abb. 4. Bemalung einer sassanidischen Vase des 7. Jahrhunderts v. d. Z. Zwei Pferde, zwei Bäume, zwei Labyrinth. Nach Ill. London News, Nr. 5177/1938

Pferdepaar sieht man z. B. auf einer sassanidischen Vase des 7. Jahrhunderts v. d. Zth. (Abb. 4) neben zwei Lebensbäumen und zwei Labyrinth. Die mythischen Zwillinge sind Reiter, oft sind sie sogar selbst als Pferde aufgefaßt.

Mit dieser Feststellung ist eine erste archäologisch gesicherte Erklärung der sinnbildlichen Bedeutung zweier Runenformen angebahnt. Auf die Bedeutung dieser Erklärung für die Herkunftsfrage der Runen kann jetzt noch nicht näher eingegangen werden. Jedenfalls lenkt diese Tatsache den auf die Antike (Erklärung der Runenformen aus der etruskischen Schrift) und auf den Orient (Erklärung der Runennamen aus dem Mithrakult) gebannten Blick zu den indogermanischen Nachbarn der Germanen im Osten.

Die Geschlechterzeichen im Bereiche des Schwarzen Meeres sind nicht allzu häufig. Um ein größeres Vergleichsmaterial zu bekommen, muß man die bei türkischen Stämmen noch heute im Gebrauch stehenden Geschlechterzeichen (Tamgas) mit heranziehen; diese Reiterstämme lebten ja in der Nachbarschaft der Skythen. Auf sibirischen Felszeichnungen, die von türkischen Stämmen herrühren, finden sich wie auf dem Sgraffito vom Berge Mitrid neben Tierdarstellungen Tamgas (Abb. 5). Diese würden für sich allein jeder Erklärung spotten. Glücklicherweise gibt es aber ergänzende skythische Fundgegenstände. Wenn man die Silberblechbeschlüge aus den „Kurganen der sieben Brüder“ (Abb. 6) neben die leblosen Tamgas hält, gewinnen sie sogleich Leben. Die dünnen Armleuchter bekommen durch das mythische Bäumchen aus Silberblech, welches von Vögeln aufgesucht und von Steinböcken bewacht wird, Sinn. Die linearen Fische beleben sich durch den Vergleich mit dem Steinbock oder dem Hirsch aus Silberblech zu Tieren. Die linearen Tamgas waren also ursprünglich Sinnbilder mythischer Tiere, Bäume und dergleichen.

Wie durch die Erklärung der beiden Runen eine starke kulturelle Verbindung zwischen Germanen und Skythen wahrscheinlich gemacht ist, so spannen sich auch später noch des öfteren Fäden zu den persischen und skythischen Blutsverwandten. Auch die Bedeutung des Lebensbaumes oder Dreisproßes in der skythisch-iranischen Welt hat in der deutschen Volkskunst ihr Gegenstück.



Abb. 5. Tamgas (Geschlechterzeichen) und stilisierte Tiere von alttürkischen Felszeichnungen Sibiriens. Nach Ebert, Reallexikon d. Vorg., XII.

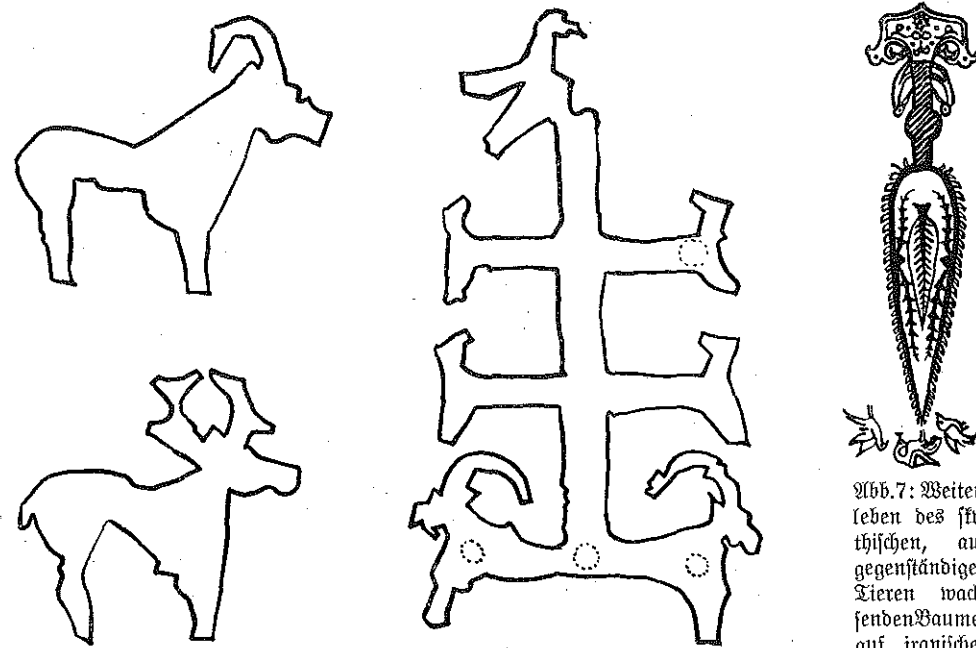


Abb. 6. Silberbleche aus den „Kurganen der sieben Brüder“, Kouban. Nach Comptes Rendu 1902, Petersburg 1904



Abb. 7: Weiterleben des skythischen, aus gegenständlichen Tieren wachsenden Baumes auf iranischen Teppichen. (Wiener Privatbesitz)

Genau wie es sich aus den türkischen Tamgas für die skythischen Stämme ergibt, war der Lebensbaum auch ein bevorzugtes Geschlechterzeichen deutscher Bauern. Der Lebensbaum, meist aus einem Herzen sprießend, kommt hundertfach auf Bauernsiegeln vor, welche die Dorfrichter ihren Unterschriften beidrücken (Abb. 8). Die beiden Vögel, welche gewöhnlich den Baum aufsuchen oder bewachen, sind aus Platzmangel durch zwei Sternchen ersetzt.

Auf die Bedeutung des Lebensbaumes in der Vorstellungswelt des Volkes werfen Rärntner Lebzeltermodel ein helles Licht. So ist auf einem Model aus Friesach (Abb. 9) in einer Raute ein Dreisproß oder Lebensbaum aus einem Herzen wachsend dargestellt. Die drei Sprossen enden in Blüten; aus der rechten Blüte wächst der Mann, aus der linken die Frau (es handelt sich um ein Hochzeitsgebäck). Aus dem Herzsproß wächst das Kind, welches wie der Wipfeltrieb eines Baumes, das zukünftige Leben in sich verborgen enthält. Der Baldachin über dem Paare, die aus dem Herzen brennende Flamme und die „Treue“ bedeutende Ziffer „Drei“ auf dem Herzen entspringen städtischem Einfluß. Die beiden Spitzen der Raute sind mit Weinranken und Trauben ausgefüllt. Der Model eines Lebzelterherzens aus Villach (Abb. 10) ist einfacher. Er zeigt bloß im Herzsproß das Kind, die beiden übrigen Sprossen enden in Trauben. Der Lebensbaum war den Schnitzern dieser Model als Sinnbild sich stets verzweigenden Lebens geläufig.

Einen Übergang solcher Lebensbäume im wahrsten Sinn des Wortes zur verchrift-

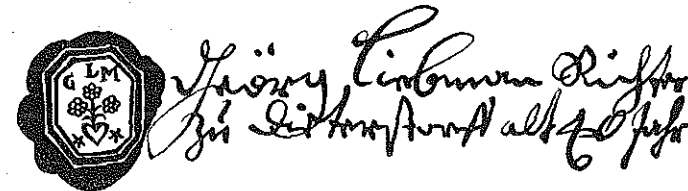


Abb. 8. Bauernsiegel mit Unterschrift (Georg Liebmann — GLM — Richter zu Dietersdorf alt 40 Jahr) von einer Urkunde des Jahres 1691

lichten „Wurzel Jesse“, die sich auf allen alten Altären findet, stellt der weltliche Deszendenzbaum der Familie des Apothekers Rappler dar (Abb. 11). Aus dem liegenden Vater wächst der ebenfalls als Weinstock gebildete und reich mit Trauben (dem Sinnbild der Fruchtfülle) behangene Baum, aus dessen Zweigen Blüten mit seinen acht Kindern als Fruchtknoten wachsen. Auf den Spruchbändern stehen ein Segensspruch und die Namen und Geburtstage der Kinder; am Baume hängen die bürgerlichen Wappen des Elternpaares.

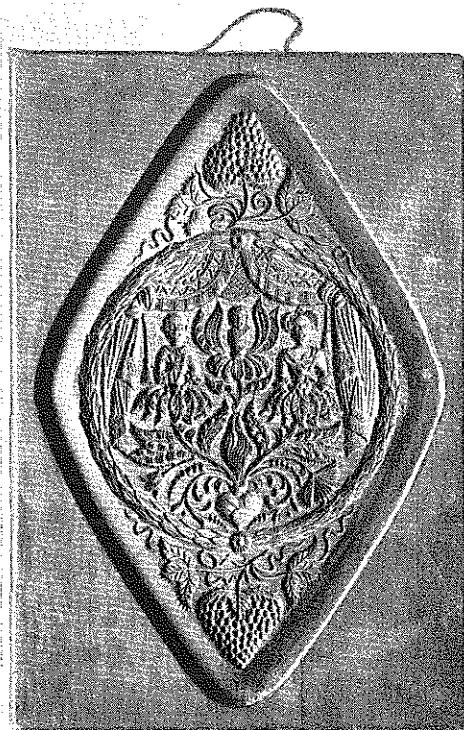


Abb. 9. Lebzeltermodel für ein Hochzeitsgebäck, Museum Friesach in Kärnten

nen bewacht. Das Ganze könnte das Titelbild eines Märchenbuches sein.

Nicht nur die Bedeutung des Lebensbaumes ist für das Verständnis wichtig, sondern auch die Wandlungen und Missdeutungen, die der Lebensbaum in der Volkskunst mitmachte. Eine recht altertümliche Form des Lebensbaumes sieht man nebst dem vierspeichigen Rad auf einem ungefüge geschnittenen Mangelbrett aus Unter-Rehbach in Niederösterreich (Abb. 14). Solche Mangelbretter sind meist bäuerliche Liebesgaben und wurden von den Bauernburschen für ihr Mädchen selbst geschnitten. Sie bewahren daher noch mehr alte Überlieferung als die Werke ländlicher Handwerker, die doch etwas mit der Mode der Zeit gingen. Eine sonderbare Umdeutung der den Baum auf-

Eine durch ihre naive Darstellungsart erheiternd wirkende Hafnerkeramik aus Stockerau (Abb. 12) zeigt Maria mit dem Kinde in der Krone eines dreisprossigen Eichenbaumes. Der Name des Wallfahrtsortes „Maria Dreieichen“ (in Niederdonau) beweist wie die „Wurzel Jesse“, daß der Lebensbaum und Dreisproß auch in das Christentum Eingang zu finden wußte.

Den ganzen märchenhaften Reiz des mythischen Baumes, der von Tieren aufgesucht oder bewacht wird, bewahrt eine Stickerie aus dem abgelegenen und abgeschlossenen Deutsch-Westungarn (Abb. 13). Der als reicher Blumenstrauß gebildete Lebensbaum, dessen Blumen auch teilweise aus zwei Herzen sprossen, wird von zwei gekrönten Schwänen und von zwei Häh-



Abb. 10. Model für ein Lebzeltchenherz, Museum Villach in Kärnten (1803)



Abb. 11. Deszendenz des Begründers der Adlerapothek in Krems a. Do., Museum Krems a. Do. (1530)

suchenden Vögel zeigt die Schnitzerei von einem Preßbaum aus Magersdorf in Niederösterreich (Abb. 15). Der Bauer, der Weinhauer war, hat die Vögel als Winzermesser schnitzen lassen. Der Schnitzer wußte aber doch noch, daß die Vögel zum Lebensbaum gehören und brachte gewissenhaft zwei winzige Vögel auf dem hier als Weinstock mit schwarzen und roten Trauben gebildeten Baum an.

Beziehungen zwischen Germanen und Skythen und Franiern bestehen nicht nur in

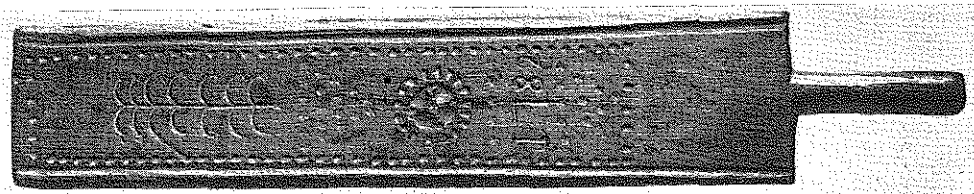


Abb. 14. Mangelbrett zum Wäschepflegen aus Unter-Mehbach in Niederdonau (1782)

den hier aufgezeigten Zusammenhängen von Runen mit keltischen Geschlechterzeichen. Auch in Kunst und Mythos bestehen reiche Beziehungen. Die germanische Tierornamentik hat viele Beziehungen zum keltischen Tierstil. Die Kunst des frühen Mittelalters läßt sich nur verstehen, wenn man (mit J. Strzygowski) den Einfluß Frans richtig bewertet. Aber noch vor nicht allzu langer Zeit hat iranisches Kunstschaffen anregend auf die deutsche Bauernkunst gewirkt, und das zu einer Zeit, in der die ursprünglichen Schöpfer der anregenden Werke vielfach längst einer der großen Massenträgern der Weltgeschichte zum Opfer gefallen waren. Im persischen Gebiet hatte sich der Lebensbaum auf Teppichen und Fahencen zu einer wundervollen, blumenreichen Pracht entwickelt. Über Westeuropa drangen solche Fahencen ein und belebten, vermengt mit einheimischen Formen, auch die Bauernkunst.

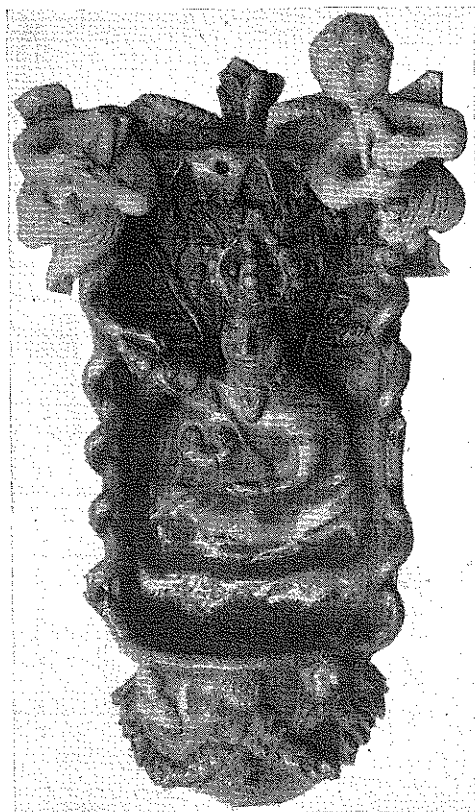


Abb. 12. Weißbrunnfessel, Hafnerkeramik, Museum Stoderau in Niederdonau

ihre Anwesenheit scherzhaft damit begründet, daß er sie das Herz, aus welchem die Blumen sprossen, zersägen läßt. Sie strengen sich dabei mächtig an; köstlich ist dargestellt, wie



Abb. 15. Verzierung des Pfahlbaumes eines Weinkellers in Magerdorf in Niederdonau

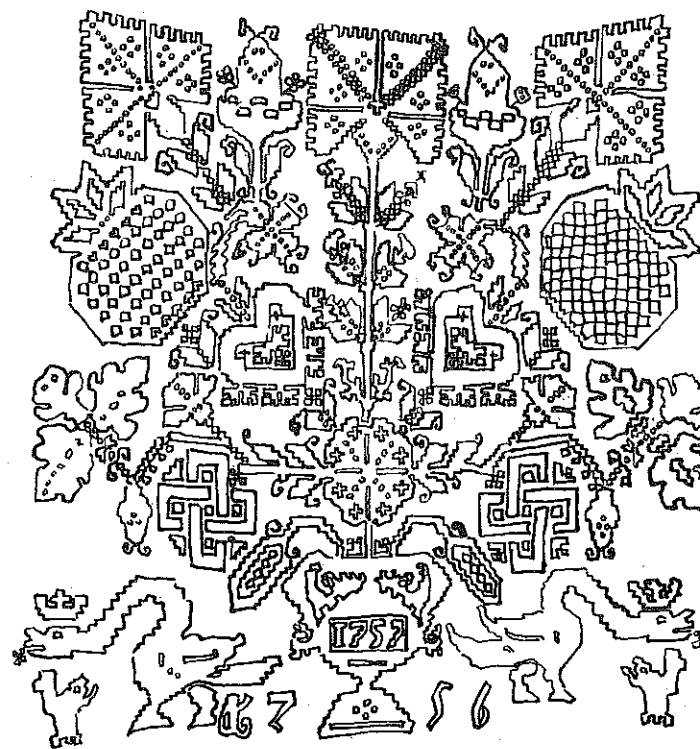


Abb. 13. Rote Stickerie aus Deutsch-Westungarn (Transdanubien)

im ältesten arischen Geistesdenkmal, dem Rigveda, bezeugt wird. Alle diese Dinge sind viel älter, als man gemeinhin glauben will. Da sie bei den verschiedenen Indogermanen gleichartig waren, konnten ihre verschiedenen Stammesformen auch von einem Stamm zum andern wandern, ohne ihr inneres Leben zu verlieren. Uns aber mahnen die hier besprochenen Runen und Sinnbilder wieder, das Ahnenerbe in unserer eigenen Vergangenheit und bei den blutsverwandten Indogermanen zu suchen. Die auf Umwegen eingedrungenen Kulturgüter des Orients und die doch teilweise wesensfremde ausklingende Antike hätten uns über die hier behandelten Fragen niemals Auskunft geben können.



Abb. 16. Fahanceteller, Arbeit der Mährischen „Sabaner“ (1759). Sammlung Seiberl, Hollabrunn in Niederdonau

sich der eine zurückbeugt und wie der andere die Säge vorstößt. Woher kommt es nun, das fremde Kunstelemente so vollkommen passend in die eigene Überlieferung eingebaut werden konnten, wie man das bei diesem Teller mit den persischen Blumen sieht? Die Anregungen, die mit ostasiatischer Porzellanware herüberkamen, konnten andererseits nicht in die Volkskunst eingebaut werden. Walther Wüst berichtet im Zusammenhang mit diesen volkstümlichen Lebensbäumen (in Heft 1, 1938, dieser Zeitschrift), daß der Baum mit den mythischen Vögeln schon

Die Fundgrube



Abb. 1. Winter, Eiermännchen und Sommer beim „Stabaus“ (Sonntag Lätare) in Dienheim bei Oppenheim.
Aufn.: Mößinger 1939.

Sommer- und Winter-Spiel

In höchst altertümlicher Weise hat sich in Dienheim bei Oppenheim am Sonntag Lätare ein Umzug des Sommers und Winters erhalten. Das Fest heißt „Stabaus“ und ist vor allem ein Kinderfest, wobei die Dorfjugend mit buntbebanderten Brezelstecken singend durch die Straßen zieht. Drei Gestalten gehen dem Zug voran: der Sommer, ganz in Efeu gehüllt, der Strohwinter mit einer Schelle am hohen, spitzen Hut und einem gezöpften Strohschwanz und das Eiermännchen, ein Bursche in Frauenkleidung, der die Gaben in den Häusern sammelt. Eine ausführliche Schilderung des Brauches findet man in „Volk und Scholle“ (Darmstadt) Heft 3/1939.

Im Odenwald gehen am Sonntag Kuli bei Amorbach die Schulbuben zu einem

Sommer- und Winter-Spiel durchs Dorf. In Watterbach ist der Sommer ganz in Bärlapp gewickelt, sein Strohhut ist mit bunten Papierbändern geschmückt. Der Winter hat einen mächtigen Bienenhut aus Stroh übergestülpt. Die Begleiter sammeln Eier, Schmalz und Mehl, wovon zum Schluß Pfannuchen gebacken werden. In Buch besteht das Grün des Sommers aus Efeu und Tannenreisig. Der Winter ist an Armen und Beinen mit Strohjöpfen bewickelt, sein Körper und Kopf mit Stroh zugedeckt. Die begleitenden Knaben haben sich schwarze Bärte und Schnurrbärte gemalt; sie tragen Wacholderzweige. An beiden Orten wird in den Bauernstuben ein kleines Spiel aufgeführt, bei dem der Winter sich frierend an den Ofen stellt, der Sommer aber das Fenster öffnet; der Winter schließt es schnell, der Sommer öffnet es wieder.



Abb. 2. Sommer und Winter. Watterbach im Odenwald
Aufn.: Mößinger

Dies geschieht mehrmals, meist dreimal, dann jagt der Sommer den Winter hinaus. Die Begleiter werfen der Bäuerin Sträußchen aus Bärlapp oder Immergrün in die Stube; diese sollen, in die Hühnernester geflochten, besonders reichen Eiersegen bewirken. Bemerkenswert ist, daß ein Bericht vom Ende des 19. Jahrhunderts (Hess. Blätter f. Volkskunde 34, 1935) auch heute noch gilt, so daß der Brauch die letzten fünfzig Jahre ohne jede Veränderung überstanden hat.
Fr. Mößinger.

Sonnenräder im Bardowicker Pfingstbrauch

Am Rande von Bardowick, dicht an der Elmenau, liegt der Nikolaihof, auch Bröben genannt, auf dessen Anwesen die Nikolai-Kirche steht. Zwischen der Kirche und der Elmenau befindet sich ein Eichenwäldchen, das noch heute im Volksmund den Namen „Wodanshain“ führt. Am Nachmittag des ersten Pfingstfeiertag wanderte Alt und Jung zum „Hain“ hinaus, an dessen Pforte alte Mütterchen saßen und jene Kuchen verkauften, die die Bardowicker „Räder“ nennen. Die Räder wurden aus Syrupsteig bzw. Würbeteig gebacken. Die Kuchen hatten einen Durchmesser von etwa acht bis zehn Zentimeter, in der Mitte war ein



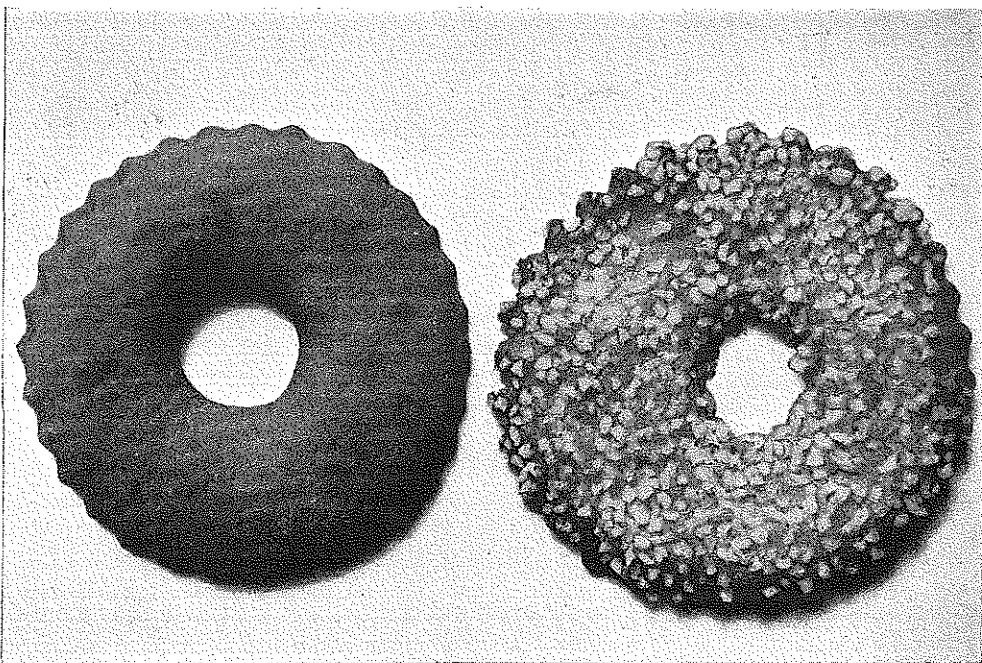
Abb. 3. Sommer und Winter. Buch im Odenwald
Aufn.: Mößinger

Loch, der äußere Rand gezackt. Die Kinder schoben die „Räder“ auf einen weißgeschälten Weidenstock, um sie nach und nach zu verzehren. Auch die Alten kauften die „Räder“, und da sich das Gebäck gut hielt, wurden sie im Hause oft längere Zeit aufbewahrt.

Im „Jahresbericht des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg 1890“ schrieb bereits Dr. Sprengell, Lüneburg, über diesen Brauch. Sprengell hat selbst einmal ganz zufällig dieses alte Brauchtum dort erlebt. Er spricht von einer „Art Korso“, weil die Leute dort im Hain auf und ab gingen, und zwar „im besten Putz“. Hier auf scheint sehr viel Wert gelegt worden zu sein. Eine alte Bardowickerin erzählte mir, daß sie als Kind einmal nicht habe mitgehen dürfen, weil ihre Schuhe nicht mehr gut genug waren.

Leider gibt uns Dr. Sprengell keinen Aufschluß über das Herkommen und die Bedeutung der „Räder“. Ich habe mich auch vergebens bemüht, noch von alten Leuten Näheres zu erfahren.

Hans Müller Brauel führt in den „Mitteilungen aus dem Verein der Königlichen Sammlung für Deutsche Volkskunde, Bd. II, viertes Heft, 1906“ ebenfalls den Bericht Dr. Sprengells an, und er fügt eine Anmerkung bei, in der es heißt: „Wie eine hier weilende Wienerin, Frau E. Eggers,



mir dazu mitteilt, werden dieselben „Räder“ in derselben Form und Aufmachung auf Weidenruten in Wien usw. allgemein verkauft, sobald es soweit warm geworden ist, daß die öffentlichen Gärten von Händlerinnen besucht werden.“ Müller-Brauel vermutet, daß die „Räder“ Symbol der Sonne sind. In Bardowick werden sie auch „Sonnenräder“ genannt. Ich konnte aber nicht feststellen, ob diese Bezeichnung wirklich alt ist oder nicht.

Seit etwa Kriegsbeginn wurde das Backen der „Räder“ mehr und mehr aufgegeben, sie werden jetzt nur noch von einem Bäcker gebacken. Den „Gain“ hat man aufgegeben; man feiert unterhalb des Wäldchens bis in die Nähe des Gasthauses von Bardowicks. Dort sitzt nun zu Pfingsten nur noch ein altes Mütterchen und verkauft die „Räder“.

Das ist auch in diesem Jahre wieder so gewesen. Rund 6000 „Räder“ hat der Bäcker in diesem Jahr verkauft. Hierzu erwähne ich noch, daß die Weidenstäbchen, auf die die Kinder die „Räder“ schieben, nicht

etwa von den Kindern angefertigt und mitgebracht werden, sondern diese hat das Mütterchen, das die „Räder“ verkauft, zu beschaffen. Man darf also sicherlich auch den „Weiden“stäbchen einen tieferen Sinn beimessen, denn Weidenstäbchen müssen es sein.

Nach dem Bericht eines Bardowicker Bäckermeisters sind die Ansprüche der Käufer in den letzten Jahren gestiegen. Die aus Shrupteig gebackenen „Räder“ genügen nicht mehr allein, es müssen auch solche aus hellerem Teig dabei sein. So werden die Mücheteigräder, die mit Zucker bestreut sind, erst in letzter Zeit gebacken (siehe Abbildung).

Wenn wir auch heute über die Herkunft des Pfingstgebäcks nichts mehr erfahren können, so kann wohl mit Gewißheit gesagt werden, daß es sich hier um ein altüberliefertes Brauchtum handelt. Ebenso gewiß dürfte auch sein, daß die „Räder“ Sinnbilder der Sonne sind. Ein Vergleich belegt ist und eine Verkleinerungs- oder Koseform bildet, etwa wie heute -chen in Karlchen.

Nichts kann untergehen, nichts vernichtet werden, oder Gott mußte sich selbst vernichten; aber alles Zusammengesetzte wird aufgelöst, alles was Ort und Zeit ausmisst, wandert.

Herder

Micca und Kniva

Mica, der Name des Gotenkönigs, den J. Altheim S. 50 erwähnte, ist uns im Schrifttum als Mica, Micca, Mecca und auch Neca überliefert. Als alte Lautform kommen nur Micca und Mica in Betracht, wobei mir auf Grund der Überlieferung Micca den Vorzug zu verdienen scheint. Für die Deutung des Namens spielt es keine Rolle, ob man die eine oder die andere Form wählt, da dann nur die Erklärung des zweiten -c- wegzufallen braucht.

Wie schon S. 54 erwähnt wurde, stelle ich den Namen zu got. mikils „groß“, dem anord. mikill, af. mikel, ags. micel, ahd. michil, mhd. michel. Genau so wie dem griechischen megalos „groß“ ein gleichbedeutendes mégas, méga entspricht, steht neben germ.* mekila in der gleichen Bedeutung meku, das in an. mjok „sehr“, engl. much weiterlebt. Zur gleichen indogermanischen Wurzel sind auch lat. magnus, armen. mec „groß“ und altindooar. majmán „Umfang“ zu stellen. Die Formen mit -l- sind nur Ableitungen. Daß wir im Gotischen keinen Beleg für eine Form ohne -l- besitzen, ist belanglos, weil wir nur einen Teil des gotischen Wortschatzes kennen und außerdem Namen meist auf einen älteren Sprachstand zurückgehen. Mit Suffixen erweiterte Stämme werden auch dann, wenn die Umgangssprache meist diese verwendet, in Namen seltener verwendet. Die einfachen Stämme überwiegen in den meisten Fällen.

Bei Kurznamen wie Mica oder Micca sind zwei Bildungsmöglichkeiten vorhanden, je nachdem, welcher Lesung man sich anschließt. Die Form ohne das zweite c ist zu anderen Kurznamen zu stellen wie Aga, Ara, Apa, Atra, Aupo, Baro, Baza, Bela, Berto, Bera, Grippa, Fasta, Wara und vielen anderen, die sich gerade im ostgermanischen Namensmaterial auch sehr zahlreich belegen lassen. In diesem Falle ist mit germ. -a- oder -an- Suffix zu rechnen, die sprachgeschichtlich im Ostgermanischen zusammengefallen sind.

Bei Micca liegt entweder die in Koseformen nicht seltene Verdoppelung des letzten Konsonanten vor, wie etwa in Alla, Atta, Bessa, Cotto, Ella und vielen anderen Namen, oder es trat an den Stamm des -k-Suffix, das in Kurznamen sehr häufig belegt ist und eine Verkleinerungs- oder Koseform bildet, etwa wie heute -chen in Karlchen.

Der zweite Name, Kniva, den gleichfalls ein gotischer König trug, wurde in letzter Zeit mit got. kniu „Knie“, ags. cnio „Knie, Generation“ zusammengestellt. Rein formal ist diese Deutung ohne weiteres mög-

lich. Allerdings erscheint es verdächtig, daß in diesem Falle in der Schreibung keine Variante vorliegt. Hatte v den Lautwert w, so müßten bei den Veränderungen, die gerade dieser Laut durchmachte, Varianten wie u oder o vorliegen. Andererseits ist die Erklärung des Namens unbefriedigend, gleich, ob man die Bedeutung „Knie“ oder gar die übertragene „Generation“ in den Vordergrund schiebt. Diese Schwierigkeit haben auch jene erkannt, die an die Richtigkeit der Deutung glaubten. Die immer wiederkehrenden Versuche, den Sinn dieses Namens herauszuarbeiten, lassen dies deutlich erkennen. Zu überzeugen vermögen sie freilich nicht.

Ließt man v als bilabiales b, was ja ganz naheliegend ist, da die römische Schreibtradition germanisches w und b nicht unterschied, so bietet sich sofort eine äußerst einfache Deutung: germ.* kniba „Messer“, anord. knifr, ags. knif, nhd. nnd. (mundartlich) Kneif und Knif „Messer“. Der Name ist zu vergleichen mit Bronildi, Bruna, Brunehildus, zu ahd. brunja „Brünne“, Randinus, Randus, Randulfus zu ahd. rant „Schild“, Sarus, Sarabonus, Sarvili zu got. sarwa „Waffen“, Tufa zu ags. thuf „Helmbusch“, Hosda, Usda, Urdadadus, Esdulfus, Osdulf, Osdulf zu anord. oddr, af. ahd. ort „spitze Waffe“ und den zahlreichen anderen Namen, die einen Waffennamen in Form einer Umschreibung enthalten. Dies ist besonders bei Schwert, Speer und Schild der Fall. Die Erweiterung von Kniva zu Knivida entspricht in der Bildung völlig Darida zu ags. daroth, ahd. tart, anord. darr „Spieß“. Zu vergleichen wäre auch noch Tolwin zu ags. töl „Werkzeug“. Diese Liste ließe sich wie jede andere in unserer kurzen Ausführung noch leicht erweitern, wenn auch die nicht-ostgermanische Überlieferung berücksichtigt würde. Schon jetzt zeigt sie, daß kniva „Messer“ nicht ein Einzelfall ist, sondern in die Gruppe von Namen gehört, die nach Waffennamen gebildet ist. Das Messer zählte ja zur Ausrüstung jedes Kriegers. Außerdem ist es möglich, kniva „Messer“ als einen U b e r n a m e n zu erklären, der auf scharfe Schlagfertigkeit im Sprechen und unerbittliche Schlagkraft im Handeln deuten könnte. Die Zahl der germanischen Übernamen ist zwar nicht groß, jedoch genügt sie, den Brauch zu bezeugen. Wie weit auch männerbündisches Brauchtum, in dem ja Übernamen eine besondere Rolle spielten, hier heranzuziehen ist, muß vorerst unentschieden bleiben. Nach den späteren Namen, die aus diesem Bereich bekannt geworden sind, würde „Messer“ auch hierzu gut passen. Gilbert Trathnigg.

Erwecker der Vorzeit

Zur **Runenforschung 1935—37**. Mit freundlicher Erlaubnis des Herausgebers der Zeitschrift für nordische Sprachforschung Acta Philologica Scandinavica, Herrn Prof. Dr. Johs. Brøndum-Nielsen, sei im folgenden an der Hand der Bibliographischen Hefte XI und XII eine Auswahl der Neuerscheinungen auf dem Gebiet des Runenschrifttums gebracht.

Hugo Pipping (Gefingsfors) zeigt in „Buchstabenrechnung in der Runenschrift“, daß in dänischen Runeninschriften manche Runenmengen bestimmte Zahlen angestrebt haben: 2, 4, 8, 12, 16, 24, 48; z. B. beim Wedelspangstein 2 die Zahl 16 und ihre Vielfachen. Er meint, die Zweifler müßten aufhören, Magnus Olsens Beobachtungen mißtrauisch zu betrachten.

Zu den Forschungen des verstorbenen Sigurd Agrell, des geistigen Vaters der Uthark-Lehre, haben sich geäußert:

1. Konstantin Reichardt in seiner „Runenfunde“ S. 109: „Wenn es Agrell auch keineswegs gelingt, seinen Aufbau voll zu erweisen und er häufig genug zu unwahrscheinlichen Hilfspekulationen Zuflucht nehmen muß, ist der Wert seiner Forschungen unverkennbar.“

2. Jan de Vries in seiner Altgermanischen Religionsgeschichte I S. 315: „Selbst wenn in vielen Fällen Agrell zu unkritisch gewesen ist, so dürfen wir doch annehmen, daß er auf der richtigen Spur ist.“

3. Hans Ruhn im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie Bd. 56, 1935, S. 476—480 über „Die spätantike Alphabetmystik und die Runenreihe“ Agrells von 1932 meint, daß Agrells Grundgedanken eine große innere Wahrscheinlichkeit inne wohne, er aber in vielen Fällen zu weit gegangen sei.

Über Hans Brix: „Berechnungen in den dänischen Runeninschriften“ (1932) urteilt Hans Ruhn, daß Brix zwar in manchen Einsichten recht zu haben scheint, aber den von ihm errechneten Zauberzahlen häufig die Überzeugungskraft abgehe.

Sigurd Agrell hat selbst im „Svensk Upplagsbok“ XXIII (1935) und in „Bidrag till nordisk filologi tillägnade Emil Olsen“ (1936) nochmals versucht, seine Anschauungen zu stützen. Er will zeigen, daß die Inschriften von Björketorp und Stentofen teilweise Geheimchrift bergen. Er sucht z. B. das Wort utharabasha' auf dem Stein von Björketorp,

den er für einen Grenzstein hält, zu lösen, indem er jedes Zeichen eine Rune rückwärts in dem älteren Runenfuthark setzt. Bei der Stentofen-Inschrift setzt er u. a. bei dem Wort gestumR jedesmal die dritte vorhergehende Rune ein, was asibota ergibt und gedeutet wird als: „O Gott, dem Gott gehört die Strafe.“ Die Anrufung wird von Agrell auf Thor bezogen.

E. R. Amtoft hat untersucht, was die Worte „danmarkar bot“ auf dem kleinen Fellingstein bedeuten. Er sieht in „bot“, das er mit dem gotischen batiza (besser) zusammenbringt, eine Bezeichnung für „Herrscher“, die schon im Verfall war, während konungR (König) noch nicht allgemein geworden war.

Siegfried Gutenbrunner hat in den A. Ph. S. XI 1936 in „Beiträge zur Deutung einiger Runendenkmäler“ das Bronzefigürchen von Fröjöv behandelt. Er liest tada und bringt das mit dem thrakischen und illyrischen „Apollo Tadeus“ zusammen und diesen wieder mit dem „langgelockten Phoibos“ der Ilias. Er hält für möglich, daß die Inschrift schon im Süden eingerichtet war, bevor die Figur in germanischen Besitz kam. Zu dem Diadem von Strarup und dem Worte „lethro“ fragt er, ob es nicht aus religiösen Vorstellungen erwachsen sein könne, da weibliche Geisterwesen oft in Lederkleidern auftreten, und ob nicht Nerthus selbst die Trägerin eines Ledergewandes war und daher „die Lederne“ genannt worden sein könnte.

Wolfgang Jungandreas hat 1935 in der Ztschr. f. deutsche Philol. Bd. 60 sich mit der „germanischen Runenreihe und ihrer Bedeutung“ befaßt. Die sehr lesenswerten Abhandlung setzt folgende frühgermanische Formen der Runennamen an: fehu, urus, thurisos, ansos, raida, kana (?), geba, uunia, hagl, naudis, iso, iero, eihuos, pezda (?), eluhs (?), soual, teiuos, berka, ehuos, mannos, lagus, inguos, dagos, othal.

Heinrich Hempel (Bonn) hat 1935 in der „Germanisch-romanischen Monatsschrift“ S. 401—426 einen Aufsatz „Der Ursprung der Runenschrift“ veröffentlicht. Diese geschichtliche Zusammenfassung des Standes der Forschung ist sehr lehrreich und empfehlenswert auch für solche Leser, die der norditalisch-alpinen Herleitungsmutmaßung abwartend oder bedenklich gegenüberstehen.

Konstantin Reichardt hat 1936 eine

„Runenfunde“ erscheinen lassen. Sein Ziel war, der breiten deutschen Öffentlichkeit eine allgemeinverständliche Darstellung der als gesichert ansehbaren Ergebnisse der Runenforschung zu bieten. Er hat sich dabei bewußt auf die Schriftuntenforschung beschränkt.

Mogens B. Madsen: „Die Goldhörner“. Eine Stil- und Typenbestimmung. Keine Einzelheit spricht gegen skandinavischen Ursprung. Zeitansehung: Mitte des 5. Jahrhunderts.

Eril Moltke: „Die Runeninschrift des Goldhorns von Gallehus“ (AaNO 1936) spricht die Inschrift für nordgermanisch an und lehnt Marstrand's Lesung „alawido“ statt „tawido“ ab; des Rigers Hand sei ausgerutscht, als er die Beißzähne des t von tawido machte; dieser Vagast sei kein hervorragender Runenmeister gewesen; einzig mögliche Übersetzung sei: „Ich, Vagast, Holtes Sohn, machte das Horn“ — also die in griechischen, lateinischen und germanischen Inschriften des Mittelalters beliebte Formel.

Eril Moltke hat in „Grönland Runeninschriften IV“ (Meddelelser om Grönland Bd. 88, 1936) Funde in den westlichen Siedlungen aus den Jahren 1930—32 (Sandnes und Umbyarf) behandelt. Der sprachliche Ertrag ist gering.

Eine ebenfalls neu gefundene Inschrift aus dem Nordfjord behandelt Magnus Olsen in „Der Runenstein von Barmen“. Er liest „ek thirbijar“.

Von Buchbesprechungserwähnungen des Hefes XI sei um der Bedeutsamkeit für weitere deutsche Kreise willen das Urteil Wolfgang Krauses in der Ztschr. f. deutsches Altertum und deutsche Literatur, Anzeigen Bd. 55, 1936, über das Handbuch der Runenfunde von Helmut Arng erwähnt. Es lautet in letzter Aufzählung: „Als selbständiges wissenschaftliches Werk steht das Handbuch nicht hoch, besonders nicht, wenn man es mit seinen Vorgängern (Wimmer, von Friesen, Marstrand) vergleicht.“

Von im Hef XI der Acta Ph. S. nicht erwähnten Arbeiten sei ergänzend noch hingewiesen auf die Untersuchung Hermann Harders im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ Bd. 168, Heft 1/2, Oktober 1935: „Beiträge zur Schriftgestalt in lateinischen Inschriften der Germanenreiche.“ Die Arbeit lenkt die Aufmerksamkeit auf das bisher wenig beachtete Gebiet der lateinischen christlichen Inschriften der Spätantike und des frühen Mittelalters und zeigt, daß die in Inschriften offensichtlich germanischer Herkunft (verbürgt durch germanische Personennamen) auftretenden Buchstabenformen in ihren Abweichungen von dem klassischen Vorbild durch das andersgeartete germanische Stilgefühl be-

stimmt, zum Teil sogar runischen Ursprungs sind.

In der gleichen Zeitschrift hat Hermann Harder in Bd. 169 Heft 1/2 die Inschrift der großen Nordendorfer Spange neu zu lesen und zu deuten unternommen. Er deutet die Widmung, indem er das bisher stets zusammengefaßte leubwinie trennt: „Alva Liebes genieße!“ Die Hauptinschrift faßt er als: „Möge das Grab trocken, Wodan! Weihe, Donax!“ Es ist dabei bemerkenswert, daß Harder ebenso wie Hermann Güntert 1934 — aber unabhängig von diesem — das Wort „thore“ als „thorre“ las und mit „doren, vertrocknen, trocken werden“ zusammenbrachte.

Ebenfalls in Herrigs Archiv Bd. 170 Heft 1/2 hat Hermann Harder „die Runenspange von Ems“ neu behandelt und im Heft 3/4 desselben Bandes „die Runeninschrift des Holschwertes von Arum“ sowie „die Runeninschrift der Schnalle von Szababattyan“ untersucht. Auf dem Holschwert liest er „Edae: Wodae“ und deutet: „Eda dem Wodan.“ Er faßt somit das Schwert als eine Opfergabe an Wodan auf. Die Schnalleninschrift deutet er anders als Wolfgang Krause und kommt zu dem Schlusse, daß sowohl die Schnalle wie die Inschrift gotisch sind.

Von dem verstorbenen Sigurd Agrell ist 1936 in Lund noch erschienen: „Die pergamenische Zauberscheibe und das Tarockspiel“ mit dem Inhalt: 1. Die pergamenische Zauberscheibe. 2. Das Tarockspiel. 3. Die mithrische Zahlenmystik und die Buchstabenmagie. Der Grundgedanke des Verfassers, daß die Zahlenmystik der Runen mithrischen Ursprungs sei, führt ihn dazu, daß der erste Himmel u. a. Hreggmimir genannt worden sei, was als „Sturmmimir“ zu deuten sei. Nach Agrell besteht kein Zusammenhang mit der lateinischen, sondern mit der griechischen Form der Alphabetmystik im römischen Kaiserreich der ersten Jahrhunderte. Er sieht zwei Möglichkeiten: entweder sei die Runenreihe mit den 24 Zeichen eine Umgestaltung des griechischen Alphabets (in diesem Falle wahrscheinlich nach dem Muster einer teilweisen Geheimchriftform desselben) oder gewisse schon vorhandene Buchstabenzeichen, die nicht direkt griechischen Ursprungs waren, seien nach dem Vorbilde eines mithrisch-griechischen alphabetmystischen Systems zu einem Ganzen zusammengestellt worden, wobei in Anlehnung an die griechische Schrift einige neue Zeichen, die phonetisch nicht unbedingt nötig waren, hinzugefügt worden seien. Agrell zieht die letztere Möglichkeit vor, was eine Abwandlung der Ursprungslehre der Runenschrift Otto von Friesens bedeutet.

In der Zeitschrift für deutsche Philologie 61

S. 227—232 (1936) hat Wolfgang Jung-
andreas unter „Zur Runenreihe“ seinen
Aufsatz von 1935 ergänzt.

In Arkiv för nordisk filologi 53 S. 233 bis
284 (1937) ist Arnold Nordling unter
Runskriftens ursprung dafür eingetreten, daß
die Herleitung der Runenschrift aus den sub-
alpinen Alphabeten Italiens durch Marstran-
der und Hammarström viele Vorzüge habe;
die Namen der Runen beweisen, daß sie nicht
von dem lateinischen Abo abgeleitet sind. Bei
der Frage nach der Chronologie und dem Ur-
sprung der Runen komme man auf die Er-
klärung Marstrand's und Hammarström's.
Nordling untersucht weiter den historischen
und archäologischen Hintergrund. Da nicht
durch Vermittlung der Goten, sondern durch
die anderer und früherer Völker die Fabeln
nach Nordeuropa kamen, fällt die Stütze für

die östliche Herleitung der Runen. Sowohl die
Datierung der norditalischen Alphabete als
auch die Datierung derjenigen Periode, in der
die Germanen noch nicht in direkte, fried-
liche Verbindung mit den Römern getreten
waren, sprechen nach dem Verfasser dafür,
daß das (in den Einzelheiten unbekannte) nord-
italische Alphabet, das vermutlich die Grund-
lage der Runen gewesen sei, schon vor Beginn
u. Ztr. über die Alpen gewandert sei.

In der Zeitschrift für deutsches Altertum
(Anzeiger) 1936 S. 97—99 ist Werner
Wolf gegenüber den deutschen Runenge-
lehrten, die der Lehre Marstrand's folgen,
dafür eingetreten, Otto von Friesens Ab-
handlung von 1931 im Arkiv för nordisk
filologi noch einmal behutsam und mit Ruhe
vorzunehmen und zu erwägen.

Edmund Weber.

Die Bücherwaage

Berent Schweinöper, **Der Hand-
schuh im Recht, Amlerwesen, Brauch und
Volksglauben.** Neue deutsche Forschungen,
herausgegeben von Hans R. G. Günther und
Erich Rothacker, Band 191. Junfer & Dün-
haupt Verlag, Berlin 1938. 162 Seiten. Geh.
2,80 RM.

Diese bis in jede Einzelheit durchgeführte
Untersuchung eines einzelnen Symbols bringt
eine erstaunliche Fülle von Belegen für eine
besonders verbretete und beliebte Form eines
Rechtssymbolbildes. Die Untersuchung gewinnt
besonderes Gewicht dadurch, daß Percy Ernst
Schramm ihr eine Einführung vorausschickt:
„Die Erforschung der mittelalterlichen Sym-
bole, Wege und Methoden“. Der bekannte
Historiker setzt sich darin in einer uns beson-
ders angehenden Weise mit der Frage der
Lebenswirksamkeit der „Symbole“ als Zeugen
der Kontinuität und des Wandels auseinander.
Wenn er bei einer Übersicht über die
neuere Symbolforschung sagt: „Damit ist die
Geschichte der Symbole, die bei F. Kappeler
unter das Motto ‚ex oriente symbolum‘ gestellt
war, wieder zu unserem eigenen Anliegen ge-
macht. Während er gezwungen war, immer
wieder von Mär und Traum zu sprechen,
weil sich seine Feststellungen nicht zu greif-
barem Leben verdichten wollten, spüren wir,
wie einst schon Jacob Grimm, hinter den
Symbolen die endlosen Geschlechterreihen un-
serer Vorfahren, die durch die Geschichte
weiterreichten“ — so können wir das als eine

erfreuliche Bestätigung unseres seit langem
vertretenen Standpunktes begrüßen; so mit-
leidig man anderswo über einen „Rückfall in
Jacob Grimm“ lächeln mag. Schramm for-
dert auch „Beachtung des Wandels neben der
Kontinuität“ (S. VII), eine Forderung, der
wir zustimmen, wenn auch diese Arbeit ge-
rade die Frage nahelegt, was in dieser Kon-
tinuität als „Wandel“ angesehen werden kann.
Ich komme darauf noch zu sprechen; ebenso
wichtig ist aber die Frage, was man in die-
sem Zusammenhange unter einem „Symbol“
zu verstehen habe. Wenn Schramm (S. XI)
in der christlichen Vorstellungswelt „Vögel,
die den Schnabel in einen Krug tauchen oder
an Weinreben picken“, als „Sinnbilder“ be-
zeichnet, so zeigt das, wie schwankend die
Begriffe auf diesem Gebiete noch sind. Ge-
rade hier, wo es sich nicht um Sinnbil-
der, sondern um Allegorien handelt,
wird der Unterschied zwischen christlich-süd-
ländischem und germanischem Denken in „or-
ganischer Struktur“ besonders deutlich. In
Wirklichkeit ist diese „Allegorese“ ein christ-
liches Einfuhrgut und kann überhaupt nicht
mit germanischen Sinnbildern verglichen
werden. Diesen Vorbehalt müssen wir auch
einigen Feststellungen der Untersuchung von
Schweinöper gegenüber machen, die im übr-
igen als ein wertvoller Sachbeitrag zum Ge-
biete der Sinnbildforschung im besonderen
Sinne wärmstens begrüßt werden kann. Denn
wenn auch der Handschuh erst um die Mitte

des ersten „christlichen“ Jahrtausends bei den
Germanen heimisch wurde, so handelt es sich
gewiß nicht um ein völlig neues, aus dem
bischöflich-kirchlichen Brauche übernommenes
Symbol. Diesen Eindruck könnte Schwein-
köpers Darstellung erwecken, wenn er von
dem Bischofshandschuh als Vorbild des
Königshandschuhs ausgeht. Es liegt vielmehr
„auf der Hand“, daß der Handschuh als Kö-
nigs- und Rechtssymbol den Sinnbildgehalt
des „Vorhimbols“, nämlich der Hand selbst,
aufgesogen hat — allerdings nur zum Teil.
Gerade aus dieser Kontinuität erklärt es sich,
wenn Schw. feststellt (S. 155), daß „der Hand-
schuh des deutschen Königs eigentlich immer
nur ein Auszeichnungssymbol und nie richtige
Insignie war“. Ich möchte nämlich ver-
muten, daß die Hand als Königssymbol im
Szepter selbst weiterlebte, und daß insofern
ein „Ersatzsymbol“ wie der Handschuh keine
rechte Entwicklungsmöglichkeit fand. Über diese
Frage will ich mich an besonderer Stelle noch
eingehender äußern; es sei hier nur darauf
hingewiesen, daß das altfriesische „mund“ syn-
onym „Hand“ und „Schuh“ bedeutet, woraus
ich den Schluß ziehe, daß die Bezeichnung
„mundboro“ für den Herrscher ursprünglich
ganz konkret den „Handträger“ bedeutet hat.
Ein ganz entsprechendes, schon bis in frühe
vorgeschichtliche Zeit zurückzuführendes „Er-
satzsymbol“ für den Fuß ist der Schuh; eine
Tatsache, die in Ausdrücken wie „leisten“
(Leiste = Fußspur und „Abbild des Fußes“)
eine bestimmte rechtsgeschichtliche Bedeutung
gewonnen hat. Zwischen Hand und Handschuh
werden sich viele ähnliche Beziehungen auf-
decken lassen; das zeigen besonders eindring-
lich die Beispiele, die der Verfasser über den
Handschuh als Grabhymnol beibringt
(S. 141f.). Das ursprüngliche Grabhymnol ist
die Hand selbst, wofür Hermann Wirth in
der „Heiligen Urschrift der Menschheit“ be-
achtenswerte Beispiele gebracht hat. Es wäre
auch zu untersuchen, ob nicht der Handschuh
einen Sinngehalt an sich gezogen hat, der ur-
sprünglich in Ausdrücken enthalten war wie
anord. ganga á hond (lat. ad manum ire),
altf. an hand bifelhan (lat. ad manum con-
scribere) oder „hantrada“ (lat. machinatio per
manum), denn alle die darin enthaltenen
Rechtsakte treten später in Verbindung mit
dem Handschuh auf, wofür der Verfasser be-
merkenswerte Beispiele bringt. — In der Be-
deutung des Handschuhs als Abgabe zur An-
erkennung einer Gerichts- und anderen Ob-
rigkeitsgewalt (S. 113 ff.) sei noch ein beson-
ders bezeichnender Beleg nachgetragen: in
einem Vertrage zwischen den deutschen Kauf-
leuten auf Gotland mit dem russischen Für-
sten Wistislav von Smolensk (Hansisches Ur-
kundenbuch I) vom Jahre 1229 wird den deut-

schen Kaufleuten, die Güter von der Düna in
den Dniepr schaffen lassen, die Abgabe eines
Handschuhs für die Fürstin von Smolensk
auferlegt — ein Brauch, der damals schon aus
Deutschland nach Rußland gekommen sein
dürfte. — Man sieht, solche Untersuchungen
regen zum weiteren Forschen an, und darin
liegt der Wert auch dieser fleißigen und auf-
schlußreichen Untersuchung.

J. D. Plakmann.

Siegfried Fuchs, **Die griechischen
Fundgruppen der frühen Bronzezeit und ihre
auswärtigen Beziehungen.** Ein Beitrag zur
Frage der Indogermanisierung Griechenlands.
Neue deutsche Forschungen, Band 144. Abtei-
lung Archäologie, Band 1. 89, 157 Seiten,
12 Tafeln und 15 Abbildungen im Text. Jun-
fer & Dünhaupt Verlag, Berlin 1937.

Die Frage der Indogermanisierung Euro-
pas ist durch die Forschungsergebnisse, die in
den beiden letzten Jahrzehnten mit Hilfe der
Siedlungsarchäologischen Methode erzielt wur-
den, in ein neues und, wie es scheint, auch
entscheidendes Stadium getreten. Das vorlie-
gende Buch verfolgt das Ziel, die Eingliebe-
rung der vorgeschichtlichen Bewohner Grie-
chenlands in die indogermanische Sprach- und
Völkerfamilie an Hand der Bodenfunde bis
in ihre Anfänge in der frühbronzezeitlichen
Kulturentwicklung zu verfolgen. Verf. stellt
alle Fundgruppen zusammen, deren Herkunft
aus dem nordischen Kreis als gesichert oder
zumindest wahrscheinlich angesehen werden
kann. In manchen Punkten wirkt die Be-
weisführung und Gegenüberstellung von For-
men nicht überzeugend; zum Beispiel muß
die unmittelbare Herleitung bauchiger Gefäße
mit gegenständigen Henkeln, die eine gewisse
Ähnlichkeit mit der schnurkeramischen Amphore
aufweisen, aus der mitteleuropäischen Streit-
axtkultur (Schnurkeramik) Bedenken erwecken.
Leider hat Verf. der Kulturgruppe Vučedol-
Laiabach, der in dieser Frage eine gewisse
Schlüsselstellung zukommen scheint, keine Be-
achtung geschenkt. Jedenfalls ist der Gedanke
nicht von der Hand zu weisen, daß manche
Formen, wie auch die Schnurverzierung, die
an Gefäßen aus Slavonien und dem Lai-
bacher Moor auftritt, von der Schnurkeramik
ausgegangen sind. In der Vučedol-Kultur
sind zudem Gefäße anzutreffen (vgl. Corpus
Vasorum Antiquorum, Jugoslawien, Mus. Bel-
grad, Bd. 1, Taf. 18, 6), die den obengenan-
nten Töpfen eher an die Seite gestellt werden
können als die schnurkeramische Amphore, wie
sie in Mitteldeutschland erscheint. Die Ansicht,
daß das Auftreten von Gefäßformen und Ver-
zierungsweisen, die von den Erscheinungen der
vordarasiatischen-ostmediterranen und band-
keramischen Fundgruppen in Griechenland ab-
stehen, das Eindringen indogermanischer Be-

völkerungselemente in der frühen Bronzezeit bezeugen, haben sich zahlreiche Forscher zu eigen gemacht. Es ist aber fraglich, ob diese ohne weiteres mit den Schnurkeramikern (Streitaxtleuten) im engeren Sinne des Wortes gleichgesetzt werden können, ein Begriff, der an sich einer näheren Umschreibung bedürfte. Naheliegender ist, an Zwischenglieder zu denken, die wieder in Beziehung zur Schnurkeramik standen, wie dies zum Beispiel für die Vučedol-Kultur zutreffen dürfte. Schließlich müssen gegen die Ausführungen des Verf. hinsichtlich der Chronologie Einwände erhoben werden. Die Schnurkeramik kann erst ganz am Ende der Jüngeren Steinzeit, ja vielleicht sogar erst zu Beginn der Bronzezeit, in die Donauländer gelangt sein; dieselbe Übergangsstellung kommt gerade bezüglich ihres Alters der Gruppe Vučedol-Baiabach zu. An ein Auftreten echt schnurkeramischer Elemente in Griechenland vor 2000 v. Zth. ist jedenfalls nicht zu denken, wenn man sich zu der heutigen Auffassung von einem verhältnismäßig späten Beginn der Bronzezeit in Mitteleuropa (etwa 18. Jahrh. v. Zth.) bekennt. Obwohl vom Standpunkte der Vorgeschichtsforschung den Ansichten des Verf. nicht in allen Belangen zugestimmt werden kann, muß diese Veröffentlichung trotzdem wegen der Fülle der gebotenen Hinweise und mancher neuer Erkenntnisse als wertvoller Beitrag zur vorklassischen Besiedlungsgeschichte Griechenlands angesehen werden. Für die Zusammenstellung des einschlägigen Schrifttums wird jeder, der sich mit der Jüngeren Steinzeit und Frühbronzezeit Griechenlands befaßt, dem Verf. aufrichtigen Dank wissen.

Kurt Willbouseder.

Falk W. Zipperer, **Das Habersfeldtreiben**. Seine Geschichte und Deutung. Deutsches Ahnenerbe, Reihe B: Fachwissenschaftliche Untersuchungen; Arbeiten zur indogermanischen Rechtsgeschichte. Heft 1. Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar 1938. 170 S. 8°.

Altbaiern und Altsachsen sind die deutschen Stammesgebiete, in denen germanische Überlieferung in mancher Hinsicht am treuesten bewahrt worden ist. Nicht nur in der germanischen Geldensage — auf dem Gebiete der Rechtsbräuche lassen sich ähnliche Übereinstimmungen nachweisen. So ist es kein Wunder, daß man die merkwürdige und bis in die wissenschaftliche Darstellung hinein von geheimnisvollem Dunkel umgebene Erscheinung des „Habersfeldtreibens“ schon früh mit der westfälischen Feme verglichen hat. Aber alle bisherigen Untersuchungen trankten an einem Mangel: der Lückenhaftigkeit der Quellen und Zeugnisse für diesen eigentümlichen volkhaften Rechtsbrauch. In dieser Hinsicht legt

Zipperers Arbeit zum ersten Male eine vollständige Zusammenstellung vor. Wenn er zunächst die bisherigen Meinungen über das Habersfeldtreiben behandelt, so gibt er diesen anschließend mit den vollständigen archivalischen Belegen erst einen sicheren Grund, oder er entzieht ihnen die Grundlage. Eine statistische und gedankenmäßige Auswertung des so gewonnenen Stoffes gibt ihm Anhaltspunkte für das Verbreitungsgebiet des Brauches, sein Verhältnis zu Gerichtsbezirken, das Ursprungsgebiet und vor allem auch für die Formen, die der Brauch in seiner Ausübung zeigt. Am wichtigsten sind natürlich die Untersuchungen über die innere Verfassung des Habersfeldbundes, den Feldmeister, den Rat und die Geheimsprache. Wenn sich auch über das Alter des Brauches archivalisch kaum etwas Gewisses sagen läßt, so führen seine Formen und gleichläufige Erscheinungen doch mit ziemlicher Sicherheit bis an die Grenze der germanischen Zeit und darüber hinaus in jenes Gebiet, das man den „Kultischen Geheimbünden“ zuweist. Diese Meinung, die durch Höflers und Stumpffs Arbeiten unterbaut ist und ihnen wiederum wertvolle Beiträge gibt, wird durch viele Entsprechungen aus anderen oberdeutschen Gebieten erhärtet. So gewinnen wir aus Zipperers Arbeit das Bild eines solchen Geheimbundes, der aus germanischen Wurzeln erwachsen ist, sich jeweils veränderter politischer Verfassung anzupassen weiß und doch den eigentlichen Ursprungskern bewahrt — ja bei Wiedereintreten ähnlicher Verhältnisse auch ähnliche Ausprägungsformen wie in der Vorzeit wieder gewinnt.

Die stoffliche Sorgfalt sowie der ebenso freie wie kritische Gedankengang machen Zipperers Arbeit, in allem Wesentlichen überzeugend, zu einem wertvollen Beitrag zu unserer rechtlichen Volkskunde, aber darüber hinaus auch zu einem anregenden Buche für jeden Freund unseres Volkstums überhaupt. J. D. Plafmann.

Adolf Helbock, **Deutsche Siedlung**. Wesen, Ausbreitung und Sinn („Volk“, Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, Bd. 5). Max Niemeyer-Verlag, Halle a. d. S. 1938. VIII, 229 S. u. 73 Abb. u. Taf. 8.— RM.

Die deutsche Siedlungsgeschichte ist eine junge Wissenschaft; in zahlreichen Einzeluntersuchungen ist in den letzten Jahren neues wissenschaftliches Material durch sie erschlossen worden. Um so mehr wird man es begrüßen, daß Helbock, ein guter Kenner der deutschen Landesgeschichte, eine systematische Zusammenfassung dieser verschiedenen Forschungen gibt, die zugleich aufs beste in die Probleme und weiteren Aufgaben der Siedlungsgeschichte ein-

führt. Einleitend behandelt H. die wichtigsten Siedlungsformen (Dorf, Stadt, Flecken) und die Methode der Forschung, die er an zwei örtlichen Beispielen, je einem Dorf in Mitteldeutschland und in Voralberg, verdeutlicht. Der Hauptteil des Buches bringt eine Landschaftsschau deutschen Siedelns, bei der die Eigenart der verschiedenen Landschaften wirksam herausgearbeitet ist. Den Abschluß bildet ein kurzer Überblick über die engen Beziehungen zwischen dem Lebensraum und den Lebensformen eines Volkes. Im Anschluß an W. H. Riehl geht H. von dem Unterschied zwischen Feld und Wald als dem Grundproblem der

Siedlungsgeschichte aus. Damit sind in Alt- und Neuland die beiden Grundformen der Siedlung gegeben; „innerhalb dieser großen Spannung liegt die schier endlose Linie der deutschen Lebensform“. H. betont mit Recht, daß wir heute noch kein abschließendes Bild der deutschen Siedlung geben können; viele der behandelten Probleme werden — vor allem nach der volkstümlichen Seite hin — durch die Arbeiten über „Wald und Baum“ eine weitere Klärung erfahren. Durch die sorgfältig ausgewählten Karten und Abbildungen werden H.'s Ausführungen gut veranschaulicht. K. Jordan.

Zeitschriftenchau

Forschungen und Fortschritte, 15. Jahrgang, Nr. 9, 20. März 1939. Conrad Borchling, **Die Friesen und der skandinavische Norden in alterer Zeit**. Lange ist umstritten worden, woher die Nordfriesen stammen. Diese Frage hängt eng zusammen mit der anderen nach der Urheimat des friesischen Stammes überhaupt. Wegen der engen Verwandtschaft der altfriesischen Sprache mit dem Angelsächsischen nahm man eine alte Nachbarschaft der Friesen und Angelsachsen auf der Kimbrischen Halbinsel an. Durch die Ausgrabungen ist jetzt aber festgestellt, daß sich der friesische Volksstamm erst innerhalb der Tierpenzeit im niederländischen Raum entwickelt hat. Es lassen sich zwei Grundbestandteile beobachten, die bei der Stammesbildung mitgewirkt haben: „ein vom Niederrhein herkommender und ein zu Lande aus dem mittleren Hannover nachgerückter.“ Die nordfriesischen Inseln sind erst in späterer Zeit, und zwar, wie Borchling zeigt, im Laufe des 8. Jahrhunderts von Ostfriesland aus besiedelt worden. / **Archiv für Religionswissenschaft**, Band 36, Heft 1, 1939. Mit Beginn dieses Bandes wird das Archiv herausgegeben von Heinrich Harmjan und Walther Wüst. Das erste Heft enthält einen außerordentlich wichtigen Beitrag J. W. Hauer's, **Zum gegenwärtigen Stand der Indogermanenfrage**. Hauer bringt wichtige neue Argumente für die nordwest-europäische Urheimat der Indogermanen und setzt sich sehr gründlich auseinander mit verschiedenen Gelehrten, die in neuerer Zeit wieder für eine asiatische Urheimat

eintraten. Besonders hervorzuheben ist die überzeugende Widerlegung Kopperscher Aufstellungen, die sich bei gründlicher Nachprüfung als sehr oberflächlich und unzuverlässig erweisen. Den letzten Teil seiner ausführlichen Abhandlung widmet Hauer den sprachgeschichtlichen Beiträgen zur Frage der Urheimat der Indogermanen und setzt sich auseinander mit Brandenstein und Mehring. Nur kurz berührt werden die Güntertischen Thesen, mit denen sich ein besonderer Aufsatz, der folgen wird, befassen soll. Neben J. Specht's ausführlicher Arbeit „Sprachliches zur Urheimat der Indogermanen“, die in Ruhns Zeitschrift kürzlich erschien und von Hauer nicht mehr benutzt werden konnte, sind Hauer's Ausführungen der wichtigste neue Beitrag zur Indogermanenfrage, der von niemand, der sich mit dieser Frage beschäftigt, außer acht gelassen werden kann. / **Kieler Blätter**, 1938, Heft 4. Otto Höfler, **Die politische Leistung der Völkerwanderungszeit**. Höfler hebt hervor, daß die Bemühungen der germanischen Altertumskunde seit längerer Zeit mehr den kulturellen Leistungen gegolten haben als den politischen. Er stellt fest: „Auf den Schöpfungen der politischen Gestaltungskraft gerade jener frühgermanischen Zeit beruht bis heute das politische System Europas. Nicht nur die großen germanischen Staatenbildungen Deutschland und England, Schweden, Norwegen und Dänemark stammen aus jenen Jahrhunderten, auch Frankreich und Rußland tragen bis heute Namen alter germanischer Reichsgründungen.“ Es ist bei dieser Sachlage

höchst merkwürdig, daß die politische Leistung des frühen Germanentums im allgemeinen Geschichtsbewußtsein nur in mattem Lichte lebt. Unser Geschichtsbild war lange einseitig humanistisch bestimmt, und der Humanismus sah in der Völkerwanderungszeit eine europäische Katastrophe, beachtete aber nicht den politischen Aufbau, der in dieser Zeit geleistet wurde. Für das humanistische Geschichtsbild ist der Sieg der Germanen ein Untergang, das Ende einer Welt. Die Ordnung wird abgelöst durch das Chaos, die Kultur durch die Barbarei. Das Mensch-Sein im humanistischen Sinne scheint zur Neige zu gehen. Es ist ja der eigentliche, wenngleich nur selten ganz zu Ende gedachte Sinn des Wortes 'humanistisch', daß die wahre Menschlichkeit der Antike vorbehalten wird. Alles andere wird naiv mit dem Ausdruck 'Barbarei' abgetan. Mit dem Wort 'Barbar' wird nicht nur ein Mangel an Formkraft in Dingen der Zivilisation behauptet, sondern, was wichtiger ist, auch ein Mangel des Charakters und der politischen Verantwortung und Gestaltungsfähigkeit: „Der Barbar“ kann nicht Träger großer Geschichte sein — das ist der bedeutendste Sinn dieses Wortes.“ Die Überwindung des Partikularismus und die innerpolitische Verstraffung, beides Voraussetzungen für eine großpolitische Entfaltung eines Volkes, wurden zu unrecht römischen Einfluß zugeschrieben, und zwar entweder dem Einfluß des römischen Imperiums oder dem Einfluß der Kirche. Höfler zeigt in eingehender Untersuchung, daß vielmehr beide Vorgänge, die außenpolitische Konzentration und die innerpolitische Verstraffung auf innergermanischer Entwicklung beruhen. Die Behauptung von der Übernahme der germanischen Staatlichkeit aus der Antike ist nicht mehr aufrechtzuerhalten. / **Jahresbericht für die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft**, Band 261, 1938. Carl Blümlein, **Römisches Kulturleben besonders auf deutschem Boden**. Bericht über das Schrifttum der Jahre 1931—1936. Dieser Bericht ist eine Fortsetzung der früheren Berichte über „Römische Privataltertümer“. Daß diesmal die Mitteilungen aus den nördlichen Provinzen des römischen Reiches besonders zahlreich sind, ist eine Folge der hier besonders eindringlich getriebenen Forscher-

tätigkeit. Dieses Vorwiegen wurde bereits im Titel zum Ausdruck gebracht, um damit der so erfreulich anwachsenden Zahl der Forscher germanischer Vorzeit zu zeigen, „wie gern die ‚römisch-germanische Forschung‘ bereit ist, ihnen in jeder Weise in die Hände zu arbeiten“. Die besprochenen Arbeiten sind in der Tat z. T. auch für den Germanenforscher von Bedeutung, weshalb wir hier auf diesen gründlichen und umfangreichen Bericht hinweisen. / **Rasse**, 6. Jahrgang, 1939, Heft 3. Einar Vaaben, **Grundtvig, eine bedeutende Gestalt der dänischen Glaubensgeschichte**. Vaaben hebt hervor, daß eine dänische Glaubensgeschichte erst noch geschrieben werden muß, eine ihrer wichtigsten Gestalten ist R. F. S. Grundtvig. Grundtvig bedeutet die Hinwendung zum germanischen Mythos; man konnte mit Recht von einer heidnischen Linie bei Grundtvig sprechen, wenn er dann auch den Versuch gemacht hat, den nordischen Glauben und die christliche Religion zusammenzuschweißen. Vaaben stellt fest: „Dies gelang ihm nicht, und wir stehen glaubensgeschichtlich vor der Aufspaltung des Grundtvigianismus.“ / **Eigen Volk**, Jahrgang 11, 1939, Januarheft. A. C. Banning, **Das Wappen von Groenlo** (Het wapen van Groenlo). Im 18. Jahrhundert stand in Groenlo ein „Baum mit drei Kronen“, also ein dreistufiger Dorfbaum. Das Stadtwappen des 17. Jahrhunderts zeigt einen zweistufigen Baum. Diese Mitteilung ist die erste Antwort auf die Rundfrage der Zeitschrift „Eigen Volk“ (Haarlem, Holland) nach „mehrkronigen Bäumen“. Diese Rundfrage ist sehr erfreulich und wird vermutlich noch manches ergeben; die Verbreitung und Bedeutung des dreistufigen Dorfbaumes hat Mözinger in unserer Zeitschrift (Mai- und Dezemberheft 1938) eingehend untersucht. / **Mecklenburg**, 34. Jahrgang, 1939, Heft 1. Dieses Heft ist Richard Wossidlo zu seinem achtzigsten Geburtstag (26. Januar 1939) gewidmet. Es gibt einen Einblick in die reiche volkstümliche Arbeit Wossidlos, die seine Heimat Mecklenburg betrifft, aber darüber hinaus für die gesamtdeutsche Volkskunde von großer Bedeutung ist. Es enthält Aufsätze von Otto Lauffer, Max Dreher, Fr. Buddin, Johann von Leers u. v. a. D. Guth.

Ahnenerbe - Germanenkunde

Jahrestagung der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“
zu Kiel vom 30. Mai bis 4. Juni 1939

(12. Germanenkundliche Tagung der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“)

Vorläufige Tagungsfolge:

Dienstag, 30. Mai

20.30 Uhr: Aula der Universität, Begrüßung der Tagungsteilnehmer

Begrüßung und Eröffnungsansprache

Prof. Dr. Walther Wüst, München, Kurator des „Ahnenerbes“.

Politik und Wissenschaft

Prof. Dr. Paul Ritterbusch, Rektor der Universität Kiel

Mittwoch, 31. Mai

9.30—10.15 Uhr: Die Aufgaben unserer wissenschaftlichen Gemeinschaftswerke

Prof. Dr. Heinrich Harmjan, Frankfurt a. M.

10.30—11.15 Uhr: Sinnbilder im vorgegeschichtlichen Ornament

Prof. Dr. Gustav Schwantes, Kiel

11.30—12.15 Uhr: Die Beziehungen zwischen der Ostmark und dem Norden. (Unter besonderer Berücksichtigung der Sinnbildforschung)

Dozent Dr. Richard Wolfram, Wien

13.15 Uhr: Gemeinsames Mittagessen (Seeburg)

15.30—16.15 Uhr: Altpersisch tadara, ein Beitrag zur Aufgabe „Wörter und Sachen“

Prof. Dr. Walther Wüst, München

16.30—17.15 Uhr: Ahnenverehrung (Grab, Sippengedanke, Heiligtum)
17.45—18.30 Uhr:

Dr. Ranke, Kiel

Eröffnung der Ausstellungen:

1. Das Luftbild im Dienst der Dannewerk-Forschung
2. Die Holzbauten von Hattshabu in Plan und Bild
3. Ergebnisse der Landesaufnahme: Methodik, Siedlung, Heerwege
4. Die nordischen Fresken im Dom zu Schleswig
5. Die Schrifttumsarbeit des „Ahnenerbes“

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.
Goethe

19.00 Uhr: Gemeinsames Abendessen (Seeburg)

Donnerstag, 1. Juni

9.30—10.30 Uhr: **Ortung und Seefahrt**

Dr. e. h. Otto Sigfrid Reuter, Buchting b. Bremen

10.40—11.15 Uhr: **Arbeitsbericht der Ostmark**

Dozent Dr. Kurt Will-vonfeder, Wien

11.25—12.00 Uhr: **Die Scheibe von Thorsberg**

Dr. Werner, Frankfurt

★

13.15 Uhr: **Gemeinsames Mittagessen (Seeburg)**

★

15.30—15.50 Uhr: **Die Manerner Höhlen und ihre Bedeutung für die Stufeneinteilung der Altsteinzeit, ihre kunstgeschichtliche und mythologische Bedeutung**

Dr. Alfien Bohmers, Mauern, und Dr. Rudolf Schürumpf, Berlin

16.20—16.40 Uhr: **Die Faustkeilsunde der Grabung Bodsteinschmiede**

Prof. Dr. Weikel, Lötzingen

16.45—17.05 Uhr: **Eiszeitklima und älteres Paläolithikum in Nordwestdeutschland**

Prof. Dr. Karl Gripp, Kiel

17.15—17.35 Uhr: **Ahrensburg und Dyingby**

Alfred Rust, Ahrensburg b. Hamburg

17.40—18.00 Uhr: **Entstehung des nordischen Kreises in der mittleren Steinzeit**

Dr. Hermann Schwabedissen, Kiel

★

18.00—19.00 Uhr: **Vorbereitung über Schaffung einheitlicher Zeichnungen für Zeitstufen und Fundgruppen der älteren und mittleren Steinzeit**

★

19.00 Uhr: **Gemeinsames Abendessen (Seeburg)**

★

20.30—21.30 Uhr: **Brauchungsgruppen in Schleswig-Holstein**

Dozent Gustav Fr. Meyer, Kiel

Freitag, 2. Juni

9.30—9.55 Uhr: **Die Bedeutung Birka für die Ostsee**

Dr. Holger Arbman, Stockholm

10.00—10.20 Uhr: **Die völkerwanderungszeitlichen Funde in Ostdeutschland und die Frage der Westgermanen**

Dr. Ernst Petersen, Breslau

10.25—10.45 Uhr: **Die Wikingerfunde in Ostpreußen**

cand. praehist. Bernt von Zur-Mühlen, Königsberg

10.50—11.10 Uhr: **Das Wikinger-Gräberfeld von Elbing und die Lage Trusjos**

Dr. Werner Reugebauer, Elbing

11.15—11.35 Uhr: **Die Grabungen in Wollin und der Stand der Jomsburg-Forschung**

Dr. Karl Wilde, Stettin

11.40—12.00 Uhr: **Beziehungen zwischen Skandinavien und der deutschen Ostseeküste im Lichte der Sagenforschung**

Dr. Jaenichen, Breslau

★

13.15 Uhr: **Gemeinsames Mittagessen (Seeburg)**

★

15.30—15.50 Uhr: **Herstellungsorte und Datierung der karolingischen Keramik im Rheinland**

Dr. Ludwig Haffong, Trier

16.00—16.20 Uhr: **Das Siedlungsgebiet der Sachsen und Friesen im 8. und 9. Jahrhundert**

Dr. Karl Hude, Breslau

16.30—17.00 Uhr: **Die Ostpolitik Heinrichs I.**

Dr. J. Otto Pfaffmann, Berlin

17.10—17.30 Uhr: **Die Ausgrabungen der Königspfalz Heinrichs I. zu Werla**

Dozent Dr.-Ing. Martin Rudolph, Braunschweig

17.35—18.00 Uhr: **Die Bedeutung der Gußformen in Haithabu**

Dozent Dr. Herbert Januhn, Kiel

★

19.00 Uhr: **Gemeinsames Abendessen (Seeburg)**

★

20.15 Uhr: **Kameradschaftsabend im Festsaal der Seeburg**

Sonnabend, 3. Juni

Fahrt zu wichtigen Grabungs- und Fundstätten in Schleswig-Holstein

Folgende Besichtigungen finden statt:

Neumünster: Das Museum germanischer Trachten — Loddstedter Lager: Querschnitt durch den Heerweg — Reisen: steinzeitlicher Hügel mit sächsischen Nachbestattungen — Ikehoe: Galgenberg, Burg (fränkische Burg Esesfeld) — Raalsburg (sächsische Burg, voraussichtlich Neugrabung) — Krinkberg (fränkischer Turmhügel am Heerweg mit Grabung) — Schenefeld: Karolingische Missionskirche — Hademarschen: Megalithgrab — Albersdorf: Hügelgräber der Bronzezeit, Besichtigung des Bruttamps (Großsteingrab) — Heide: Heimatmuseum.

Das Mittagessen wird in Ikehoe eingenommen, das Abendessen in Heide. Die Übernachtung ist in Heide vorgesehen.

Sonntag, 4. Juni

Fortsetzung der Besichtigungs-Fahrt

Besichtigungen: Stellerburg: neue Ausgrabung — Lunden: Bauernfriedhof — Heerweg westlich Jagel: Fahrt auf dem Heerweg — Roggen (ein Wallschnitt und Grabhügel) — Dannewerk: Dannewerk — Haddeby: Haithabu — Süderbrarup: Thorsberger Mor und Thinghügel, Besichtigung des aufgedeckten Urnenfeldes, Heilige Quelle — Schleswig).

Mittag- und Abendessen werden in Schleswig eingenommen. Von Schleswig aus treten die Tagungsteilnehmer, soweit sie nicht an der Fahrt nach Sylt am 5. Juni teilnehmen, die Heimreise an.

20.30 Uhr: Empfang durch den Bürgermeister der Stadt Schleswig und Ausklang der Tagung.

Montag, 5. Juni

Sonderveranstaltung: Fahrt nach Sylt

Da zur Zeit auf Sylt besonders wichtige Ausgrabungen stein- und bronzezeitlicher Grabhügel durchgeführt werden, findet eine Sonderfahrt zu den Fundplätzen statt. Hierbei wird es auch möglich sein, die sonstigen reichen Denkmäler der Insel zu besichtigen.

Weitere Einzelheiten enthält die endgültige Tagungsfolge, die wir anzu fordern bitten durch:

Das Ahnenerbe

Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16

Ruf: 897721

Das Glück, von dem die Mitglieder einer Familiengruppe sich in den Schwierigkeiten des Lebens getragen fühlen, hat einen tiefen und geheimnisvollen Ursprung. Man kann die germanische Familie mit einem Baum vergleichen, der seine Zweige weit über die Erde ausbreitet, mit seinen Wurzeln aber dem fruchtbaren Boden fest verbunden ist. Denn die Familie lebt sowohl oberhalb der Erde wie unter ihr. Die schmucke, weit in der Runde sichtbare Krone wird von den Lebenden gebildet, die im Licht der Sonne ihre Tätigkeit entfalten. Doch gleich wie der Baum seinen Saft zieht aus dem dunklen Boden, so wird auch die Familie durch Kräfte genährt, die ihr aus der Unterwelt zufließen. Die Familie ist die Einheit, die die Toten und Lebenden gleichermaßen umfaßt; alle ohne Unterschied sind die Träger der Kräfte der Familie, die auf Glück und Gedeihen hinwirken. Die Lebenden festigen das Band mit den Abgeschiedenen, indem sie ihrer durch Opfer gedenken und sie in unablässiger Verteidigung der Familienehre beschirmen. Die Toten ihrerseits erfreuen sich des Besitzes größerer Weisheit als den Sterblichen beschert ist. Und so unterstützen sie ihre Blutsverwandten über der Erde durch ihren heilsamen Rat und durch warnende Weissagungen, die sich in Traum und Ahnungen offenbaren.

Jan de Vries, Die Welt der Germanen

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Haupt-
schriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. M. 3. Bj.: 12 300. Druck:
Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin O2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

Juni

Heft 6

Die zwölfte germanenkundliche Tagung in Kiel

Wenn es die Aufgabe der neuen völkischen Wissenschaft ist, jegliche Forschung auf das eigene Volk zu beziehen und, sofern die Forschung unmittelbar das deutsche Volk selbst betrifft, sie in steter enger Fühlung mit dem völkischen Leben selbst zu treiben, so gewinnt die Wahl bestimmter Landschaften und Stätten für wissenschaftliche Tagungen eine ganz besondere Bedeutung. Denn so weit wir die Beschäftigung mit der germanischen Vergangenheit zurückverfolgen können, bis in die Zeit des „nationalen Humanismus“ hinein, immer finden wir, daß die Gründer unserer höchsten Werte im Vätererbe durch heimatliche Überlieferungen und durch Heimatliebe zu ihrem Denken und Forschen angeregt worden sind. Und es hat sich immer wiederholt: wenn eine Wissenschaft auf dem Wege war, eine papierene und volksfremde Angelegenheit zu werden, so sind die neuen und lebendigen Antriebe immer aus der deutschen Landschaft und von solchen Männern hergekommen, die mit dieser Landschaft durch eine besonders enge innere Beziehung verbunden waren. Denn es ist nun einmal so: eine Forschung, die sich immer nur zwischen den hohen Deichen des Spezialismus hinbewegt, verbaut sich mit diesen Deichen selbst den Ausblick auf das weite und grüne Land, zu dessen Wohle sie ja eigentlich fließen und strömen soll. Und eine „Germanistik“, die sich nur mit dem zu Papier gewordenen Forschungsstoffe beschäftigt, hat freiwillig darauf verzichtet, Beziehungen zum Leben selbst herzustellen und alte Quellen wieder zum Fließen zu bringen.

Es war ein Lebensgesetz der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte und des „Ahnenerbes“, daß sie von allem Anfang an die lebendige germanische Landschaft wieder zum Schauplatz germanischen Denkens und Fühlens gemacht haben — nicht um nach Hainbündart ossianisch zu schwelgen und sich von Wunschbildern umgaukeln zu lassen, sondern um alles Wissen und Forschen wieder dort seinen Ausgang nehmen zu lassen, wo das zu Erforschende gelebt und erlebt worden ist. Aus der Wahl und dem Wechsel der Landschaft ergibt sich schon von selbst ein Nacherleben uralter Bewegungen und Beziehungen, in der Verschiedenartigkeit der germanischen Lebenszeugnisse kommt schon die Vielgestaltigkeit germanischen Lebens zum Bewußtsein; und in der Mannigfaltigkeit auch die Dauerhaftigkeit des Grundtones. So hat uns bei den elf bisherigen Jahrestagungen jede Landschaft etwas von ihrem germanischen Geiste vermittelt; die Ösningmark steht immer wieder unter dem Zeichen des Schwertes Armins und der Be-

freierung Germaniens am Wechsel der Zeitalter; im Harzlande spürten wir etwas vom Geiste König Heinrichs, mit dem Deutschland wieder germanisch geworden ist; und im heffisch-pfälzischen Gau wird Nibelungenüberlieferung in Bauten und Landschaft sichtbar und lebendig.

Aber all diese germanischen Landschaften weisen, wenn man auf den Wegen zurückwandelt, auf denen sie germanisch geworden sind, rückwärts in die uralte Völkerheimat an Nord- und Ostsee, zu der die innere Verbindung, mochte sie nun jeweils bewußt sein oder nicht, niemals abgerissen ist. Denn immer wieder wanderte Kunde und Sage von denen, die einst ausgezogen waren, in dieses Land zurück: die Kunde von dem ruhmreichen Ende der Burgundenfürsten im Wormser Gau; die Sage vom lichten Siegfried und seinem Drachenkampfe und die wunderbar zur Sage erhobene Geschichte des Dietrich von Bern oder von dem Langobardenkönig Alwin, dessen Ahnen vor Zeiten von hier ausgezogen waren. Zu diesen im lichten Nebel der Sage schimmernden Erinnerungen aber kamen höchst wirkliche und greifbare Rückbeziehungen; wenn etwa die erste westfälische Hanse im Bunde mit einem mächtigen Herzog jene bald so mächtige Handelsstadt an der Ostsee schuf, die für Jahrhunderte den Mittelpunkt germanischer Seemacht wieder in die alte Urheimat der Germanen auf dem „kimbrischen Rade“ verlegte. Sie trat die Erbschaft jenes berühmten Hainthabu an, in dem König Heinrich, der das Reich bis an die Oder und die Schelde erweiterte, den Brückenkopf zwischen Nord- und Ostsee und zwischen Nordgermanien und Südgermanien besetzte.

Und eine — oft heiß umkämpfte — Brücke zwischen Nordgermanien und Südgermanien ist dieses Land immer geblieben, bis auf den heutigen Tag. Über diese Brücke sind Einflüsse jeglicher Art hin und wieder gegangen; oft leidenschaftlich verneint und ebensooft leidenschaftlich bejaht. Aber ein Rückblick auf tausend Jahre läßt erkennen, daß beide Teile bei diesem Hin und Wieder unendlich gewonnen haben. Diese Schicksalsstellung brachte es denn auch mit sich, daß bis auf den heutigen Tag Macht und Größe oder Abstieg und Verfall des südgermanischen Reiches an der Geschichte dieses Landes und seiner Städte abzulesen sind, wie in kaum einem anderen Gau. Das erste Reich hatte in Hainthabu seinen ersten und in Lübeck seinen zweiten mächtigen Ostseehafen; das zweite Reich, in den um Schleswig-Holstein beginnenden Einheitskriegen geschaffen, machte Kiel zum Kriegshafen des Deutschen Reiches; und im Dritten Reich hat die ruhmvoll wiedererstandene deutsche Flotte hier erneut ihren größten Hafen, dessen Reichweite wie in der ältesten Zeit weithin über Nord- und Ostsee geht.

Kiel und die Nordmark sind uns Freunden der germanischen Vergangenheit in den letzten Jahrhunderten noch mehr geworden. Der kräftige Aufschwung, den die Germanenkunde vor hundert Jahren nahm, ist zum guten Teil von jenen nordmärkischen Forschern ausgegangen, die mit dem stammverwandten Norden und seinen ungebrochenen germanischen Überlieferungen in enger Fühlung standen. Ein Name wie der von Karl Müllenhoff ist aus der Geschichte der Germanenkunde überhaupt nicht mehr fortzudenken; und auch heute wieder lehren und wirken dort Männer, deren Namen immer mit dem mächtigen Aufschwung der Germanenkunde in unseren Tagen verbunden bleiben wird. Hier ist der Einfluß der Landschaft und ihres gewaltigen Reichtums an germanischen Lebenszeugnissen gar nicht abzuschätzen. Wer einmal das Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel besucht hat, der hat staunend vor dieser Fülle gestanden, mit der man eine ganze Reihe kleinerer Museen zu reichen Sammlungen machen könnte. Das Wesentlichste aber sind die Denkmäler, die die Landschaft selbst birgt und die hier, wie nur in wenigen anderen Gauen, Bestandteile der gesamten vollhaften Überlieferung sind. Es ist ältestes germanisches Kernland, in dem wir uns dieses Jahr zur zwölften germanenkundlichen Jahrestagung treffen. Das Erlebnis dieser Landschaft soll uns wiederum zum reichen Erlebnis germanischen Geistes werden.

Platzmann.

Nordelbingen und die fränkischen Eroberungsversuche aus dem Beginn des 9. Jahrhunderts

Von H. Januhn, Kiel

Die Eroberung des sächsischen Stammesstaates und seine allmähliche Eingliederung in das fränkische Reich vollzog sich nicht auf einmal, sondern in einzelnen Abschnitten. Bald nach 790 kann die Eingliederung des westelbischen Sachsengebietes als abgeschlossen gelten, und auch die Aufstandsversuche aus der Mitte der neunziger Jahre brachten keine Aufhebung der fränkischen Herrschaft. Nur ein Gebiet hatte seine Selbständigkeit noch bis zu diesem Zeitpunkt hin bewahrt, nämlich der Teil des Sachsenstammes, der rechts der unteren Elbe im westlichen Holstein wohnte, also das Gebiet, das uns als Nordelbingen bekannt ist. Ihnen verbündet war ein kleines Gebiet westlich der Elbmündung, der Gau Wigmodien, der diesen letzten Widerstand mit trug. Gemessen an der Größe des westelbischen Gebietes, mochte dieser kleine Rest unbedeutend erscheinen, und seine Einglie-

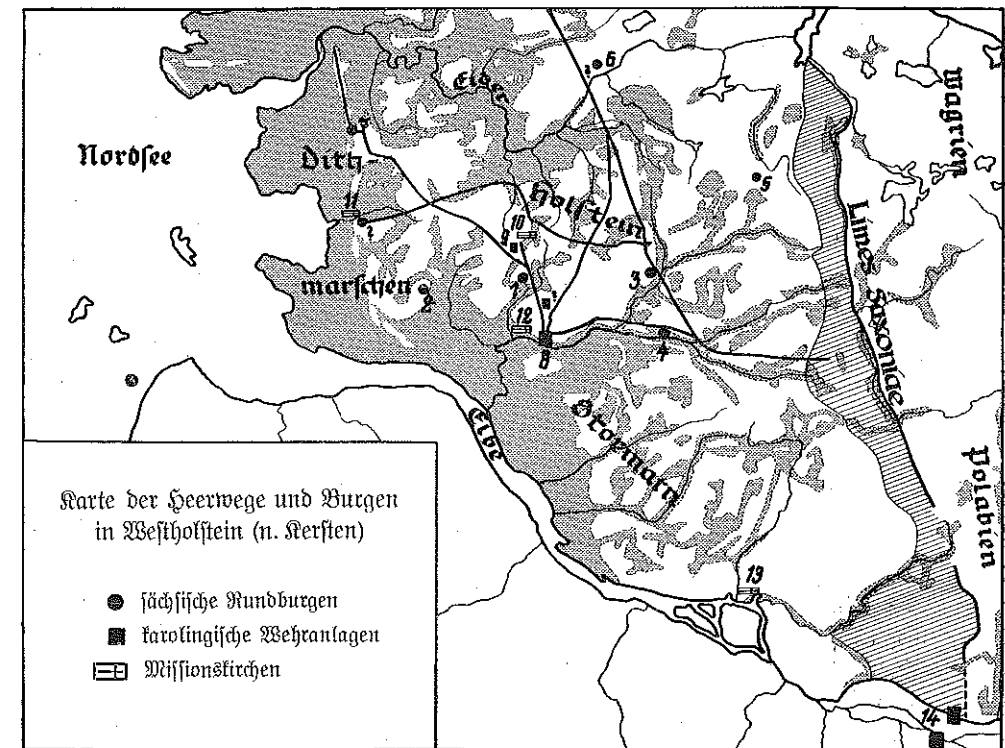


Abb. 1. Karte der Heerwege in Westholstein, der sächsischen und fränkischen Wehranlagen und der karolingischen Missionskirchen

1. Raabsburg. 2. Bilsenbürg. 3. Burg von Bilsenbüren. 4. Burg von Bilsenbüren. 5. Einfelder Schanze. 6. Rendsburg. 7. Stellerburg. 8. Aghoe. 9. Krinitz. 10. Schenefeld. 11. Melbör. 12. Heiligenstedten. 13. Hamburg. 14. Elbürgang bei der Göttemburg.

rung nur eine Frage der Zeit sein. Praktisch aber hatte der Raum zwischen Elbe und Eider eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß er in dem nördlich anschließenden dänischen Machtbereich an der Schlei eine gewisse Rückendeckung hatte. Dieser sich damals gerade festigenden Wikingerherrschaft um die innere Schlei konnte ein Übergreifen der fränkischen Militärmacht nach Nordelbingen nicht gleichgültig sein, war doch damit auch das Gebiet an der Schlei, also gerade der Übergang von der Ost- zur Nordsee, der den Kern dieser

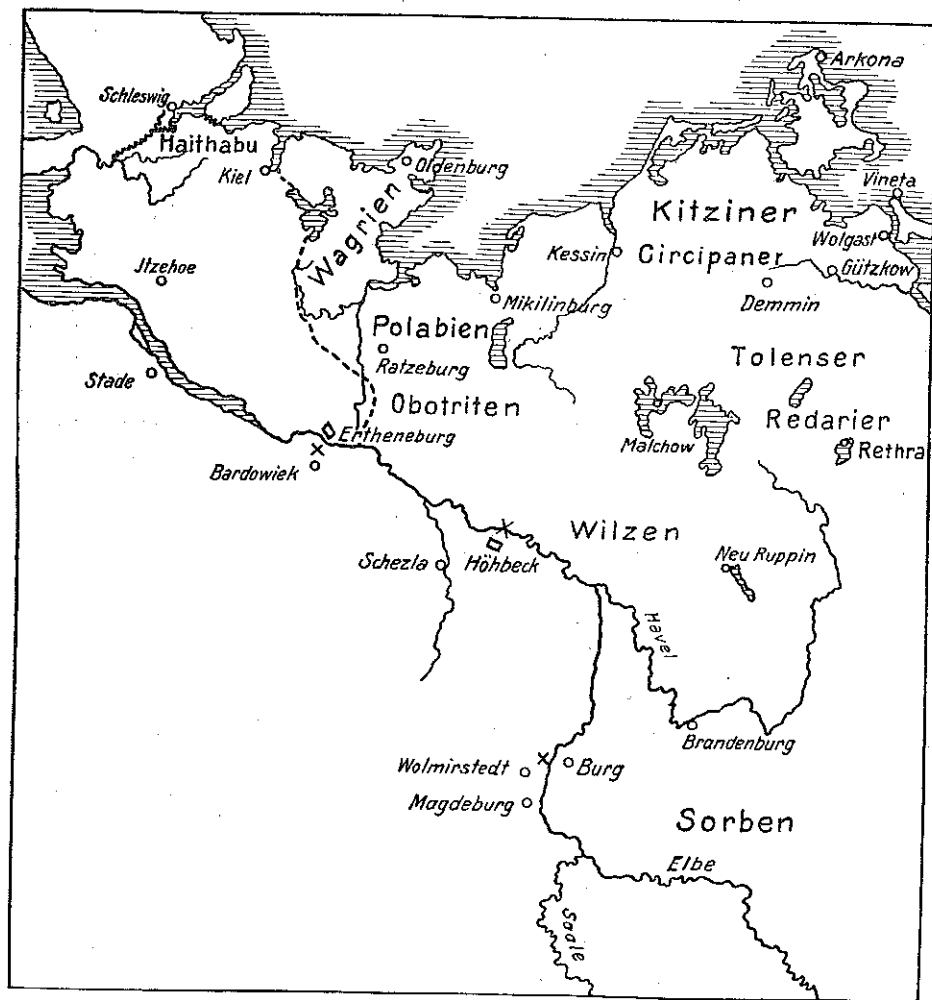


Abb. 2. Karte der durch Karl dem Großen gesicherten Elbübergänge (nach Schuchhardt)

dänischen Herrschaftsbildung ausmachte, in unmittelbare Nähe des Frankenreiches gerückt. So gewinnt dieser Kampf um das nordelbische Gebiet eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß es sich hier nicht nur um die Eingliederung eines kleinen sächsischen Restgebietes handelt, sondern daß mit dem Übergreifen über die Elbe das Frankenreich in eine andere Interessensphäre eingriff und automatisch neue Gegner auf den Plan rief.

So mag es gestattet sein, diesen Teil des Kampfes um die Niederringung des sächsischen Widerstandes als eine besondere Phase des großen Ringens zu betrachten. Die militärische Lage im westholsteinischen Gebiet war durch zwei Faktoren gekennzeichnet. An der Südgrenze der Elbe bestand ein gesichertes Aufmarschgebiet für einen fränkischen Vorstoß nach Norden. Zwei Übergänge scheinen hier seit altersher von großer Bedeutung gewesen zu sein, der Übergang von Bardowik über Artlenburg zur Ertheneburg und die Fährstelle von Stade über die Elbe in die Stör bis nach Jzehoe, wo sich drei große Heerwege treffen (Abb. 1). Der zweite Faktor, der die militärische Lage des nordelbischen Sachsengebietes bestimmte, war seine Umklammerung im Osten durch slawisches Gebiet durch die Stämme der Wagrier und Polaben. Die Slawenstämme hatten in der ganzen Auseinandersetzung zwischen dem fränkischen Universalreich und dem sächsischen Stammesstaat

die Rolle eines Verbündeten Karls des Großen gespielt und ihm dadurch die Möglichkeit gegeben, das Sachsengebiet auch von der zweiten Seite her, nämlich auch von Osten anzugreifen.

So mußte sich jede auf Verteidigung gegen das fränkische Reich gerichtete Politik des nordelbischen Sachsengebietes gegen zwei Seiten sichern, gegen Süden und gegen Osten. Ein Angriff auf die Westseite des Stammes, das heißt auf die Westküste von Dithmarschen, war wegen des Fehlens einer fränkischen Flotte nicht zu befürchten. Dagegen war die Nordgrenze wieder offen, die Seite des sächsischen Stammesgebietes also, die im wesentlichen durch die Eider begrenzt wurde und im Norden als Nachbargebiet den dänischen Machtbereich an der Schlei, im Nordwesten vielleicht damals schon nordfriesischen Siedlungsraum hatte. Auch hier waren es zwei Punkte, über die ein Zugang nach Nordelbingen möglich war, einmal der Übergang des großen nord-südlichen Heerweges über die Eider in der Gegend von Rendsburg, und zweitens das Gebiet an der Eidermündung etwa bei Lunden-Behe. Hier zieht sich durch die Marsch eine schmale, sandige Nehrung bis fast an die Eider heran und bietet eine ausgezeichnete Möglichkeit, trockenen Fußes und ungefährdet durch die Schwierigkeiten des Hochwassers in der Marsch in das sächsische Siedlungsgebiet der norderdithmarscher Geest einzudringen (Abb. 1). Ob dieser bei Behe an die Eider kommende Weg sich nach Norden zu durch Nordfriesland fortsetzte und etwa an den westlichen Ohsenweg angeschlossen, das heißt, ob hier eine Fährstelle ähnlich der zwischen Jzehoe und Stade bestand, oder ob es sich dabei lediglich um einen von der See leicht zugänglichen Eiderhafen Dithmarschens handelt, läßt sich vorläufig noch nicht übersehen. Ob zwischen diesen beiden Einfallstoren nach Nordelbingen weitere Übergänge über die Eiderniederung von größerer Bedeutung bestanden, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit sagen. Wahrscheinlich ist ein solcher Übergang an der Stelle zu suchen, die in späterer Zeit den Namen „Holstentor“ trug. Die östliche Begrenzung des sächsischen Siedlungsgebietes, das heißt also der Raum, in dem sich das Sachsentum gegen die Slawen absetzt, ist nicht durch natürliche Verhältnisse bedingt. Seit altersher, etwa seit dem 3. und 4. Jahrhundert, bestand auf einer von der Elbe bis nach Kiel in nord-südlicher Richtung verlaufenden Linie eine alte Stammescheide zwischen zwei germanischen Stämmen, von denen der östliche, in Holstein siedelnde, enge Beziehungen zum Gebiet der Elbslawen hatte. Nach Abzug dieses östlichen Stammes scheinen in den allmählich menschenarm werdenden Siedlungsraum fremde Elemente eingeströmt zu sein, in denen wir Slawen sehen können. Wann die Slawen in dieses Gebiet eindrangten, ist heute noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Weder archäologische noch historische Quellen sind bekannt, die ein Eindringen viel vor 800 wahrscheinlich machen. Man muß wohl annehmen, daß kurz vor 800 das slawische Element in nennenswerterem Umfang dieses Gebiet erreichte. Als Trennungslinie lag zwischen den beiden verschieden besiedelten Gebieten Ost- und Westholsteins der breite Sanderrücken, der seit jeher als siedlungsfeindlich sich erwiesen hatte, und der mit seinen großen Heidegebieten und Mooren wohl auch bis zu einem gewissen Grade verkehrsfeindlich war. An welcher Stelle dieser Sander durch alte Wege gequert wurde, ist noch nicht ganz sicher. Wahrscheinlich gibt ein Teil der später aus dem Mittelalter bekannten Straßen den Verlauf älterer Verbindungen an. Wie alt aber diese Wege im einzelnen sind, läßt sich nur dort ermitteln, wo diese Straßen schon zu spätsächsischer Zeit durch Burgen abgeriegelt waren. Danach zu urteilen, bestand eine große Hauptverbindung, die über die Segeberger Heide am Brahmantale entlang gehend und dann weiter an der Stör entlang führend nach Jzehoe ging, und eine zweite sich davon abzweigende Linie, die das Störthal in der Nähe des Einflusses der Schwale in die Stör bei dem Ort Willenscharen überquerte und dann an den großen nord-südlichen Heerweg Anschluß gewann. Ob noch weitere Straßen schon in spätsächsischer Zeit vorhanden waren, ist unbekannt. Das ganze reifliche

Abb. 3a. Luftbild von Tjeboe
Aufn. Stabia Luftb. Sec.
Freigeg. M.L.M.

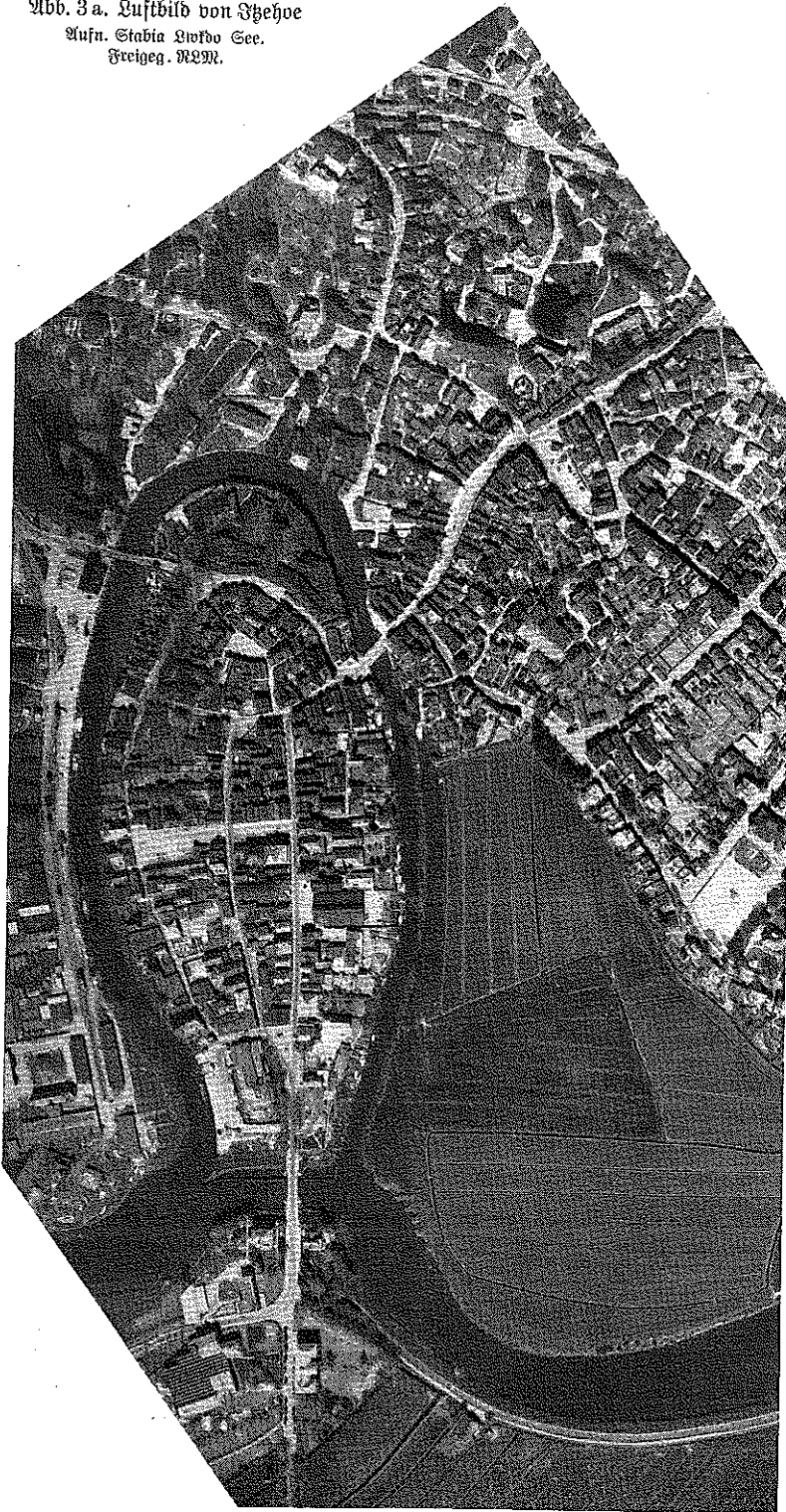
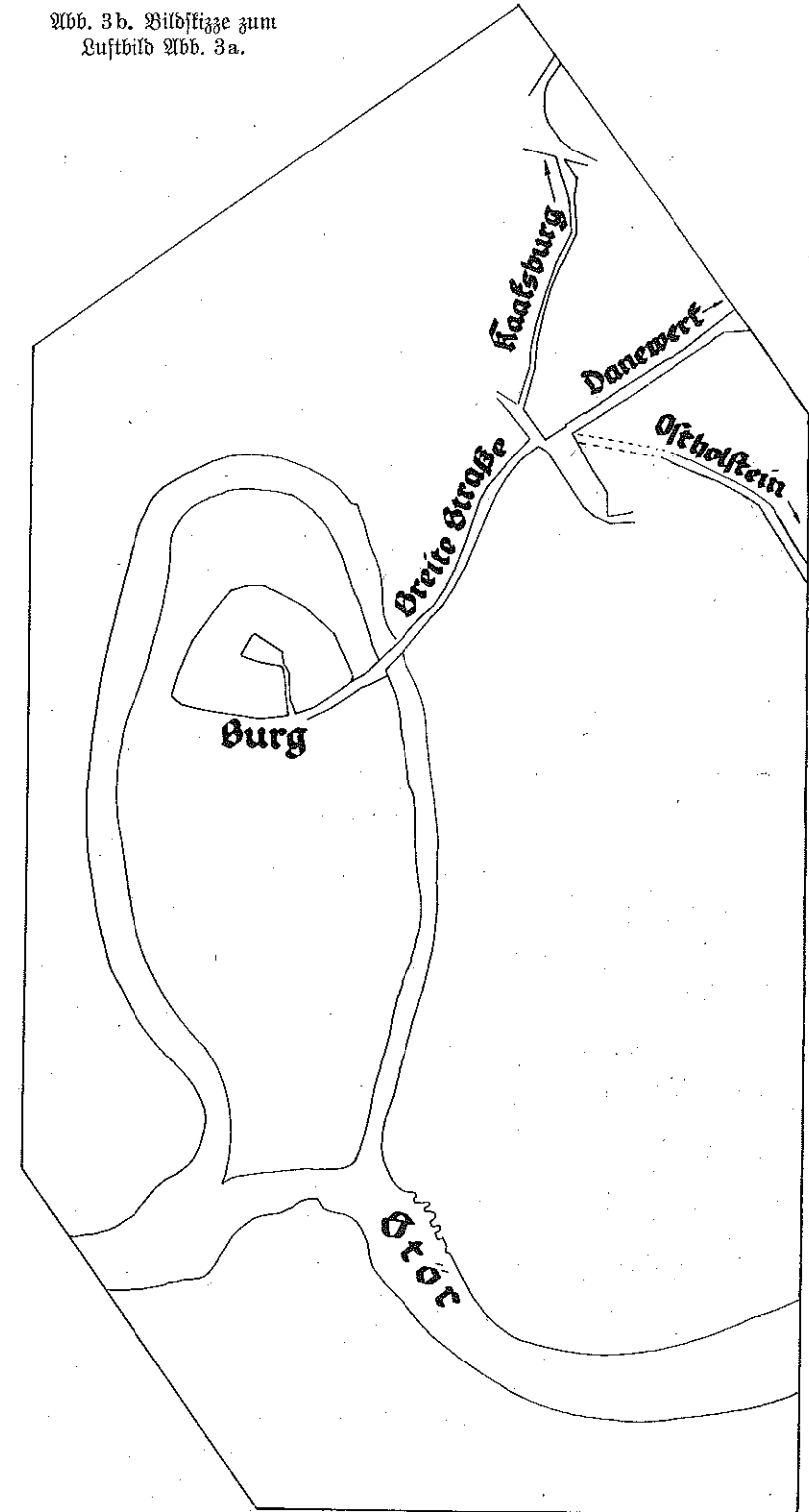


Abb. 3b. Bildfigge zum
Luftbild Abb. 3a.



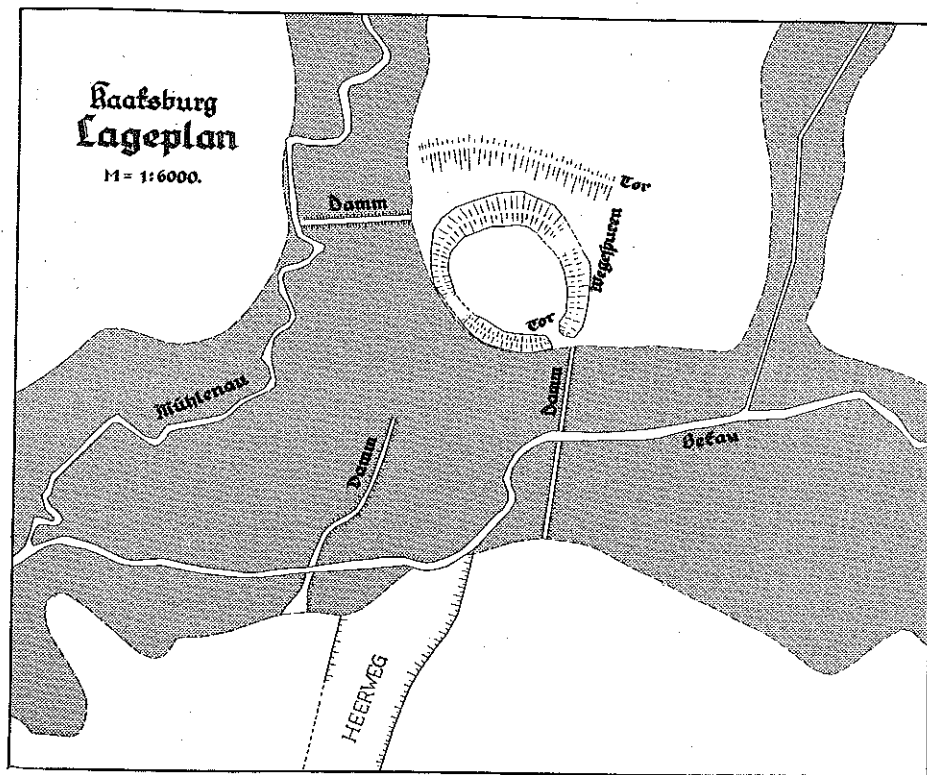


Abb. 4. Plan der Haabsburg

Sachsengebiet ist also im Süden und Osten umschlossen von seinen Gegnern, im Norden begrenzt durch ein Gebiet, das zeitweilig verbündet oder wenigstens neutral war, und im Westen geschützt durch das Meer, das allerdings nur gegen fränkische Eroberungspläne sicherte, nicht aber gegen die damals stark auflebenden Wikingerzüge.

Für die fränkische Politik hatte dieses Gebiet seinen Wert besonders dadurch, daß mit der Eingliederung auch dieses Teiles in das Frankenreich die Zufluchtsstätte sächsischer Freiheitskämpfer unter fränkische Kontrolle kam. Dem stand gegenüber die Tatsache, daß mit dem Vorstoß nach Nordelbingen das Frankenreich in eine direkte Berührung mit dem nordgermanischen Interessengebiet kam. Die fränkische Politik gegenüber Nordelbingen beschränkte sich zunächst mehr auf Demonstrationen und vorübergehende Vorstöße, die möglicherweise zur Brechung eines bestimmten Widerstandes genügten, keineswegs aber eine endgültige Eingliederung dieses Gebietes im Gefolge hatten. Die Ausgangspunkte für diese fränkischen Vorstöße nach Norden sind uns noch nicht sicher bekannt. Es bestand wahrscheinlich schon ein befestigter Übergang bei der Ertheneburg, der als nördlichster der drei Elbübergänge für Karl den Großen (Wolmirstedt, Lenzen, Artlenburg) eine große Bedeutung auch als Operationsbasis gegen das slawische Gebiet besaß (Abb. 2). Während Wolmirstedt den Übergang nach dem Gebiet der Sorben deckte, sicherte der Übergang bei Hübels-Lenzen die Anmarschstraße in das Gebiet der Wilzen. Der Übergang von Artlenburg dagegen richtete sich nicht nur gegen die Obotriten, sondern war an der Stelle angelegt, wo das obotritische, in diesem Falle das polabische Gebiet an das sächsische stieß. So bestand von Artlenburg aus nicht nur die Möglichkeit gegen die Obotriten vorzustößen, sondern auch von Südosten her gegen die Sachsen vorzugehen; und schließlich bot dieser Übergang auch die Gelegenheit, das sächsische und das slawische

Gebiet voneinander zu trennen, für den Fall, daß einmal die politische Konstellation im Raume nordöstlich der Elbe eine andere werden sollte. Einen gewissen Wendepunkt in der karolingischen Politik gegenüber dem nordelbischen Sachsengebiet bedeutet der Vorstoß dorthin im Jahre 804. In diesem Jahre hatte die fränkische Operation nördlich der Elbe nämlich Truppenzusammenziehungen im Gebiet der Schlei zur Folge, rief also den Gegner auf den Plan, der von jetzt ab bei allen fränkischen Maßnahmen nördlich der Elbe entscheidend interessiert war. Über die militärischen und politischen Erfolge des Jahres 804 sind wir nicht genau unterrichtet. Das eine aber war offensichtlich geworden, daß hier ein neuer Gegensatz aufbrach, der im Norden verkörpert war durch die Gestalt eines dänischen Wikingerkönigs Göttrik, und dieser Gegensatz hat die weitere fränkische Politik nördlich der Elbe maßgeblich bestimmt. Welche Beweggründe Göttrik bei seinem weiteren Vorgehen geleitet haben, wissen wir nicht; wir sind hier nur auf Vermutungen angewiesen, die Erklärungen für sein Vorgehen zu geben versuchen. Dieser politische Gleichgewichtszustand nördlich der Elbe wurde von dänischer Seite gebrochen durch einen Vorstoß im Jahre 808 in das Gebiet der mit dem Frankenreich verbündeten Obotriten. Diesem Vorstoß fiel eine Stadt zum Opfer, deren Name wir kennen, deren Lage aber nicht bekannt ist, Rerik, irgendwo an der Küste des obotritischen Gebietes, einer Stelle, die zweifellos eine gewisse handelspolitische Bedeutung gehabt hat, da wir erfahren, daß Göttrik von dieser Stelle Steuereinnahmen bezog. Über die Bedeutung dieses Platzes hat Vogel die ansprechende Vermutung geäußert, daß bei Rerik der große sächsische Binnenhandelsweg, der bei Barowiel an die Elbe kam, die Ostsee erreichte. Bewiesen ist diese Vermutung nicht, aber sie hat vieles für sich.

Daß Göttrik sich der Tragweite dieses Vorstoßes bewußt war, bezeugt am sichersten der Umstand, daß er nach seiner Rückkehr an die Schlei den Befehl zum Bau des Danewerkes gab, das heißt also, sich auf die Defensive einstellte. Auch die Begründung der Stadt Hattinabu als Handelsstadt ist wohl eine direkte Folge des Vorstoßes nach Rerik. Fränkische



Abb. 5. Die Stellerburg bei Heide

Aufn. Stabia, Luftb. See. Freigeg. RM. 5170/37



Abb. 6. Der Krinberg. Ansicht von Südost

Gegenmaßnahmen erfolgten aber zunächst nicht, im Gegenteil wurden Verhandlungen eingeleitet. Welches Ziel diese Verhandlungen hatten, und ob sie auch von dänischer Seite wirklich ernst gemeint waren und nicht nur eine hinhaltende Wirkung haben sollten, ist unklar. Feststeht, daß noch nach diesen Verhandlungen ein erneuter Vorstoß von dänischer Seite in das obotritische Gebiet erfolgte. Dieser Vorstoß scheint Karl den Großen endgültig davon überzeugt zu haben, daß eine Sicherung seiner Interessen nördlich der Elbe nur durch eine vollständige Unterwerfung des Gebietes gewährleistet war, und so ist seine Politik der nächsten Zeit bestimmt durch die Vorbereitung dieses Schrittes. Im Jahre 809/810 ließ er als Ausgangspunkt für seine Unternehmung den zweiten alten Elbübergang auf nordelbischer Seite befestigen durch die Anlage der Burg Eßesfeld. Sie lag an der Stör, also dort, wo der große nord-südliche Landweg das Flußgebiet der Elbe berührt. So standen ihm für sein geplantes Vorgehen nach Norden zu zwei Stützpunkte zur Verfügung. Im Osten der Elbübergang bei Arkenburg, im Westen der Elbübergang bei Stade-Jehoe. Das Jahr 810 sollte den entscheidenden Vorstoß bringen. Der Vorstoß nach Nordosten war geplant, als Göttrik durch einen geschickten Gegenstoß nach Friesland die Maßnahmen nördlich der Elbe vereitelte.

Der Tod Göttriks im gleichen Jahre löste das Spannungsverhältnis auf und im Jahre 811 kam es zu einer vertragsmäßigen Einigung zwischen dem dänischen Gebiet und dem fränkischen Reich. Seit 804 scheint sich der Gegensatz im wesentlichen zwischen dem fränkischen Reich und dem dänischen Machtgebiet um Hattabu abgespielt zu haben. Von einem aktiven Eingreifen des nordelbischen Gebietes in diesen Gegensatz erfahren wir nichts. Auch als nach dem Tode Karls des Großen die Feindseligkeiten wieder auf-

brechen, sind es Dänen, die gegen die fränkische Eßesfeldburg zu Felde ziehen. In den kurzen Jahren verstärkten fränkischen Einflusses im nordelbischen Sachseengebiet mag auch der sächsische Limes, d. h. die Grenzziehung zwischen der Kieler Bucht im Norden und der Elbe bei Lauenburg im Süden festgelegt worden sein, wenn er nicht, wie schon gesagt, auf sehr viel ältere Grenzziehung zurückgeht.

Wenn es trotzdem heute möglich ist, die Stellung des nordelbischen Sachseengebietes in diesem ganzen Gegensatz etwas klarer zu umreißen, so ist das ausschließlich auf Grund einer Reihe systematisch angelegter Grabungen möglich. Diese Grabungen sind seit 1929 an verschiedenen Denkmälern durchgeführt worden und haben ein historisch gut auswertbares Quellenmaterial ergeben. Sie erstreckten sich im wesentlichen auf drei Denkmäler, auf die von Hofmeister untersuchte Raaksburg, die von Langenhein, Tischler, Genrich und Haseloff untersuchte Stellerburg und den von Jankuhn untersuchten Krinberg. Dazu kam eine Untersuchung der karolingischen Missionskirche in Schenefeld, die höchstwahrscheinlich mit dem karolingischen Angriff auf Nordelbingen zusammenhängt. Ganz wesentlich erweitert wurden die Erkenntnisse der Grabungen durch die von Kersten durchgeführte archäologische Landesaufnahme des Kreises Steinburg. Dadurch war es möglich geworden, das Wegesystem Westholsteins deutlicher zu erfassen und auf diese Weise die militärische Bedeutung der alten Wehranlagen klarer zu erkennen. Die politischen Ereignisse des ersten Jahrzehnts im 9. Jahrhundert haben reiche Spuren im Denkmälerbestand hinterlassen. Es fragt sich zunächst, was wir für Reste der fränkischen Offensivpolitik besitzen und welche Denkmäler sächsischen Ursprungs ihnen entsprechen. Von besonderer Wichtigkeit ist hier zunächst die Frage, wo die als Ausgangspunkt der fränkischen Offensive wichtige Eßesfeldburg gelegen hat. Schon seit langem vermutete man, daß diese Burganlage auf der Störchleife von Jehoe gelegen hatte. Dafür sprach vor allen Dingen die Gleichheit der ersten Bestandteile der beiden Namen. Dann versuchte Hofmeister nachzuweisen, daß diese Burg etwas unterhalb der Stadt Jehoe am Nordufer der Stör gelegen hat. Diese Frage ist durch die Landesaufnahme weitgehend geklärt. Es gibt nur eine Stelle an der Stör, die von besonderer Bedeutung ist, und das ist das Stadtgebiet des heutigen Jehoe. Hier tritt die Geest, also der trockene Boden, unmittelbar an den Flußlauf heran. An dieser Stelle münden drei große Heerwege (Abb. 1). Der nord-südliche Weg, der von Jütland kommend an Hattabu vorbeiführt und bei Rendsburg die Eider überschreitet, ein nordwestlicher Weg, der von der Eidermündung her durch Dithmarschen und Holstein führt, und ein östlicher Weg, der aus Ditholfstein kommt und ebenfalls in Jehoe endet. Der Besitz dieses Platzes ist also von einer unschätzbaren strategischen Bedeutung. Erhöht wird der Wert der Anlage noch dadurch, daß gegenüber der Mündung der Heerwege, die sich heute innerhalb der Stadt als „Breite Straße“ noch deutlich aus dem Gebiet enger Straßen herausheben (Abb. 3), auf der Störinsel eine Kuppe liegt, die heute den Namen „Burg“ trägt. Kersten hat aus der Vereinigung der Heerwege und der günstigen Lage der Burg geschlossen, daß, wenn an einer Stelle der Stör überhaupt, so hier die Gelegenheit für die Anlage einer Operationsbasis gegeben war. Die Richtigkeit dieser Annahme ist vorläufig durch Grabungen noch nicht erwiesen. Die Durchführung von Grabungen ist an dieser Stelle geplant. Eine Befestigung gerade dieses Punktes würde die fränkische Militärmacht in den Besitz des zweiten Elbüberganges und damit der zweiten Kopfstation großer, über Land führender Heerwege gebracht haben.

Der Eßesfeldburg gegenüber, 10 Kilometer nördlich von ihr, an einer Stelle, an der der große nordwestliche Heerweg das Bekau-Tal überschreitet, liegt die Raaksburg, ein kleiner Rundwall, der sich auf einer Landzunge weit ins Tal der Bekau hineinschiebt (Abb. 4). An dieser Stelle bestand eine besondere Verengung des sumpfigen Tales, und dadurch war die Stelle leicht zu überschreiten. So ist es kein Zufall, daß gerade hier der Heerweg über dieses Hindernis hinweggeht. Die Raaksburg ist von Professor Hofmeister

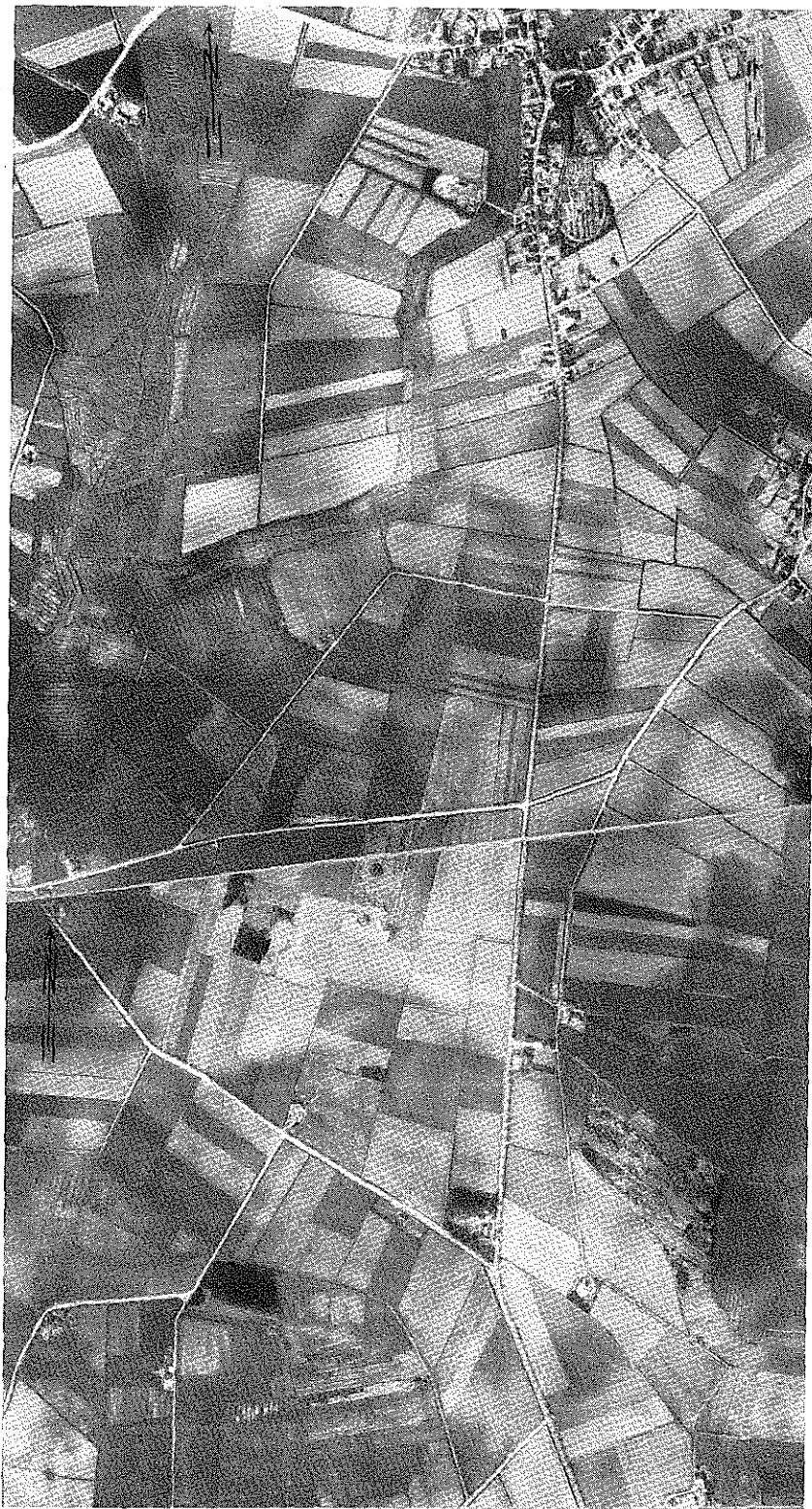


Abb. 7. Luftbild von der Heerweggabelung mit Krinkberg und Schenefeld
Aufn. Stabia. Luftfoto See. Freigeig. RM.

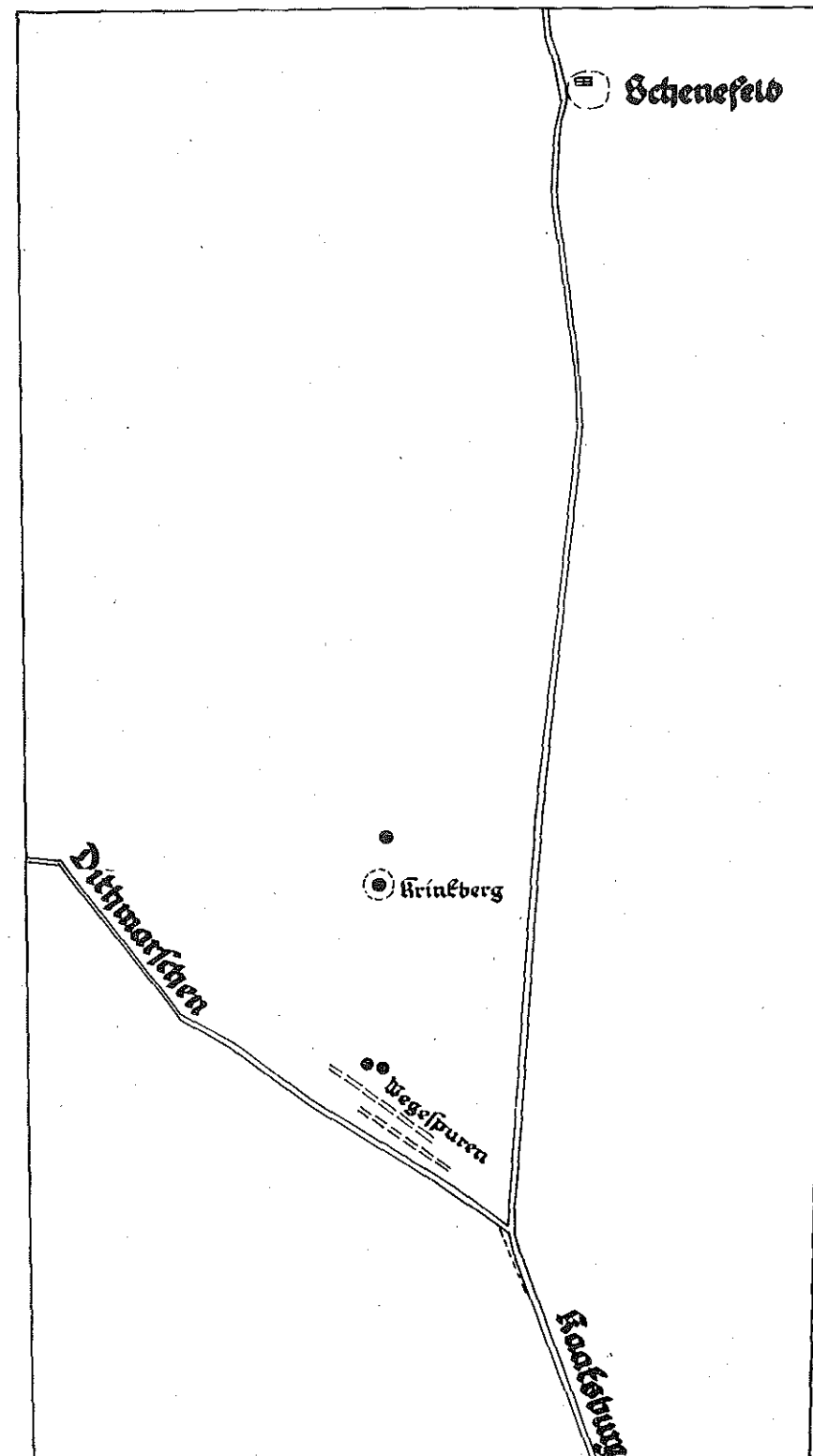


Abb. 8.
Skizze
zu Abb. 7

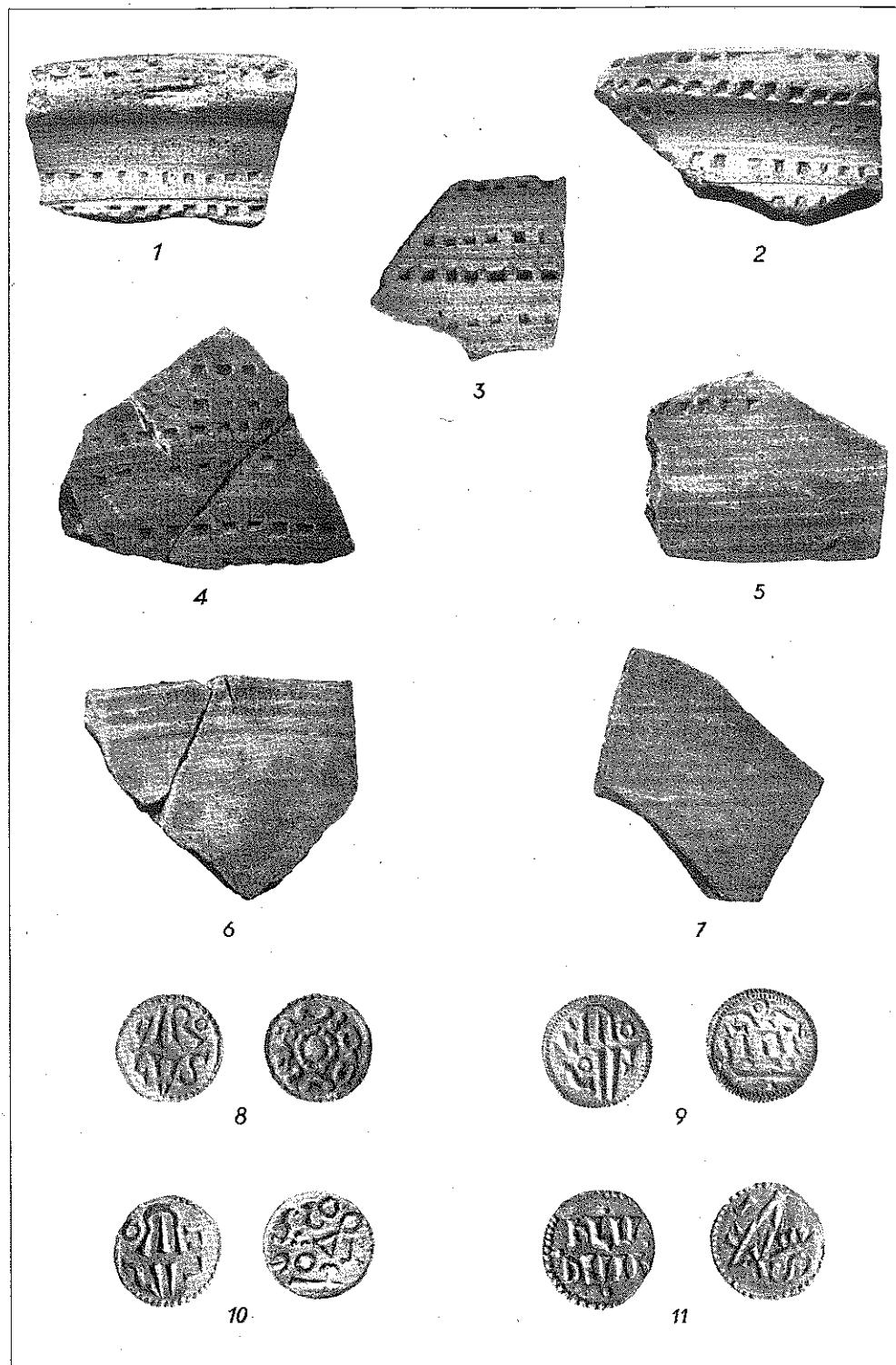


Abb. 9. Einige Funde aus dem Krinberg. Reste eines aus dem Rheingebiet stammenden Longegefäße und Münzen Karls des Großen und Ludwigs von Aquitanien

untersucht worden, wenigstens der Innenraum des Burgwalles. Das Vorgelände ist bisher nur durch einzelne Suchgräben geschnitten. Es ergab sich dabei, daß auch hier eine Besiedlung vorhanden war. Der Übergang des Heerweges über die Niederung ist heute im Gelände durch einen Wiesenstamm erkennbar. Dieser Wiesenstamm führt schräg auf das Tor der Burg zu, geht dann am Wall der Burg außen entlang, führt also durch die Vorburg und verläßt die Vorburg durch ein nördliches Tor, das heißt diese Burganlage liegt wie ein großer Kegel auf dem Heerwege. Wer sie besaß, hatte die Möglichkeit, den Verkehr auf der Hauptstraße zu überwachen. Diese Raabsburg ist ihrer Anlage nach eng verwandt mit einer Reihe anderer Burgen, der Stellerburg im Nordwesten (Abb. 5), der Bökelburg im Südwesten, dem Willenscharenen Wallberg im Osten und der Hühnerburg im Südosten. Diese Burgen sind sowohl nach dem Grundsatz ihrer Anlage wie auch ihres Ausbaus eng miteinander verwandt. Sie liegen in den beiden nördlichen Gaue des nordelbischen Gebietes in Holstein und Dithmarschen jeweils da, wo große Heerwege in das Land eintreten. Die Raabsburg ist etwas nordwärts ins Landinnere hineinverlegt; Kersten hält es für möglich, daß das eine Folge der fränkischen Festsetzung auf der Störinsel war, und daß wir im Bereich der heutigen Stadt Izhoe vielleicht noch eine Vorläuferin der Raabsburg werden nachweisen können. Diese sächsischen Rundwälle, zu denen auch die Raabsburg gehört, sind, soweit die Funde eine Datierung zulassen, um 800 angelegt, während die jüngsten Funde aus dem 10. Jahrhundert stammen. Es handelt sich um Wehranlagen, die einen einheitlichen Plan zu verraten scheinen.

Die Bedeutung dieses Burgenringes ist ziemlich klar. Die Stellerburgriegelt den von der Eidermündung nach Dithmarschen hineinführenden Weg an einer Stelle ab, an der dieser Weg die Dithmarscher Geest erreicht. Die Bökelburg flankiert einen durch das Tal der Burgwallau von der Stör aus auf der Grenze zwischen Dithmarschen und Holstein entlang führenden Einfallsweg zu Wasser. Die Raabsburg sperrt den großen nordwestlichen Weg im Süden, die Hühnerburgriegelt den von Osten kommenden Weg ab, der Willenscharenen Burgberg die Abzweigung nach Norden. Raabsburg und Bökelburg schützen die beiden sächsischen Gaue gegen Süden, Hühner und Willenscharen gegen Osten. Der große nord-südliche Heerweg ist von keiner Burg abgesperrt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß beim Eiderübergang eine Vorläuferin der späteren Rendsburg bestanden hat. Von dieser Straße in das westlich davon liegende holsteinische Gebiet vorzustoßen, war wegen der ausgedehnten Waldungen, deren letzter Rest der heutige Dräger Forst ist, wie Kersten annimmt, unmöglich. Diese Burgen zeigen durch den einheitlichen Zeitpunkt ihres Baues, ihre gleichartige Lage im Gelände und ihre eng verwandte Form, daß es sich hier um ein unter gleichen Gesichtspunkten angelegtes System handelt. Der Zeitpunkt ihrer Erbauung um 800 ist gekennzeichnet durch den Gegensatz zwischen dem nordelbischen Sachsegebiet und der über die Elbe greifenden fränkischen Militärmacht. So sind diese ganzen Anlagen nicht nur ihrem Typ nach als sächsisch zu bezeichnen, sondern bilden auch die Spuren der sächsischen Reaktion auf den von Süden kommenden Angriff. Hier liegen sich das fränkische Lager Esesfeld und der sächsische Burgenring als die Exponenten zweier in diesem Raum zusammenstoßender Kräfte gegenüber. Wie weit in dieser Auseinandersetzung der südliche der drei nordelbischen Gaue, Stormarn, mit einbezogen ist, läßt sich heute noch nicht sagen. Welche Bedeutung etwa der Elbübergang bei Artlenburg in diesen Jahren spielte, ist uns zur Zeit noch unbekannt. Die Esesfeldburg bei Izhoe hatte ihre große Bedeutung ja nicht nur deshalb, weil sie als Ausgangspunkt für die Niederwerfung des nordelbischen Sachsegebietes besonders günstig lag, sondern auch deshalb, weil von hier aus auf dem nord-südlichen Heerwege ein Vorstoß zum Schlegebiet möglich war.

Der hier geschilderte Denkmälerbestand, das fränkische Lager an der Stör und der sächsische Burgenring nördlich davon entspricht etwa einer politischen Situation, wie sie uns

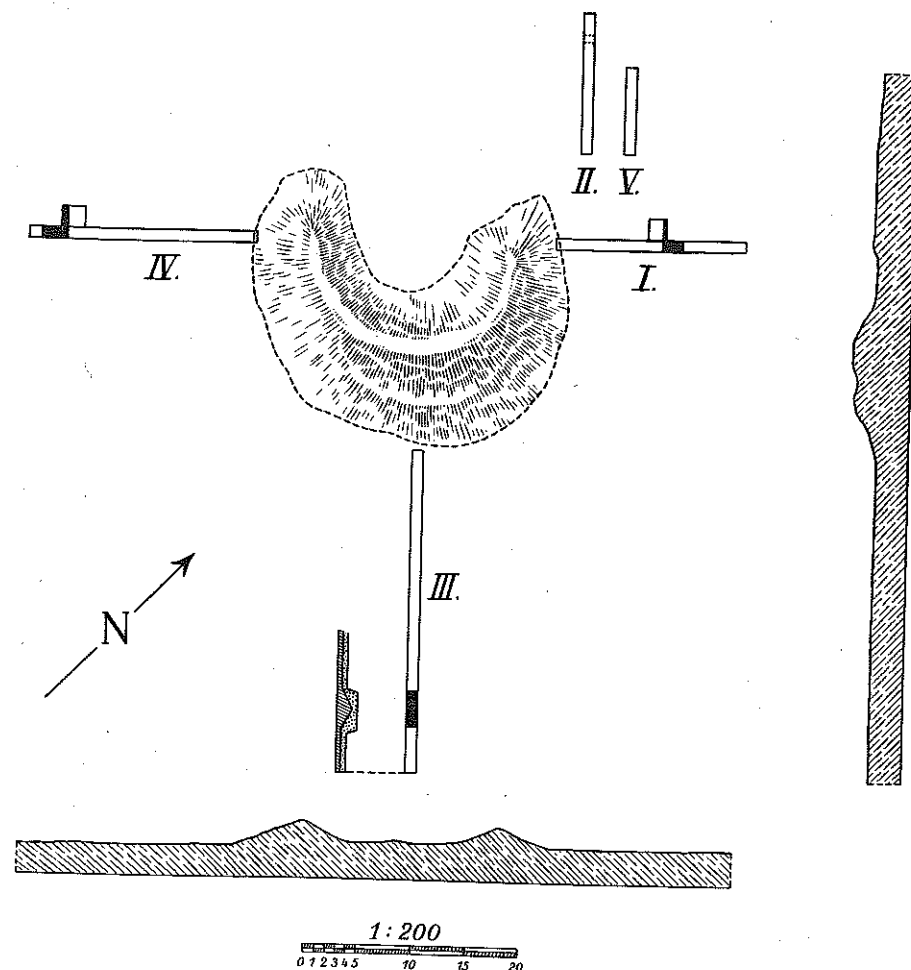


Abb. 10. Krinberg. Plan der Ausgrabungen 1937

in den Jahren 808—810 historisch bekannt ist. Leider versagen ja die Funde bei der in diesem Falle so erstrebenswerten genauen Festsetzung des Baubeginns sächsischer Burgen, und man wird nicht weiter als zur Feststellung dieser politischen Situation kommen können. Für den weiteren Ablauf der Auseinandersetzungen aber ist ein Denkmal von großer Wichtigkeit, das nördlich der Raaksburg liegt, der Krinkberg südlich von Schenefeld und nördlich der Raaksburg (Abb. 6). Der Krinkberg hat seinen Namen von dem kreis (frink) förmigen Graben, der diese Anlage in einem Abstand von 10—25 Meter umgab, und der in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts eingeebnet worden ist. Diese Anlage liegt in einer Wegegabelung, und zwar dort, wo der große nordwestliche Heerweg nach Dithmarschen von einem nördlichen, nach Schenefeld führenden, abbiegt (Abb. 7 und 8). Von hier sieht man im Norden die Kirche von Schenefeld, im Süden, wie Kersten festgestellt hat, die Raaksburg und im Nordwesten auf die in spätsächsischer Zeit besiedelten Höhen von Waden-Baale. Hier wurden beim Umbrechen der Heide und beim Zuschütten des kreisförmigen Grabens, dem auf der Innenseite ein flacher Wall entsprach, eine Anzahl von karolingischen Münzen, zum größten Teil Prägungen aus Dorestad und Reste eines fränkischen Gefäßes aus der Kölner Gegend gefunden (Abb. 9). Dazu kam eine Anzahl von Waffen; alles lag in einer Brandschicht. Die gesamten Funde

wurden innerhalb des Ringgrabens gemacht. Etwas exzentrisch lag in dem Ringgraben ein ursprünglich abgeplatteter Grabhügel, der heute durch Abgraben von Erde bis auf einen sichelförmigen Rest zerstört ist. Eine Ausgrabung des Jahres 1937 ergab, daß der Hügel von einem tiefen Spitzgraben umgeben war, wie er im Bereich der bisher untersuchten nordelbischen Sachsenbefestigung selten ist (Abb. 10). Der ganzen Anlage nach handelt es sich um einen Turmhügel, bei dem man auf dem abgeplatteten Grabhügel einen Turm oder ein Blockhaus ergänzen muß. Sowohl die Funde wie das Grabenprofil, aber auch die ganze Art der Anlage stehen im nordelbischen Sachsengebiet fremd und ohne direkte Parallelen da. Wir haben es hier vielmehr mit einer Form zu tun, deren Vorbilder wir in den römischen Begwarden und deren Vorläufern zu suchen haben, einem Befestigungstyp, der durch das Frankenreich anscheinend weitergeführt worden ist.

Die Münzen- und Waffenfunde datieren die ganze Anlage in die Zeit um 800. Auch hier natürlich wieder mit der durch die Unmöglichkeit genauer Zeitbestimmung bedingten

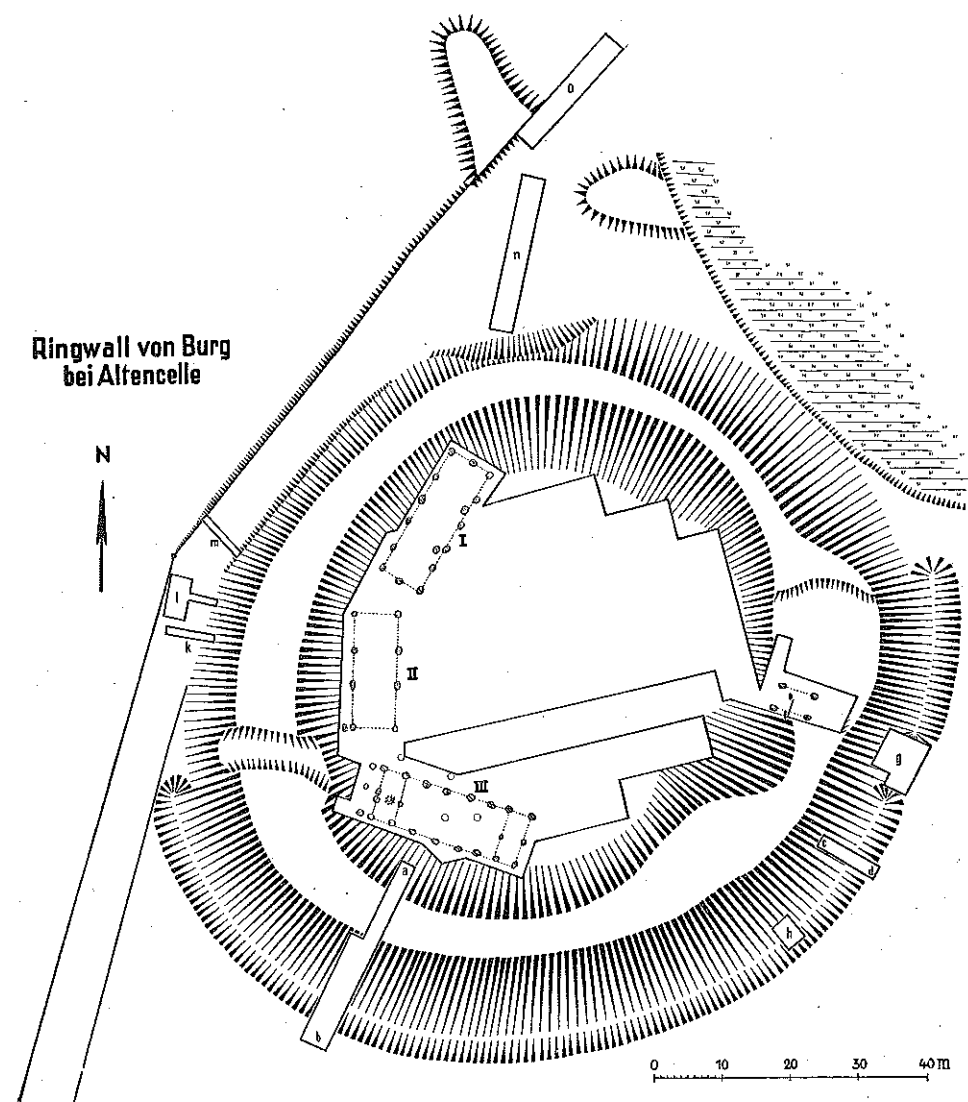


Abb. 11. Plan des Rundwalls von Altencelle (nach Sprockhoff)

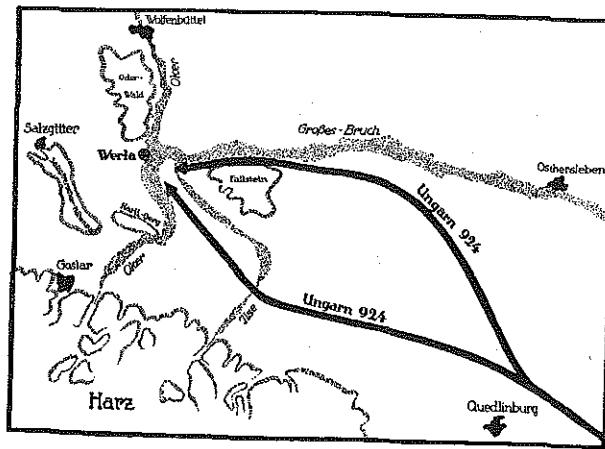


Abb. 12. Die Lage der Pfalz Werla (nach Schroll)

Unsicherheit. Hier liegt also im Rücken der sächsischen Befestigungslinie an dem großen Heerweg, der Holstein und Dithmarschen verbindet, und zwar an einer Stelle, die durch eine Wegabzweigung besonders wichtig ist, eine fränkische Anlage aus der Zeit des großen Gegenstoßes in Nordelbingen. Die Bedeutung dieser Burganlage wird noch klarer, wenn man sich vor Augen hält, daß nur ein wenig nördlich davon ein weiteres Denkmal des fränkischen Angriffs liegt, die Missionskirche von Schenefeld. Ihre genaue

Datierung steht nicht fest. Entweder in der Zeit Karls des Großen oder Ludwigs des Frommen ist sie errichtet worden. Sie entstammt einer Zeit, in der wir den fränkischen Vorstoß nach Nordelbingen auch historisch verfolgen können. Es handelt sich bei ihr um eine der vier bekannten karolingischen Missionskirchen, von denen die anderen drei, Meldorf, Heiligenstedten und Hamburg, ganz einheitlich angelegt sind, und zwar so, daß sie eine rückwärtige Wasser Verbindung hatten; in Meldorf die Nordsee, in Heiligenstedten die Stör und in Hamburg die Elbe. Nur Schenefeld liegt mitten im Lande und ohne rückwärtige Wasser Verbindung. Anscheinend ist hier die Sicherung der Verbindung zwischen dem vorgeschobenen fränkischen Posten und dem fränkischen Ausgangspunkt an der Stör durch Wegetwarten, wie wir sie im Krinkberg vor uns haben, gebildet. Ob weitere Anlagen dieser Art am Heerweg lagen, ist noch nicht sicher zu bestimmen. Im Luftbild ergibt sich zwischen Iphoe und der Raabsburg auf einer das ganze Vorgelände beherrschenden Höhe eine kreisartige Verfärbung, die vielleicht einen Hinweis auf das Vorhandensein weiterer Anlagen dieser Art enthält. Grabungen haben vorläufig noch nicht stattgefunden. Es lassen sich also im Bestand an Wehranlagen Nordelbingens zwei verschiedene Typen unterscheiden, die Rundburgen, die wir als sächsisch bezeichnen können, und solche Anlagen, die entweder aus historischen oder archäologischen Gründen als fränkisch bezeichnet werden müssen. Während die Sachsenburgen sich wie ein Ring um das Gebiet der beiden nördlichen Stämme legen, stoßen die karolingischen Anlagen linienförmig in das Innere dieses Ringes vor. Ob das uns heute erkennbare Ende dieser Offensivlinie, die Kirche von Schenefeld auch befestigt war, wissen wir nicht. Sie liegt in einer ringartigen Anlage, die sich auf dem Luftbild klar zu erkennen gibt und vielleicht der letzte Rest einer Befestigung oder eines Heiligtumes ist. Ob dieser fränkische Angriff ähnlich wie im westelbischen Gebiet durch die Anlage fränkischer Königshöfe unterstützt worden ist, wissen wir heute leider noch nicht. Aus der Vergleichung dieser beiden Denkmälergruppen miteinander ergibt sich die Tatsache, daß der sächsische Burgenring einmal von der fränkischen Offensiv durchstoßen worden sein muß, denn andernfalls hätte die Anlage einer Wegetwarte und einer Missionskirche nördlich dieser Burgen keinen Sinn.

Aber die archäologischen Funde geben uns auch einen Hinweis auf das weitere Verhältnis zwischen diesen beiden Kräften. Die einzige bisher gut untersuchte karolingische Anlage, der Krinkberg, ist an einer großen Brandkatastrophe bald nach seiner Erbauung zugrunde gegangen und nicht wieder aufgebaut worden. Dagegen sind die Sachsenburgen durch das 9. Jahrhundert hindurch bis ins 10. Jahrhundert hinein bewohnt worden. Hier hat an-

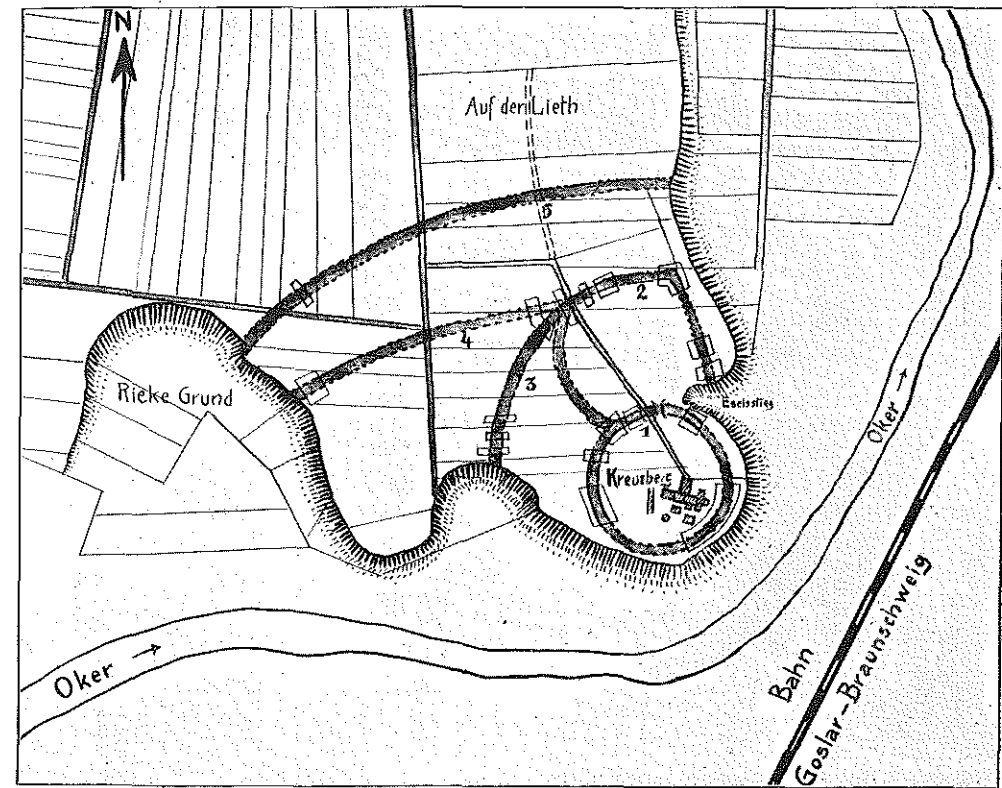


Abb. 13. Pfalz Werla, Plan der Anlage (nach Schroll)

scheinend die fränkische Offensivkraft nicht ausgereicht, um die sächsischen Anlagen endgültig zu beseitigen und die fränkische Eroberung durch ein entsprechendes System fränkischer Wehranlagen zu stützen. Wann dieser Rückschlag erfolgt ist, wissen wir heute nicht. Die historischen Nachrichten sind überaus spärlich. Belegt ist für das Jahr 817 ein dänischer Angriff auf Esesfeld, dem diese Burg damals noch erfolgreich widerstand. Es mag sein, daß die Außenposten wie Krinkberg und Schenefeld diesem Vorstoß zum Opfer gefallen sind. Dann verschwindet die Esesfeldburg aus der geschichtlichen Erinnerung. Soweit die bisherigen Funde sich also historisch auswerten lassen, scheint der fränkische Angriff nur vorübergehend zu einem nachhaltigen Erfolge geführt zu haben, hat aber anscheinend nicht dazu ausgereicht, die Widerstandskraft der nordelbischen Sachsen endgültig zu brechen. Eine sich hieran anschließende Frage ist die nach der militärischen Bedeutung des sächsischen Ringes im Osten. Diese Frage wird erst dann aufgegriffen werden können, wenn eine archäologische Untersuchung des in Betracht kommenden Gebietes die notwendigen Grundlagen für die historische Auswertung bereit gestellt hat. In einem Punkte aber bieten die sächsischen Rundburgen vom Typ der Raabsburg ein besonderes Problem. Sie sind in dieser Form nämlich nicht nur auf das Gebiet nördlich der Elbe beschränkt, sondern finden sich, wie Schuchardt gezeigt hat, auch im Raume westlich der Elbe. Seit den ersten Untersuchungen Schuchardts ist inzwischen namentlich durch Sprockhoff eine Reihe dieser Burgen ausgegraben worden. Sie stimmen in ihrer Form, in der Größe und ihrer strategischen Lage mit den Burgen Westholsteins überein. Auch zeichnet sie eine Eigentümlichkeit aus, die namentlich bei der Raabsburg klarer erkennbar wird, nämlich die Ausdehnung der Bebauung mit Häusern nur auf einen Streifen am inneren

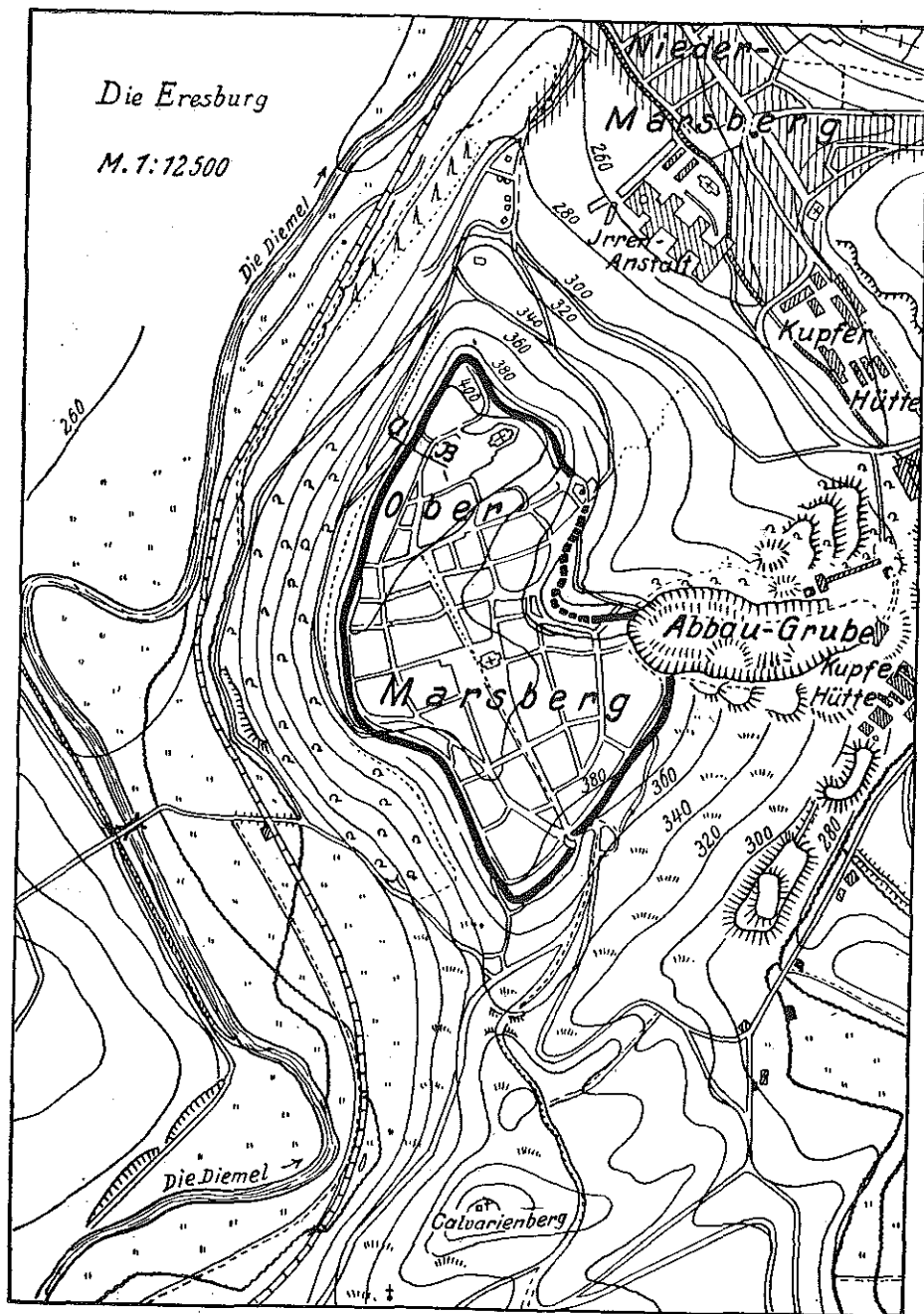


Abb. 14. Die Eresburg (nach Schuchardt)

Wallfuß entlang, so daß die Mitte frei bleibt (Abb. 11). Ein Zusammenhang zwischen den Burgen Westholsteins und den Burgen des linkselbischen Gebietes besteht also zweifellos. Eine Eigentümlichkeit zeichnet allerdings die westholsteinischen Burganlagen von den übrigen aus; sie beginnen, soweit man aus den Funden schließen kann, im 9. Jahrhundert und stellen ein einheitliches System dar, das zur gleichen Zeit und unter ganz ähnlichen politischen Verhältnissen entstanden ist. Die linkselbischen Burgen dagegen scheinen nach

Ausweis der allerdings sehr spärlichen Funde erst dem 10. Jahrhundert anzugehören und teilweise nur sehr kurze Zeit in Benutzung geblieben zu sein. Schon Sprockhoff hat hier darauf aufmerksam gemacht, daß wir es bei diesen Anlagen wahrscheinlich mit Burgen zu tun haben, die auf Heinrich I. zurückgehen. In der Tat traten beim Deutschen Reich in den zwanziger Jahren des 10. Jahrhunderts Verhältnisse ein, die die Sicherung der Ostgrenze notwendig machten. Die Bedrohung durch die Ungarn führte in der Zeit zwischen 924–933 zu einer Reorganisation des Heerwesens und zu einer Befestigung der Ostgrenze. In diesem Zusammenhang können die westelbischen Burgen errichtet sein, falls sich nicht bei weiteren Grabungen herausstellen sollte, daß ein Teil von ihnen doch älteren Ursprungs ist. Vorläufig scheint es jedenfalls so, daß die unter anderen Voraussetzungen entstandenen Burgen Westholsteins die Vorbilder für den Ausbau der Ostgrenze in der Zeit der Ungarnegefahr geworden sind. Die außerordentlich enge Übereinstimmung zwischen den beiden verschiedenen Gruppen wird besonders klar durch eine Gegenüberstellung der Raabsburg und derjenigen Anlage, die nun sicher auf Heinrich I. zurückzuführen ist, der Werla (Abb. 12). Beide Burgen liegen an einer Stelle, an der ein Heerweg eine Flusniederung überschreitet und blockieren einen wichtigen Einfallsweg. Dem Feinde zugekehrt liegt die runde Hauptburg, dem Feinde abgewandt eine durch einen Wall abgeschlossene Vorburg (Abb. 13). Der Weg führt über den Fluß unmittelbar am Wall der Hauptburg vorbei in die Vorburg und verläßt diese durch ein Tor an der Landseite. Das ist sowohl bei der Werla wie auch bei der Raabsburg der Fall. Die bisher noch nicht untersuchte, aber im Gelände ganz zweifellos erkennbare Vorburg der Raabsburg entspricht weitgehend der ersten Vorburg der Werla. Die Anlage der Vorburg bei der Raabsburg ist noch nicht zeitlich festzulegen. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört sie schon in die Erbbaungszeit der Burg überhaupt, also in den Beginn des 9. Jahrhunderts. Zukünftige Grabungen werden das noch feststellen lassen. Es ist zwar nicht ganz unmöglich, daß die Anlage der Vorburg später erfolgt ist, vielleicht sogar unter dem Einfluß des Vorbildes der Werla erst in der Mitte des 10. Jahrhunderts; wahrscheinlich aber ist das in Anbetracht der sonstigen in umgekehrter Richtung laufenden Beziehungen zwischen den Burgen Westholsteins und denen des linkselbischen Gebietes nicht.

So scheint an sich nicht nur der Typ der kleinen Rundburg im westholsteinischen Gebiet, das wir ja vielleicht als das sächsische Kernland bezeichnen dürfen, zuerst ausgebildet zu sein, sondern auch andere Einzelheiten, wie die Anlage der Vorburgen. Daß die Anlage der Werla auf Heinrich I. zurückzuführen ist, ist sicher. Sie stellt, soweit wir das bis heute beurteilen können, keine Neubildung dar, vielmehr hat Heinrich I. hier auf ein im sächsischen Gebiet bereits 100 Jahre früher entwickeltes Wehrsystem zurückgegriffen und dieses für seine Zwecke ausgebaut. Aber damit hängt noch ein zweites Moment zusammen. Diese kleinen Rundburgen müssen einer ganz bestimmten Wehrverfassung entsprochen haben. Es handelt sich bei ihnen ja nicht um Volksburgen von dem Typ, wie wir sie namentlich aus dem Beginn der sächsisch-fränkischen Auseinandersetzung an der sächsischen Westgrenze kennen (Abb. 14), sondern um Anlagen, die nur für eine kleine Truppe Platz boten. Während die großen Stammesburgen ihrer Idee nach dem Heerbann entsprachen, setzen die Rundburgen eine andere Verfassung voraus, wie sie uns ja für die Zeit Heinrichs I. durch seine „*milites agrarii*“, eine kleine stehende Truppe, bezeugt sind. Als erster hat meines Wissens Tischler darauf hingewiesen, daß diese Burgen — er stellt das für die Stellerburg fest — einer ähnlichen Wehrverfassung entsprechen müssen. Es scheint hier also so zu sein, daß nicht nur der von Heinrich I. angewandte Wehranlagentyp, sondern auch die diesem zugrunde liegende Wehrverfassung ein altes sächsisches Erbe war, das von Heinrich I. zum neuen Leben erweckt und den neuen Verhältnissen entsprechend ausgebaut wurde.

Beitrag zur Frage der Herstellung germanischer Schildbuckel

Don Horst Ohlhaber

Unter der Fülle der Arbeiten über die Bewaffnung der Germanen sind solche, die auf die Technik eingehen, sehr selten. Erst in neuerer Zeit legt die Forschung entschieden Gewicht auf die Lösung technischer Fragen, zu der in erster Linie Chemie und Metallurgie berufen sind. Das Schwert ist am stärksten berücksichtigt worden, aber auch die Speerspitze verdient, wie Schleifproben an einigen schwedischen Fundstücken zeigen, erhöhte Aufmerksamkeit. Kaum besprochen ist dagegen unter Betonung der Herstellung der Schildbuckel. So soll unsere Betrachtung diesem Teil der Wehrausrüstung gelten. Als Vorgesichtler gehe ich nur von den Funden ohne Zuhilfenahme chemischer oder metallurgischer Verfahren aus.

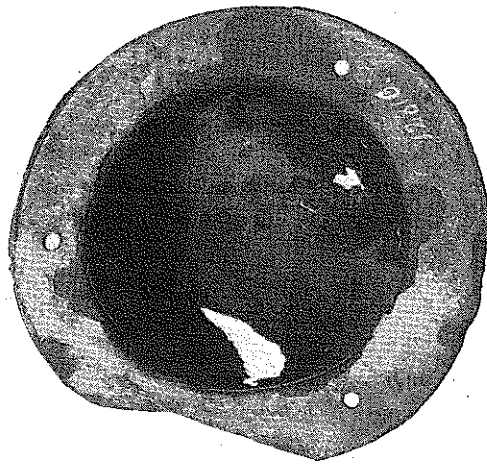


Abb. 1. Lunow, Kr. Angermünde

Bergegenwärtigen wir uns in Kürze die Entwicklung der germanischen Schildbuckel, die Martin Jahn in seinem Buche über die Bewaffnung der Germanen ausführlich dargestellt hat:

Ursprünglich hat der Schildbuckel eine flachhalbkugelige Form. Er wird von einem platten Nietrand umgeben. Dann spitzt sich der Mittelteil des Buckels oben zu und erhält eine flachkonische Form. Außerdem entsteht durch Knickung der Wölbung ein neuer Teil, der Kragen, der sich deutlich vom Rande und dem Mittelteil abhebt. Die flachkonische Form bildet sich schnell weiter durch Zuspitzung und Erhöhung des Mittelteils. Es sondert sich eine kleine Spitze ab, welche allmählich zu einer starken Stange wächst. Aus der flachkonischen Form löst sich noch eine zweite Reihe: durch Erhöhung des Buckels entsteht die hochkonische Art. Die ersten drei Formen kommen verhältnismäßig selten vor. Viel zahlreicher sind hochkonische Stücke, am häufigsten Stangenbuckel.

Wie diese Entwicklungsreihe mit dem schlichsten Buckel in Halbkugelform beginnt, steht auch in der Herstellung die einfachste Arbeit am Anfang. Schauen wir uns als Beispiel das Stück aus Lunow, Kr. Angermünde (Berlin, Märkisches Museum 12816) an, in den wir auf der Abbildung von unten hineinschauen (Abb. 1). Nirgends ist eine Naht oder Verschweißung sichtbar. Wir müssen annehmen, daß der Fund aus einem einzigen

Stück getrieben ist, indem eine Eisenplatte über einem halbrunden Stein oder eigens dazu hergestellten Holzloz geformt wurde, der gewissermaßen als Matrize diente. Der Einwand, daß eine solche Treibarbeit mit Eisen schwer ausführbar ist, kann verworfen werden. Das Holzlozeisen, mit dem wir in damaliger Zeit bei der germanischen Eisenindustrie zu rechnen haben, ist außerordentlich formfähig. Nur der flache Rand ist vielleicht verschweißt worden. Ein Beispiel aus dem Ausgang des germanischen Altertums Schildbuckel von Bryn, Vangen, Voss pgd., Hordaland, Norwegen, zeigt das gleiche (Abb. 2).

Diesem halbkugeligen Buckel folgt in der Entwicklung der flachkonische. In der technischen Entwicklung wird der Schmied denselben Weg gehen. Um eine flachkonische Form zu erreichen, muß er erst eine Halbkugel treiben, wenn er überhaupt das Werkstück auf diese Weise, das heißt unverschweißt, herstellen will. Denn wollte er von vornherein aus einer Eisenplatte eine Kegelform treiben, entstünde an der Spitze, die gerade die größte Sicherheit zu geben hat, eine außerordentliche Schwächezone. Um aber aus einer Halbkugel einen Kegel zu verfertigen, wird der Schmied Material nach der Spitze zu treiben müssen. Die erste Art ist sicherlich in Anwendung gekommen, denn ein konischer, an der Spitze noch ein wenig runder Schildbuckel vom germanischen Urnenfriedhof des 1. Jahrhunderts n. Zth. in Pischora-Dobrichov, Böhmen (Prag, Nat.-Museum), ist oben aufgeplatzt, weil dort das Eisen hauchdünn und durch das zu starke Treiben spröde wurde.

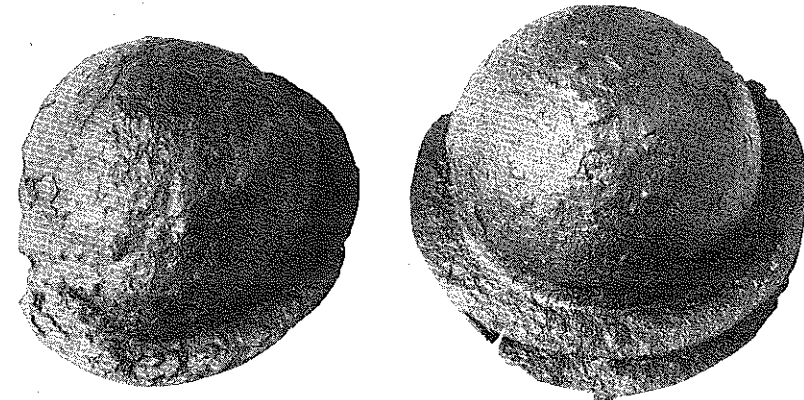


Abb. 2. Bryn, Vangen, Voss pgd., Hordaland, Norwegen

Schaut man senkrecht auf den Gegenstand, liegt die Spitze im Mittelpunkt eines mehrzackigen Sterns. Bei einem anderen Buckel desselben Fundortes schiebt sich zwischen oben gerundetem Kegel und Nietrand ein Kragen. Dieser nun ist aufgeschlitzt und verschweißt. Um einen Koftrif scheint es sich nicht zu handeln, denn der Fund ist so ausgezeichnet erhalten, daß man noch die konzentrisch angeordneten Schlagmarken klar erkennen kann. Da aber beim Treiben des konischen Teiles unten der Kragen weniger Material benötigte, wurde unten die Länge des Kragens und Nietrandes eingeschlitzt, übereinandergelegt und verschweißt.

Die weitaus überwiegende Zahl der Kegelsbuckel wurde aber vollkommen anders hergestellt. Der Schmied schnitt mit dem Meißel aus einer ausgeschmiedeten Blechplatte ein Kreissegment und bog es zu einem Kegel zusammen. Je größer der Ausschnitt war, um so steiler wurde der Schildbuckel. Nachdem die Form zurechtgebogen war, konnte die Naht verschweißt werden, so daß sie kaum noch sichtbar war, oder der Rand wurde mit einer Niete zusammengehalten. Dann konnte es sehr leicht geschehen, vor allem wenn der Buckel

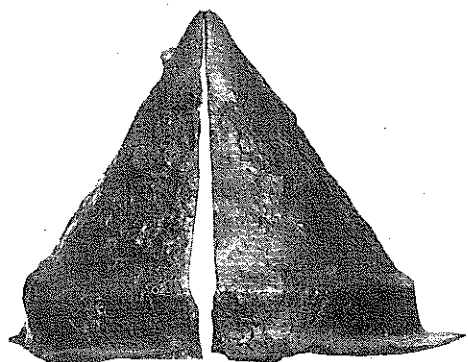
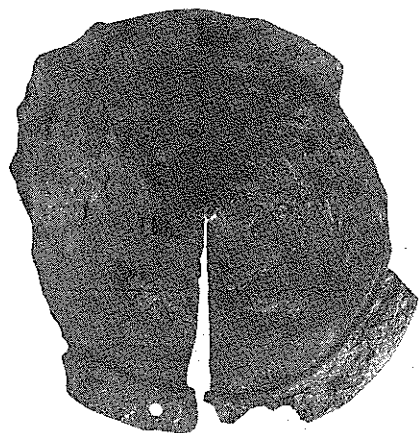


Abb. 3a u. b. Proßitz, A. Meissen

stellung hat der Verfasser nur an einigen Knoptstangenbuckeln feststellen können, die bis ins 4. Jahrhundert gehen. Ein solches Stück scheint bei Jahn, Abb. 176, S. 154, aus Malmö, Kr. Mogilno, Posen, vorzuliegen, sonst liegen halbkugelige Buckel vor, auf die oben mit Hilfe einer Durchnietung ein Bronzeknopf aufgesetzt ist.

Vollkommen anders ist die Herstellung des eigentlichen Stangenschildbuckels: Ein Eisenstab mit einem stark verdickten Ende wird langsam unter steter Drehung zu Blech ausgeschmiedet. Im Grundsatz ist dieses Verfahren also der Anfertigung der Regelschildbuckel ähnlich, durch den Ausgang von der Stange aber verwirklicht. Das Wesentliche ist, daß das Werkstück nicht aus mehreren, sondern aus einem einzigen Teil besteht. Der Fund aus Kampitz, Kr. Weststernberg (Berlin, Märkisches Mus. 9833), gibt einen sehr guten Einblick in den Werkvorgang (Abb. 5): Da wir von unten

vom Schilde entfernt wurde, daß das Werkstück wieder aufsprang. So zeigt es uns der Fund von Proßitz, Amt Meissen, Sachsen, der von einem hermundurischen Gräberfeld des 1. Jahrhunderts n. Ztho. stammt und im Landesmuseum Dresden (Nr. 255) aufbewahrt wird (Abb. 3). In manchen Gegenden war es sogar allgemein üblich, die Naht nicht oder doch nur sehr oberflächlich zu verschweißen, so daß sie stets sichtbar war, während sonst keine Spur zu bemerken ist.

In späteren Zeiten des germanischen Altertums begegnet uns wieder ein entwickelter Regelschildbuckel, in seiner Form so eigenartig, daß technisch die Entstehung nur aus einer Verschweißung erklärt werden kann. Ein Beispiel aus Hagen, Leeste, Kr. Syke, zeigt uns deutlich die von der Spitze bis an den Rand verlaufende Naht (Landesmuseum Hannover; Abb. 4).

Technisch gesehen, gibt es von hier aus keine weiteren Möglichkeiten. Wird der ganze Regelschildbuckel etwas konfab gestaltet, erhalten wir den Übergang zum Stangenschildbuckel, der in der Zahl der Funde an der Spitze steht.

Für den Stangenschildbuckel nun denkt Wolfgang La Baume bei Erörterungen zur Wiederherstellung ostgermanischer Waffen der Spätlatenezeit (Prähistor. Zeitschr. 25, 1934, S. 162) an eine Anschweißung der Stange auf den fertigen, stangenlosen Buckel. Diese Art der Her-

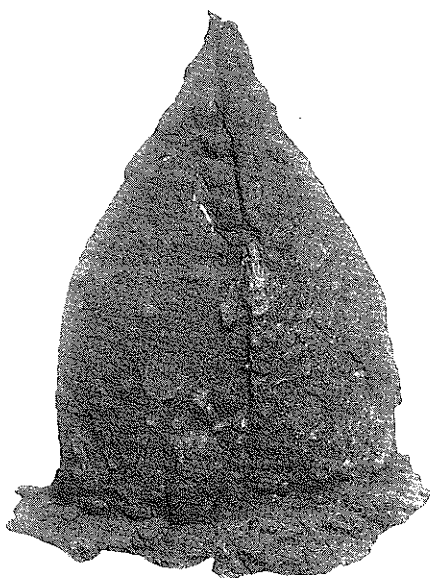


Abb. 4. Hagen, Leeste, Kr. Syke

hineinblicken, sehen wir, wie das ausgeschmiedete Blech nach der Stange zu an Dicke zunimmt und sich in diese gewissermaßen hineindreht. Der Schmied dieses Stückes hat noch etwas Besonderes beachtet und dadurch eine größere Festigkeit erreicht. Wird die Naht einfach zusammengeschweißt, bleibt die Gefahr des Reißens. Um das zu verhindern, hat er die eine Kante des Bleches einmal unter-, auf dem Nietrand dagegen einmal übergelegt und mit Nieten verfestigt. Die Richtung der Pfeile gibt das obenliegende Blech an. Nicht minder schön ist dieser Arbeitsgang an einem Schildbuckelrest aus Harplinge sn., Halland, Schweden (Abb. 6), zu sehen (Göteborg, Museum 6896). Wenn wir aufmerksam Fundberichte durchsehen, wird uns alle Augenblicke ein Stangenschildbuckel begegnen, bei dem die Naht sichtbar geblieben ist. Vielleicht ist bei dem Buckel aus Görbitzhausen bei Arnstadt (Sächs.-thür. Jahresschr. 15, 1927, S. 84f.), der durch zwei an ihm vorgenommene Ausbesserungen bekannt wurde, die eine mit einem Blechplättchen geschlossene Spalte eben eine schlecht verschweißte Naht.

Damit haben wir allerdings nicht alle Arten von Schildbuckeln betrachtet, aber doch für einige versucht, uns ihren Werdegang vorzustellen. Im allgemeinen sind vorhandene Nähte ausgezeichnet verschweißt, so daß nicht die geringste Spur sichtbar blieb. Das gilt auch besonders für manche völkerwanderungszeitlichen Alfachen, die kaum vollkommen getrieben sein können, von einer Naht aber nichts verraten. Da hilft nur ein Schliff, der alles klären würde.

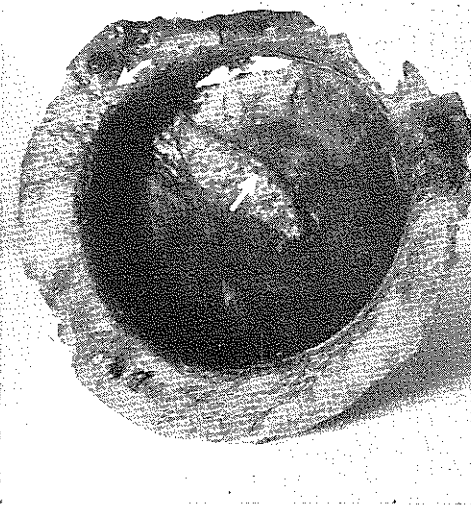


Abb. 5. Kampitz, Kr. Weststernberg

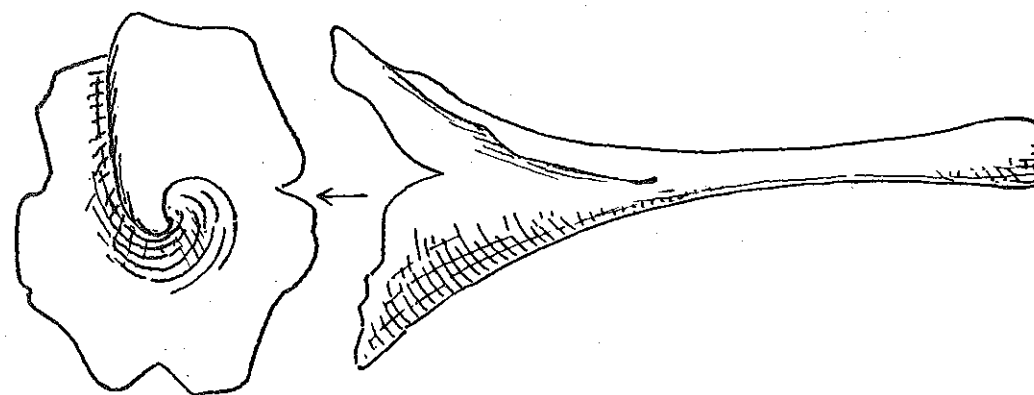


Abb. 6. Harplinge sn., Halland, Schweden

Ein unbekannter Runenstabkalender

Don D. A. Herrmann

Zu den in Deutschland außerordentlich seltenen vollkundlichen Funden gehören die unter dem Namen „Runen- oder Stabkalender“ bekannten eigenartigen Formen mittelalterlicher nordischer Holzkalender¹.

Ein bisher unbekannter Runenstabkalender befindet sich im Besitze des Herrn Grafen von Plessen-Cronstern zu Rehnten, Kreis Plön in Ostholstein, dessen liebenswürdiges Entgegenkommen mir eine Untersuchung dieses Kalenderstabes ermöglichte.

Der Rehntener Runenkalender, wie im folgenden der Stab bezeichnet werden mag, ist in Rehnten und bei der Bevölkerung der näheren Umgebung, die den eigenartigen Runenstab jedoch meistens nur von Hörensagen kennt, unter der Benennung „der Herrenstod oder Häupplingsstod“ bekannt. Dabei dürfte aber die letztere Bezeichnung als eine scherzhafte Abwandlung anzusehen sein. Über die Bedeutung des Stabes und die Entstehung der Bezeichnung war weder dem Besitzer noch anderen Personen irgend etwas bekannt. Der Stab gilt jedoch als ein irgendwie zum Gute Rehnten gehöriges, unverständliches Familienerbstück, das mit besonderer Sorgfalt behandelt und aufbewahrt wird. Bis zu einem gewissen Grade gilt der Stab in den zu Rehnten gehörigen Pachtbörfen geradezu als ein Symbol der Gutsherrschaft, ohne daß für diese Ansicht eine Erklärung abgegeben werden konnte.

Der aus einem Weichholz, aller Wahrscheinlichkeit nach Pflaumenholz, angefertigte Stab mißt heute insgesamt 122,5 cm. Davon entfallen 8,2 cm auf eine nachträglich auf das untere Ende des Stabes aufgesetzte eiserne Zwinge, die 3 cm weit auf das Holz des Stabes aufgeschoben worden ist. Weitere 19,5 cm des Stabes bilden einen zierlich gedrehten, durch häufiges Anfassen etwas abgenutzten Griff. Die noch verbleibenden 94,8 bzw. 97,8 cm sind so behohlet worden, daß sieben parallelaufende, sich gegen das untere Ende leicht verjüngende Streifen von etwa 1,3 cm mittlerer Breite entstanden. Unmittelbar unter dem Knopf ist der Stab durchbohrt. Die Bohrung von ursprünglich 0,5 cm lichter Weite verrät durch ihre Ausweitung, daß der Stab hier mit einem kantigen Riemen aufgehängt worden ist. Die Bohrung ist nachträglich und völlig unsachgemäß angebracht, so daß an dieser Stelle zwei eingeschnittene Zeichen fast völlig zerstört worden sind. Von den Bändern des Stabes sind sechs Streifen vollständig, und ein Streifen bis etwa zur Hälfte mit runenartigen Zeichen und kleinen Bildern beschnitten. In ihrem graphischen Charakter verraten die Schnitereien ihre Abhängigkeit von der Kerbschnitttechnik, bei der die vorhandene Maserung des Holzes beachtet werden mußte. Zur Markierung der Abmessungen verschiedener Bildzeichen und zur Herstellung der auf dem Stabe auftretenden kleinen Kreuze sind zweifellos kleine Stempel verwandt worden. Die durchschnittliche Schnitttiefe beträgt etwa 0,05 mm. Der Stab ist nicht gebeizt und poliert worden, sondern nur geglättet und geölt. Die Kerbzeichen erscheinen durch Verschmutzung dunkler als das Holz, sind jedoch ursprünglich nicht eingefärbt worden. Er ist im ganzen bemerkenswert gut erhalten und nur auf dem unteren Ende bis zu 5 cm zerplittert und behelfsmäßig und völlig unsachgemäß wieder ausgebessert².

Der hier besonders interessierende Teil des Stabes wird durch die bereits erwähnten sieben parallelen, mit eingekerbten Zeichen versehenen Streifen gebildet. Von diesen Streifen bestehen zwei aus einem Runenband, das in immer wiederkehrender Reihenfolge die ersten sieben Zeichen der unter dem Namen „Futhork“ allgemein bekannten jüngeren Runenreihe in der Reihenfolge „fe—ur—thurs—oss—reid—kaun—hagall“ enthält. Ihrer Form nach dürften die Runen als eine Spätförmung des jüngeren dänischen Futhork anzusprechen sein, das in Schweden die norwegisch-schwedische, kürzere Runenreihe verdrängt hat. Diese Reihenfolge findet sich 52mal mit einem überschießenden Zeichen, so daß auf

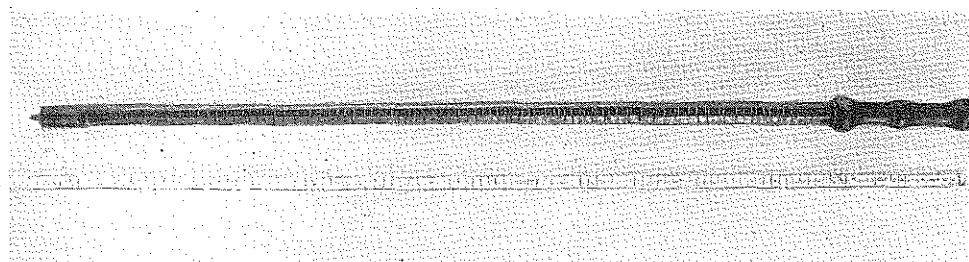


Abb. 1. Der Herrenstod von Rehnten

diesen beiden Bändern insgesamt 365 Runenzeichen eingeschnitten sind. Von diesen Runen finden sich 182 auf dem oberen, 183 auf dem unteren Streifen, so daß beide Streifen mit der Rune „fe“ beginnen und der zweite Streifen mit der gleichen Rune schließt, mit welcher der erste beginnt. Einander entsprechende Runen stehen somit immer übereinander und erlauben infolgedessen eine schnelle Kontrolle über die Genauigkeit der Ausführung. Die Einteilung dieses Runenbandes in $52 \times 7 + 1$ Runenzeichen entspricht der Jahreseinteilung in $52 \times 7 + 1$ Tag. Da der Rehntener Runenkalender für den Monat Februar nur 28 Tage aufzuweisen hat, handelt es sich auch hier um einen immerwährenden, d. h. nicht für ein bestimmtes Jahr vorbereiteten Kalender. Dementsprechend sind die einzelnen Runen auch nicht für einen bestimmten Tag, sondern nur für ein bestimmtes Datum eingesetzt.³

Zwei weitere Streifen des Stabes enthalten ebenfalls Runenzeichen, in denen die gesamten sechzehn Runen des Futhork, ergänzt um drei weitere, nur als Zahlzeichen gebräuchliche Runen zu erkennen sind. Die Streifen enthalten insgesamt 236 Zeichen, die durch eine zwölfmalige Wiederholung der Zahlrunenreihe „3—11—19—8—16—5—13—2—10—18—7—15—4—12—1—9—17—6—14“ mit acht überschießenden Zeichen gebildet wird. Die Zahlrunen sind so eingeschnitten, daß immer eine Zahlrunen einer darüberliegenden Datumsrunen entspricht, wobei in unregelmäßiger Folge zwischen den einzelnen Zahlrunen ein Zwischenraum in Breite einer Datumsrunen entsteht. Diese eigenartige Folge im Zahlkreis von 1—19, sowie der Zahlenabstand von acht findet sich in der bekannten Metonschen Zahlenfolge, einer Tabelle, die von einem Zeitgenossen des Perikles fixiert und nach ihm benannt worden ist und es erlaubt, das Eintreffen der einzelnen Mondphasen innerhalb eines beliebigen Jahres schematisch zu berechnen⁴.

Bekanntlich vollendet der Mond innerhalb eines Jahres nicht ganz dreizehn Jahresumläufe, was auf dem Rehntener Runenkalender in der entsprechenden Wiederholung der angeführten Zahlrunenreihe zum Ausdruck kommt. Da nun zur Beendigung des dreizehnten Umlaufes noch acht Tage fehlen, rücken in jedem nachfolgenden Jahr die entsprechenden Monderscheinungen um jedesmal acht Tage im Datum vorwärts, was auf dem Runenkalender einem jedesmaligen Zahlenabstand von acht von Zahl zu Zahl der Reihe entspricht. Unter Beachtung dieser Mondphasenverschiebung müssen bei Einrechnung der Schaltjahre nach neunzehn Jahren die einzelnen Mondbilder wieder an fast demselben Tag eintreten. Um nun feststellen zu können, an welchem Tag in einem bestimmten Jahr die jeweiligen Mondstellungen eintreten werden, ist zu berechnen, in welchem Jahr dieser neunzehnjährigen Folge man sich dann gerade befindet. Da als Anfangsjahr dieser Umlaufesfolge konventionell das Jahr 1 vor dem Zeitwechsel angenommen wird, ergibt die Teilung der um 1 erhöhten Jahreszahl durch 19 die Anzahl der seit dem Anfangsjahr verfloßenen dreizehnjährigen Mondumläufe, und die Restzahl das betreffende Jahr der gerade laufenden dreizehnjährigen Folge an. Diese Restzahl, z. B. für das Jahr 1641 = 8, 1642 = 9 usw., wird als Guldene Zahl, Gyltental oder Primstafel bezeichnet. In

Verbindung mit den darüberliegenden Datenrunen bezeichnen auf dem Runenkalender die durch Zahlrunen ausgedrückten Goldenen Zahlen den datenmäßigen Eintritt der jeweiligen Neumonde. Da innerhalb dieser Umlaufsfolge sich im Laufe der Zeit ein gewisser Zeitunterschied gegenüber den tatsächlichen Verhältnissen ergeben muß, dieser aber auf dem Nehmtener Runenkalender nicht umgerechnet ist, sondern entsprechend der ältesten Mondumlaufsberechnung am 23. Januar die Goldene Zahl 1 erscheint und dementsprechend am 1. Januar die durch eine ungeschickte Durchbohrung des Stabes fast vollständig zerstörte Goldene Zahl 3 gestanden haben muß, gehört der Nehmtener Runenkalender zu der ältesten überhaupt bekannten Art der Runenkalender mit der unberichtigten Reihenfolge der Goldenen Zahl¹⁵.



Abb. 2. Der Anfang des Nehmtener Runenstabes. Spalte 1: Neujahr (+), Epiphania (+ und Solstitium), Knut (+ und nach unten gek. Speiß), Gilt (+ und Bischofsmütze), Wittwinter (+ und Schwert). Spalte 2. Daten vom 1. bis 28. Januar. Spalte 3. Mondphasen nach pentadischem System beginnend mit 3 am 1. I.

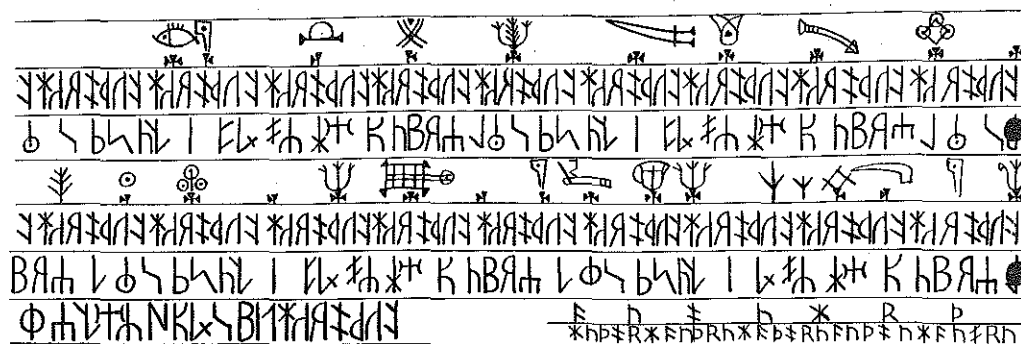
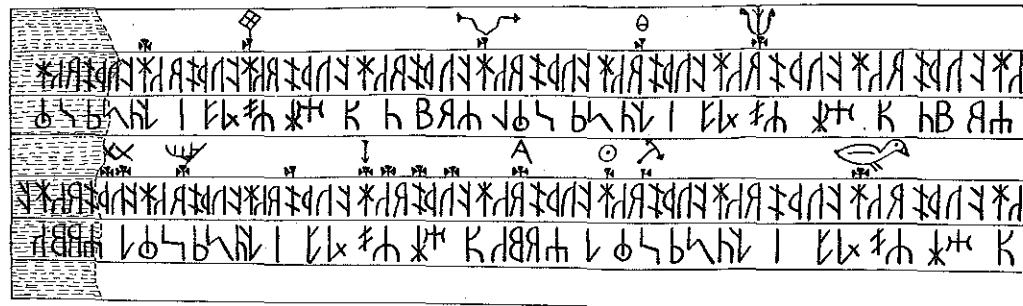
Unter Ausnutzung der Beobachtung, daß unter Einrechnung der Schaltjahre die Wochentage eines Jahres nach $4 \times 7 = 28$ Jahren immer wieder auf das gleiche Datum fallen müssen, läßt sich nun gleichzeitig mit Hilfe der bis jetzt genannten Runenreihen errechnen, welche Verteilung der Wochentage innerhalb eines Jahres herrschen muß. Der Beginn dieses zweiten, 28jährigen Umlaufes wird so mit der christlichen Zeitrechnung verbunden, daß ein mit einem Montag beginnendes Jahr, das Jahr 29 vor dem Zeitwechsel, als Anfangsjahr eingesetzt wird. Bezeichnet man nun ganz schematisch alle Tage dieses Jahres fortlaufend mit den Buchstabenzeichen A bis G, so müssen in diesem ersten Jahr, einem Schaltjahr, alle Sonntage auf die mit F oder G bezeichneten Tage fallen, im folgenden Jahr auf die mit E bezeichneten usw. Diese sogenannten Sonntagsbuchstaben werden nun so mit den Zahlen der 28jährigen, im Gegensatz zu der 19jährigen Mondfolge, als Sonnenumlauf bezeichneten Reihenfolge verknüpft, daß beginnend mit C/F jedes dieser 28 Jahre mit den Sonntagsbuchstaben von G bis A bezeichnet wird, wobei für Schaltjahre immer an vierter Stelle zwei Buchstaben auftreten, deren erster für die Sonntage vom 1. I. bis zum 24. II. gilt, während der zweite allen folgenden Sonntagen zukommt. Die Teilung der um 9 erhöhten Jahreszahl ergibt dabei die Anzahl der seit Beginn dieser Rechnung verflossenen 28jährigen Folgen und dementsprechend die Restzahl die Stelle an, an der in einer aufgestellten Tabelle der Sonntagsbuchstabe zu suchen ist¹⁶. Diese Zusammenstellung der Sonntagsbuchstaben ist auf dem Nehmtener Runenstab auf dem siebenten Streifen vorhanden. Jedoch sind auch hier wieder statt der sieben Sonntagsbuchstaben A—G die entsprechenden ersten sieben Zeichen des Futhork eingesetzt worden, wobei besonders zu beachten ist, daß in dieser Reihe die alte α -Rune \mathfrak{F} statt der sonst auf dem Stab verwendeten jüngeren Form verwendet worden ist. Vor dieser Tabelle sind auf dem siebenten Streifen des Stabes noch einmal die statt der Goldenen Zahl verwendeten Zahlrunen linkswendig in der Reihenfolge von 1 bis 19 angebracht, wobei allerdings

dem Schnitzer des Nehmtener Runenkalenders zwei grobe Versehen unterlaufen sind, da hier die Zahlrunen 16 und 18, 10 und 13 in ihrem Zahlwert vertauscht sind und damit nicht dem Zahlwert entsprechen, unter dem sie in den beiden obengenannten Reihen verwendet werden¹⁷. Immerhin ergibt sich, daß der siebente Streifen die Aufgabe eines Schlüsselbandes für die eigentlichen Kalenderreihen übernehmen soll, die nun einen vollständigen Jahres-, Wochen- und Mondkalender darstellen. Die weiter noch auf dem siebenten Streifen des Stabes vorhandenen Einkerbungen sind die Jahreszahlen 1641 und 1645 und die Anfangsbuchstaben des Namens des wahrscheinlichen Eigentümers: P S., die vielleicht als Abkürzung für Peter Sehestedt, den Namen des derzeitigen Besitzers des Gutes Nehmten, zu deuten wären. Gleichzeitig würde die auf den Dreißigjährigen Krieg verweisende Datierung aber auch die Annahme rechtfertigen, daß der Stab als Beutestück oder Geschenk eines schwedischen Offiziers nach Nehmten gekommen ist, zumal die Besitzer des Gutes über ausgedehnte Beziehungen zu schwedischen Adelskreisen verfügten.

Von ganz besonderem Interesse sind die nun noch verbleibenden beiden Streifen des Nehmtener Runenkalenders. Sie enthalten eine Reihe von Kreuzen und nach rechts oder links gerichteten Halbkreuzen, über denen eine ganze Anzahl von Zeichen und sehr einfach ausgeführten Bildern von Geräten eingekerbt sind. Unter diesen Bildern ist eine ganze Reihe von Heiligenzeichen zu erkennen, so daß von vornherein die Vermutung nahe liegt, daß auf diesen beiden Streifen der noch fehlende Kalender der Festtage wiedergegeben wird. Selbstverständlich kann hier nur der sogenannte festliegende, kirchliche Festtagskalender angemerkt sein, da es sich bei dem Nehmtener Runenkalender ja um einen immerwährenden Kalender handelt. Dabei soll durch die Bezeichnung des betreffenden Tages durch Kreuze oder Halbkreuze die nach kirchlicher Ansicht mehr oder minder große Bedeutung gerade dieses oder jenes Tages hervorgehoben werden, während die Hinzufügung eines Bildzeichens mehr oder weniger im Belieben des Schnitzers gelegen haben muß, da auf dem Nehmtener Kalender eine ganze Reihe der nach kirchlicher Ansicht hohen Festtage ohne Bildzeichen angemerkt sind. Natürlicherweise weicht die Einreihung des einzelnen Festtages nach ihrer Wichtigkeit bereits erheblich von der bekannten katholisch-kirchlichen Zusammenstellung ab. Die zur Bezeichnung dienenden Kreuze stehen dabei immer genau über der betreffenden Tagesrunen, so daß ein Versehen ziemlich ausgeschlossen war, und dementsprechend der Festtagskalender mit großer Genauigkeit wiedergegeben ist. Die Bildzeichen der einzelnen Festtage sind zum größten Teil den Darstellungen der bekannten Heiligenlegenden entnommen, und nur wenige haben Bezug auf irgendwelche zu einer bestimmten Jahreszeit vorzunehmende bäuerliche Arbeiten oder häusliche Verrichtungen. Im folgenden sind die als Festtage bezeichneten Tage und ihre Bildzeichen zusammengestellt.

I. Januar

- + / 1. I. Neujahrstag, der alte römisch-julianische Jahresanfang. Ist hier ohne Bildzeichen, nur durch ein volles Kreuz gekennzeichnet.
- + / 6. I. Epiphania, nach schwedischer Bezeichnung auch Trettondagen, nach niederdeutscher Festbezeichnung Dreikönigstag und altniederländisch „dertiendag“ = dreizehnter Tag (nach den Zwölfen). Als beigegebenes Bildzeichen findet sich die ziemlich vereinzelt vorkommende Raute, deren drei oberen Ecken von Kreisen umgeben sind. Da der Kreis gemeinhin als Sonnenzeichen dient, liegt hier wohl eine Nachwirkung der älteren Fassung dieses Tages als Neujahrstag vor, an dem die Zunahme der Sonnenbahn wieder bemerkbar wird.
- + / 13. I. Tag des hl. Knut, in kirchlicher Fassung die nach acht Tagen eintretende Wiederholung des Epiphaniafestes, schwed. Tjugondedagen als zwanzigster Tag des Julfestes und gleichzeitig dessen Ende. Das beigelegte Schnitzzeichen kann evtl. aus dem von



Umzeichnung des gesamten Runenstabes (im Bilde dreifach geteilt).

schwedischen Stäben bekannten Zuhorn entstellt sein. Ein nach unten gefehrter Spieß, den das Bildzeichen auch darstellen könnte, ist sonst nicht nachzuweisen⁸.

- †/19. I. St. Henriksdagen, Bischof und Schutzpatron von Upsala. Der Tag ist nur auf reichsschwedischen Kalenderstäben bezeichnet. Das beigelegte Attribut stellt eine Bischofsmütze dar und entspricht in seiner Form den Bildformen der östergötländischen Kalenderstabüberlieferung⁹.
- †/25. I. Pauli Befehrung, schwed. Palmessa. Entsprechend der schwedischen Bildüberlieferung ist als Bildzeichen ein Schwert eingeferbt, das in Anlehnung des Tages als Mittwintertag den Winter in zwei Hälften schneiden soll. Das Schwert ist ursprünglich ein sagenhaftes Heiligenabzeichen des Paulus⁹.

II. Februar

- †/2. II. Mariä Kirchgang, schwed. Kyndelsmessa. Das zur Kennzeichnung des Tages auf dem Rehmtenener Runenkalender benutzte Bildzeichen, das auch bei allen anderen Marienagen als Beifügung angewandt wird, ist eine für die Landschaft Östergötland bezeichnende Abwandlung der Marienkrone¹⁰.
- †/9. II. Ein fast nur auf reichsschwedischen Kalenderstäben angeführter Festtag der heil. Apollonia. Die vorhandene Bildbezeichnung soll eine Zange darstellen, ein Hinweis auf das Martyrium der Heiligen, die in der auf dem Rehmtenener Runenkalender gewählten Form kennzeichnend ist für die Kalenderzeichen Östergötlands, speziell des Stiftes Vinköping¹¹.
- †/15. II. Der ebenfalls nur auf schwedischen Runenstäben angegebene Tag des heil. Siegfried, Bischof von Werjö. Als Bildzeichen ist die dabei übliche Axt angegeben.
- †/22. II. Die auf allen Runenkalendern angegebene Stuhlfeier Petri. Als Bildzeichen des Tages ist der in seiner Form der Östgötländischen Bildtradition folgende Schlüssel, das allgemeine Heiligenzeichen des Petrus angegeben.
- †/24. II. Tag des Apostel Mathias, schwed. Matias Fiskie-lekar. Dementsprechend als Bildzeichen ein Fisch, der gewöhnlich einen Hecht darstellen soll, da in diesen Tagen der Hecht an sonnigen Uferstellen anzustehen beginnt¹².

III. März

- †/7. III. Thomas von Aquin, schwed. Thomas in den fasten. Ein Bildzeichen für diesen Tag ist nicht beigelegt.
- †/11. III. Ist als Festtag außer auf dem Rehmtenener Runenstab nur noch auf dem Kästnerschen Stab angegeben. Nach dem für diesen Tag vorhandenen Zeichen, einem Zweig, ist der Tag als Festtag des heil. Gregor aufgefaßt, der aber kirchlicherseits erst am 12. III. gefeiert wird. Möglicherweise liegt dem Versehen die Nachwirkung eines Vigilienzeichens¹³ am Vorabend des 12. III. zugrunde¹⁴.
- †/17. III. Tag der heil. Gertrud, Äbtissin des Klosters in Brabant. Das beigelegte Bildzeichen ist kaum zu erklären, wenn nicht angenommen wird, daß der Hersteller des Kalenders das übliche Bildzeichen dieses Tages, die Kapelle, nicht verstanden und irrtümlicherweise auf dem Kopfe stehend abgebildet hat. Ein Vergleich mit den Bildzeichen des 17. III. auf schwedischen Runenkalendern zeigt, daß diese Möglichkeit besteht, wenn eine östergötländische Bildüberlieferung angenommen wird.
- †/21. III. Tag des heil. Benedikt von Nursia, Abt von Monte Casino, schwed. Bengtsdagen. Das zunächst schwer zu deutende Bildzeichen des Tages findet seine Erklärung durch Vergleich mit anderen Runenstäben und soll zweifellos die im Stifte Vinköping zur Bezeichnung dieses Tages übliche Schlange, die in diesen Tagen aus dem Winterschlaf erwacht, darstellen¹⁵.
- †/25. III. Das durch das bereits bekannte Symbol der Marienkrone gekennzeichnete Fest Mariä Verkündigung.

IV. April

- 4/4. IV. Tag des heil. Ambrosius, der ohne Tagesymbol angegeben ist.
 †/14. IV. Tiburtius, schwed. Första sommardag, der entsprechend seiner Bedeutung als Sommersanfang durch einen Zweig mit nach oben gerichteten Ästen gekennzeichnet wird.
 †/25. IV. St. Markus, schwed. Gauk-marks, da an diesem Tage der Ruckuck zu rufen beginnt. Der als Bildzeichen eingekerbte Vogel soll dementsprechend einen Ruckuck darstellen¹⁶.

V. Mai

- †/1. V. Philippus und Jacobus, schwed. Valborgsmässa. Das beigelegte Bildzeichen erinnert an die bereits erwähnten Marienkrone, ist jedoch hier wohl als eine Entstellung des an diesem Tage üblichen Zweiges anzusehen.
 †/3. V. Tag der Auffindung des Kreuzes Christi. Als Kennzeichen des Festtages das allgemein übliche stehende Kreuz.
 †/18. V. Der besonders auf finnländischen und schwedischen Runenkalendern bemerkte Tag des heil. Erik, Schutzpatron von Upsala. Das beigegebene Bildzeichen ist zweifellos eine Darstellung der bereits mehrfach erwähnten Marienkrone. Die Verwendung des Zeichens für diesen Tag ist wohl nur durch ein Versehen zu erklären.
 †/25. V. St. Urban. Als Attribut ein Samenkorn, da an diesem Tage die Einsaat des Sommergetreides beendet sein soll.



Abb. 3. Schluß des Rheimtener Runenstabes. 1641—1645 P S Pentadisches Zahlensystem von 19 bis 1. (Reichsschwedische Runentypen aus dem Kirchspiel Östergötland)

VI. Juni

- †/3. VI. Erasmus, Bischof von Antiochia. Als Hinweis auf die nun notwendig werdende Zurichtung der Holzgeräte für die Heuernte ist das Bild eines sogenannten Treibelsbohrers an diesem Tage eingekernt.
 16. VI. Wilhelm von Roeskilde, schwed. Vilhelmus, ein besonders in der dänischen Überlieferung hochangesehenes Fest. Das beigegebene Bildzeichen, ein doppelt durchkreuztes Quadrat, soll wohl ein aufgeschlagenes Buch, das als Attribut dieses Heiligen gilt, darstellen. In ähnlicher Form finden sich Buchdarstellungen auf den englischen Clog-Almanacks¹⁷.
 Die bis zum 30. VI. folgenden Zeichen sind vom 24.—30. VI. an zerstört.

VII. Juli

- †/2. VII. Heimsuchung Mariä, schwed. Maria besöker Elisabet. Als Bildzeichen die Marienkrone¹⁸.
 6. VII. Die Oktave des Festes Peter und Paul zur sunwenden. Als Attribut der bereits erwähnte Peterschlüssel. Da hier die Oktave des 29. VI. festlich begangen wird, muß auch der 29. VI. selber bezeichnet gewesen sein.
 4/10. VII. Heil. Knut, schwed. Knut konungen, Knut IV. König von Dänemark, Schweden und Norwegen. Als Beinamen hat der Heilige die Bezeichnung Bonde- oder Leeknud. Als Bildzeichen ist dementsprechend eine Sense eingekernt, die in ihrer Form kennzeichnend für die Kalenderzeichen des Stiftes Ljököping ist.

- 4/13. VII. Tag der heil. Margaretha. Bedeutend als Beginn der Hundstage, weshalb der Tag auch mit dem herkömmlich gebrauchten Bildzeichen eines Bieredts, des Hauses, versehen wurde. Schwed. en Fyrkant öre ett hus.
 15. VII. Fest der Apostelteilung. Als Attribut ist ein Dreisproß, ein für diesen Tag ganz ungewöhnliches Bildzeichen, beigegeben.
 17. VII. Der Tag ist ebenfalls durch einen Dreisproß gekennzeichnet, doch fehlt jede Erklärung, wenn nicht einfach ein Versehen angenommen werden kann. Am 17. d. M. zeigt auch keiner der auf Pergament geschriebenen Runenkalender einen Festtag.
 †/22. VII. Maria von Magdala. Als Attribut ist fälschlicherweise eine Marienkrone beigegeben.
 †/25. VII. Jacob d. A. Als Bildzeichen ein Gefäß, das an dieser Stelle vielleicht aus dem norm. Sprichwort: Jacop pisser i humblen, als Zeichen des Heiligen entnommen sein könnte¹⁹.
 †/29. VII. St. Olaf von Norwegen, schwed. Olofs mässä. Das beigelegte Bildzeichen ist als ein Beil zu deuten, das dem Heiligen als Stellvertreter Thors beigegeben wurde.

VIII. August

- †/1. VIII. Petri Kettenfeier. Kennzeichnet durch den Schlüssel, das allgemeine Amtszeichen des Apostels.
 4/5. VIII. St. Dominicus. Der Tag ist ohne Bildzeichen angegeben.
 †/10. VIII. Tag des heil. Laurentius, gekennzeichnet durch das Bild des zur Folterung des Heiligen verwendeten Rostes. Die auf dem Rheimtener Runenkalender angewandte Form des Rostes ist kennzeichnend für die Bildüberlieferung Östergötlands, insbesondere des Stiftes Ljököping²⁰.
 †/15. VIII. Maria Todestag, schwed. Marie himmelsfärd. Als Bildzeichen des Tages die Marienkrone.
 4/19. VIII. St. Magnus, ein im besonderen reichsschwedischer Festtag, der hier ohne Bildzeichen angegeben ist.
 †/24. VIII. Tag des Bartholomäus. Das Bildzeichen des Tages ist durchaus ungewöhnlich und muß nach den drei Kreisen an den Eckpunkten eines Kreuzes ein Sonnenzeichen darstellen, das hier auf das Ende der Hundstage hindeuten könnte.
 4/28. VIII. St. Augustin. Als Bildzeichen ein Rad, das als Sonnenzeichen für diesen Tag in einigen Fällen nachzuweisen ist²¹.

IX. September

- †/1. IX. Tag des heil. Agidius. Als Bildzeichen ein Zweig.
 †/6. IX. Mariä Geburt, das sogenannte kleine Marienfest. Als Bildzeichen die bereits bekannte Marienkrone.
 †/14. IX. Der Tag der Kreuzerhöhung, der hier wie allgemein üblich durch ein Malkreuz gekennzeichnet wird.
 †/21. IX. Evangelist Matthäus, schwed. bocks Mats dag. Bod- oder Hengst-Matthäus, wonach auch das Bildzeichen des Tages gewählt worden ist, das hier anscheinend ein Pferd darstellen soll, da die sonst für das Bild des Bodes kennzeichnenden Hörner fehlen²².
 †/29. IX. St. Michael. Das Bildzeichen ist die Posaune oder Lure, die als Attribut des Erzengels gilt.

X. Oktober

- †/7. X. Das Fest der in Skandinavien hochangesehenen heil. Virgitta. Das Bildzeichen soll eine Kardätsche oder einen Wollkamm als Hinweis auf die nun beginnende Zeit der Wollaufbereitung darstellen²³.

- †/14. X. Calixtus, schwed. Första vinterdag. Als Bildzeichen ist im Gegensatz zu dem am 14. IV. (Första sommerdag) eingeferbten Zweig mit nach oben gerichteten Ästen ein Zweig mit abwärts hängenden Ästen eingeschnitten.
- †/18. X. Tag des Evangelisten Lukas. Als Bildzeichen eigenartigerweise ein aufgerichtetes Kreuz.
- †/21. X. Ursula und die 11 000 Jungfrauen. Das Bildzeichen soll anscheinend einen Zweig mit drei Seitenästen darstellen, wofür aber eine Erklärung nicht zu geben ist.
- †/28. X. Simon und Judas. Attribut ist ein entlaubter Baum als Hinweis auf die nun beginnende Zeit der Herbststürme, die das Laub von den Zweigen reißen.

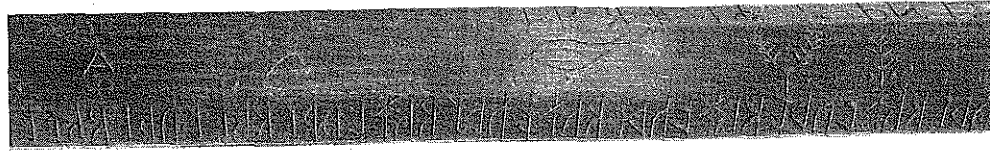


Abb. 4. Spalte 4 und 5 des Nehmtener Runenstabes. Spalte 4: 30. XI. Andreas († und A), 23. XI. Clemens (Anker), 11. XI. Martin († und Gans) 1. XI. Allerheiligen (Palme), 28. X. Erster Wintertag (entlaubter Baum und †). Spalte 5. Datenrunen vom 3. Dezember bis 23. Oktober.

XI. November

- †/1. XI. Allerheiligen. Als Bildzeichen zwei Palmwedel mit je acht Blättern als Hinweis auf die acht Seligkeiten.
- †/11. XI. St. Martinstag. Als herkömmliche Bildbezeichnung des Heiligen die Martinsgans²⁴.
- †/23. XI. Tag des heil. Clemens, Schutzpatron der Seefahrer. Abgeleitet vom Patronat des Heiligen ist der Tag durch einen Anker, der gleichzeitig Hinweis auf die Beendigung der Schifffahrt ist, gekennzeichnet²⁵.
- †/25. XI. Katharina. Als Attribut ein Rad (Kreis), da die Heilige Schutzpatronin der Spinnerinnen ist. Gleichzeitig ein Hinweis auf die beginnende Spinnzeit²⁶.
- †/30. XI. Das besonders in Skandinavien hochangesehene Fest des Apostels Andreas. Das auf dem Nehmtener Runenstab zur Kennzeichnung des Tages benutzte große lateinische A ist ungewöhnlich, kann aber aus dem sonst üblichen griechischen Kreuz durch Mißverstehen entstanden sein.

XII. Dezember

- †/4. XII. St. Barbara. Ohne Attribut angegeben.
- †/6. XII. St. Nikolaus. Ohne Attribut angegeben.
- †/8. XII. Mariä Empfängnis. Ohne Attribut angegeben.
- †/9. XII. St. Anna. Ein eigentlich durch eine Verwechslung mit dem Gedächtnistag des heil. Josef entstandenes Fest. Vielleicht hält das Bildzeichen des Nehmtener Runenstabes, ein gefiederter Pfeil, das häufig als Umschreibung des membrum virile gilt, diese erstere Fassung des Tages fest.
- †/13. XII. Lucienfest. Ohne Bildzeichen angegeben.
- †/21. XII. Das Fest des Apostel Thomas, an dem die Vorbereitungen für das Julfest begannen. Das eigenartige Bildzeichen ist wohl als eine sehr vereinfachte Darstellung einer Hand mit ausgestreckten Fingern als Hinweis auf den beginnenden Julfrieden anzusehen, die auf anderen Kalenderstäben in ausgeprägterer Form nachzuweisen ist.

Beginnend mit dem 25. XII. ist bis zum Jahresende jeder Tag als Festtag durch ein † bezeichnet gewesen. Außerdem sind über dem 25. und 26. XII. senkrechte Kerben zu er-

kennen. Der Stab ist hier jedoch soweit zerstört, daß nähere Einzelheiten nicht mehr genau festzustellen sind.

Es ergibt sich, daß der auf dem Nehmtener Runenkalender vorhandene Festtagskalender gleichzeitig ein bäuerlicher Arbeitskalender ist. Die Kennzeichnung der einzelnen Festtage beschränkt sich nicht auf die Verwendung der aus der kirchlichen Kunst, der Überlieferung der Heiligengeschichten und der volkstümlichen Bilddarstellung bekannten Heiligenabzeichen, sondern gibt ihnen Bildzeichen bei, die eine deutliche Beziehung auf die mit der Jahreszeit wechselnden notwendigsten Arbeiten der Landwirtschaft und ihrer Nebenberufe haben. Das Bild des Hechtes am 24. II., der Zweig am 14. IV., das Samenforn am 25. V., die Sense am 10. VII., der Wollstamm am 7. X. und der Anker am 23. XI. sind in ihrer Beziehung zum Arbeitsleben ebenso deutlich wie noch eine ganze Reihe anderer, bereits erwähnter Bildzeichen. Jedoch ist im ganzen festzustellen, daß der auf dem Nehmtener Runenkalender enthaltene Arbeitskalender im Vergleich zu dem auf anderen Stäben nachzuweisenden verhältnismäßig begrenzt ist.

Als nunmehr noch verbleibende Frage wäre die Herkunft des Nehmtener Runenkalenders einer Untersuchung zu unterziehen. Lexow und Lithberg machten auf die Möglichkeit einer Herkunftsbestimmung bei unbezeichneten Runenstäben durch einen Vergleich von Form, Runenzeichen und Bildzeichen aufmerksam, der in der Folge von Mackensen und im forrrierenden Sinne von Ebnsson für bestimmte Exemplare durchgeführt worden ist²⁷.

Die äußere Form des Nehmtener Runenkalenders entspricht auf das genaueste der von Lithberg als „vandringsstav“ bezeichneten Östergötländischen Form der Runenkalender, wobei allerdings zu beachten ist, daß diese Stäbe ihrer Länge wegen wohl kaum zum Wandern geeignet sind. Der Aufbau des Runenkalenders mit dem Beginn am 1. Januar und seiner Unterteilung in ein Sommerhalbjahr und ein Winterhalbjahr entspricht ebenso der Kalendertradition dieser Landschaft. Gleichzeitig macht diese Unterteilung die wegen der ehemaligen Zugehörigkeit Holsteins zu Dänemark naheliegende Vermutung, daß der Nehmtener Runenkalender ein von Dänemark eingeführtes Exemplar sei, unmöglich, da die dänischen Runenkalender sämtlich mit dem 25. Dezember beginnen. Die Zuordnung des Nehmtener Runenkalenders zur östergötländischen Kalendertradition wird weiterhin durch die Form der benutzten Zahlrunen und die Form der zur Bezeichnung der einzelnen Tage gebrauchten Runen wahrscheinlich gemacht, die ganz genau den späten Runenformen dieser Landschaft entsprechen. Darüber hinaus ermöglicht die Beobachtung, daß die einzelnen Stifte Schwedens eine ganz bestimmte Überlieferung in der Gestaltung der Bildzeichen mit kennzeichnenden Eigenarten und Unterschieden in der Ausformung einzelner für die Festtage benutzten Bildzeichen innehalten, eine noch weitergehende Herkunftsbestimmung des Runenkalenders.

Die zur Kennzeichnung des 9. II. verwendete eigenartige Zange ist in der auf dem Nehmtener Runenkalender abgebildeten Form kennzeichnend für die Kalenderbildüberlieferung des Stiftes Linköping. Das gleiche gilt auch von der für den 10. VII. als Bild-

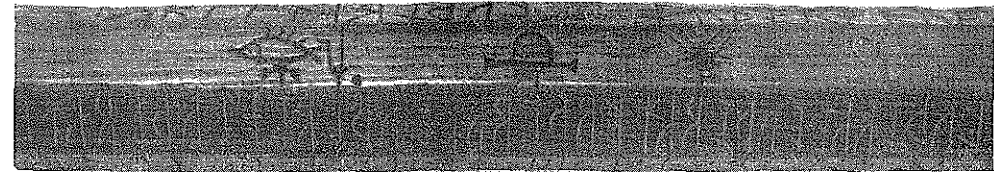


Abb. 5. Spalte 1 des Nehmtener Runenstabes. Marienkrone am 2. II., Zange am 9. II., Trompete am 15. II. Schlüssel am 22. II. Fisch am 24. II. (Fortsetzung zu Abb. 3)

zeichen benutzten Senfe, die in gleicher Form nur noch auf den Stäben des Stiftes Linsöping und insbesondere des Kirchspieles Svinhult wieder nachzuweisen ist. Erhärtet wird die Vermutung einer Herkunft aus dem Gebiet des genannten Stiftes noch durch die Übereinstimmung des für den 10. VIII. eingesetzten Bildzeichens, eines Krostes, mit den auf anderen Kalenderstäben des gleichen Stiftes für diesen Tag verwendeten Symbolen. Schließlich verweisen die Form der zur Kennzeichnung der Marienfeste üblichen Marienkrone, die Martinsgans und der Kuckuck am 25. IV. ebenfalls auf die Kalenderformen dieses Stiftes. Insgesamt ist nicht daran zu zweifeln, daß der Rehmtenner Herrenstock ein reichsschwedischer Runenstabkalender aus der Kalenderüberlieferung des Stiftes Linsöping ist, der durch irgendeinen Zufall während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges nach Ostholstein verschlagen worden ist.

¹ Verzeichnis der in Deutschland vorhandenen Runenkalender: E. Schnippel, Über einen merkwürdigen Runenstab. Schriften des Oldenburger Museums für Altertumskunde. Heft IV. Oldenburg 1883. Stalling.

² Runenstäbe anderer Ausführung sind beschrieben und abgebildet:

a) Fr. W. Pipping, Historiske Bidrag till Finnlands Calendariografi. Helsingfors 1858.
b) E. Schnippel, Über einen merkwürdigen Runenstab. Schriften des Oldenburger Vereins für Altertumskunde. Oldenburg 1883.

c) E. Schnippel, Die englischen Kalenderstäbe: Beiträge zur englischen Philologie. Heft V. Leipzig 1926.

d) N. Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel. Nordisk Kultur. Bd. Tidskränningen. Stockholm 1934.

e) N. Lithberg, Runstaven, en ursvensk radgivare. Fataburen 1932.

f) L. Madensen, Der Rigaer Kalenderstab. Schriften des Herderinstituts zu Riga. Riga 1937.

g) S. Svensson, Ein reichsschwedischer Kalender. Acta Ethnologica. Kopenhagen 1938.

³ Ein Runenkalender anderer Art ist beschrieben bei L. Madensen, Der Rigaer Kalenderstab. Riga 1937.

⁴ Tabellen und Anleitungen bei: H. Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung des Mittelalters. 3. Aufl. Hannover 1910. Seite 2b bis 3c, 131 ff.

⁵ L. Fölscher, Über das Alter der Runenkalender. Kleine Hist.-Phil. Reihe der Akademie der Wiss. Berlin 1829. Derf., Handbuch II, S. 373.

⁶ N. Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel. Nordisk Kultur. Stockholm 1934. Seite 86.

⁷ N. Beckmann, Isländsk och Skand. Tideräkning. Ebenda S. 8.

⁸ E. Schnippel, Über einen merkwürdigen Runenkalender. Anlage D, Seite 95.

⁹ Vgl. N. Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel, Fig. 18 auf S. 87. Derf., Runstaven, en ursvensk radgivare, Seite 122.

¹⁰ Eine Gegenüberstellung verschiedener Formen enthalten N. Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel, Fig. 8, 10, 11, 18, wo diese Kronen jeweils an den betreffenden Marienfesten zu erkennen sind. Ebenso enthält der Aufsatz „Runstaven“ desselben Verfassers in den Abb. 2, 3 und 5 verschiedene Formen der Marienkrone. Eine vollständige Entwicklungsreihe ist dargestellt in der Ur-Rhazelti Handschrift von 1630 der Königl. Schwedischen Bibliothek.

¹¹ Vgl. S. Svensson, Ein reichsschwedischer Kalender. Acta Ethnologica. 1938/1; Abb. 7, 13, 14, 15, 16. Vgl. Zange am 9. II. in Fig. 18; N. Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel.

¹² Vgl. E. Schnippel, Über einen merkw. Runenstab. Anlage D, Seite 96 unter 24, 2 und W. Eckström, Die Fische in den Schären von Mördö. Übers. Creplin. Berlin 1835. S. 83 ff.

¹³ Nach katholischer Sitte begannen Festtage am Abend des vorhergehenden Tages und wurden vielfach kalendermäßig durch kreuzartige Zusatzzeichen mit einem oder mehreren Querbalken zum vorhergehenden Tage gekennzeichnet, die als Vigilienzeichen bezeichnet werden.

¹⁴ G. Kästner, Beschreibung des runischen Kalenders, welcher sich auf der Leipziger Rathsbibliothek befindet. Sammlg. ausgef. Stücke der Ges. d. freien Künste zu Leipzig. Teil III. Leipzig 1756.

¹⁵ Die Abbildungen Fig. 2 u. 3 bei N. Lithberg, Runstaven, Fataburen 1931, S. 118/119, enthalten eine ausgezeichnete Gegenüberstellung der Uppländischen und der Ostergötländischen Bildtradition für den 17. III, 21. III. und 25. III. Zu Bengtsdag: Derf., ebenda, S. 122.

¹⁶ N. Lithberg, ebenda, S. 117, Fig. 1: Detalj av runkalender. Göken på kvist a Markus 25. IV. Stab Nordiska Museet 175 015.

¹⁷ E. Schnippel, Die engl. Kalenderstäbe. Abb. 1. Ashmolean Clog.

¹⁸ Eine ausgezeichnete Zusammenstellung aller Bildzeichen und ihrer Entwicklungsformen vom 1.—31. Juli findet sich bei N. Lithberg: Runstaven.

¹⁹ Siehe: Finn Magnussen, Specimen Calendarii gentilis.

²⁰ Vgl. S. Svensson, Ein reichsschwedischer Kalender. Abb. eines Runenkalenders aus dem Sprengel Svinhult.

²¹ Stellt vielleicht eine Sonne auf Krücken dar nach der Redewendung: ... solem quasi consensescere. Vgl. E. Schnippel, Über einen Runenkalender. S. 102/29. 8.

²² Vgl. N. Lithberg, Runstaven. Fig. 4.

²³ N. Lithberg, ebenda, S. 122.

²⁴ Vgl. N. Lithberg, Runstaven. Fig. 5.

²⁵ Derf., ebenda, S. 122.

²⁶ Vgl. Sprichwort: R. mit dem Radel ist ein gar braves Mädel.

²⁷ Lithberg, Kalendariska Hjälpmedel. Nordiske Museet 1934. E. Lexow, Primstavtegn och Helgendyrkelse. Norsk Folketrad. Oslo 1924. S. Svensson, Ein reichsschwedischer Kalender. Acta Ethnologica 1938/1.

Germanische „Eigenkirchen“ in Ravensberg

Don W. Sauerländer

Über die Gründungs- und Frühzeit unserer Ravensberger Kirchen ist uns nicht gerade viel Wissenswertes überliefert worden. Die Kirchengeschichte unserer Heimat selber weiß jedenfalls so gut wie nichts darüber zu berichten. Und doch reichen die wenigen urkundlichen und sonstigen gelegentlichen Nachrichten unserer Archive gerade aus, um über einen bisher wohl kaum erkannten unmittelbaren Zusammenhang unserer ältesten Kirchen mit einer gemeinermanischen Einrichtung eben jener „Eigenkirche“ urgermanischer Herkunft wichtige Aufschlüsse zu geben.

Daß die Religion unseren sächsischen Vorfahren Stammes- und Volksache war, daß sie auch auf diesem Gebiet genossenschaftlich-obrigkeitlich dachten, geht aus allen Zeugnissen, die wir darüber haben, einwandfrei hervor. Wie über den Glaubenswechsel noch in der Reformationszeit die Obrigkeit entschied, so in den ältesten Zeiten der Fürst, das Stammes- und Heereshaupt, dem dann die Genossen einfach folgten. Aus diesem Gefolgschaftsdenken erklärt sich auch der in der nordisch-germanischen Religion bezeugte Brauch der „Eigentempel“, den die arianischen Germanen, die Goten und die Langobarden so gut hatten, wie später die römisch-katholischen Franken. Und wenn wir noch im späten Mittelalter Burg und Hofkapellen finden, mit eigenen Geistlichen und Kaplänen, so haben wir darin die unmittelbare Fortsetzung dieses altgermanischen Brauchs zu sehen, nach dem der Grundherr das Recht hatte, auf seinem Grund und Boden eine Kirche zu erbauen, die er unterhält und von der er die Einkünfte einheimst. In christlicher Zeit darf er allerdings den Gottesdienst nicht mehr selber ausüben, wohl aber kann er ihn durch einen Priester halten lassen, den er selbst dazu bestellt.

Die germanische Kirche wird eben, wie Freiherr von Soden, Marburg, ausführt, „von oben gebaut“. Die gesamte Kirchenhochzeit ist nach ihm „ein Stück der Volks- und Gebietshoheit, der Grundherrschaft“. Sie ist Eigenkirche, d. h. sie steht im Eigentum des Grundherrn.

Ulrich Stuh, der gründliche Erforscher dieser altgermanischen Einrichtung hat nun, fußend auf den Rechtsverhältnissen der Kirche des Mittelalters, nachgewiesen, daß sie auf ältesten germanischen, ja urgermanischen Brauch zurückgeht. Er vermutet ihre Wurzel im Hauspriestertum, das nach den Ergebnissen der Sprach- und der Religionsvergleiche schon der ariische Hausvater über die Seinigen hatte, und das nach Kap. 10 der Germania des Tacitus auch die Germanen kannten. Daraus hätten sich dann wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Sesshaftwerden der germanischen Stämme, die Eigentempel gebildet. Denn als die Hausgemeinde des einen oder anderen wohlhabenden Germanen zu groß wurde, um weiterhin bequem in der Halle des Hauses versammelt werden zu können, und als auswärtige Einflüsse die Germanen auf den Gedanken brachte, der Gottheit eigene Behausungen zu bauen, da entstanden auf den grö-

heren germanischen Gehöften Hoftempel, zu denen sich dann auch die eigene Tempel entbehrenden, weniger begüterten Nachbarn hielten. Die isländische Entwicklung dieser Tempel, eng verbunden mit dem sogenannten Godentum, dürfte aus den Sagas bekannt sein. Haupt dieser Tempelgemeinde war jetzt der Tempelbesitzer, wie es ehemals der Hausherr kraft seiner hausherrlichen Gewalt, der Mund, für seinen Bereich gewesen war. Dies ausgesprochen herrschaftliche Gepräge blieb bestehen und sicherte dem Gebilde die Zukunft, besonders nachdem es sich in fränkischer und nachfränkischer Zeit mit der werdenden Großgrundherrschaft und dem allmählich sich anbahnenden Feudalismus aufs engste verbündet hatte (so U. Stutz).

Es wäre ein Wunder, wenn in einem solchen Kernland unseres germanischen Volkstums, wie es das ravensbergische Gebiet ist, diese Einrichtung nicht sicher nachzuweisen wäre. Schon vor etwa zwanzig Jahren hat daher auch Herm. Jellinghaus die Vermutung ausgesprochen, daß wir in unseren ältesten Kirchen solche Eigenkirchen vor uns haben. In einem Aufsatz der „Ravensberger Blätter“ macht er gleich eine Reihe solcher namhaft. Als wahrscheinliche Eigenkirchen nennt er: Kirchlegern (denen von Quenheim gehörig), Enger (Wittekind), Hiddnhausen (fränkisches Schutzheiligtum St. Gangolf), Quernheim, Jffelhorst und Rödinghausen. Als sicherer bezeichnet er: Werther, Wallenbrück, Borgholzhausen und Spenge. Alle diese Kirchen standen auf dem Grund und Boden des größten und ersten Grundherrn der betreffenden Ortsherrschaften, des Meiers, oder des benachbarten Adligen, der in dessen Rechte eingetreten war.

Von Wallenbrück wissen wir nun bestimmt, daß seine Kirche, wohl die älteste in Ravensberg überhaupt, ursprünglich auf dem Edel- oder Meierhof dort gegründet worden ist. Im Jahre 1096 wird sie von der Familie dieses Hofes an den Osnabrücker Bischof, zu dessen Sprengel sie gehört, abgetreten. Die Kirchenbücher berichten darüber hinaus, daß sie etwa 800 n. Chr. gestiftet worden sei. Auch für Spenge scheint ähnliches vorzuliegen, jedenfalls ist der Zusammenhang der Kirche mit der Grundbesitzerfamilie der edlen Herren de Speinha wahrscheinlich. (Dies nach Gries: Wallenbrück und Spenge.)

Von Werther und Borgholzhausen läßt sich nur vermuten, daß wir es hier mit Eigenkirchen zu tun haben, da beide auf herrschaftlichem Grund und Boden gebaut sind. Auch für Heepen scheint das zutreffen (Gries). Sicher aber ist die Kapelle des Meierhofes „zur Kapellen“ in Winkelshütten bei Borgholzhausen eine der ältesten und bedeutendsten Eigenkirchen unseres Landes gewesen. Schon die Urkunde aus dem Jahre 1317, aus der wir über die Stiftung eines Altars „in capella beati Georgii in villa Winkelseten“ näheres erfahren, weist auf ein hohes Alter dieses Gotteshauses hin. Dazu berichtet die „Kurzgefaßte Borgholzhausische Kirchenhistorie“ des Pastors Clamor Löning von 1726, „daß von alten Zeiten her an diesem Orte der rechte Stapel geistlicher Sachen gewesen ist; wie denn auch die meisten Religionsbewegungen sich daselbst jederzeit am allerersten geäußert haben“. Schließlich berichtet der ravensbergische Amtschreiber Wolf Almann im 2. Bande seiner „Ravensbergischen Merkwürdigkeiten“ aus dem Jahre 1690: „daß sie eher als die Borgholzhausische Kirche gewesen, gebauet und der Gottesdienst daselbst verrichtet sei. Hernach aber, wie die Leute zu Borgholzhausen Häuser zu bauen angefangen, die Kirche ohne Chor gebauet, der Gottesdienst nebst der annoch hier selbst vorhandenen also genannten Pingelglocken, anhero gelegt und gebracht; sed quo anno nescitur“ (aber in welchem Jahre, weiß man nicht).

Diese Pingelglocken ist noch heute vorhanden, es ist die älteste, dem St. Georg gewidmete. Ihren Titel als Eigenkirche beweist die Kapelle mit unbedingter Sicherheit aus dem bis ins 19. Jahrhundert geübten Patronatsrecht der Meier an der Rechtsnachfolgerin, der Kirche zu Borgholzhausen. Auch das damit verbundene Amt der „Templierer“ verbürgt diesen Ruf.

Nun ist diese Kapelle auf dem Meierhofe zur Kapellen nicht die einzige ihrer Art in unserem Gebiet, wenn sie auch wohl als die älteste angesehen werden muß. Der oben erwähnte Almann weiß allein im Bezirk von Borgholzhausen bis Bielefeld deren neun aufzuzählen, von denen allen heute wohl kaum noch Spuren vorhanden sind. Es sind die Gotteshäuser auf den Meierhöfen zu Sellhausen, Abbedissen, Bentrup (Brönningshausen), Hartlage, Uhrentrop (Mönkehof), Gottesberge, Niederwittler, die Antonius-Alus (zwischen Werther und Halle) und die Margarethen-Alus auf Widdeweges Hofe in der Bauernschaft Cleve. Ob die Dornberger Wehrhäuser auf den Höfen Niederbedmann, Wendischhoff und Meier zu Hoberge, die 1690 noch bestehen, und die in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges dazu gedient haben, „wider die Mauseparteyen, die Strässer und Kneveler“ als Schutz zu dienen, dazuzurechnen sind, ist zweifelhaft, wenn auch zwischen Wehr- und Kuthäusern häufig ein natürlicher Materialzusammenhang besteht.

Die ungewöhnlich große Häufung solcher Kapellen auf so engem Raum ist nun so auffallend, daß es sich wohl lohnt, die Frage nach Herkunft und Sinn dieses offenbar meierlichen Eigenkirchenrechtes aufzuwerfen. Denn noch 1691 kommt der Meier zu Bentrup (Brönningshausen) um die Erlaubnis ein, seine Kapelle, von der nur noch die „rudera“ stehen, wieder aufzubauen. Schon im nächsten Jahre hat er sein uraltes Hofrecht ausüben dürfen. Die besten Forscher unserer heimischen Geschichte, wie Jellinghaus, Philippi u. a., halten die Meierhöfe für die ältesten Ansiedlungen innerhalb ihrer Ortsherrschaften. Es waren die Höfe der Dorfgründer; mochte es sich nun um Sippen- oder Genossendorfser handeln“ (Jell.). Sie lehnen die Ansicht, daß diese Höfe aus militärischen oder Verwaltungsgründen aus der Dorfgemeinde herausgefordert seien, ab, da kein positives geschichtliches Zeugnis dafür vorhanden sei. Wahrscheinlicher sei es, daß diese in fränkischer Zeit, allerdings nach fränkischem Meierrecht besetzten Höfe, längst vorhanden waren, als Sachsen von den Franken erobert wurde. Auf den Eigentümern dieser Gründerhöfe habe dann auch wohl das germanische Priestertum geruht (Jell.).

Dies germanische Priestertum ist nun der Rechtsvorgänger des späteren Patronatsrechtes der Meier und der adeligen Grundherren. Zusammen mit dem Standortsnachweis für diese ältesten Kirchen eben auf dem Grund und Boden dieser Herren dürfte es Beweis genug sein, daß wir hier sicheren Zusammenhang mit dem altgermanischen Eigenkirchenrecht vorliegen haben. An den großen Gemeinde- und Dorfkirchen ist das Patronatsrecht der Grundherren sicher genug nachzuweisen. Ebenso für Meier zu Kapellen. Was für die anderen angeführten Höfe noch aus den Akten, aus mündlicher Überlieferung, aus Urbarien und Kirchenbüchern für diese Zusammenhänge herausgeholt werden kann, ist noch nicht zu übersehen. Für Sellhausen z. B. ist beim Fehlen jeglicher Gebäudesuren doch die geistliche Vergangenheit und damit die Wahrscheinlichkeit einer Eigenkapelle (die Almann als sicher bezeugt!) allein aus mündlicher Überlieferung ziemlich sicher. Noch die heutigen Besitzer wissen von einem „Kloster“, das dort gestanden haben soll und kennen auch noch den „hilligen Weg“, den die Paderborner Mönche früher begangen hätten. Hinzu kommt, daß in der vita Marswidis, dem Leben der Gründerin des Schildeschen Stiftes, der Hof beim Transport der Gebeine des heiligen Johannes nach Schildesche eine bedeutende Rolle spielt. Die Gebeine bleiben dort längere Zeit zur öffentlichen Verehrung ausgestellt.

Mit allen diesen Nachrichten über unser ältestes heimatliches Kirchwesen, die in diesem Rahmen nur Bruchstücke sein können, glauben wir auf einen Zusammenhang hingewiesen zu haben, der für die Erkenntnis dieser ältesten kirchlichen Zeit nicht unwichtig sein dürfte. Auch in anderer Hinsicht scheint uns eine Erinnerung an dies eigentümlich deutsche Kirchentum nicht unwichtig zu sein. Das ist die enge Verbindung mit dem Staat, der „Obrigkeit“ Luthers, die ihn eignete. Seine hohe Blütezeit hat es im Mittel-

alter gehabt, eine Blüte, die damals fast zu einer deutschen völkischen Nationalkirche geführt hätte. Die Entwicklung des Kaisertums führte dazu, daß der Kaiser der Herr seiner Eigenkirche wurde in gleicher Art, wie der Meier der Herr seiner Hofkapelle war. Damit war ihm das Recht der Stellenbesetzung gegeben. Nach dem Gesagten ist es wohl nicht zufällig, daß diese Entwicklung ihren Höhepunkt gerade unter den Kaisern unseres sächsischen Stammes erlebte, bei denen Reich und Kirche zu einer machtvollen Einheit zusammenschmolzen. — Der Investiturstreit mit seiner für das Reich tragischen Entwicklung hat die freie Weiterbildung zur deutschen Reichskirche verhindert.

Aus der Landschaft

Lichterbäume in der Nordmark

Die Schleswig-Holsteinische Landesbrandkasse in Kiel, Anstalt des öffentlichen Rechts, betreibt die Brandschadenverhütung mit besonderem Nachdruck nun schon über dreizehn Jahre. Jeder Brandschaden, ganz gleich in welcher Höhe, bedeutet immer einen Verlust am deutschen Volksvermögen und muß, wo immer nur möglich, im Interesse unserer Volkswirtschaft vermieden werden. Die Brandkatastrophenjahre 1924/25 zwangen die Landesbrandkasse gebieterisch, alle Maßnahmen, auch solche unangenehmer Art, die in Notzeiten aber hingenommen werden müssen, zu ergreifen, die in sofortiger Anwendung eine Verminderung der Brandfälle erwarten ließen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben.

Eine dieser Maßnahmen, die von vornherein als ständige Einrichtung gedacht war, war der planmäßige Aufbau einer „Lehrmittelanstalt für Brandverhütung und Brandbekämpfung“, kurz „Brand-schulmuseum“ genannt.

Schon einige Jahre nach Eröffnung des Museums ergab sich die Notwendigkeit, eine Abteilung zu schaffen, die die Aufgabe haben sollte, den Teilnehmern an unseren Ausbildungslehrgängen eine Abwechslung im Lehrbetrieb zu verschaffen. Denn nicht so sehr für den täglichen laufenden Besuch ist das Brandschulmuseum geschaffen worden, sondern in erster Linie dienen seine Lehrgegenstände — sie sind inzwischen auf mehrere tausend angewachsen — dem technischen Unterricht in regelrechten Lehrgängen, die sich bisweilen über eine ganze Woche erstrecken. In diesen Lehrgängen

werden einschlägige Berufe nach einem bestimmten Plan fortgebildet und in der Brandverhütung geschult. Es lag nahe, in der gedachten Sonderabteilung des „Feuer“ geschichtlich und volkshundlich darzustellen als:

„Feuer und Licht
im Glauben und Brauch.“

Wohl erstmalig in einem deutschen Museum ist in dieser Sondergruppe nun versucht worden, das Motiv „Feuer“ gegenständlich aufzuzeigen. Gegen 600 Gegenstände geben schon heute einen umfassenden Einblick. Annähernd 100 Gegenstände entfallen allein auf eine Gruppe:

„Feuer und Licht
in der Weihnachtszeit.“

Wenn man bei der von uns geübten Darstellungsart und Arbeitsweise, den Blick auf nur ein ganz bestimmtes volkshundliches Motiv zu richten und die Möglichkeit gründlicher Bearbeitung hat, dann macht man gelegentlich auch heute noch „Entdeckungen“. Von solchen soll hier kurz berichtet werden, sie betreffen die „Lichterbäume“ von Röm (Bild 1) und den „Baum“ aus Melbors in Holstein (Bild 2).

Der Lichterbaum von Röm ist in seiner feingliedrigen Form und Herrichtung das köstlichste Stück unserer ganzen Sammlung. Das Gestell ist ein Garnwickler, eine Garnhaspel, in Süddeutschland auch Wiehe genannt, das bekanntlich zu jedem Spinnrad gehört. Es stammt aus dem Jahre 1892 aus dem kleinen Ort Tostum auf Röm, der nörd-

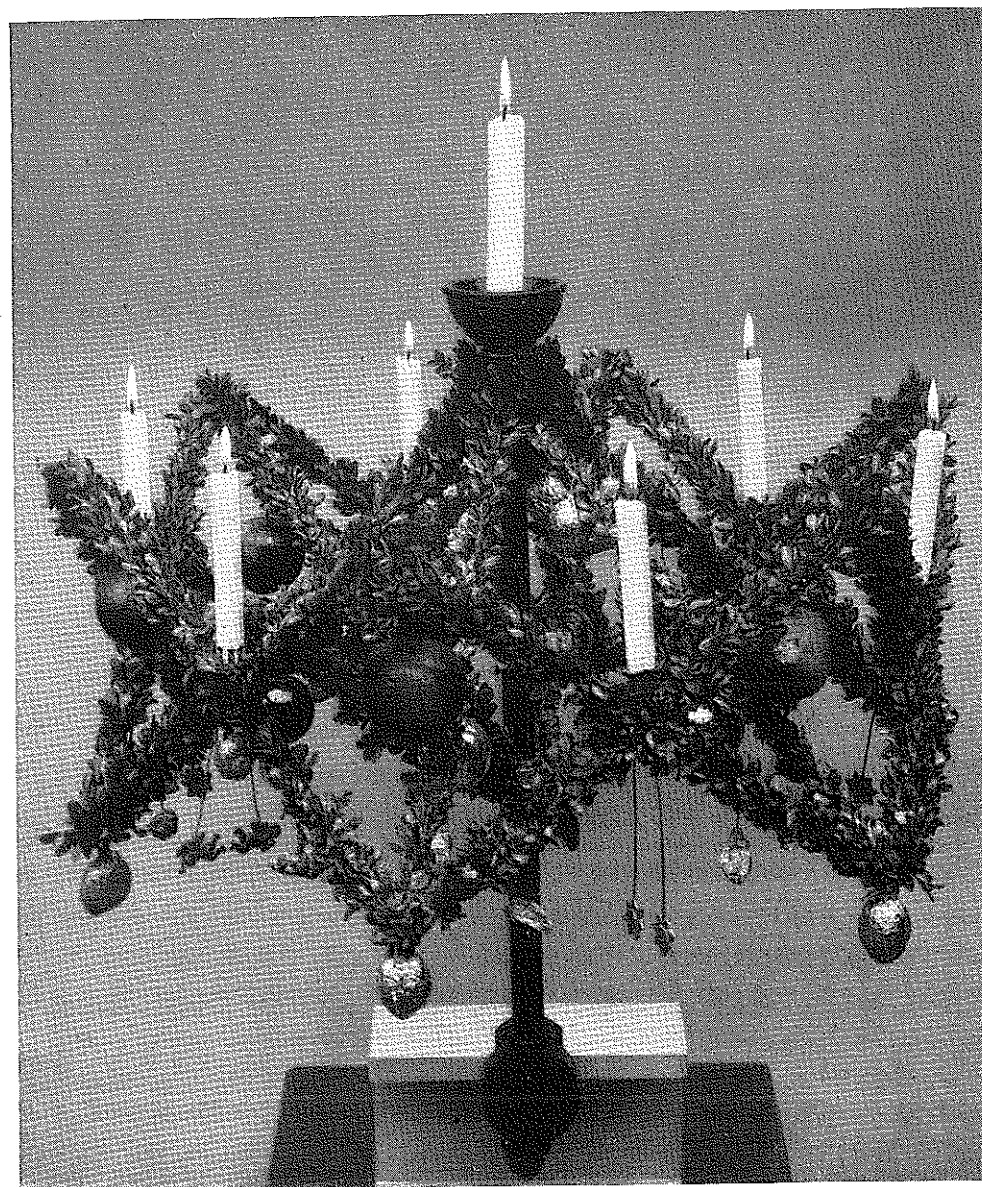


Abb. 1. „Lichterbaum“ von Röm

lichsten der Nordfriesischen Inseln. Mein Gewährsmann, der in den neunziger Jahren dort Lehrer war, kennt diesen Baum aus seinem Elternhause. Nur dadurch, daß auf den Nordfriesischen Inseln der Garnwickler sich horizontal bewegt, entgegen der vertikalen Anordnung auf dem Festlande, ergab sich die Möglichkeit seiner Verwendung für diesen Zweck. Es handelt sich nicht um ein Einzelvorkommen: die Möglichkeit,

einen Lichterbaum in solcher Form herzustellen, wurde viel genutzt, und sie bestand in vielen Familien; denn auf Röm wurden und werden noch heute viele Schafe gehalten, infolgedessen wurde auch viel gesponnen und gewebt. Das Gestell für den Baum war also überall vorhanden.

In der Reihe unserer Nordfriesischen Lichterbäume (Amrum, Föhr) bildet der Baum von Röm einen schönen Abschluß.

Das Gestell ist vom Tisch bis zur Knäuelschale 48 Zentimeter hoch, der Durchmesser beträgt 57 Zentimeter. Die feinen Reisten sind in ihrer Anordnung dem Gestell eines Regenschirmes ganz ähnlich und wie dieses verstellbar. Verbunden wurden sie meist mit Buchsbaum, bisweilen wohl auch mit Efeu. Der „Behang“ besteht aus roten Äpfeln, Glaskugeln, vergoldeten Walnüssen und einigen getrockneten Pflaumen; je weiter man nach Norden kommt, wird weniger „versilbert“, gern aber „vergoldet“. Die Kerzen stecken in Haltern, die in den Schnittpunkten zweier Reisten nur lose übergehängt sind, durch das Gewicht von zwei verzierten Bleifügeln am unteren Ende zweier Drahtschenkel stehen die Kerzen immer schon aufrecht. Zuweilen waren die Kugeln auch als Stern oder Engel ausgebildet; die siebte Kerze, meist etwas stärker als die übrigen, steht, durch Eintröpfeln von etwas Kerzenstift befestigt, in der Knäuelschale. Einen besonderen Reiz besitzt der so hergerichtete Baum dadurch noch, daß er um seinen „Stamm“ dreher bleibt.

Man kann es wohl verstehen, daß die einsamen Inselbewohner einen solchen Baum mit dem immerwährenden Grün und der lebenden Flamme mit großer Liebe und Sorgfalt herstellen. Heute wird zur Weihnachtszeit auch auf Röm der „lebende“ Baum verwendet.

Bild 2 zeigt den „Lichterbaum“ aus Meldorf in Holstein. Das Gestell dieses Baumes befand sich jahrelang, wenig beachtet, im Magazin des Heimatmuseums in Holstein. Es stammt aus der Zeit um 1880 und wurde jahrelang in einer Meldorfer Arztfamilie zur Weihnachtszeit immer wieder hervorgeholt und geschmückt. Es handelt sich um einen „Einzel-

gänger“, der aber trotzdem, auch volkstümlich gesehen, nicht weniger bedeutsam ist

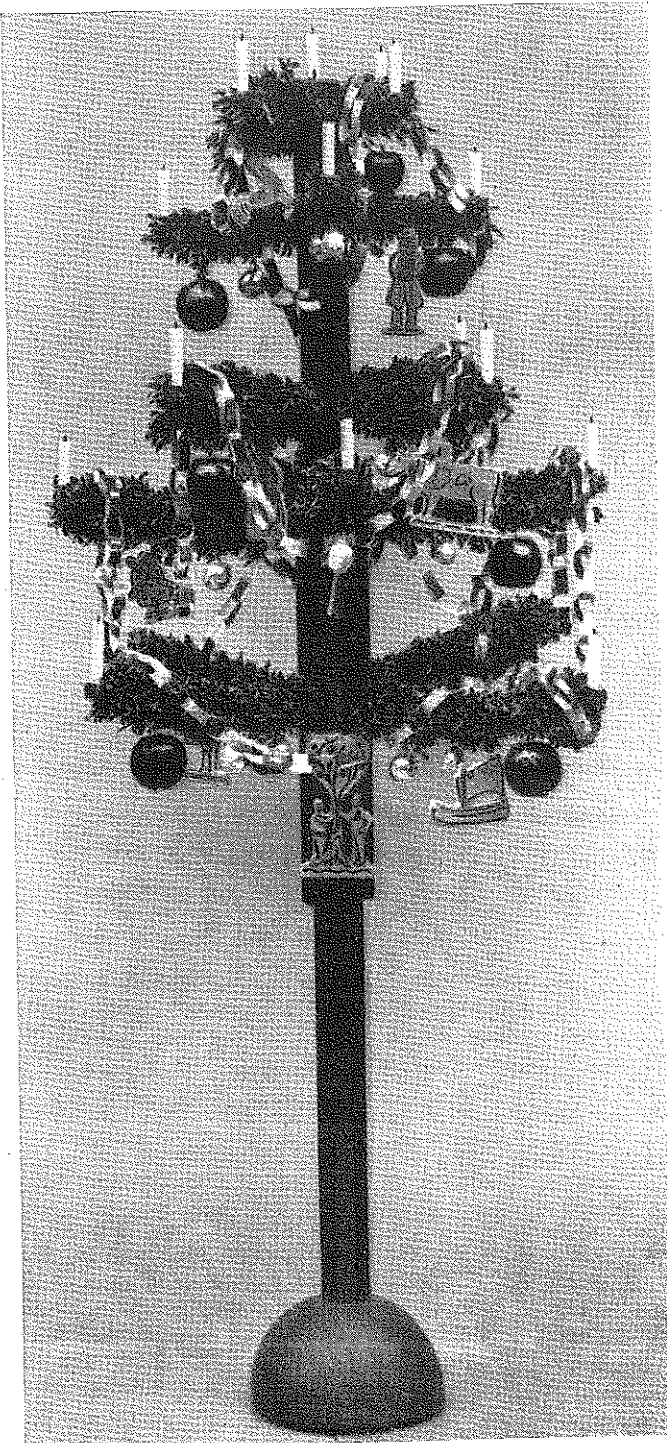


Abb. 2. „Lichterbaum“ aus Meldorf in Holstein

als der Baum von Röm. Man könnte das Gestell im ungeschmückten Zustande für einen Kleiderständer halten. Die volle Höhe beträgt 1,70 Meter, der größte Durchmesser 85 Zentimeter, oberer kleinster Durchmesser 30 Zentimeter. Die „Zweige“, jeweils in sich etwas nach oben gebogen, sind in fünf Stockwerken mit etwas ungleichem Abstand in Kreuzform und auf Läden folgend in den Stamm eingesetzt. Am äußeren Ende eines jeden „Zweiges“ ist in einer kleinen Bohrung eine Kerze eingesetzt, so daß sich einschließlich einer solchen auf der Spitze des Baumes, 21 Kerzen anbringen lassen. Die „Zweige“ sind schön voll mit Buchsbaum beunden. Der weitere Schmuck besteht aus einer Anzahl möglichst kleiner roter Äpfel, aus „silbernen“ Glaskugeln und „versilberten“ Walnüssen. Die seit 1878 von Lauscha i. Thür. aus in den Handel gebrachten Glaskugeln fanden auch in Schleswig-Holstein schon früh Verbreitung. Dazu „Weihnachtskuchen“ in besonderen Formen, meist im eigenen Haushalt gebacken und bunt bemalt, eine Art, die ehemals in Schleswig-Holstein allgemein ein schöner Brauch war. Sehr beliebt waren Formen wie das Menschenpaar, Fisch, Hahn, Mühle, Eber, Pferd, Rind, Schiff und Uhr. Und den letzten Schmuck erhielt der Baum durch Überhängen selbstgefertigter bunter, feiner Papierfettchen.

Das Lichtbild zeigt, wie auch dieser „Lichterbaum“ von eigenartigem Reiz ist und seinem Besitzer den „lebenden“ Baum wohl ganz ersetzen konnte.

Museumsleiter John Freese, Kiel, (Landesbrandkasse).

Der Lichterbaum bei den Ostjaken. Der heilige Baum der Ostjaken ist die Birke. Nach dem Opfer hängen die Opfernden die Tierhäute an die Äste eines Baumes. Im Walde und in der Nähe der Siedlung sucht man eine besonders große und alte Birke aus, unter der dann ständig geopfert wird. Beim Opfer steckt jeder ein Stäbchen an die Wurzeln des Baumes und zeichnet mit dem Messer seine Hausmarke ein oder sie wird in die kleinen Äste eingraviert. Alljährlich im Mittsommer wird die Birke mit Tüchern geschmückt. Auf den großen Ästen zündet man Kerzen an. Der größte Ast erhält eine Fackel, die aus 15 bis 20

Wachsstöcken in Spiralforn zusammenstellt ist.

Während des Opfers essen die Schamanen einen giftigen Pilz, wodurch sie in Ekstase geraten. Nach dem Opfer wird um den Baum getanzt. (Vgl. Georgij Startzef, Ostjaki. Leningrad 1928. S. 67—88.)

J. v. Grönhagen.

Anmerkung. Diese wichtige Mitteilung beweist, daß der Lichterbaum, wie der Kultbaum überhaupt, an allen Jahresfesten im Brauchtum vorkommt, wie es D. Guth in seinem Buche über den Lichterbaum dargestellt hat. Das Aufhängen der Tierhäute an den Ästen des Kultbaumes ist als germanischer Brauch bei den Langobarden bezeugt; es gehört in die Reihe der bis heute erhaltenen Wodansopfer (vgl. dazu Germanien 1936, S. 387ff.). Ganz besonders wichtig ist das Einrißen der „Hausmarken“ in der Rinde oder auf den Zweigen des Baumes; dieser kennzeichnet sich dadurch als der „Reisbaum“ (mjötvir), über den German Wirth in der „Heiligen Urchrift der Menschheit“ grundlegende Untersuchungen angestellt hat. Pl.

Zu den „Drei Schwestern“. In Leuven in Brabant gibt es eine Erzählung von den drei Schwestern, die besagt:

In Leuven befinden sich drei Gräber, in denen drei Schwestern ruhen. Vor den Gräbern entspringen drei klare Quellen, zu denen das Volk zu Wallfahrten pflegt, besonders Frauen, die hier Heilung von ihren Leiden suchen. Um den Ausgang der Krankheit zu erfahren, nehmen die Frauen ihre Mütze und legen sie auf das Wasser. Sinkt die gebügelte „Kornette“, so ist keine Heilung zu erhoffen, schwimmt sie oben, so ist das Leiden heilbar. Während des Abwärtschwimmens der Mütze soll man beten und dabei eine erbettelte Nadel, einen erbettelten Faden oder ein wenig Korn in der Hand halten.

Korn, Nadel und Faden lassen an die drei Nornen denken. Diese alten Schicksalsgöttinnen erscheinen hier unter dem Namen der „Drei Schwestern“ oder der „Drei Marieten“. Ähnliche Überlieferungen von den drei Schwestern gibt es zu Brustem, Nijel und Zepperen in Südrabant. Auch in Lüttich gibt es die drei Marien, die in drei Bäumen bei dem Dreiborn wohnen. Dieser Dreiborn erinnert vielleicht an den Urbrunnen der Vorzeit.

Marcel Van de Velde, Amsterdam.

Nicht irgendwelchen Einwanderern oder irgendeinem Völkergemisch haben die Germanen ihren Ursprung zu verdanken; auf dem Boden, den wir bewohnen und der unser Sitz ist, haben wir unsern Ursprung zu suchen. Heinrich Hebel, 1509

Die Bücherwaage

Herman Girtl, Die Hauptprobleme der indogermanischen Sprachwissenschaft. Herausgegeben und bearbeitet von Helmut Arnk (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. B. Ergänzungsreihe Nr. 4). X und 226 Seiten. Max Niemeyer Verlag Halle/Saale 1939.

Wer dieses Buch mit aufmerksamem Sinn gelesen hat, der wird erstaunt feststellen, welche sonderbare Wirkung hier eine falsch aufgefaßte Anhänglichkeit an den (1936) verstorbenen Lehrer und allzu geschäftige Rührigkeit eines Schülers zustande gebracht haben. Denn dem Andenken des namhaften Indogermanisten und Germanisten Herman Girtl ist mit dieser Herausgabe eines in der Hauptsache „alten Kollegheftes“ ein schlechter Dienst erwiesen. Es sind nämlich weder in den vier Hauptabschnitten — zu denen noch eine „Schlußvorlesung“ und ein „Rückblick“ treten — alle Hauptprobleme der indogermanischen Sprach- und Altertumswissenschaft behandelt — wie der vom Herausgeber gewählte anspruchsvolle Titel vorgibt —, noch sind die Hauptprobleme, soweit sie dargestellt wurden, als wirkliche Probleme behandelt. So erhält, um nur diese zwei Beispiele herauszuheben, der Leser beim Durcharbeiten der Abschnitte „Die etymologische Forschung und die Lautgesetze“ oder „Der indogermanische Ablaut“ nicht die mindeste Vorstellung von der lebhaften und schöpferischen Tätigkeit, die gerade auf diesen beiden Feldern die neueste Forschung entfaltet hat; statt dessen wird er mit den oft mehr eigensinnigen als eigenwilligen Gedankengängen H. Girtls bekannt gemacht, die dem Fachmann aus hundertförmigen Veröffentlichungen dieses Gelehrten — und oft aus den gleichen, immer wieder vorgeführten Beispielsreihen und flachen Begründungen — längst geläufig sind. Der Herausgeber äußert sich z. B. aus Anlaß eines Gegenstandes folgendermaßen: „Im letzten Hauptabschnitt wäre Girtl wohl ausführlicher geworden, als diese Kapitel nun sind. Aber Fdg. Gr. VI und VII sind erst vor so kurzer Zeit erschienen, daß ich nirgendwo neue, zusätzliche Erkenntnisse angedeutet fand“ (S. V unten und f.). Darauf ist zu sagen, daß in einer Zeit, wo gerade wissenschaftliche Bücher erheblichen geldlichen Aufwand erfordern, diese Verlagsnummer ruhig unveröffentlicht hätte bleiben können. Auf jeden Fall reichen „Die

Hauptprobleme der indogermanischen Sprachwissenschaft“, weder was die tiefe Durchdringung noch die gründliche Darstellung noch die umfassende Würdigung des Stoffes anlangt, an ein ähnliches Buch mit einem ähnlichen (Zufall?) Titel heran: an Fritz Schellers bedeutendes Werk „Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher“ (Göttingen 1892). Walthers Wüst.

Otto Urbach, Das Reich des Aberglaubens. Siemens-Verlags-Ges., Bad Homburg 1938. 1,75 RM.

Der Aberglaube herrscht auch heute noch in mancherlei Formen in weitesten Schichten. Die Schrift will gegen ihn geistig und seelisch wetterfest machen. Sie ist klar und allgemeinverständlich geschrieben. Das Urteil des Verfassers ist besonnen. Was er zum Beispiel über Konkismus, Psychoanalyse, pazifistische Humanitätsbewegung, Spiritismus und Okkultismus ausführt, läßt sich durchaus hören. Das Buch ist geteilt in fünf Hauptabschnitte: 1. Was ist Aberglaube? 2. Formen des Aberglaubens. 3. Wahrsagen. 4. Zauberei. 5. Geheimwissen.

Bei der gedrängten Zusammenfassung des Riesenstoffes ist manches natürlich nur knapp behandelt, was ein etwas ausführlicheres Eingehen erwünscht gemacht hätte. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß der echte, verwurzelte Volksglaube mit seinem schönen, ehrwürdigen Brauchtum nicht mit dem Aberglauben verwechselt oder zu ihm gerechnet werden darf. Er bezeichnet als entscheidend bei solchen Fällen, ob ihnen das seelische Moment der Daseinsangst oder der Existenzialfeigheit zugrunde liegt. Das Zurückführen auf die ersten Wurzeln hätte sich aber auch sonst verlohnt. Daß die römischen Auguren ihr Treiben in späterer Zeit selber nicht mehr ernst nahmen, hindert zum Beispiel nicht, daß dem Brauch der Beobachtung des Vogelfluges ursprünglich ein guter Sinn zugrunde gelegen hat. Darre hat mit Fug und Recht bemerkt, daß das Kommen und Gehen der Zug- und Strichvögel den indogermanischen und germanischen Bauern wesentliche Folgerungen ermöglicht hat. Urbach prägt bei der Besprechung der Vorzeichen den treffenden Satz: „Sie waren einmal sinnvoll im Zusammenhang einer Gesamtweltanschauung; sie sind sinnlos geworden, weil diese

Weltanschauung nicht mehr gültig ist.“ Wenn er dann davon spricht, daß das Pferd den Germanen als ein den Göttern, namentlich Wodan, wohlgefälliges Tier galt, so hätte er seinen Hinweis an anderer Stelle, daß das Wahrnehmungsvermögen vieler Tiere andere Grenzen für Auge und Ohr hat als das des Menschen, auch auf die Tacitusstelle anwenden können, nach der die Germanen die Rasse als „Vertraute“ der göttlichen Mächte ansahen — offenbar doch wohl, weil Beobachtungen ihnen dazu Grund gegeben hatten.

Daß so mancher Aberglaube aus dem Süden zu den Germanen gedrungen ist, sagt der Verfasser mit Recht. Daß die Zauberei bei den Nordgermanen von den Lappen und Finnen her stark beeinflusst worden ist, hätte sich verlohnt zu erwähnen, ebenso, den Zusammenhang zwischen Rasse und Aberglauben zu betonen. Riedel hat einmal geschrieben, daß der Germane keine Dämonenangst gekannt, sondern mit gelassener Ruhe dem Leben ins Auge gesehen habe. Wenn Ariovist seine Schlacht gegen Cäsar vor dem Neumond schlug, wenn manche Hessen nach dem Leben des Bonifatius von Weissagungen usw. nichts hielten, wenn viele Nordgermanen sich nur auf ihre eigene Macht und Stärke verließen, so ist diese Freiheit des Geistes doch wohl nordrassisch bedingt gewesen. E. Weber.

Leo Frobenius, Schicksalskunde. Schriften zur Kulturfunde von Leo Frobenius. Band V. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1938. 211 S. 8°.

In der „Schicksalskunde“, die hier in zweiter Auflage vorgelegt wird, hat Frobenius versucht, die theoretischen Anschauungen seiner letzten Jahre in geschlossener Form vorzulegen. Da erfahrungsgemäß es Außenstehenden schwerfällt, das proteusartige Gebilde dieser Anschauungen und Grundzüge zu erfassen, darf das Buch erhöhte Aufmerksamkeit beanspruchen. Man findet in der Tat alle entscheidenden Fragen des Frobenius'schen Systems behandelt. Teilweise geschieht das in Rückgriff auf frühere Darstellungen, teilweise in neuer und überaus origineller Weise. Beziehungen zu Gegenwartsfragen werden überall aufgenommen, oft in leidenschaftlicher Parteinahme erörtert.

Bei der Neuherausgabe wurde leider veräußert, die nicht wenigen Unklarheiten der Erstfassung einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen. Es wird manchem Leser nicht ganz leicht gelingen, sich in den Gedankengang etwa der Abschnitte über Raum und Zeit wirklich einzuarbeiten. So ist es, nachdem der Meister selbst zu einer vollkommen gelungenen Selbstdarstellung nicht mehr gelangt ist, den

Schülern überlassen, das herauszuarbeiten, was von Frobenius' Gedankenwelt Anspruch auf Dauer erheben kann. Es bleibt zu hoffen, daß sie diese vorzüglichste Aufgabe erkennen und die Ergebnisse ihrer ordnenden und scheidenden Arbeit bald vorlegen mögen.

E. L.

Edmund Mudrak, Die deutsche Heldensage. Herbert Stubenrauch, Verlagsbuchhandlung, Berlin. VII. Band des Jahrbuchs für historische Volkskunde. 354 Seiten 4°. In Leinenband 12,50 RM.

Mudrak gibt in diesem Buche einen stofflichen Aufriß der bekannten großen Sagenkreise um Ermanarich, Dietrich von Bern und seine Gefellen, Wieland den Schmied, die Nibelungen, Walthar Starkhand, Kudrun und den Drinittkreis. Er legt dabei, wie er am Schluß selbst sagt, das Hauptgewicht auf die Herausarbeitung der stofflichen Grundlagen unserer Heldensage. Diese Absicht zeigt in einer sorgfältigen und ziemlich vollständigen Literaturangabe, in einem brauchbaren Namensverzeichnis und in einer flüssigen Aufgliederung der oft verzwickten und schwer übersehbaren Überlieferungsverhältnisse eine gewisse Erfüllung. Die — trotzdem vielleicht vermeidbare — Rehrseite ist eine gewisse Trockenheit der Darstellung, die bei einer Dichtung, die selbst uns heute immer noch fortzählen kann, naturgemäß störend wirken muß. Was nun die stofflichen Zusammenhänge selbst anlangt, so verleugnet sich in ihrer Darstellung nicht die Zugehörigkeit zu einer Schule, die durch die Namen von Wolfgang Schulz und Karl v. Spieß bestimmt wird. Bei aller Anregung, die wir aus einem Vergleich unserer Heldensage mit entsprechenden iranischen und verwandten Überlieferungen gewinnen können, möchte ich doch davor warnen, die Vergleichung in solchem Maße auf das „Stoffliche“ abzustellen, wie Mudrak es hier tut, und dabei so ausdrücklich, wie er den Anteil der geschichtlichen Helten unserer Völkerwanderungszeit an Geist und Stoff unserer Heldendichtung zu leugnen oder auf ein Mindestmaß einzuschränken. Das führt zu einer Methode, die wir für unsere mittelhochdeutschen, sogenannten „höfischen“ Epen glücklich überwunden haben. Denn erstens lebt in unserer Heldensage zweifellos der Geist unserer Heltenzeit in der Völkerwanderung. Dann aber sind „stoffliche“ Vergleiche von der Peripherie des Sagenstoffes her immer unzulänglich und irreführend, wenn man nicht bis an den gemeinsamen indogermanischen Kern dieser Sagen vorstößt; und das ist ohne Zweifel der arische Mythos vom Sonnenhelden, der im Märchen und in der Sage seine ent-

sprechenden Fortbildungen findet, ohne daß man das eine vom anderen abhängig zu machen braucht. Zu dieser Erkenntnis wird man aber aus der Gedankenwelt dieser Schule nicht leicht vordringen. Wie man denn überhaupt nicht immer und überall nach einer im Grunde doch überholten literar-historischen Methode „Abhängigkeiten“ suchen, sondern lieber nach gemeinsamen Wurzeln forschen sollte — dann wird sich manches „Wandermotiv“ als selbständiger Wurzeltrieb erweisen. J. D. Plakmann.

Gertrud Thiry, *Die Vogelsibeln der Germanischen Völkerwanderungszeit*. Rheinische Forschungen zur Vorgeschichte, herausgegeben von Herbert Kühn, Band III. Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1939. 144 Seiten, 22 Abbildungen, 35 Tafeln und 7 Karten. Broschiert 23,50 RM.

Verfolgt wird in diesem mit Fundlisten und Abbildungen reich ausgestatteten Band, erstmalig in solcher Vollständigkeit, die Entwicklung der gotischen Adlerfibeln und der aus ihr entstandenen, vornehmlich alamannisch-fränkischen Vogelsibeln. Ausgeschlossen und nicht behandelt wurden die nordgermanischen und vereinzelt festlandgermanische Sonderformen. Mit Hilfe schärfster Kunststilzerlegung, auch mit der ganzen Einseitigkeit der Herbert Kühnschen Arbeitsweise in der Vorzeitforschung, gelingt es der Verfasserin, die Vogel-

fibelarten in ein festes chronologisches System zu bringen, das der Bodenforscher notwendig gebraucht. Hier liegt der Wert des Buches.

Eingeführt in die germanische Kunst wurde die Vogelsibeln nach Thiry durch die Goten im südrussischen Gebiet, wo sie diese Schmuckform neben anderen Kunstelementen der Pontischen Kultur entlehnten. Auf ihrem Westweg brachten sie die Fibeln mit, die schnell eigengermanisches Gepräge erhielt und von anderen Stämmen in Sonderformen ausgebildet wurde. Vom Beginn des 5. Jahrhunderts bis um 600 ist Mittel- und Westeuropa das Fundgebiet dieser Fibeln, die an den Küsten Nordfrankreichs und Südinglands ausleben. Nur im frühen Mittelalter lebt die gotische Adlersibeln in Einzeltücken wieder auf.

Die Behandlung der Verzierungstechnik, die eingehende Würdigung fremder Einflüsse bringt eine so fortlaufende Darstellung, daß die völkischen Eigenarten über Gebühr in den Hintergrund treten. Auch die Einordnung des Fundes von Anderlingen in den Gesamtstoff befriedigt nicht. Wäre nicht bei einer so umfassenden Anlage ein Wort über die Bedeutung besonders der gotischen Adlersibeln zu sagen? So ist das Buch in seiner vorliegenden Form für den interessierten Laien wenig geeignet. Aber es stellt ein neues notwendiges Mittel zur Chronologie dar.

Horst Dhlhaber.

Zeitschriftenchau

Geistige Arbeit, 6. Jg., Nr. 9, 5. Mai 1939. Lothar F. Zoh, *Vom Armenischen zum Gegenwarts-menschen*. Zoh behandelt die Frage, was die neue Urgeschichtsforschung über die Entwicklung der späteszeitlichen Sapiensrassen ausagen kann, ob die Sapiensrassen aus dem Neandertaler sich entwickelt haben oder aus einer mit diesem gleichartigen oder gar älteren, der Sapiensart nächststehenden Menschenart. Aus seinen Ausführungen ergibt sich, daß nach der heutigen Forschungslage alles für die letztere Auffassung spricht. „Die Anschauungen der Urgeschichtsforschung, zu denen diese selbstverständlich ganz unabhängig von fossilen Menschenfunden gelangte, stützen also durchaus jene anthropologische Anschauung, die den Ahnen des jungpaläolithischen Homo sapiens foss. in älteren, nichtneandertaloiden, progressiven

Menschenarten sucht. Allgemeinverständlich ausgedrückt, würde das heißen, daß „unser Geschlecht“ nicht nur um einige Jahrzehntausende, sondern wahrscheinlich um Jahrhunderttausende älter ist, als man bisher annehmen wollte.“ — Mannus, 31. Jg., Heft 1, 1939. Waldemar Heym, *Der ältere Abschnitt der Völkerwanderungszeit auf dem rechten Ufer der unteren Weichsel, ein Beitrag zur Widivarierfrage*. Heym gibt genaue Fundberichte über die Gräberfelder von Gr.-Krebs (Kreis Marienwerder); Bornitz (Kreis Rosenberg) und Gr.-Fauth, ebenfalls Kreis Rosenberg. Die Keramik dieser Gräberfelder bildet trotz ihrer Vielgestaltigkeit doch eine Einheit gegenüber der der Nordgruppe, wie sie aus den Grabfunden von Altmark und Brauns-walde-Willenberg bekannt ist. Die Südgruppe ist von einem Volk getragen, „das

sich aus verschiedenen Teilen von Frühgermanen, Balten und Großgermanenstämmen, besonders der Wandaler, aber auch der Gepiden zusammensetzt“. Nach Heym haben wir in ihm das Volk der Widivarier zu sehen, die Jordanes in seiner Gotengeschichte erwähnt. — Walter Gehl, *Untersuchungen im alten Odontum der Dalverjar*. Gehl hat Heiligtümer in Island untersucht und berichtet insbesondere über die Hrutshöhle, die als Kultstätte gedient hat. Am Schluß macht er folgende Ausführungen: „Seit der Arbeit Thim-mels (1909) und der Veröffentlichung der Grabungsergebnisse Daniel Bruuns im selben Jahre hat die Erforschung des isländischen Tempels kaum mehr Fortschritte zu verzeichnen. Als ich mir auf meinen ersten Islandreise in großen Zügen einen Überblick über die bekannten Tempelstätten (mit Ausnahme derer im Ostland) geschaffen hatte, kam ich zu der Auffassung, daß eine erneute Musterung des vorhandenen Materials kaum noch nennenswerte neue Ergebnisse bringen dürfte. Mit neuen Zufallsfunden ist, wie dieser Aufsatz beweist, zwar dauernd zu rechnen, für eine methodische Forschung bleiben aber m. E. im Augenblick nur zwei Wege: 1. die Ausgrabung geeigneter Ruinen, 2. die planmäßige Durchforschung eines bestimmten kleineren Gebietes. Für mich kam für meine Arbeit im Sommer 1936 und 1937 schon aus finanziellen Gründen nur der zweite Weg in Frage, obwohl er weit mühevoller ist und nicht so sichere Ergebnisse verspricht wie der erstere, der nach dem Stande der Forschung zweifellos der natürlich gegebene ist. Ich sehe auch klar, daß die auf diese Weise gewonnenen Befunde z. T. durchaus der Prüfung und Bestätigung durch Grabungen bedürfen. Wenn die Wissenschaft auf diesem Gebiete in dem bisherigen Tempo weiterschreitet, dürften darüber aber noch Jahrzehnte vergehen. Ich hoffe, daß die planmäßige Erforschung eines einzelnen Odontums trotzdem sachlich und methodisch ihren Wert behält und als kleiner Beitrag auf diesem mit Unrecht so vernachlässigten Forschungsgebiete gelten kann.“ — Rolf Müller, *Ergebnisse einer Vermessung vorgeschichtlicher Grabhügel auf der Insel Sylt*. „Die Insel Sylt ist reich an Überlieferungen, die sich an die Großsteingräber und Grabhügel als Glauben, Brauch und Sage knüpfen, und die Namensüberlieferung gibt mancherlei Beziehung zu altem heidnischen Brauchtum. D. S. Reuter wies in einer Buchbesprechung darauf hin, daß die Nicht-lage der Sylter sogenannten Thinghügel

sowie der Wodanshöhen (Wodanshoog und andere Namen) noch nicht geprüft sei; mit diesem Hinweis lenkte Reuter die Aufmerksamkeit auf die mögliche himmelskundliche Ausrichtung der Sylter Altortümer. Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft habe ich im Sommer 1937 eine Vermessung der auf der Insel Sylt vorhandenen Grabhügel ausgeführt, durch die einmal ganz allgemein eine planmäßige Festlegung dieser Stätten zur Durchführung kam, an die sich weiterhin dann besondere Fragen der himmelskundlichen Ordnung anschließen konnten. Von rund hundert heute noch auf Sylt vorhandenen Grabhügeln sind etwa achtzig von mir durch Einzelvermessung untereinander angegeschlossen, und ihre Richtung zueinander ist bestimmt worden.“ — Germania, Jg. 23, Heft 1, Januar 1939. Ernst Sprockhoff, *Zur Entstehung der altbronzezeitlichen Halskragen im nordischen Kreise*. Die germanischen Halskragen der älteren Bronzezeit weisen drei Hauptformen auf: „Längsgerippte und glatte, dazu offenbar als eine Ausgleichsform solche, bei denen Rippengruppen mit glatten Flächen wechseln.“ Die beiden extremen Formen der Halskragen, die durchgehend längsgerippte und die glatte, sind aus zwei verschiedenen Wurzeln herzuleiten: „Die längsgerippte Halsringform hat man von jeher als eine germanische Umbildung von Sägen Lunjetischer Hengelsringe in einen Gesamtguß aufgefaßt... Die glatten Halsringe dürften aber eine ganz andere Grundlage besitzen, die nicht der Lunjetiker Kultur angehört.“ Aus dem südlichen Hannover stammen einfache Halskragen, die älter sind als die glatten, spiralverzierten des Nordens. Sie sind gleichzeitig mit der Lunjetiker Kultur, gehören ihr aber nicht an. Es handelt sich um einen Halskragen von Göttingen und zwei Stücke von Bodenwerder bei Hameln, die von Sprockhoff abgebildet und näher beschrieben werden. Das Göttinger Stück verrät die Herkunft dieser südhan-noverschen Halskragen, es ist eine bronzezeitliche Nachbildung der irischen Goldmullae. „Die westliche Grundlage der glatten germanischen Halskragen erklärt auch die größere Häufigkeit der glatten Kragen in Nord-westdeutschland gegenüber dem mecklenburgisch-vorpommerschen Anteil des nordischen Kreises. Dieses Gebiet war damals in stärkstem Maße der Lunjetiker Kultur hörig, in Nordwestdeutschland aber haben während der ganzen Bronzezeit nordwest-europäische Einflüsse eine starke Wirkung ausgeübt. Wenn man den englisch-irischen Einfluß während der hier in Frage kom-

menden Zeit noch stärker belegen wollte, so brauchte man außer an den goldenen Halsketten von Schulerburg nur noch an Importstücke, wie die Beile von Sassenberg (Kreis Warendorf) im benachbarten Westfalen, die Goldscheibe von Moordorf bei Aurich, den Dolchstab von Apeldorn (Kreis Meppen) oder das Rapierschwert von Westerwanna im Lande Fadeln zu erinnern, um die enge Verbundenheit beider Gebiete gegenüber dem östlichen Deutschland hervorzuheben.“ — *Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung*, Bd. 66, Heft 1/2, 1939. Fr. Specht, *Sprachliches zur Urheimat der Indogermanen*. Die 74 Seiten umfassende Abhandlung von Specht ist eine gründliche Auseinandersetzung mit Studien zur indogermanischen Urheimatfrage von A. Rehring und W. Brandenstein. Nach Rehring ist das indogermanische Volkstum dadurch entstanden, daß ein mit der Pferdebeute vertrautes Volk von Asien her nach Europa einbrach und die dort sitzenden Völker unterwarf und ihnen „asiatische Kultur- und Familienformen“ aufzwang. Specht hebt hervor, daß diese Ansicht Rehrings zunächst einmal keineswegs originell ist: „Die Verschmelzung zweier einander fremder Völker zum indogermanischen Volk ist z. B. von Feist und später ausführlicher von Güntert und Wahle vertreten worden. Auch sie lassen das Eroberervolk aus Asien über Südrussland vorrücken, nur erfolgt bei ihnen die Vereinigung in Mittel- und Norddeutschland; Rehring dagegen verlegt sie nach Südrussland.“ Rehring tritt äußerst selbstbewußt auf, wie Specht nachweist, entspricht diesem Selbstbewußtsein nicht die Bedeutung und Gediegenheit seiner Aufstellungen. Specht führt eine große Anzahl von Wortgleichungen zwischen dem Griechischen und Altindischen bzw. dem Griechischen und Armenischen an. Es handelt sich um Worte, die die Berührung mit der Kultur des Orients voraussetzen; da sie sich nur bei einer Gruppe von Indogermanen finden, nicht aber gemeinindogermanisch sind, sprechen sie gegen die Ansetzung der Urheimat des Indogermanentums in Südrussland. Eingehend zeigt Specht, daß es unmöglich ist, auf Grund der Ackerbau-terminologie die Indogermanen in zwei Teile zu scheiden. Zwar hält er selbst die Ackerbau-terminologie für verhältnismäßig jung, doch ist sie für ihn, wie er an anderer Stelle zeigen will, „im allgemeinen noch vor der Völkertrennung geprägt wor-

den“. Den Wert der Buchengleichung für die Urheimatfrage sucht Specht gegen Bestreitung wieder sicherzustellen. Dabei behandelt er ausführlicher (S. 57 ff.) die göttliche Verehrung der Eiche bei allen Indogermanen und erklärt einleuchtend den Ersatz alter indogermanischer Namen für die Eiche durch andere Baumnamen eben daraus, daß diese Namen heilig und ehrfürchtgebietend waren. Dieser Exkurs über die Eiche dient dazu, die Grundbedeutung des Baumnamens „Buche“ eben als Buche zu sichern. Diese Feststellung ist bekanntlich für die Urheimatfrage von großer Bedeutung, denn hatten die Indogermanen einen alten Buchennamen, so kann ihre Urheimat nur innerhalb der Buchengrenze gelegen haben, also nicht in Südrussland oder im angrenzenden Asien. Im letzten Teil seiner Abhandlung setzt sich Specht mit Brandenstein auseinander, der viel Scharfsinn aufwendet, die Kirgisensteppes als Urheimat der Indogermanen zu beweisen. Die gründliche Nachprüfung Spechts zeigt wiederum, daß Brandensteins Annahme nicht aufrechtzuhalten ist. Durch 16 Gleichungen versucht Brandenstein eine Sonderstellung des Arischen innerhalb des Indogermanischen aufzuzeigen, doch sind alle diese Gleichungen unhaltbar. Übrigens ist Brandenstein gezwungen, für das indogermanische *medhu- „Honig“ willkürlich eine andere Bedeutung anzusetzen, da in der Kirgisensteppes der Honig fehlt. Specht zeigt demgegenüber, daß, wie bisher auch allgemein angenommen, die Urbedeutung „Honig“ für dieses indogermanische Wort unzweifelhaft feststeht. „Von einem Beweis, die Urheimat der Indogermanen hätte in Asien gelegen, kann trotz der Sicherheit des Tones, mit dem er (Brandenstein) für seine Ansichten eintritt, überhaupt keine Rede sein.“ Zur Auseinandersetzung mit Rehring ist auch auf G. Deeters' Ausführungen in „Indogermanische Forschungen“, Bd. 56, 1938, Seite 138 ff., zu verweisen. — *Wörter und Sachen*, Neue Folge, Bd. 2, Heft 1, 1939. Otto Paul, *Exegetische Beiträge zum Avesta*. In weitestgehendster Untersuchung packt Otto Paul die Deutung einer bisher unverständenen Avestastelle an und deutet zwei Worte, die nur an dieser Stelle vorkommen. Seine Darlegungen sind zugleich eine Vorstudie zu einer Darstellung der Rolle der Schlange in der indogermanischen Mythologie, die er vorbereitet.

D. Guth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Haupt-schriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin-Dahlem, Bäcklerstr. 16. D. A. 3. B. J.: 12 300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin G2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

Juli

Heft 7

Ahnenerbe – Germanenkunde

Ein Rückblick auf unsere Kieler Tagung

Eine große politische Bewegung, die revolutionär sein will, kann sich nicht damit begnügen, den Boden umzubereiten, der in dem vergangenen Zeitalter von dem Schutt lebensfremder und lebensfeindlicher Gedankenwelten und Einrichtungen überdeckt worden ist. Unmittelbar und aus dem kraftvollen Lebenswillen stammend, greift sie die vorhandenen, unhaltbar und unlebendig gewordenen Zustände unmittelbar an; denn das Leben steht keinen Augenblick still, es will gemeistert sein, und unsere erste Pflicht ist noch immer die Forderung des Tages. Aber wie jeder Tag ein Ring in einer lebendigen Kette ist, so ist auch die Forderung, die er stellt, keine voraussetzungslose Augenblickssache. Sie erheischt die Erfüllung von Aufgaben und Gesetzen, die uns von ferner Vergangenheit her und für eine ferne Zukunft gestellt sind. Sie erfordert eine ständige Ausrichtung, oder, wie wir einem der neueren Forscher entnommenen Vergleichswort sagen können, eine ständige Ordnung nach jenen großen Richtpunkten, an denen wir die ewige Ordnung erkennen, in die wir hineingestellt sind. Und mit der Forderung des politischen Tages wollen und müssen wir zugleich die Gesetze jener großen Ordnung erfüllen.

Wenn unsere Kieler Jahrestagung unter dem Leitgedanken „Politik und Wissenschaft“ gestanden hat, so können wir wohl, wenn wir beide Begriffe recht verstehen, sie als den Ausdruck jener beiden Forderungen ansehen, die dem einzelnen und der Gemeinschaft im Laufe der Tage und Jahre gestellt sind. Eine Zeit freilich, die unter „Politik“ nichts anderes verstand als das notdürftige Ingaugnehmen eines Mechanismus, dessen Lebenszweck mit einem scheinbar reibungslosen Ablauf erfüllt zu sein schien, eine solche Zeit hatte, bei aller scheinbaren „Förderung der Wissenschaften“ kein echtes und inneres Verhältnis zur wirklichen Wissenschaft. Und eine Wissenschaft, die ihren Zweck mit einer toten Stoffanhäufung, mit einem Rückzug in das Gebiet der „reinen Betrachtung“ oder gar mit einer lärmenden Zurschaufstellung sogenannter „Probleme“ für erfüllt hielt, konnte nie und nimmer einen lebendigen Einfluß auf die Politik ausüben, wenn man unter dieser die tatbereite Erfüllung völkischer Lebensgesetze versteht. Die verfloßene Zeit des Parlamentarismus hat uns eine Anzahl von Typen beschert, die eine wissenschaftliche Laufbahn als bequemen Ausgangspunkt für eine politische Geschäftshuberei grählten

Stiles ansahen; die in Kommissionen und Ausschüssen das große Wort führten, als umworbene Ausschußparlamentarier an der Quelle der wissenschaftlichen Forschungsgelder saßen, deren Strom weise zu den Rechtgefinnten zu leiten wußten und nebenher gegen entsprechende Zahlungswilligkeit Ehrendoktorhüte in Menge verliehen. Aber der Erfolg war, daß Wissenschaft und Politik in Wirklichkeit immer mehr auseinanderfielen; daß jener Typ des politisierenden Wissenschaftlers wie auch der des wissenschaftlich dilettierenden „Politikers“ die Wissenschaft und die Politik gemeinsam so lange vor dem Volke lächerlich machten, bis sich aus diesem Volke selbst ein gesunder Widerstand dagegen geltend machte.

Die große politische Umwälzung hat diesen ganzen Schwarm von „Doktors, Magistern, Schreibern und Pfaffen“ hinweggesetzt, und keiner ist ihr dankbarer dafür, als der wahre Wissenschaftler selbst, der meistens in jener Zeit der politisch-wissenschaftlichen Betriebsamkeit still beiseite stand, um in dieser wirkenden Stille seine Kräfte zum Dienste des Vaterlandes zu kehren und die Grundlagen zu einer neuen, völkischen Wissenschaft zu erarbeiten, die ihrem Wesen nach nichts anderes sein konnte, als die erste Dienerin der völkischen Politik. Sie hat sich damals aus dem politisierenden Getriebe herausgehalten — nicht weil sie in lebensfremder Beschaulichkeit unpolitisch hätte sein wollen, sondern weil sie ihr Wesen und Wollen reinhalten wollte für den Tag, an dem eine echte völkische Politik ihrer bedürfte. Und die politische Bewegung, die diese große Erneuerung vorbereitete, hat sich nicht zu voreiliger Festlegung auf bestimmte wissenschaftliche Sondermeinungen verlocken lassen; sie hat klare und eindeutige Grundforderungen auch an die Wissenschaft gestellt, und sie hat ihren Widerhall gefunden.

Wissenschaft mit politischem Wollen verbunden bedeutet nicht, daß man jede einzelne wissenschaftliche Untersuchung oder Feststellung unter einem politischen Gesichtswinkel trifft, oder gar, was noch unheimlicher ist, die schlichte und klare wissenschaftliche Aussage durch pseudo-politische Phrasen und Werturteile ersetzen zu können glaubt. Es kommt darauf an, daß der Wissenschaftler sein wissenschaftliches Gesamtwillen mit einem politischen Gesamtwillen in Einklang bringt; so wie ein Soldat jederzeit seine gesamte Persönlichkeit für seinen soldatischen Zweck einzusetzen bereit ist. Es geht auch nicht darum, vom Standpunkte wissenschaftlicher Einzeltatsachen Forderungen an eine Politik zu stellen, die jederzeit auf das Ganze ausgerichtet sein muß. Wer durch sein Wissen an der Erhaltung und dem Aufbau der Nation schaffen will, dem liegt es fern, Kapitän und Steuerleuten unseres deutschen Schiffes vom Sonderstandpunkt aus in ihr Handwerk zu reden und ihr Tun mit nur-theoretischer Kritik zu begleiten. Er kennt den Kurs, der jeden verpflichtet, und er kennt auch seine besondere Aufgabe: als Lotse oder als Ausguckmann die Steuerung des Schiffes nach Kräften zu erleichtern. Wissenschaft ist das Bemühen um klare Tatsachenschau und Erkenntnis jener waltenden Geseze, die der große Politiker aus Instinkt und aus Wissen erfüllt. Hier liegt der Unterschied, hier liegt aber auch das, was beide verbindet. Denn auch der Politiker stellt sich immer wieder die Frage nach dem letzten Sinn seines Tuns; auch er fällt die großen Entscheidungen aus Erkennen und Tatwillen zugleich. Er stellt sich vor allem auch die Frage nach dem Woher der Kraft, die in ihm wirkt; nach Wesen und Art des Gesezes, zu dessen Vollstreckung ihn sein Wille drängt.

So aber gibt es keine Wissenschaft, die der schöpferischen völkischen Politik näher steht als die Wissenschaft von dem Wesen unseres Volkstums, das in uns wirkt, das zum politischen Handeln drängt, dessen letzter Sinn ja immer nur die Erfüllung der Geseze dieses Volkstums sein kann. Weit gespannt ist freilich der Rahmen des Wissens um die Wurzeln dieses Volkstums. Sie ruhen im heimischen Boden, aus dem sie stetig neue Schöplinge nach oben treiben; sie sind aber auch weit draußen in der Welt zu finden, wo verstreute Samen aus früheren Blüten unserer Volkheit sich in fremdes Erdreich

gesenkt haben. Dies alles gehört zur Wissenschaft von unserem Ahnenerbe. Forschung und Lehre sind die beiden großen Zweige unserer Tätigkeit: rastlose Erforschung alles dessen, was als lebendiges Zeugnis sinnvoll begriffen werden kann; klare und lebendige Lehre von dem, was wir als Wurzel, Zelle oder Blatt am Baum unseres Ahnenerbes erkannt haben.

Wenn wir die Ergebnisse unserer Forschung alljährlich einem breiten Kreise von Volksgenossen in einem Querschnitt vorlegen, so ist damit bei weitem nicht alles erfasst, was in unseren Forschungsstätten geschaffen und erarbeitet ist. Vieles, ja das Meiste ist noch in lebendigem Flusse, und es ist erst dann zur Mitteilung reif, wenn es bis zur sicheren Feststellung gediehen ist. Doch ist eine solche Heerschau der gewonnenen Erkenntnisse immer auch für die Schaffenden selbst von lebendiger Bedeutung wegen der Fülle der gegenseitigen Anregungen, wegen des Wiederhalles, den man gerade bei den unbefangenen Hörern findet und wegen des „urkräftigen Behagens“, das ein wirklich lebendig gemachtes Wissen nicht nur den Herzen der Hörer vermittelt, sondern auch denen der Vortragenden zurückzugeben vermag.

Unsere Kieler Tagung hat, das dürfen wir freudig gestehen, diese unsere Absichten erfüllt. Die ungewöhnlich hohe Zahl der Teilnehmer, der lebendige wissenschaftliche Geist der Kieler Alma mater, die ausgezeichneten Ausgrabungen der alten Sachsenfesten, der frische Wind, der von Meer zu Meer über die sonnige kimbrische Halbinsel wehte, und nicht zuletzt die freudige innere Anteilnahme, mit der wir wohl jedem Vortrag und jeder wissenschaftlichen Führung folgen konnten — das alles hat keinen Augenblick einen Beigeschmack von „trockener Wissenschaft“ alten Stiles gehabt (dafür sorgte schon die Gastfreierheit der drei Nordmarkstädte Kiel, Heide und Schleswig); es hat uns vom Wissen zum Erleben geführt und damit den Zweck jeder Wissenschaft erfüllt. Pl.

Nach einem Empfang der Tagungsteilnehmer durch den Oberbürgermeister der Stadt Kiel in den Räumen des Rathauses eröffnete der Kurator des „Ahnenerbes“, Prof. Dr. W. Büß die Tagung in der festlich geschmückten und bis auf den letzten Platz gefüllten Aula der Universität Kiel. Anschließend sprach der Rektor der Kieler Universität Prof. Dr. P. Ritterbusch über „Politik und Wissenschaft“. Er wies auf die Auseinander-Entwicklung von Wissenschaft und wirklichem Leben im 19. Jahrhundert hin. Erst in unserer Zeit konnte dieser Gegensatz überbrückt werden, weil wir Politik und Wissenschaft durch das Vorbild des Führers wieder als Kunst sehen gelernt haben und dadurch eine lebendige Verbindung hergestellt wurde.

Am nächsten Tage gab Prof. Dr. G. Harmjan, Frankfurt a. M., einen Überblick über die wissenschaftlichen Gemeinschaftswerke des „Ahnenerbes“. Er stellte vier große Aufgabengebiete heraus, die in ständiger Fühlung mit der Wissenschaft der Universitäten bearbeitet werden: das Forschungswerk „Wald und Baum“, der „Atlas der Deutschen Volkskunde“ (Prof. Dr. Harmjan), das „Sachwörterbuch für Germanienkunde“ und das „Handwörterbuch der indogermanischen Mythologie“ (Prof. Dr. Büß). Prof. Harmjan betonte das Besondere der Entstehung dieser Werke als Gemeinschaftswerke eines ganzen Kreises von Wissenschaftlern. Mit einem aufschlußreichen Querschnitt durch den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Arbeiten schloß Prof. Harmjan seine Ausführungen ab.

In dem folgenden Vortrag über „Sinnbilder im vorgeschichtlichen Ornament“ zeigte Prof. Dr. G. Schwantes, Kiel, neue Wege der Sinnbildforschung auf. An Hand eines umfangreichen Lichtbildmaterials untersuchte er die Steinbohrungen an den Großsteingräbern im Zusammenhang mit kultischen Axtbohrungen. Seine weiteren Ausführungen über das Sonnenzeichen wurden auf eindrucksvolle Weise von Dozent Dr. R. Wolfram, Wien, vertieft. Dr. Wolfram arbeitete besonders die Bedeutung der Sinnbilder

im Volksleben heraus und ihre Verwurzelung im Brauch. Den größten Teil der Beispiele entnahm er seiner ostmärkischen Heimat, die sich auch auf diesem Gebiete als durchaus nordisch bestimmt erwies.

Der Nachmittag wurde eingeleitet durch die grundsätzlichen Ausführungen des Kurators des „Ahnenerbe“ Prof., Dr. W. Wüst, München, unter dessen unmittelbarer Führung das Handwörterbuch der Indogermanischen Mythologie entsteht. Prof. Wüst betonte, daß man den Bedeutungsgehalt eines selten belegten Wortes nicht voll erschöpfen könne durch Zusammenstellung mit lautlich ähnlichen Wortformen. Hier muß neben der Herausarbeitung der Grundbedeutung des Wortes eine Heranziehung von begrifflich verwandten Formen aus anderen Sprachen des indogermanischen Kulturkreises Klarheit schaffen. Als Beispiel führte Prof. Wüst die Untersuchung des altpersischen Wortes *tašara* durch.

Als nächster Redner behandelte Dr. Ranke, Kiel, das Thema „Die Toten im Recht und Brauch der Lebenden“; in germanischer Vorstellung leben die Toten nicht als Lebewesen, sondern als Lebewesen in einem neuen Leib. Von dieser Vorstellung her sind die Bräuche zu verstehen, die von der Zeit der alt-nordischen Sage bis in unsere Tage auf germanischen Boden bei Totenbestattungen und Ahnenverehrung fortleben. Im Anschluß daran wurde die Ausstellung eröffnet: „Das Luftbild im Dienst der Dannewerk-Forschung; die Holzbauten von Hattshabu in Plan und Bild; Ergebnisse der Landesaufnahme: Methodik, Siedlung, Heerwege; die nordischen Fresken im Dome zu Schleswig; die Schriftumsarbeit des „Ahnenerbe“.“

Der bekannte Erforscher germanischer Himmelskunde, Dr. e. h. D. S. Reuter, Guchting b. Bremen, sprach am nächsten Tag über „Ortung und Seefahrt“. Unsere germanische Richtungsrose leitet sich von der Beobachtung der Süd-Nord-Linie her und bewahrt daher aus ältester germanischer Zeit bis heute den methodischen Vorzug vor der Windrose der antiken Mittelmeervölker. Die grundsätzlichen himmelskundliche Richtnahme hat die germanische Hochseeschifffahrt so früh schon ermöglicht. In kurzen Umrissen berichtete Dr. Reuter über seine astronomische Ortsbestimmung Winlands an der Ostküste Nordamerikas, das um das Jahr 1000 von Leif Erichsson als dem ersten Europäer betreten wurde. Die Vergleichung der im Bericht erwähnten Sonnenstände am fernen Orte mit den gleichzeitigen in der Heimat lassen die Lage Winlands mit genügender Genauigkeit auf Süd-Georgia oder Nord-Florida berechnen.

Nach der Wiedervereinigung der Ostmark mit dem Reich begann das „Ahnenerbe“ auch hier mit seiner Tätigkeit. Den ersten Arbeitsbericht über die in diesem Rahmen getriebenen vorgeschichtlichen Forschungen gab Dr. K. Willvonseder, Wien; im Vordergrund stand die Fortsetzung der Grabungen an der altsteinzeitlichen Mammut-Jägerstation in Untertürkheim (Südmähren). Die zweite große Ausgrabung soll in Karnsburg, einer früheren karolingischen Pfalz nördlich Klagenfurt, stattfinden, wobei besonders die merkwürdige feierliche Handlung mit dem „Herzogbauer“ untersucht wird. Durch Übernahme der „Materialien“ zur Urgeschichte der Ostmark in den „Ahnenerbe-Stiftungs-Verlag“ ist es möglich, allmählich die reichen Fundbestände der Museen und Sammlungen der Ostmark der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der anschließende feinsinnige Vortrag von Dr. J. Werner, Frankfurt a. M., über „Die Zierscheiben des Thorsberger Moorfundes“, in dem nachgewiesen werden konnte, daß die ursprünglich fremden Motive von nordischen Künstlern stilistisch neu gestaltet wurden, leitete zu einem geschlossenen Vortragskreis über die Altsteinzeit über. Hier berichtete Dr. A. Bohmers, Mauer, über „Die Mauerner Höhlen und ihre Bedeutung für die Stufeneinteilung der Altsteinzeit“. Nach einer kurzen Erklärung der Lage der Höhlen und ihres Profils wies Dr. Bohmers auf die Schlüsse hin, die für die Erweiterung der Kenntnis des Alters der späteisenzeitlichen Schichten aus diesen geologischen Studien gezogen werden können. Hier-

auf folgte eine Beschreibung der Kulturstufen, besonders die der neuen Altmühlstufe. In diesem Zusammenhang wurde auf die Schwierigkeiten des deutschen Urgeschichtlers bei der Benennung von Kulturstufen hingewiesen. Während man auf der ganzen Welt nur ein System benutzt, hat er zwischen sieben Systemen zu wählen. Bohmers empfahl, Grundsätze zu schaffen, die das Einfügen von neuen Stufen in ein System regeln. Ergänzend sprach Dr. Schüttrumpf, Berlin, über „Die pollenanalytische Datierung der altsteinzeitlichen Funde von Mauer“ und erklärte die erstmalige Anwendung einer neuen Methode, Pollenanalyse und Sedimentpetrologie miteinander zu verbinden. Darauf berichtete Prof. Dr. Wehler, Tübingen, über die Faustkeilfunde der Grabung Bodsteinschmiede. Die Bodsteinschmiede im Bonetal (Württemberg) wurde 1932 entdeckt und 1933–35 ausgegraben. Die Bearbeitung der reichen Funde der Hauptbesiedlung der Höhle konnte noch nicht abgeschlossen werden. Die wahrscheinlichste Deutung des ganzen Profils stellt die Faustkeilkultur der Bodsteinschmiede an den Anfang der letzten Eiszeit. Anschließend schilderte Prof. Dr. Gripp, Kiel, „Eiszeitklima und älteres Paläolithikum in Nordwestdeutschland“ und gab damit die Voraussetzungen für die Auffindung von Spuren der älteren Altsteinzeitmenschen in diesem Gebiet. Über seine Grabungen bei Ahrensburg und Pinneberg hielt Alfred Rust, Ahrensburg, Vortrag. Am Fundplatz Stellmoor fand er in einem verlandeten Teiche in etwa 6 Meter Tiefe eine eiszeitliche Kulturschicht der Hamburger Stufe mit der ältesten Kunst des Nordens und versenkten Opfertieren (Ren). In vier Meter Tiefe wurde eine Kulturschicht der Ahrensburger Stufe mit den ältesten bekannten Holzgeräten und einem 2¼ Meter langen Kulturpfeil mit aufgestecktem Renntierschädel angetroffen. Da die Ahrensburger Kunst sich bis in die Germanenzeit hinein auswirkte, konnte Rust den Nachweis einer bodenständigen Entwicklung führen. Der Vortrag von Dr. H. Schwabedissen, Kiel, über „Die Entstehung des Nordischen Kreises in der mittleren Steinzeit“ und eine Vorbesprechung über die Schaffung einheitlicher Bezeichnungen für Zeitstufen und Fundgruben der älteren und mittleren Steinzeit schloß die sich bis in den späten Abend ausdehnende Vortragsreihe ab.

Am Vormittag des letzten Tages wurde besonders der deutsche Ostraum und seine Beziehungen zum Norden behandelt. Dr. habil. E. Petersen, Rostock, sprach über „Die völkertwanderungszeitlichen Funde Ostdeutschlands und die Frage der Restgermanen“. Der Redner wies an Hand der Bodenfunde nach, daß die bisher geltende Anschauung von der völligen Entleerung des Raumes ostwärts der Elbe und Saale durch die Germanen um etwa 400 nicht mehr aufrecht erhalten werden könne. Im 6.–7. Jahrhundert verstärkt sich das nordgermanische Element von Ostholstein bis zum Frischen Haff so sehr, daß man in Norddeutschland zu dieser Zeit eine „Vorwikingerschicht“ erkennen kann. Aus der Verzahnung von germanischem und frühslawischen Kultursachen folgerte Dr. Petersen, daß wohl auch in Ostdeutschland nördlich der Sudetenländer jene Abhängigkeit der Slawen von den Franken, vielleicht auch von Nordgermanen und Goten, bestand, die für Böhmen und Umgebung durch die historischen Quellen über den Franken Samo und sein Slawenreich überliefert ist.

Die folgenden Vorträge von cand. präh. Bernt von Zure-Mühlen, Königsberg, und Dr. W. Reugebauer, Elbing, beschäftigten sich mit den Wikingerfunden in Ostpreußen, wobei zur-Mühlen besonders auf die Frage nach der Herkunft der auf dem Wikinger-Friedhof Wikstanten, Kreis Fischhausen, bestatteten Nordleute einging. Dr. Reugebauer sprach über das wikingische Gräberfeld von Elbing und die dadurch wahrscheinlich werdende Lage Truso auf dem Gebiete der jetzigen Stadt Elbing. Anschließend berichtete Dr. K. A. Wilde, Stettin, über die Grabungen zu Wollin und den Stand der Jomsburg-Forschungen. Er kam zu dem Ergebnis, daß die „Vineta-Frage“ mit den Mitteln der Späten-Forschung nicht eindeutig zu beantworten sei. Die Gleichsetzung der seit dem

10. Jahrhundert genannten Orte Jümme, Vineta und Jomsburg mit dem späteren Wollin erhält durch das nunmehr festgestellte Bestehen der Stadt seit dem 10. Jahrhundert eine sichere Grundlage. Die vielfach im Nordteil der Siedlung gesuchten Einzelzüge der romanhaften Jomsburg-Überlieferung (Hafen) sind nach den bisherigen Untersuchungen wahrscheinlich.

Als letzter Redner des Vormittags setzte sich Dr. H. Jänichen, Breslau, mit den „Beziehungen zwischen Skandinavien und der deutschen Ostseeküste im Lichte der Sagenforschung“ auseinander. Seine Untersuchung ging von den wikingischen und altgermanischen Ortsnamen aus, deren Grenzen fließend sind, weil die Wikinger vielfach nur die alte germanische Tradition des eroberten Gebietes fortsetzten. An Hand von Beispielen aus Pommern zeigte Dr. Jänichen, daß die ptolemäische Karte von Groß-Germanien erfolgreich aus der wikingischen Überlieferung ergänzt werden kann.

Einen Ausschnitt der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen der europäischen Völker und Stämme des Frühmittelalters gab Dr. L. Hulsong, Trier, mit seinem Referat: „Herstellungsorte und Datierung der karolingischen Keramik in den Rheinlanden“. Auf Grund des Nachweises der wichtigsten Töpferei-Zentren im Rheinlande, ihres Formenschatzes und der Herstellungszeit einzelner Formen, deren Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist, lassen sich Handelsbeziehungen bis Holland und Schweden verfolgen. Eine Abgrenzung karolingischer und ottonischer Keramik könnte auch für die Geschichte der frühmittelalterlichen Handelsstadt Haithabu wichtige Anhaltspunkte ergeben.

Im folgenden Vortrag berichtete Dr. R. Hude, Breslau, über „Die Ausbreitung der Sachsen in Nordwestdeutschland vom 6.—8. Jahrhundert.“ Besonders erschwert wird die Sachsen-Forschung dadurch, daß die Bodensunde nur eine Abgrenzung des sächsischen Reiches im beschränkten Umfang erlauben. Dr. Hude ging auf die sächsische Bestattungsform vom 6.—8. Jahrhundert ein und stellte als besonders bemerkenswert die Pferdebestattungen auf den Friedhöfen heraus und folgerte daraus, daß die Gräber dieses toten Geleittieres auf eine bestimmte Art der Wodan-Verehrung hinweisen und in ihrem Vorkommen die Grenzen des sächsischen Machtbereiches deutlich machen.

Anschließend sprach der Hauptschriftleiter von „Germanien“, Dr. F. D. Plafmann, Berlin, über „Die Ostpolitik Heinrichs I.“ Dr. Plafmann sah in der Wiedergewinnung der „Elblinie“ die größte schöpferische Tat des Königs, weil hiermit der Ausgangspunkt zum ehemals germanischen Ostraum wiedergewonnen war. Zur Erfüllung dieses „Gesetzes der Elbe“ gehörte auch die Sicherung des nordelbischen Gebietes gegen die Plankensätze der Dänen und gegen das Einstürmen der nordgermanischen Kräfte in den deutschen Elbraum. So konnte die Ostpolitik Königs Heinrichs als die Durchführung eines klaren und durchdachten, auf lange Zeiträume ausgerichteten politischen Programms nachgewiesen werden, in dem der große König eines der Lebensgesetze des von ihm endgültig zusammengeführten deutschen Volkes erkannt hatte. Nach diesem Überblick über die staatsmännische Planung Heinrichs I., berichtete Dr. M. Rudolph, Braunschweig, über die Königspfalz Heinrichs I. zu Werla, die wegen ihrer überragenden militärischen Bedeutung am Oker-Übergang als Feste gegen die Ungarn ausgebaut wurde. Der Gesamtumfang der Pfalz wurde durch Fliegeraufnahmen festgestellt. Bisher sind im Vorgelände nur Probegrabungen und eine Flächenabtragung durchgeführt worden, doch soll im Jahre 1940 die Hauptburg vollständig freigelegt werden. Der abschließende Vortrag von Dr. H. Jankuhn, Kiel, über „Die Bedeutung der Gußformen in Haithabu“, machte die Wechselbeziehungen zwischen dem nordgermanischen und dem fränkischen Reich deutlich. Neben Formen, die aus dem fränkischen oder englisch-irischen Gebiet kommen, tauchen auch Gußformen auf, die uns zeigen, daß rein nordgermanisches Gedankengut hier im Kunstgewerbe nachzuweisen ist und daß Haithabu auch auf diesem Gebiet maßgeblich an der Ausformung des auf die Ostsee beschränkten Kunstkreises beteiligt war.

Den Abschluß der Tagung bildete eine zweitägige Besichtigungsfahrt zu den wichtigsten Grabungs- und Fundstätten in Schleswig-Holstein, die von Dr. Jankuhn und Dr. Kersten musterhaft vorbereitet war, und welche die im Hörsaal gehaltenen Vorträge zum Teil praktisch veranschaulichte und vertiefte. Beginnend mit einer Führung durch das „Museum germanischer Trachten“ in Neumünster von Direktor Schlabow, ging die Fahrt zum Loddstedter Lager — Peßen, wo ein Schnitt durch den Heerweg und ein steinzeitlicher Hügel mit sächsischen Neubestattungen gezeigt wurden. Die sächsisch-fränkische Auseinandersetzung wurde deutlich an drei Burgen: „Burg“ von Iphoe, Raatzburg, Krinkberg in Verbindung mit der karolingischen Missionskirche Schenefeld. Anschließend folgte die Besichtigung einer Reihe von Großsteingräbern in Hademarschen, Albersdorf und Bunsoh. In Heide fand der erste Tag seinen Abschluß durch einen Empfang des Bürgermeisters.

Am nächsten Tag wurde nach Besichtigung der Ausgrabungen an der Stellerburg ein großer Überblick der Befestigungsanlagen um Haithabu (Kograb, Dammewerk) gegeben; von dort aus ging die Fahrt nach Haithabu und Süderbrarup — Thorsberger Moor. Ein festlicher Empfang durch den Bürgermeister der Stadt Schleswig im alten Ständesaal des Rathauses bildete den Ausklang der Tagung.

Gr.

Melchior Frand († 1639) als Förderer musikalischer Volkstunde

von Hans Joachim Moser

Am 1. Juni vor dreihundert Jahren starb als Coburger Hofkapellmeister ein Greis, der hilflos den seelischen wie wirtschaftlichen Nöten des Dreißigjährigen Krieges ausgesetzt war, Melchior Frand. Aus schlesischer Familie zu Zittau geboren, aber dem Namen nach wohl ursprünglich am Main beheimatet, taucht er 1601 in Augsburg auf, wo Hans Leo Hasplers tonkünstlerische Meisterschaft den künstlerischen Anstoß seines Lebens bedeuten sollte. Ihn, der damals an die Spitze der Nürnberger Stadtpfeifer trat, begleitete Frand an die Pegnitz, wo auch seine ersten Tonwerke, getreu dem Vorbild seines Lehrers, im Druck erschienen. Zwei Jahre später gewann Frand als Dreißigjähriger seine Lebensstellung am damals glänzenden Hofe des Sachsenherzogs Johann Casimir, und Coburg wurde nun auch der bevorzugte Druckort seiner schier unübersehbaren Notenveröffentlichungen. Seine geistlichen Werke seien hier nur insofern erwähnt, als er auch in ihnen durch bescheidene Haltung bei frischer Bildhaftigkeit (etwa eines Evangelienjahrgangs) Volksnähe bewies und sich von jener artistischen Experimentiersucht bewußt fernhielt, die gerade damals viele junge deutsche Musikertalente bezeugt nach Welschland starren ließ. Das Schwerkewicht seines Schaffens liegt für uns auf der weltlichen Seite, und es ist kein geringes Zeichen des Dauerwerts und der Durchschlagskraft, daß aus diesem Gestaltungsbezirk sich an die fünfzig Neudrucke — einen instrumentalen Denkmälerband ungerechnet — in Chorbüchern unserer Zeit zusammengefunden haben. Nur bei wenigen Meistern des 16. und 17. Jahrhunderts kann in gleichem Umfang von praktischer Aktualität für uns gesprochen werden. Die höhere Gegenwartsbedeutung des alten Melchior dagegen ist bisher kaum wesentlich gesichtet worden, von der hier die Rede sein soll: seine damals fast einmalige Reigung, „lönende Volksaltertümer“, Brauchtümliches, in den Gesichtskreis zu ziehen und als Themenquelle auszuwerten. Das verdient um so wärmer anerkannt zu werden, als mit dem Beginn des Barock (wenn man den Vater Werlin in Seon ausnimmt) die Volksliedliebe der Reformationszeit so gut wie erloschen war und eine — artistisch gewiß schätzbare, volkhaft jedoch meist ärmliche — Epoche nicht nur der

Gelehrtenpoesie, sondern auch der fennerhaften, individualistisch-ästhetischen Zimmermusik anging. In dieser Zeitenwende steht Melchior Frand „konservativ“ da — das heißt aber nicht „reaktionär“ aus Unfähigkeit, das Neue zu begreifen und mitzufördern, sondern „bremsend aus Bodenständigkeit und Unwillen gegen das modische Vernachlässigen aller deutscher Schollentreue“.

Dabei könnte man sagen, daß Frand selbst bei solch scheinbarer Rückständigkeit im Grund fortschrittlicher gewesen ist als die damaligen Reutöner der Hochrenaissance mit ihren Brunkmadrigen und problematischen Generalbassmonodien; denn er lebt im Volkslied nicht mehr mit der selbständigen Naivität der Spätgotik, sondern er sieht es als Kostlichkeit, als liebliche und absonderliche Kuriosität bereits mit dem allumfassenden Lebensgefühl des Barock — nicht viel anders als nachmals Sebastian Bach, wenn er Volksliedbrocken in seine Bauernkantate und in das Duodlibet der Goldberg-Variationen aufgenommen hat oder wie Gändel mit den Posthornsignalen seiner Zeit die chaldäischen Magier zu Belsazar reisen läßt.

Schon Frands frühestes weltliches Werk von größerem Umfang, die 1602 in Nürnberg erschienenen „musikalischen Vergreihen“ zu vier Stimmen¹, sind gegenüber den Villanellen, Kanzonetten, Balletti und Madrigalen jener Jahre als merkwürdig altertümliche Gattung behandelt: wie bei den Freiburger Bergknappenmusiken singt immer der Tenor einzeln die erste Zeile vor, die Vollstimmigkeit des Chors gibt den Rest der Strophe; und wenn bei Luthers Urkantor Johs. Walter in Torgau der Ausdruck „in berggreihenweis“ auf schlicht volkstümliche Affordik Note gegen Note gezielt hatte, so schaut doch auch bei Frand durch die barock ausladenden Kontrapunktstrahlen das schlichte Grundgerüst homophoner Harmonik hindurch. Von den 21 Nummern geht nur die erste das Knappschafftsweisen an („Das Bergwerk woll'n wir preisen“), alle andern sind Liebeslieder. Aber diese sind größtenteils alter Themenbestand des vorigen Jahrhunderts, und auch das ist unzeitgemäß, daß im Quartettstuck oft noch der Tenor mehr von der Kernweise bewahrt als der Sopran: die konstruktive Gemölb-Achse ist wichtiger als der malerische Umriß.

Noch tiefer in die Schätze der Vergangenheit greift Frand mit den „Alten und neuen Reuterliedlein“ vom nächsten Jahr zurück, indem er sogar die uralte Weise des neueren Hildebrandlieds wieder aufnimmt: „Ich will zu Land ausreiten“ — es ist (wenn man von einem Duodlibetsplitter bei Nikolaus Zangius 1609 absieht) das späteste Auftreten jener ehrwürdigen Epenmelodie wohl des 13. Jahrhunderts. In andern Nummern schenkt er uns die einzigen Fundstellen kostbarer alter Volkslieder, so (ich dekoloriere einige Schnörkelmelismen) die bei F. M. Böhme, Mitd. Bbb., fehlende Balladenweise:

Ich ritt ein-mal zu Braun-schweig aus, da sah ein brauns Mägd-lein zum
Fen-ster raus mit ih-ren Aug-lein kla--re ein solchs brauns Mägd-lein
muß ich han, es kost' mich was es wol--le.

¹ Neudruck von Bruno Grusnick (Lübeck) in Blumes „Chorwerk“ bei Kallmeyer in Wolfenbüttel.

Oder ebenda das prachtvoll fernige

„Traut Hensichen über die Seiden reit,
er schoß nach einer Tauben,
da stolpert ihm sein apfelgrau's Roß
wohl über ein' Fenchelstauden.“

Dieselben beiden Volksweisen bringt Frand auch, zu Einzelzeilen zersprengt, in seinen Duodlibets vom gleichen Jahr — auch hierin auf eine 1450—1550 blühende Gattung als erster wieder zurückgreifend —, wenn kurz nach Frand noch einmal Christof Demantius in Zittau 1609 diese Form des Farrago oder „Bettlermantels“ aufgegriffen hat, so wohl als Nachahmer des Coburger Meisters, der hier abermals seiner Volksliedneigung nach Lust frönen konnte. Im Lauf seines Lebens hat Frand diese Stücke aus Volksliedstücken auf ihrer zehn gebracht und sie im „Musikalischen Grillenvertreiber“ von 1622 vereint — ich habe anderswo gezeigt², wie diese Sammlung Ausgangspunkt für die Nürnberger Marktruder-Duodlibets des Erasmus Kindermann geworden ist und von da bis in die Mozartzeit vor allem auf Augsburger Boden fortgewirkt hat. Welch volkstümlich wertvollen Einsprengsel sich in diesen — übrigens auch kontrapunktisch höchst geschickt kombinierten — Stücken Frands finden, mag nur ein Beispiel erhellen: ein schwäbisches Tanzlied, das seiner ganzen Haltung nach bis auf die Bauernreigen von Reithart v. Neuen-
thal über „Mecken Hochzeit“ bis zu Hans Hesselohrer zurückgehen:

Tan-zen wir den Fir-le-fang von Schwa-ben, sie sind nit all an die-sen Rehn,
die wir sol-len ha-ben: Stef-fen Leib-peg, Reit Schnit-zer, Hans Gar-loch, Fi-de-
lumpum, Maß Krummhut, Hans Fuchs, Hans Sumpf, Rühmichel, Jagermeister und Herr Endres!

Davon ist allein schon die Reihe der Bauernnamen belustigend und kennenswert. Daniel Speer, der schicksalreiche Breslauer in Göppingen, hat daraus in seinen „Tafelschnitzgen“ von 1685 eine ganze „Schwäbische Bauernhochzeit“ entwickelt.

Aus Frands nächsten Veröffentlichungen wären der (auch gelegentlich neugedruckte) Satz des „Wilhelmus von Nassau“ oder das frische „Ich kam für einer Frau Wirtin Haus“ sowie mehrere lebensvolle Jagdlieder zu nennen. Zweifellos ist Frand auch oft sein eigener Textdichter gewesen; welch kräftige Volkssprache er da manchmal gesprochen, belegen aus den Lilia musicalia von 1616 die Redensarten³ von einer Ungetreuen, die „den Heiligen die Füß hätt“ abgeschworen, daß er der Hahn im Korbe sei“, ihn aber dann „in grünen Wald nach Pfifferlingen schickte“, so daß sie zur Strafe bald „vor Kall muß' mauern mit Roth“. Ein andres Tanzstück des gleichen Druckwerks schließt immer mit dem Bauernfehrreim: „Fuch, juch :||, von ihretwegen ein Bein entzwei!“

In seinem „Neuen teutschen musikalischen fröhlichen Convivium“ (Coburg 1621/22) fesselt Frand nicht nur durch das alte Fuhrmannslied „Zeuch, Fahle, zeuch“, das er für acht-

² Corydon, das ist: Geschichte des mehrstimmigen Generalbassliedes und des Duodlibets im deutschen Barock (2 Bde., Litolf, Braunschweig 1933).

³ Moys Obriß, Melchior Frand (Diss. Berlin 1892), S. 28.

stimmigen Doppelchor setzt, oder durch den hübschen Dialog „Wo find' ich denn dein's Vaters Haus“ (Neudruck im Kaiserliederbuch für gemischten Chor), der noch in Ditsfurths Fränkischen Volksliedern von 1855 als lebendes Lied nachklingt, sondern vor allem durch eine „Spinnstube“ für Männerquartett. Ähnlich wie in den alten Weihnachtsspielen sich die erwachenden Hirten kurze Fragen zuwerfen, beginnen auch hier drei Solotenöre: „Glück zu ein'm guten Abend!“, „Dank sollst du davon haben!“, „Wo 'naus, ihr Bauersknaben?“ und dann setzt das Tutti fort: „Wir woll'n uns wieder stellen ein, / da wir gestern gewesen sein, wird wied'r ein Spinnstub'n sein“. Das nächtliche Treiben in einer solchen wird nun mit äußerster Drastik zehn Strophen lang gemalt; jene kräftige Erotik, die man auch hie und da bildlich dargestellt findet⁴ und die schließlich zum fast allgemeinen Verbot dieser Haupthegestäten des Volksliedsingens geführt hat, regiert die jungen Männer wie die Mädchen. Die Lichter werden gelöscht, „die Spindel entfiel der Lehten“, und das Küssen macht den Mädchen so viel Durst, daß es in der Schlusstrophe heißt:

„Die Zung' wollt ihn'n ankleben,
so mußt'n sie Rehwasser han,
und wollt' auch trinken der Spielmann —
wir legten 's Geld wohl an.“

Eines von Melchior Francs Quolibets (1611) umschließt eine besondere Kostbarkeit, deren Wert bisher m. W. nicht erkannt worden ist, das Spruchliedchen



Das ist, wie zahlreiche selbständige Zitate zeigen und das Verschen in Grimms Märlein „Die Zwei Brüder“ beweist („Ach, lieber Jäger, laß mich leben, ich will dir auch zwei Junge geben“), nicht — wie Erk und Böhme glaubten — ein Abzählreim oder ein Bruchstück aus der 6. Strophe des Liedes „Vogel und Leineweber“, sondern ist der älteste Beleg einer gesungenen Märcheineinlage. Jenes Lied ist offenbar, wenn auch seine Melodie schon im Lautenbuch von P. Fabricius 1603 und sein Text im Venusgärtlein (Hamburg 1659) begegnet, von einem Zunftfeind der Leineweber um jenes Märchenlied nachträglich herumgedichtet worden. Der Fund bei M. Franc ist darum wichtig, weil erst vor wenig Jahren ein namhafter Germanist meine Behauptung (Niederdt. Zs. f. Volkskunde 1932), wie in Hertha Grudde's Ostpreussischen Volksmärchen seien diese Verse ehemals stets gesungen worden, nach dem Grundsatz „Was nicht in den Akten steht, existiert nicht“, hat für falsch erklären wollen. Seitdem sind noch eine ganze Reihe Märchenmelodien aus Lothringen, Westfalen, Sudetendeutschland und besonders in den deutschen Siedlungen Polens und Ungarns hervorgekommen, und Melchior Franc schenkt uns nun den weitaus frühesten Beleg aus dem binnendeutschen Raum!

Franc schaute eben, um mit Luther zu reden, „dem gemeinen Mann aufs Maul“. Er betont schon im Vorwort zu den Bergreihen von 1602, die Bergleute hätten als Sänger „vor andern gemeinen Laien billigen Ruhm und Lob“. Und er setzt bewußt zwanzig Jahre später „deutsche“ Tänze, weil ihn ärgert, daß seit längerem bei uns immer nur fremde Couranten und Bagliarden gedruckt worden seien. Am schönsten aber zeigt sich des Meisters vaterländische Gesinnung im gleichen Jahr 1623 in seiner Vorrede zum „Musikalischen Lustgärtlein“:

„Cornelius Tacitus meldet in seinem lehrwürdigen Buch, welches er de mori-

⁴ Nürnberger Schembartbücher, besonders die deutsche Folio-Hs. 442 der Pr. Staatsbibl., Berlin.

bus Germanorum geschrieben, von unsern alten Vorfahren, den Deutschen, daß sie sich nicht beflissen, die rittermäßigen Taten ihrer tapferen Kriegshelden zu beschreiben, sondern die schlichte Cantica, ohne Zweifel rythmica, gefasset, und in ihren conviviis und Zusammenkünften davon gesungen. Gleichwie aber die Nachlässigkeit unserer Vorfahren sehr beklaget wird, als welche den Römern und Griechen, so der ihrigen Schlachten und Streiten mit prächtigen Worten weitläufig, auch bisweilen wider die teure Wahrheit beschrieben, gefolget haben. Also wird von vornehmen Leuten dafür gehalten, daß es sehr nützlich, wenn nur solche Cantica Historica auf uns geraten und kommen wären. Solche würden vielen Sachen große Nachricht geben, und oftmals die Sachen an Tag bringen, nach welcher heutiges viel die Gelehrten vergeblich forschen, und darüber in Zweifel geraten.



Titelblatt eines Werkes von Melchior Franc

Denn obwohl etliche wenig noch vorhanden, so gibt es doch der Augenschein, daß dieselbigen teils verfälschet, teils aber sehr zerstückelt worden. Daher dann nichts Gewisses daraus kann geurteilt und geschlossen werden. Sollten die obgedachten Cantica Historica und Heroica noch vorhanden sein, würden sie noch manchen sonderlich in dieser letzten Welt zu der recht alten redlichen Deutschen Tugenden anmahnen und verursachen.

„Wenn dann die Musica Heroica Veterum Germanorum, welche sie bei ihren angestellten Conviviis auch sonst ehrlichen Zusammenkünften und Solennitäten gebraucht, nunmehr vergangen, als haben meinem geringen Erachten nach diejenigen Componisten mit unrecht getan, welche angebotenen defectum anderswoher ersetzt und zu behelf menschlicher erlaubtster Fröhlichkeit, zu welchem Ende denn nächst Gottes Ehr und der Kirchenerbauung die Musica aufkommen, mit annehmlichen und huldreichen inventionibus und compositionibus sich hören und sehen lassen, angesehen, daß die Welt ohne das sich zum Untergang neiget und Trübsal auf Drangsal folget und fast alle Lieblichkeit und zugelassene Freud

verschwinden will, auf solchen scupum (Zweck) habe ich auch in dieser Arte gesehen und sollte mich zum besten contentieren, wenn denselbigen ich erreicht hätte."

Noch in seinem spätesten weltlichen Werk zeigt Frand echte Liebe zu volkstümlichem Brauch: in den Chören zu einem „herrlichen Acta Oratorio“ (wir würden sagen: einer Schulooper) über den Kreuzzug des Gottfried von Bouillon (Coburg 1630). Da bringt er als „Sommerlied“ ein 23strophiges Kampfstück zwischen Bauernburken und -dirnen in einer Tanzordnung „nach sehr altem Gebrauch der Thüringer“; die Melodie ist wieder von Reuenthalscher Anmut und Gesundheit:



Kommt, ihr G'spielen, wir woll'n uns küß - len bei die - sem fri - schen Tau - e.



Wer - det ihr sin - gen, wird es er - kin - gen fern in die - ser Au - e.

Es ist ein altes Streittlied zwischen Sommer und Winter, und wenn die Melodie kurz zuvor auch als niederländischer Hochzeitstanz und schon 1537 in England als „Die Jagd ist auf!“ bekannt war, um in Shakespeares „Wie es Euch gefällt“ als Lied „O sweet Olivier!“ wiederzukehren, so braucht Frand es keineswegs den „angelländischen Weigern“ abgelauscht zu haben, sondern es kann gut und gern alten nordwestgermanischen Gemeinbesitz darstellen.

Ebendort das erzählende Lied eines Soldaten „Ich komm' daher ohn' allen Spott, ein' guten Abend geb' euch Gott“ trägt seine Herkunft von den alten Boten-, Rätsel- und Kränzelliedern an der Stirn.

Genug mit diesen Proben. Auch eine genauere Untersuchung der zahlreichen Instrumentaltänze Frands, von denen Franz Bölsche eine reichliche Auswahl neu vorgelegt hat, würde neben allamodischem Zeitgut einen beachtlichen Anteil alter mitteldeutscher Fiedelmusik an den Tag bringen. Immer wieder zeigt sich an Melchior Frand der schöne Grundzug einer Verwurzelung im nie aussaugbaren Erdboden von Volkstum und Heimat — er stellt damit ein Vorbild für das deutsche Kunstgestalten aller Zeiten dar; und hat er selbst auch nur hochtalentiert, nicht geniale Werke geformt, so hat er doch selbstlos und artgetreu jenen Humusboden mit geschaffen, aus dem dann die seltenen Genies erster Ordnung Kraft und Stärke ziehen, um jene Leistungen höchsten Ranges hervorzubringen, die den ewigen Ruhm unseres Volkes bilden.

Wir können sehr zufrieden sein, daß Völker von so starker, schöner, edler Bildung, von so keuschen Sitten, biederm Verstande und redlicher Gemütsart, als die Deutschen waren, nicht etwa Hunnen oder Bulgaren die Römische Welt besetzten; sie aber deswegen für das erwählte Gottesvolk in Europa zu halten, dem seines angeborenen Adels wegen die Welt gehörte, und dem dieses Vorzugs halber andere Völker zur Knechtschaft bestimmt waren, dies wäre der unedle Stolz eines Barbaren. Der Barbar beherrscht; der gebildete Überwinder bildet.

Herder, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1748/51)

Zunftsagen

Von Rudolf Stiemsen

In dem Aufsatz über „Die Metzgergilde beim Faschnachtsbrauch“ hat J. O. Plafmann¹ auch auf Privilegien der Zünfte hingewiesen, die nach sagenhaften Überlieferungen auf historische Ereignisse meist kriegerischer Art zurückgeführt werden. In der hier vorliegenden Arbeit soll auf diese Zunftssagen und das, was sie uns zu sagen haben, eingegangen werden.

Die deutsche Zunftgeschichte verzeichnet die Erzählung von der Mordnacht in Zürich als eine ruhmvolle Tat der eidgenössischen Metzger. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts pflegte das ehrfame Züricher Metzgergewerk am Aschermittwoch einen militärischen Umzug zu halten, bei dem ein Ehrenbanner und ein Ehrenzeichen, ein aus Holz gefertigtes Löwenbild, Eisengrind², Eisengrimm³ oder Fjengrind⁴ genannt, unter Musikk mitgeführt wurden. Nach dem dabei ebenfalls erscheinenden „Brautpaar“, das zum Schluß in einen Brunnen geworfen wurde, hieß der Zug „der metzgeren brutt“ (Knuchel S. 22). — Allen Berichten zufolge geht dieses Recht der Metzger, einen Faschnachtsumzug zu halten, auf Kriegslorbeern zurück, die sich ihre Vorfahren durch tapferes Streiten für die Stadt in der sogenannten Mordnacht von 1350 pflückten, als ein verräterischer Anschlag des Stadtfeindes das bestehende Regiment Zürichs beseitigen sollte⁵. Adlige Feinde der Stadt hatten sich heimlich eingeschlichen und z. T. bei abtrünnigen Bürgern verborgen. In einem Wirtshaus wurde der Verratsplan besprochen, demzufolge in der Nacht die Häupter der Stadt beseitigt werden sollten. Die Verschwörer achteten aber nicht auf einen Väterjungen, der Edentwiser genannt, der hinter dem Ofen liegend ihre Reden mit anhörte, unbemerkt davonlief und dem Bürgermeister Bericht erstattete. Es gelang, die Feinde zu überraschen und zu vertreiben, wobei sich die Metzger durch besondere Tapferkeit auszeichneten. Daher wurde ihnen dann der Faschnachtsumzug gestattet.

Eine ganz ähnliche Geschichte wird von der Mordnacht in Luzern 1333 erzählt⁶. Hier wurde der Anschlag auf der Straße von einem Bettlerjungen mit angehört. Die Verräter bemerkten ihn und zwangen ihn zu eidlicher Schweigepflicht. Daraufhin eilte er zur Zunftstube der Metzger und berichtete sein Wissen dem Ofen, so daß die anwesenden Metzgerknechte alles vernahmen und die Bürger zur Rettung der Stadt zusammenrufen konnten. Zur Erinnerung an dieses Ereignis sei, so heißt es, jährlich am „Güdismontag“ in der Fasnacht der sogenannte Landsknechtenumzug abgehalten worden, bei dem die adlige Zunft die feindlichen Oesterreicher und die Metzgerzunft die Luzerner Bürger darstellten. Beide Parteien lieferten sich zu Wasser und zu Lande eine fröhliche Schlacht (Pfhyffer S. 318f., Anm. 144).

Während also die Volksüberlieferung beiden Zunftfesten einen genau bestimmten historischen Ursprung zuweisen will, stellen die Datierung zu Fasnacht, das Spiel mit dem Brautpaar, der Brunnensturz und das Scheingefecht einen Zusammenhang mit

¹ Germanien 11 (1939), S. 109.

² Bluntzli, Hans Heinrich: Memorabilia Tigurina oder Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich. 3. Aufl. Zürich 1742. S. 290.

³ Erni, J. H.: Memorabilia Tigurina. Neue Chronik oder fortgesetzte Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich. Zürich 1820. S. 342.

⁴ Knuchel, Eduard Frit: Die Umzüge der Klein-Basler Ehrenzeichen. Basel 1914. S. 22.

⁵ Stumpf, S. Johan: Schweyher Chronik... Fortgesetzt von S. Johan Rudolph Stumpf. Zürich 1606. Bl. 491b, 492. — Tschudi, Algidius: Chronicon Helveticum. Hrsg. v. Johann Rudolf Ffelin. Basel 1734. I, S. 385 ff. — Simler, Josias: Von dem Regiment der Loblichen Eidgenossenschaft. 2. Aufl. fortgesetzt von Hans Jacob Ben. Zürich 1735. S. 101 ff. — Lauffer, Jacob: Beschreibung helvetischer Geschichte. Zürich 1736/37. IV, S. 29 ff. — Bluntzli, a. a. O. S. 290 ff. — Erni, a. a. O. S. 341 f.

⁶ Tschudi, a. a. O. I, S. 326. — Pfhyffer, Kasimir: Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern. Zürich 1850. S. 59f. — S. auch Plafmann, Germanien 11, S. 109.

Bräuchen her, die als Frühlingsfeste volkhafter Gemeinschaften vielfach bekannt sind und einen späten und plötzlichen, d. h. künstlichen Ursprung beider Feste wenig wahrscheinlich sein lassen. Die Volkskunde des deutschen Kunstwesens gibt uns durch eine Fülle solcher Erzählungen über den Ursprung handwerklicher Feste die Möglichkeit, deren Sinn und Wahrheitsgehalt nachzuprüfen und sie zunächst als Sagen und nicht als historische Nachrichten⁷ zu kennzeichnen.

Die Schuhmacher führen das von ihnen seit alter Zeit ausgeübte Recht, das Reichswappen, den doppeltköpfigen kaiserlichen Adler, auch ihr Kunstwappen nennen zu dürfen, auf ein von Karl IV. (1347–1378) verliehenes Privileg zurück, das nach den Heldentaten eines sagenhaften Schustergeßellen Hans von Sagan in der Ordensschlacht von Rudau (1370) ihnen zugesprochen worden sein soll. Dieser Schuhmacher ergriff, als die Schlacht für den Deutschen Orden schon fast verloren schien, ein Banner, hob es hoch empor, sammelte die Reste des Ordensheeres, täuschte den Feind und schlug ihn vernichtend. Der Orden gewährte dem tapferen Hans von Sagan eine Bitte. Und er bestimmte: Jährlich am Donnerstag zu Christi Himmelfahrt solle der Orden seiner Zunft eine Mahlzeit von Hühnern und Hechten und mit gutem Märzenbier ausrichten⁸. Wichtig ist nun, daß das Reichswappen tatsächlich von den Schuhmachern geführt wird⁹. Mir ist nicht bekannt, daß dieses Recht je von Seiten der Obrigkeit angezweifelt worden ist. Ferner ist das „Schmedebier“, die Himmelfahrtsmahlzeit der Königsberger Handwerker, im 16. Jahrhundert regelmäßig vom Orden hergerichtet worden¹⁰. Während also das behauptete Privileg wirkliche Anerkennung besessen hat, läßt sich nicht nachweisen, daß es jenen sagenhaften Ursprung genommen hat¹¹. Kein einziger zeitgenössischer Bericht über die Rudauer Schlacht von 1370 weiß von einem Schuhmachergeßellen Hans von Sagan, der früheste Beleg stammt von 1575 (David), ist also bereits 200 Jahre jünger. Da die Schustersage bis in die neueste Zeit hinein überall im Handwerk lebendig war, außerdem die angeblich damals erworbenen Vorrechte (Reichswappen und Schmedebier) auch wirklich bestanden haben, bleibt uns nur noch der Ausweg zu der Vermutung, daß sich hier die Zunftsjage eines alten Brauches, dessen Ursprung man nicht mehr kannte, bemächtigt hat, um dieses Stück Zunftleben historisch konkret und damit dem Bewußtsein greifbar zu machen. Ein Bestreben, das, wie wir sehen werden, vielen Zunftsagen zugrunde liegt.

Es ist neuerdings gelungen, im Falle der Königsberger Schustersage den Weg der Entstehung teilweise sichtbar zu machen. Franz (a. a. O.) hat auf den historisch bezugten Herzog Balthasar von Sagan, der 1455 als Söldnerführer im Dienste des Ordens stand, hingewiesen (S. 157f.). In dem Kampf des Ordens mit dem abtrünnigen Rneiphof zu Königsberg wird dieser Balthasar zum Retter der Ordenssache, nachdem schon das Hauptbanner in großer Gefahr verlorengegangen war. Die Vermischung dieser historischen Angelegenheit mit der Schuhmachertradition wird durch eine abgelegene Überlieferung wahrscheinlich gemacht, nach der Hans von Sagan bei der Werbung um ein schönes

⁷ für die sie zuletzt noch D. D. Pothoff, Kulturgeschichte des deutschen Handwerks, Hamburg 1938, S. 181, 182, 188 gehalten hat.

⁸ Stein, Caspar: Das alte Königsberg, 1644. Übertragen von A. Charisius. Königsberg 1910/11 S. 45, 48f., 51. — David, Lucas: Preussische Chronik. Hsg. v. E. Hennig und F. Schütz. Königsberg 1812–17. VII S. 81ff. — Erleutertes Preußen... Königsberg 1724. — Blumenbach: Der Schusterheld von Königsberg. Neues Vaterländisches Archiv I Lüneburg 1825. S. 58ff.

⁹ Noch heute ist es z. B. auf dem Ladenschild eines Meisters in Braunschweig-Riddagshausen zu sehen.

¹⁰ Franz, Walter: Hans von Sagan. ZsfbM 47 (1938) S. 161f., dort Belege von 1523, 1527. — Henningsberger, Caspar: Erleuchtung der preussischen größern Landtassell. Königsberg 1595. S. 210.

¹¹ Pape, der diesen Beweis gern geführt hätte, ist an dem Mangel an Urkunden gescheitert, worauf neuerdings Franz, a. a. O., hingewiesen hat. — Pape, Richard: Hans von Sagan. Königsberg 1900.

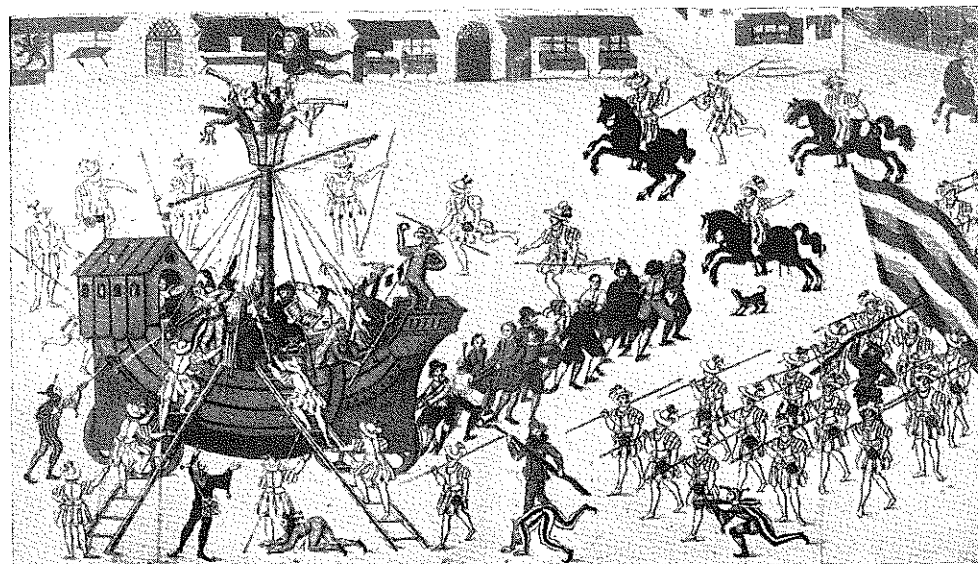


Abb. 1. Der Schembartlauf von 1539

Rneiphöfer Bürgerkind einen ritterlichen Nebenbuhler namens Balthasar gehabt haben soll (Franz S. 160f.)¹².

Nachdem das Problem so weit geklärt erscheint, bleiben für die Zunftsjagenforschung noch folgende Fragen offen: Woher haben die Schuhmacher das Reichswappen, und welches ist der wirkliche Ursprung des Schmedebiers? Und was sagt uns die im Handwerk entstandene Volksage vom Schusterheld über die sie gestaltenden Kräfte?

Auch die Messerschmiede erzählen von einem Helden ihres Gewerks. In einer Tatarenschlacht (1437) soll das kaiserliche Heer schon fast der Übermacht des Feindes erlegen und Kaiser Sigismund (1410–1437) selbst in Gefahr gewesen sein, als der Messerschmied Georg Springenklee¹³ eingriff. Er soll sein Hemd in das Blut der Gefallenen getaucht und auf eine Lanze gesteckt haben¹⁴. Dann schwang er hoch das blutrote Banner und sammelte die Reste des Kaiserheeres. Der Feind befürchtete das Vorhandensein größerer Truppen und wurde völlig aufgerieben. Der dankbare Kaiser gewährte dem Schmiedehelden eine Gnade, und Springenklee erbat sich und allen Messerschmieden ein Wappen. Seitdem führen sie die kaiserliche Krone, durch welche drei Schwerter gehen¹⁵. Nach einer anderen Überlieferung soll aber schon Karl IV. (1347–1378) 1350 das beschriebene

¹² Borbstädt, Frida: Zwischen Memel und Danzig. Pilsacken 1931. S. 29f.

¹³ Die Namen der Sagenhelden sind echte Gesellenamen: „Hans von Sagan“ gehört dem Typus an, der die Benennung der wandernden Gesellen nach deren Heimatort vornimmt. „Springenklee“ = „Spring in den Klee“ ist ein lustiger Spottname, wie solche häufig beim Gesellenmachen verliehen wurden. Vgl. Trathnigg, Gilbert: Gesellenamen, Zs. f. Volksforsch. 12 (1936) S. 98ff. — Ein Georg Springenklee von Wopfinger war z. B. 1567 unter den drei besten Schützen beim Augsburger großen Armbrustschießen. — von Sietten, Paul: Geschichte der Heil. Röm. Reichs Freyen Stadt Augspurg. Frankfurt und Leipzig 1743. S. 579.

¹⁴ Die germanische Heerfahne, die rote Blutfahne, ist nach Herbert Meher dadurch entstanden, daß ursprünglich ein Stück Tuch in Blut getaucht und an den Speer gebunden wurde. Diese Erkenntnis wird also von der Springenkleeage bestätigt. — Meher, Herbert: Heerfahne und Rolandsbild. Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Phil. hist. Kl. 1930. S. 495f. — Ders., Sturmflagge und Standarte. Zs. d. Sav. Stift. f. Rechtsgesch. 51 (1931) S. 206.

¹⁵ von Versner, Achill August: Der Weltberühmten Freyen Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Main Chronica. 1706. I S. 480. — Verleisch, Hermann Alexander: Chronik der Gewerke. St. Gallen 1850–53. VII S. 131f. — Ammann, J. J.: Nachträge zum Schwerttanz. ZsfbM 34 (1890) S. 188, Vers 498ff.

Wappen verliehen haben¹⁶. Georg Springenklee selbst wurde Stadthauptmann von Prag!

Auffällig sind die Entsprechungen zwischen den Sagen von Springenklee und Hans von Sagan: beide vollbringen rettende Waffentaten, wobei die Erhebung der Fahne wichtig ist und sollen dafür von Karl IV. ein Wappen erhalten haben. Solche Parallelen weisen gewiß auch auf gegenseitige Beeinflussung der Zünfte durch die wandernden Gesellen. Jedoch glaube ich nicht, daß die hier besprochenen Erscheinungen sich allein durch die einmalige Erfindung einer solchen Sage und die dann erfolgende Weiterverbreitung in gegenseitiger Beeinflussung erklären lassen, sondern sehe in dem Gesamtbereich der Zunftsagen das Abbild einer in ihrer Vielgestaltigkeit einheitlichen Lebensform der deutschen Zünfte. Weiteres Material muß zur Unterstützung dieser Ansicht herangezogen werden.

Auch die Bäcker wollen vom Kaiser ein Wappen erhalten haben und führen wie die Schuster den Reichsadler. In der Schlacht bei Mühldorf 1322, wo sich Ludwig von Bayern (1314–1347) und Karl der Schöne von Österreich (1314–1330) trafen, haben sie Ludwig den Sieg erstreiten helfen¹⁷. Außer der Wappenverleihung soll Ludwig ihnen noch ein eigenes Zunfthaus in München am Plage einer Linde (der altgermanischen Gerichtsstätte) erbaut haben. Auch sie geben an, Verdienste um die Errettung der Person des Kaisers zu haben. Ein Gedicht spricht von Versammlungen, die die Bäckergesellen unter der Linde abgehalten haben sollen (Berlepsch VI S. 152ff. Formahr S. 484ff.). Nach ihren Heldentaten in der Schlacht habe der Kaiser ihnen dann eine Bruderschaft, Statuten, Siegel und den Reichsadler als Wappen verliehen.

In München wollen aber wiederum auch die Schuhmacher¹⁸ tapfer gewesen sein und dafür 1295 von Ludwig, der damals noch nicht volljährig war, das Rindl, das Münchner Stadtwappen bekommen haben (Burgholzer S. 105). Ein weiteres Privileg, das bis zum Ende des 18. Jahrhunderts anerkannt war (ebd. S. 106f.), leiten sie von Ludwig her: Jährlich durften sie an ihrem „Länzeltag“ in der Hofkirche Gottesdienst halten, alle Quartal dort eine Messe lesen lassen und ein ewiges Licht brennen. Während in diesem Fall das sogenuntwobene Vorrecht in historischer Zeit tatsächlich anerkannt war, läßt sich der Ursprung wiederum nicht sicher in der angegebenen Form nachweisen.

Die Wiener Bäcker sollen sich unter Karl IV. bei der Belagerung der Stadt die Ehrennamen „Löwenschützen“ und „St. Markusbrüder“¹⁹ und ein Wappen mit Krone, zwei Löwen und Schwert verdient haben (Grenser S. 13ff.). Eine andere Überlieferung, die den doppeltköpfigen Reichsadler als Wappen nennt, berichtet von der Belagerung Wiens durch die Türken 1683²⁰. Damals soll eine türkische Sprengmine unter einem Wiener Backhause entdeckt und unschädlich gemacht worden sein. Auch leiten die Bäcker von diesen Taten das Recht zu einem jährlichen Gesellenumzug mit Fahnen und Schwerten am Ostersdienstag her. In Dresden hielten die Bäcker regelmäßig am 28. Dezember einen Umzug,

¹⁶ Weigel, Christoph: Abbildung der gemeinnützlichen Hauptstände... Regensburg 1698. S. 366. — Frisius, Fredericus: Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politica. Leipzig 1708–1734. S. 385f. — Grenser, A.: Zunftwappen und Handwerkerinsignien. Frankfurt a. M. 1889. S. 66f. — Böheim, Wendelin: Handbuch der Wappenkunde. Leipzig 1890. S. 612. — Schmid, W. M.: Passauer Wappenwesen. Zs. f. hist. Wapenf. VIII (1918–20). S. 322.

¹⁷ Burgholzer, Joseph: Stadtgeschichte von München... 1796. S. 96ff. — von Formahr, Joseph Frh.: Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. N.F. 1. Stuttgart 1830. S. 460, 464, 484ff.

¹⁸ Auch die Tuchmacher. Weininger, Hans: Das Wappen der Münch'ner Tuchmacher und Schuster. Westermanns Monatshefte 18 (1865), S. 502.

¹⁹ Die Marxbrüder bildeten eine der berühmten mittelalterlichen Zechtergesellschaften der städtischen Handwerker; auch sie beriefen sich auf kaiserliche Privilegien. — von Stetten, Paul, der jüngere: Kunst-, Gewerbe- und Handwerker-Geschichte der Reichsstadt Augsburg. Augsburg 1779–88. II S. 678f.

²⁰ Tschischka, Franz: Geschichte der Stadt Wien. Stuttgart 1847. S. 350.

wobei sie ihre Willkommen (große Trintgefäße für feierliche Gelegenheiten) und Pokale sowie besonders große Gebäckstücke²¹ mitführten und ein Fahnen und Schwerten vor dem Schloß veranstalteten²². Nach der dortigen Überlieferung soll dieses Fest ein vom Kaiser verliehenes Privileg sein, weil 1529 bei Belagerung der Stadt Wien ein Bäcker in seinem Keller eine türkische Mine entdeckte²³. Diese beiden Sagen lassen Beeinflussung der Dresdner Zunft durch Wanderburschen, die von Wien kamen, vermuten. Sie zeigen, daß der Sinn der Sage erhalten blieb, während die historischen Angaben (1683 oder 1529) schwanken.

Auch die Münsterschen Bäcker wollen bei den Wiener Türkenkämpfen (und zwar 1683) mit dabei gewesen sein²⁴. Die Taten dreier Handwerksgeoffen haben ihnen vom Kaiser Leopold I. (1658–1705) das Recht zur Feier ihres „guten Montags“ eingetragen²⁵. Auch diese Angaben sind wenig stichhaltig, denn bereits 1608 verbietet der Münstersche Rat den „guten Montag“, während sich die Bäcker dagegen sträuben und sich auf das Alter dieses Brauches berufen²⁶.

Bei der größeren Zahl dieser Art Zunfttraditionen gelingt der Nachweis, daß sie keine historischen Nachrichten, sondern Volksagen sind. Mit dieser Feststellung ist die Gesamtfrage allerdings noch nicht abgetan. Die einheitliche Struktur der Sagen ermöglicht die Lösung der Frage nach dem Inhalt und der anderen Frage nach den Lebenserscheinungen, deren Ursprung durch sie geklärt werden soll.

Bei der Behandlung des ersten Problems fällt der überwiegend kriegerische Charakter der Sagen auf²⁷. Sämtliche bisher angeführten Beispiele sind solche Kriegssagen. Insgesamt lassen sie sich nach Art der Kämpfe in zwei Gruppen einteilen.

Die eine Art von Sagen erzählt von großen Schlachten des Reiches, bei denen die Handwerker dabei gewesen sind. So spielen besonders die Türkenkriege eine wichtige Rolle. Die Kürschner von Hermannstadt in Siebenbürgen leiten ihren Schwerttanz von einer Waffentat gegen die Türken bei Talmesch am Rotenturmpaß ab, wo sie einen Sachsengrafen aus dem Getümmel erretteten²⁸. Dafür durften sie ihren Schwerttanz jeweils bei der Amtseinführung eines neuen Sachsengrafen aufführen²⁹. Sogar die Trierer Wollenweber, einst die mächtigste und angesehenste Zunft der Stadt, haben ihren Beitrag im Kampfe um die deutsche Ostmark geleistet, indem sie durch 8000 streitbare Männer ihrer Gilde dem Kaiser den Sieg gegen die Türken ermöglichten. Dafür sollen sie vom Kaiser geadelt worden sein³⁰. — Die Reifer Fleischergesellen feiern ihren Umzug an einem

²¹ Das öffentliche Zurschaustellen und Herumführen besonders großer Gewerbezeugnisse, vor allem großer Würste durch die Metzger (Stein, a. a. O., S. 15f.), gehört zu den Vorfrühlingsbräuchen; es bezweckt reichen Nahrungssegen.

²² Klemm, Gustav: Chronik der königlich sächsischen Residenzstadt Dresden. Dresden 1837. II S. 357.

²³ Auch Ziska kennt diese Tradition, verwirft sie aber, da die Minen immer nur bis unter die Stadtmauern aber nicht weiter in die Stadt hinein gereicht hätten. — Pezzl, Johann: Chronik von Wien. Fortgesetzt von Franz Ziska. Wien 1824. S. 141.

²⁴ ebenso die Esztorfer Bäcker. Thüringische Vaterlandskunde 1 (1801), Sp. 118ff.

²⁵ Hübshens, Der „gute Montag“ der Bäckernechte zu Münster. Zs. f. vatl. Gesch. u. Mittd. 61, I (1903) S. 217ff.

²⁶ 1610 und 1623 werden diese Verbote wiederholt. Hübshens, a. a. O., S. 218. Auch hier werden einzelne Handwerker, die sich auszeichneten, namhaft gemacht, so Jürgen Bechter (Hübshens 219), Joseph Schulz aus Völkheim in Schleien, Michael Abrecht aus Wien. Platzmann, Josef Otto: Geschichtliches und Volkskundliches zum „Guten Montag“ der Münsterschen Bäcker Gilde. Auf Roter Erde. S. 137. Münster i. W. 1929.

²⁷ Worauf auch Wolfram hinweist. Wolfram, Richard: Schwerttanz und Männerbund. Kassel 1936. S. 16.

²⁸ Müller, Friedrich: Siebenbürgische Sagen. Kronstadt 1857. S. 251f.

²⁹ Wittstock, D.: Über den Schwerttanz der Siebenbürger Sachsen. „Philol. Studien“, Festgabe für Sievers. Halle 1896. S. 358.

³⁰ Zücher, P.: Geschichtliche Nachrichten über die ehemaligen Zunft Häuser in Trier. Trier. Archiv, Ergänzungsheft 1. Trier 1901. S. 29f. — Ladner, in einem Forschungsbericht im Jahresbericht der Ges. f. nAtl. Forschg. zu Trier. 1854. S. 43.

Montag im Februar. Er soll an eine Hussittenschlacht erinnern³¹. Aber bereits in der Ungarischlacht auf dem Lechfeld (955)³² haben die Zunfthandwerker an der Seite Kaiser Otto I. gestanden. Die Augsburger Weberzunft bewahrte im 19. Jahrhundert noch den Helm und Schild eines ungarischen Anführers, den sie damals getötet haben³³. Damals hätten sie sich Wappen, Fahne, Ehrenschild und feierlichen Umzug verdient.

Welcher Wahrheitsgehalt liegt in diesen Sagen? Obwohl sie nicht wörtlich genommen werden dürfen, bleibt die Möglichkeit, daß sie Zeugnisse ruhmreicher Taten der Handwerker sind. Und selbst wenn man diese Annahme nicht gelten lassen wollte, da sie nicht unmittelbar beweisbar erscheint, bliebe doch noch die Tatsache, daß die deutschen Handwerker in ihren Organisationen die Erinnerung an die großen entscheidenden Schlachten des Reiches bewahrten. Die historischen Sagen beweisen, daß der Zunfthandwerker im Mittelalter und darüber hinaus bis in die Neuzeit ein politisches Geschichtsbewußtsein besaß, das das Schicksal des Reiches dauernd lebendig vor Augen führte. Da sich diese Sagen bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein lebendig erhalten haben, legen sie Zeugnis dafür ab, daß die breite Masse des deutschen Stadtvolfes auch in der Verfallszeit des Ersten Reiches, als die deutschen Teilgewalten über die Reichsmacht siegten, das echte Reichsbewußtsein treu bewahrten. Der wandernde Handwerksbursch kannte auch nach dem 30jährigen Kriege nur ein deutsches Volk und ein Deutsches Reich. Er vermochte in jedem Fall seinen Blick über enge territoriale Grenzen hinweg zu erheben und das Ganze zu sehen. So blieb die Idee des Reiches im Volke erhalten.

Das Vortragen der Türkenfagen³⁴ sowie der nachhaltige Eindruck, den die Türkenkriege allgemein im Volksbrauch hinterlassen haben, zeigen, wie sehr die Zünfte, die natürlichen Gemeinschaftsformen des deutschen Stadtvolfes, das Wissen um die Bedeutung des deutschen Ringens gegen den asiatischen Feind lebendig erhielten. Die Türkenfagen erzählen uns weiter, daß die Handwerksverbände die Erwerbung ihrer Vorrechte unbewußt dadurch rechtfertigten, daß sie kriegerische Verdienste um Volk und Reich als Berechtigungsgrund angaben.

Aber auch im kleineren Kreis bewährten sich die Gewerke. Wenn dem reichsstädtischen Gemeinwesen Gefahr drohte, so waren sie mit den Waffen zur Stelle. Ein recht altertümliches Handwerkfest, die „Höge“ der Hamburger Brauknechte, soll auf die Waffentaten der Brauer im Dienste der Stadt zurückgehen³⁵. Auch die schon besprochenen Schweizer „Mordnächte“ gehören ja hierher. In Konstanz wollen die Metzger einmal den anstürmenden spanischen Feind abgeschlagen haben, wobei sich ein Geselle ganz besonders auszeichnete³⁶. — Auch das altertümliche Schuhmacherfest zu Stolp i. P., wo zu Pfingsten in der Windelbahn, einer in Rasen ausgeschnittenen „Trojaburg“, getanzt wird, hat eine

³¹ Pott Hoff, D. D.: Illustrierte Geschichte des deutschen Fleischerhandwerks. Berlin 1927. S. 185.

³² Berlepsch, a. a. O., VI, S. 137. — von Steffen, Augsburg (1743) S. 41. — Riehl, Wilhelm Heinrich: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1862. — Die erste kritische Behandlung erfährt diese Sage durch Riehl, S. 300. Vgl. unten S. 23. — Grenser, a. a. O., S. 4. — Sieber, Siegfried: Etwas über Zunftfagen. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 54 (1916) S. 55. — Dirr, Pius: Augsburg. (Stätten der Kultur 20) Leipzig o. J. (1917) S. 32ff. — Welter, August: Alt-Augsburg. Augsburg 1922. S. 2. — Auch die Zuger Gesellschaft vom großmächtigen Rat führt ihre Freiheiten auf Kaiser Otto zurück. — König, Marie: Bäuerliche Burschenschaften. Abz. d. 16 (1938) S. 195.

³³ Weininger, Hans: Das Wappen der Augsburger Weber. Westermanns Monatshefte 23 (1867/68) S. 219f.

³⁴ In Deutsch-Mähren werden Frühlingsbräuche zum „Andenken an die Vertreibung der Mongolen“ geübt. von Reinsberg-Düringsfeld, Otto Frh.: Das festliche Jahr, Leipzig 1863, S. 80.

³⁵ Schlüter, Matthias: Tractat von denen Erben in Hamburg. Hamburg 1698. S. 355f.

³⁶ Berlepsch, a. a. O., V S. 91, VI S. 137f. Ähnlich in Freiburg: Berlepsch V S. 91. Die Berner Metzger feiern ihr „Rühlmahl“ in Erinnerung an die Schlacht bei Laupen 1339. — Krebs, Werner: Alte Handwerksgebräuche mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz. Schrift. d. Schweiz. Ges. f. Bl. 23. Basel 1933. S. 257f.



Abb. 2. Reistanz

Ursprungssage. Einst sollen die Weber eine Herzogin in ihrem Stadtschloß arg bedrängt haben, als die „Schuhknechte“ sie aus ihrer Not befreiten³⁷.

Die Gesamtheit dieser Waffensagen spiegelt eine bekannte Tatsache der mittelalterlichen städtischen Kulturgeschichte wider: Die Zünfte waren neben ihren anderen Aufgaben gleichzeitig wichtige Wehreinheiten der Stadt³⁸. Ihre festgefügtten Verbände bildeten die Grundlage zu einer dauernd schlagbereiten städtischen Kriegsmacht. In den Zunftgemeinschaften wurde regelrecht eine allgemeine Wehrpflicht verwirklicht³⁹. Als Mitglied der Zunft mußte der Bürger in dieser Waffendienst für die Stadt im Innern und notfalls auch im Felde leisten. So bekannt diese Tatsache in der Zunftforschung ist, so verbreitet ist aber auch die Ansicht, die Obrigkeit habe (ohne eigentliches Zutun der Zünfte) diese als Wehrorganisation „benutzt“⁴⁰. Das Überwiegen der Kriegssagen jedoch schon zeigt m. E. mit aller Deutlichkeit, daß die Handwerker mit großem Stolz auf ihre rühmlichen Waffentaten zurückblickten.

Besonders auffällig ist an dieser Sagengattung eine mehrfach wiederkehrende Bindung der wehrhaften Zunft an das Reichsoberhaupt, den Kaiser persönlich. Zu den schon besprochenen Beispielen (Errettung des Kaisers aus Lebensgefahr) nenne ich noch folgende Überlieferungen⁴¹: Die Tuchmacher⁴² haben Karl V. (1519—1556) eine Leibgarde von

³⁷ Ruh, E.: Das Windelbahnfest der Stolper Schuhmacher, In: Ueder, Pommern in Wort und Bild. Stettin 1904. S. 379f. — Herr Professor Höfler macht mich darauf aufmerksam, daß hier eine Erinnerung an einen Kultkampf um eine Jungfrau vorliegen kann.

³⁸ Darauf hat bereits Berlepsch (VI S. 137f.) hingewiesen. Vgl. Plakmann, Germanien 11 S. 109.

³⁹ Aus einer Anzahl von Zunftstatuten geht hervor, daß der Nachweis über den Besitz von Waffen und Harnisch zu den Bedingungen beim Meisterwerden gehörte. Die Zunftmeister waren im Kriegsfall vielfach die Hauptleute ihrer Organisation.

⁴⁰ Neuerdings hat dem noch Pott Hoff, Kulturgeschichte des deutschen Handwerks, S. 49f., Ausdruck gegeben.

⁴¹ Die bairischen Haberer, ein geheimes bäuerliches Volksgericht, leiten sich von Kaiser Karl d. Gr. ab, der im Untersberg bei Salzburg sitzt. Wolfram, a. a. O., S. 228.

⁴² Die Zittauer Tuchmacher wollen König Wenzel erzogen haben. Peschke, Christian Adolph: Handbuch der Geschichte von Zittau. Zittau 1837. II S. 81. — Knothe, Hermann: Geschichte des Tuchmacherhandwerks in der Oberlausitz. Neues Lausitzisches Magazin 58 (1882) S. 251. — 1527 sollen die Nürnberger Tuchmacher von Karl V. für ihre Verdienste als Leibgarde besondere Insignien und das Recht eines Umzugs erhalten haben. von Huber-Bienau, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. Sammlung gemeinverständlicher Wissen-

1000 (nach anderer Sage 4000) Mann zu einem Zug nach Afrika (1535) gestellt. „Sie trugen ein Schlachtschwert und einen langen zweischneidigen Dolch, sie waren blutrot gekleidet“⁴³, weshalb sie die deutschen Blutmänner hießen.“ Für ihre Heldentaten erhielten sie das Recht, Krone, Zepter und Burgundisches Kreuz im Schild zu führen⁴⁴. — Der Schwerttanz der Überlinger Reblente wird auf eine ähnliche Überlieferung zurückgeführt: 100 Mann stritten „einst“ tapfer für den Kaiser. Auf ihrer Fahne führen sie seither den doppeltköpfigen Reichsadler⁴⁵.

Auch in der Stadtgemeinschaft haben die Handwerker nach sagenhaften Überlieferungen treu zur Obrigkeit gestanden. Wenn mehrere Traditionen davon erzählen, daß dieses oder jenes Handwerk bei Unruhen und Empörungen treu zum Rat gestanden habe, so darf man dabei natürlich nicht vergessen, daß auch die Auführer ja meist organisierte Zünfte waren. Hier spalteten sich manchmal die Parteien. Merkwürdig ist, daß gerade die Metzger es sich zur Ehre anrechnen, in auführerischen Zeiten zur stärksten Stütze der Ratspartei gehört zu haben. So die Nürnberger Metzger (außerdem dort die Messerschmiede) im Jahre 1349, als die Zünfte unter der Führung der Schmiede den alten Rat verjagten (Berlepsi V, S. 103), von wo das Recht zum berühmten Schembartlauf stammen soll, ferner die Metzger in Zittau 1368 (Berlepsi V, S. 103; Peschek II, S. 56) und Baugen 1405—1408⁴⁶.

Besonders bemerkenswert für die politische Einstellung des mittelalterlichen deutschen Stadtbolkes ist die Tatsache, daß sich diese Sagen fast immer entweder auf die Treue zu Kaiser⁴⁷ und Reich oder zu den reichsfreien Städten beziehen, während Sagen, die von Landesfürsten (den Exponenten der reichsgegnertischen Territorialgewalten) in der beschriebenen Weise erzählen, mir bisher nicht bekannt geworden sind⁴⁸!

Eine weitere ähnliche Überlieferungsgruppe berichtet von Kämpfen der Zünfte im Dienste der Ordnung gegen Raubritter und Räuber. Das berühmteste Beispiel dieser

schaftlicher Vorträge, Fest 312. Berlin 1879, S. 29. — Ein Fischer soll 1394 den König Wenzel aus der Gefangenschaft in Wien errettet haben. Diese Erzählung gehört aber nicht eigentlich zu dem hier besprochenen Sagentypus; denn als Belohnung für die Tat wurde ausschließlich der Fischer mit seiner Familie ausgezeichnet, nicht aber — wie sonst — die übergreifende politische Einheit der Zunft! Weigel, a. a. D., S. 497f.

⁴³ aber ohne Panzer und Helm. — Piger, Franz Paul: Handwerksbrauch in der Tglauer Sprachinsel in Mähren. Zsft. 2 (1892) S. 273.

⁴⁴ Dittmann, Theodor: Das Rhye Münster. Hlensburg 1925, S. 125. Nach einem Dokument vom Ende des 16. Jahrhunderts. — S. auch Weigel, a. a. D. S. 595.

⁴⁵ Ammann, a. a. D., S. 194. — Kaiser Friedrich III. (1440—1493) soll den Buchdruckern den Reichsadler als Wappen verliehen haben. Weigel, a. a. D., S. 254. — Dschilewski, Walter G.: Der Buchdrucker. Jena 1935, S. 41f. — Erinnert sei auch an die bis in die Gegenwart bekannte Neujahrsgratulation der Galloren beim Reichsoberhaupt, bei welcher Gelegenheit früher die Fahne geschwenkt wurde. v. Reinsberg-Düringsfeld, a. a. D., S. 10.

⁴⁶ Sieber, Zunftlagen, S. 57. — Russisches Magazin 1770, S. 230ff. Der letzte Fall kann in unserem Zusammenhang von ganz besonderem Wert sein: das Lauj. Mag. druckt ein von 1409 datiertes Privileg ab, das König Wenzel den Baugener Fleischern verlieh. Für ihre rastreue Haltung in den Unruhen von 1405—08 erhalten sie eine Freisabne, dazu die Bestätigung ihrer sämtlichen überlieferten Gerechtigkeiten, Freiheiten, Zusammenkünfte, Quartale, Übungen und Aufzüge. Wenn diese Angaben des Magazins verlässlich sind, so zeigt uns das Beispiel, daß solche Privilegien, von denen oft erzählt wird, auch historisch echt sein können. Und noch eine weitere Frage könnte dieses Beispiel klären helfen: die Umzüge und altertümlichen Bräuche, deren Ursprung, weil er in Wirklichkeit nicht mehr bekannt ist, mit solchen Sagen motiviert werden soll, sind m. E. keinesfalls auf solche sagenhaften Ereignisse zurückzuführen. Sie sind, wie weiter unten gezeigt werden soll, älter, aber sie konnten bei Gelegenheit solcher Ruhmestaten und Verdienste von der Obrigkeit ausdrücklich privilegiert und bestätigt werden, wie hier durch König Wenzel im Jahre 1409 in Baugen. Die Sagen sprechen allerdings nicht von Bestätigungen alter Überlieferungen, sondern nur von der ersten Einführung der Bräuche.

⁴⁷ Eine Antwerpener Faschnachtsgesellschaft heißt die „Königsgefinnten“! v. Reinsberg-Düringsfeld, a. a. D., S. 42.

⁴⁸ ausgenommen vielleicht die Erzählung von dem Metzger Michael Mord, der für den Mainzer Bischof (allerdings nicht gegen Kaiser und Reich, sondern gegen einen anderen Fürsten!) kämpfte. Weigel, a. a. D., S. 491.

Gattung ist die Erklärungssage des Egerer Fahnen schwingens der Metzger. Sie hat durch Siegl und Sieber eine ausführliche Behandlung erfahren⁴⁹. Während Siegl (S. 82f.) an den historischen Wert der Sage von der Erstürmung der Raubritterneister Neuhaus und Grasliß (1412) glaubte, hat Sieber dem mit Recht widersprochen (S. 50). Die erste Nachricht über ein Zunftprivileg ist in der Chronik des Pantraz Engelhart von 1560 (!) enthalten, wo berichtet wird, daß die Egerer Tuchmacher wegen ihrer Tapferkeit im Jahre 1412 die Erlaubnis zu einem Ehrentanz, zur Faschnachtsfeier und zum „Schiffziehen“ erhalten hätten. Diese Privilegien wurden 1560 tatsächlich ausgeübt. Genaue Nachrichten über die Art der genannten Bräuche liegen nicht vor. Ich glaube jedoch, daß das Schiffziehen mit den vielfach bezeugten Schiffsumzügen der Faschnachtszeit (so z. B. beim Nürnberger Schembartlauf⁵⁰) zusammenzustellen ist, die letztlich auf feierliche Kultbräuche der Germanen zurückgehen, wie sie uns aus dem flandrischen Weberumzug von 1133⁵¹, noch weiter zurück aus dem Bericht des Tacitus⁵² vom Wagen der Nerthus und schließlich aus den zahlreichen Schiffsbildern der bronzezeitlichen Felszeichnungen hinreichend bekannt sind⁵³. Für diesen Brauch erscheint somit erwiesen, daß er älteren, und zwar heidnisch-religiösen Ursprungs ist. Im 16. Jahrhundert waren diese Bräuche in ihrer alten Bedeutung nicht mehr bekannt, wurden aber unverständlich als Belustigung weiter ausgeübt. Wenn wir nun annehmen, daß die Egerer Tuchmacher tatsächlich sich 1412 militärisch auszeichneten, so besteht die Möglichkeit, daß ihnen dafür ihr alter Brauch von der Stadtohrigkeit privilegiert wurde⁵⁴. Im Jahre 1560 war das aber bereits vergessen und die Bestätigung in eine Ursprungssage verwandelt.

Derjenige Brauch, der sich in Eger bis in die Gegenwart hinein erhalten hat, das Fahnen schwingen der Metzger, ist noch nicht einmal 1560 als Privileg genannt. Die Sage hat sich vielmehr nur mündlich überliefert. Die Metzger sollen ebenfalls 1412 die „Sonne von Neuhaus“, das Wahrzeichen der Raubritterburg, erobert haben⁵⁵. Daß sich von dem vermeintlichen Privileg kein Dokument mehr anfindet, entschuldigt die Zunft mit einem Brand, der Lade und Papiere vernichtete.

Mit der Egerer Sage hat die Erzählung vom „grünen Montag“ in Erfurt Ähnlichkeit. Dieses Pfingstfest wollen die Schuhmacher von Kaiser Rudolf von Habsburg (1273—1291) erhalten haben, weil sie ihm bei der Niederlegung einer Reihe von Raubfesten halfen⁵⁶. Hier überrascht eine Mitteilung, die Pabst⁵⁷ machte: Die Erfurter seien damals auf dem Schloß Dienstberg zum Bier (!) gewesen, dabei aber von den Edelleuten

⁴⁹ Siegl, Karl: Zur Geschichte des Fahnen schwingens der Egerer Fleischerzunft. Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 51 (1913) S. 82ff. — Sieber, Zunftlagen. — Bröckl, Vinzenz: Eger und das Egerland. Prag und Eger 1845, I S. 47f. — v. Reinsberg-Düringsfeld, a. a. D., S. 48. — John, Alois: Das Fahnen schwingen der Fleischer in Eger. Zsft. 17 (1907) S. 201ff.

⁵⁰ Bgl. dazu jetzt Köhler, Werner: Vom Nürnberger Schembartlaufen, Germanien 11 (1939) S. 103ff.

⁵¹ Grimm, Jakob: Deutsche Mythologie⁴, I S. 214ff. Hier wie in Eger 1560 dieselbe Zunft!

⁵² Tacitus: Germania, Kap. 40.

⁵³ Almgren, Oscar: Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Frankfurt a. M. 1934, S. 17, 23ff., 27f., 29f., 37f., 63, 77, 319ff.

⁵⁴ Bgl. dazu die Ausführungen von Sieber, Zunftlagen S. 51f., 57f., über das Alter des Fahnen schwingens.

⁵⁵ Diese „Sonne von Neuhaus“ ist heute noch erhalten. Das Sonnenbild trägt menschliche Gesichtszüge und ist von 10 Strahlen umgeben. Nach der Abbildung bei O. D. Potthoff, Illustrierte Geschichte des deutschen Fleischerhandwerks, S. 185, ist eine Ähnlichkeit mit den bekannten Masken der südböhmisch-österreichischen Faschnachtsbräuche unverkennbar. — Für das Alter des Fahnen schwingens spricht vielleicht auch das Alter des Aufführungsortes. Es findet auf dem Marktplatz zwischen dem „uralten Gasthof zum roten Köffel“ und dem Rolandbrunnen statt. Siegl, a. a. D. S. 103.

⁵⁶ Köhl, Louis: Das Handwerkerfest in Erfurt am „grünen Montag“. Illustrierte Zeitung 103 (1894) S. 192. — Berlepsi, a. a. D. IV S. 157.

⁵⁷ (Pabst): Der grüne Montag zu Erfurt. In: Der Erfurter Stadt- und Landbote. III (1846) S. 217.



Abb. 3. Weib mit Butte

beraubt worden. Daraufhin habe der Habsburger 1289 das Schloß mit Hilfe der Bürger zerstört. Ich vermute, daß hier die Königsberger Schusterfage eingewirkt hat, so daß die Überlieferung vom „Schmedebier“ unverständlich in die Erfurter Tradition eingefügt wurde.

Wenn uns schon bei den letzten Beispielen mehrfach altertümliche Bräuche entgegen traten, die sich als Erben heidnisch-germanischer Kulte auswiesen⁵⁸, so ist daselbe von einem weiteren berühmten Zunftbrauch zu sagen, dem noch heute zu Fasnacht geübten Münchner Schäßflertanz⁵⁹. Der kunstvolle Reistanz, dessen innere Verwandtschaft mit dem Schwerttanz Wolfram (S. 72, 74f.) bewiesen hat, soll ein Vorrecht der Wöttcherzunft sein, weil diese in den schweren Zeiten der Pest durch ihren lustigen Aufzug die geplagten Bürger zu neuem Lebensmut emporgerissen hätte⁶⁰. Daselbe wird von den Mehrgern in München gesagt, die seither das Recht zu ihrem „Mehgersprung“ haben. Dieser Brauch stellt bekanntlich eine öffentliche Taufe⁶¹ der ausgelernten Lehrlingen in einem Kostüm von Kalbsfellen zu Fasnacht dar, wobei die Burschen in den Fischbrunnen springen müssen⁶². Die Erfurter Wöttcherzunft besitzt dieselbe Pestfage wie ihre bayrische Schwester⁶³. Dort trug der

Vortänzer beim Reistanz eine weibliche Puppe, „die Pest“ geheißt, vor den Leib gebunden⁶⁴. Die von ihm geschwungene Pritsche zeigt seine Verwandtschaft mit dem allbekannten Hanswurst an. Der Münchner Schäßflertanz kennt diese Figur ebenfalls⁶⁵. Dort gehört ein Weib dazu, die „Gredl in der Butten“, die schon in den Nürnberger Schembarthhandschriften abgebildet ist. Die Gredl war nach der Volksüberlieferung ein Bauernweib, das sich als erstes nach der Pest wieder mit einem gefüllten Eierkorb in die Stadt wagte. —

⁵⁸ Über den germanisch-religiösen Ursprung des Zunftbrauchs vgl. die Arbeiten von Werner Kähler und F. D. Plafmann in Heft 3 (1939) dieser Zeitschrift und in Kürze Verf., Germanengut im Zunftbrauch.

⁵⁹ Burgholzer, a. a. O. S. 118. — Berlepsch, a. a. O. IX S. 72f. — Sieber, Zunftfagen, S. 56. — Sepp: Der Schäßflertanz und sein unvorstellbares Alter, München 1893.

⁶⁰ Fernau, C.: Münchner Hundert und Eins. München 1840. I. Heft S. 54ff. — Panzer, Friedrich: Bayerische Sagen und Bräuche. Bd. I. München 1848. S. 230ff.

⁶¹ Plafmann geht näher auf diesen Initiationsritus ein. Germanien 11, S. 110f.

⁶² Fernau, a. a. O. S. 57ff. erzählt, daß der Mehgerumzug von kleinen Mehgerbuben hoch zu Ross eröffnet wird. Die Sättel dazu ließ damals die königliche Sattellammer! — Berlepsch, a. a. O. V S. 117. — Krebs, a. a. O. S. 280. — Die Reichsberger Tuchmachergilde will sich ihr von Kaiser Leopold I. (1658–1705) verliehenes Wappen durch nicht näher bezeichnete Leistungen während der Pest verdient haben. Grenser, a. a. O. S. 103f.

⁶³ Köll, a. a. O. S. 192.

⁶⁴ Abb. in der Illustrierten Zeitung, a. a. O. S. 191. In Frankfurt wurde der Küfertanz auf dem zugefrorenen Main aufgeführt. Dabei wurde „die Pest als altes Weib“ in einen Brunnen geworfen. Sepp, a. a. O., S. 9f.

⁶⁵ Panzer, a. a. O. S. 230f. — von Reinsberg-Düringsfeld, a. a. O. S. 67. — Fehrlé, Eugen: Deutsche Feste und Jahresbräuche. Leipzig-Berlin 1936. S. 58f.

Da der Mehgersprung nach der Sage 1517 bei der Pest entstanden ist, urkundlich aber bereits 1426 bezeugt wird, ist auch dieser Brauch älter und nicht so entstanden, wie die Sage behauptet. Ich glaube, daß man zur Bekämpfung der Pest damals die noch bestehenden alten heiligen Bräuche wieder zur Anwendung gebracht hat. Sie sind ursprünglich Kultbräuche mit schadenabwehrender Kraft⁶⁶. Ihr wirklicher oder geglaubter Erfolg ließ dann die Sage von ihrer übelabwehrenden Macht aufkommen. Der Hanswurst und „Gredl in der Butten“ werden sich unschwer als eine Abart des bekannten Raipaars, dessen Vereinigung dem Lande Segen bringt, deuten lassen⁶⁷.

Hier vermag uns die Sagenforschung wesentliche Aufschlüsse zur Bewertung der deutschen Zunftgeschichte zu geben: Die mittelalterlichen Zünfte waren Träger eines in der germanischen Religion wurzelnden Brauchtums. Diese Kulte waren in ihrer ursprünglichen Bedeutung zum Teil noch bis in das ausgehende Mittelalter bekannt und lebendig. Damit werden die Zünfte als bodenständige, vollhafte Gemeinschaftsformen gekennzeichnet, in deren Wesen höchste germanische Lebenswerte sich ausprägten. Ein solches Bild der deutschen Zunft geht weit über das von der Nationalökonomie gezeichnete Schema der Zunft als einer allein wirtschaftlichen Zweckmaßnahmen unterworfenen, künstlich gegründeten Organisation hinaus. Es bietet die Grundlage für eine Geschichtsbetrachtung, die die überragenden Leistungen des mittelalterlichen deutschen Handwerks in dem Ethos der Gemeinschaft, der Zunft, begründet sieht.

Wenden wir uns nunmehr noch der Frage zu, wie denn die Privilegien, deren Ursprung die Sagen zu klären suchen, geartet sind, so fällt uns zu allererst die Zahl der Zunftfeste auf, deren Entstehung gedeutet werden soll. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß diese Feste größtenteils von sehr ehrwürdigem Alter sind. Die moderne Forschung konnte sie und ihre Verwandten als Nachfahren religiöser Bräuche der Germanen erweisen. Nicht alle Feste sind noch so lange Zeit als Kulte lebendig geblieben wie etwa der Schäßflertanz. Früher oder später hat man in christlicher Zeit ihren Sinn vergessen: sie unterlagen einer „kultischen Entleerung“⁶⁸, wurden aber weiter beibehalten. Nach dem Schwinden des religiösen Inhaltes wandelten sich die alten Kulte zu Belustigungen um, als die sie heute noch im Schwange sind. Die nunmehr völlig unverständlichen Bräuche aber wurden mit Sagen umspinnen. Da das Volk es immer vorzieht, sich konkret auszudrücken, schloß man die Bräuche an bestimmte historische Ereignisse an. Dieser Vorgang vollzog sich, wie schon geschildert, entweder in der Weise, daß gelegentlich einer hervorragenden Auszeichnung der Zunft die alten Feste öffentlich anerkannt wurden⁶⁹, was man später dann als Beginn deutete, oder, wie beim Schäßflertanz so, daß die letzte religiöse Anwendung des Brauches den Anlaß zur Sage gab.

⁶⁶ Bereits Sepp hat (a. a. O.) den Schäßflertanz auf religiöse Wurzeln zurückführen wollen. Ebenso den Mehgersprung. Er hielt diesen allerdings für ein Sühneopfer des ehemaligen Vegetariers für die Tötung tierischen Lebens! Sepp, Der Mehgerbrunnensprung und die Stierkämpfe. München 1893. Eine von ihm erzählte Stadtsage führt aber den Brunnensprung auf Kaisertrone zurück: Die Mehgerjungen seien am Fasnachtmontag (!) in den Stadtbrunnen gestiegen, um die Pläne der Verschwörer gegen die kaisertreuen Ratsherren auszufundasthen. Kaiser Ludwig habe dann den Mehgersprung als Fasnachtsbrauch eingeführt. Sepp, a. a. O., S. 13. — Die Ähnlichkeit mit den Zürcher und Luzerner Traditionen ist groß, so daß Beeinflussung innerhalb der wandernden Mehgergesellschaft nicht ausgeschlossen erscheint. — Für den Schäßflertanz wies Sepp auch auf die Parallelen des Oberammergauer Passionsspiels, das sich auf Gelübnisse während der Pest von 1634 beziehen soll, jedoch 1622 schon bezeugt ist, hin und ferner auf die bekannte Echternacher Springprozession, die als Dank für das Aufheben des Weistanzes 1374 begründet sein soll. — Sepp, Schäßflertanz, S. 3.

⁶⁷ Vgl. auch das Brautpaar der Zürcher Mehger. Auf diese Frage gehe ich in meiner in Kürze erscheinenden Arbeit „Germanengut im Zunftbrauch“ ein.

⁶⁸ Meißle, Kurt: Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis. Leipzig-Berlin 1931. S. 6.

⁶⁹ Grundsätzlich meint das auch Plafmann. Vgl. Auf Roter Erde, S. 140, 149f. — Derj., Der gute Montag und die Münsterschen Gilden. Heimat und Reich, Juniheft 1939, S. 220–222.

Sämtliche Sagen äußern sich über den Ursprung bestimmter Erscheinungen oder Besitzrechte und werden daher nach dem Gebrauch der Volkslagenforschung zu den aitiologischen Sagen gerechnet⁷⁰.

Der Rahmen dieses Aufsatzes macht mir ein ausführliches Eingehen auf die einzelnen Feste unmöglich, jedoch bleibt dies einer größeren Arbeit (vgl. Anm. 67) vorbehalten. Hier sei noch einmal kurz auf das „Schmedebier“ der Königsberger Schuhmacher hingewiesen. Im Festbrauch der Zünfte spielt der feierliche Umtrunk, der Zutruunk, der „Willkommen“ eine außerordentlich wichtige Rolle. Zahlreiche Statuten enthalten Strafvorschriften für ein Verschütten von Bier und für ungehöriges Benehmen beim Trunk überhaupt. Diese Ordnungsvorschriften haben die Zünfte mit den Statuten der altdänischen Gilden⁷¹ gemeinsam. Ihre häufige Wiederkehr spricht m. E. für die besondere Bedeutung des gemeinschaftlichen Biertrunkes: Es geht zurück auf den feierlichen Opfertrank germanischer Religionsbräuche⁷².

Es erscheint mir für die Beurteilung des handwerklichen Geistes und der zünftigen Lebensanschauung von Wert, daß die Sage den tapferen Schusterhelden sich ein Festmahl⁷³ als Gnade ausbitten läßt. Allgemein ist es sehr aufschlußreich, zu sehen, was für Bitten die Zünfte im Falle einer gewährten kaiserlichen Gnade gestellt haben: eine Fahne⁷⁴, ein Wappen⁷⁵ oder ein Fest! Die Feste waren besonders geschätzt, weil das Wissen um ihr hohes Alter ihnen den Charakter des Ehrwürdigen verlieh. Fahnen und Wappen aber sind Ehrenzeichen, deren Wert mit rationalen und materiellen Maßstäben nicht erfaßt werden kann. Die beiden Sagen von Georg Springenklee und Hans von Sagan betonen ausdrücklich, daß die Erhebung des Banners schicksalwendend für Heer und Schlacht wurde. In der Bannererhebung liegt der eigentliche Ruhm des Handwerkers, der sich zum Heerführer macht, begründet. In der Fahne sah das Volk damals wie heute das Symbol höchster Lebenswerte, für das der Soldat notfalls freiwillig das Leben opfert.

Der Besitz von Fahne und Wappen (vgl. Weigel S. 145, 595f.) verlieh der Zunft das höchste Ansehen, er war eine Angelegenheit der Ehre der Gemeinschaft. Nach der Überzeugung des alten Handwerkers konnte man sich gar nichts Besseres ausbitten als ein solches Ehrenzeichen. Es muß mit aller Deutlichkeit auch darauf hingewiesen werden, daß keine einzige Sage berichtet, die Zünfte hätten sich materielle Vorteile gelegentlich einer hohen Auszeichnung erbeten⁷⁶! Ebenso ist es bemerkenswert, daß die volkhafte

⁷⁰ Höfler, Otto: Kultische Geheimbünde der Germanen, Frankfurt a. M. 1934, I, S. 299.

⁷¹ Pappenheim, Max: Die altdänischen Schuttgilden. Breslau 1885.

⁷² Grönbach, Wilhelm: Kultur und Religion der Germanen. II Hamburg 1939. Kap. „Um den Bierfestel“.

⁷³ Die Brüsseler Schuhmacher erzählen: Kaiser Karl V. (1519–1556) sei einst unerkannt in der Stadt umherspaziert und dabei in das Gelage der Schuhmacher, die ihren Heiligen, St. Crispin, feierten, hineingeraten. Er wurde willkommen geheißen und zum Mittrinken eingeladen. Für ihre Gastfreundschaft bereichte er ihnen ein Handwerkschild mit Stiefel und Krone. — Weininger, Hans: Das Wappen der niederländischen Schuhmacher. Westermanns Monatshefte 20 (1866) S. 620. Grenser, a. a. D.: S. 93.

⁷⁴ Die Leipziger Bäckerinnung rühmt sich ihrer von Gustav Adolf verliehenen „Schwedenfahne“. 1842 übersandte König Karl XIV. Johann von Schweden den Leipziguern eine getreue Nachbildung der alten Fahne. — Vogel, Emil Ferdinand: Einige Worte über die im Jahre 1631 vom König Gustav Adolf von Schweden an die Bäckerinnung zu Leipzig geschenkte Fahne. Leipzig 1842. — Während hier die Sage berichtet, die Fahne sei für bewiesene Tapferkeit der Bäcker in der Schlacht bei Breitenfeld (1631) verliehen worden, hat Vogel auf Grund zweier ihm bekannter Quittungen über große Brotlieferungen der Leipziger an die in Süddeutschland weilende schwedische Armee (S. 13 Anm., S. 14 Anm.) zuerst die Ansicht vertreten, daß diese Leistungen der Anlaß zur Auszeichnung gewesen sind. Interessant ist, daß die stolzen Bäcker dieses Verdienst in eine Kriegstat verwandeln. — S. auch Berlepsi, a. a. D., VI S. 158ff.

⁷⁵ Über Zunftwappen allgemein vgl. auch von Maurer, Georg Ludwig: Geschichte der Städteverfassung in Deutschland. Erlangen 1870. II S. 409ff.

⁷⁶ Die Zunftgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts geht infolge der ihr eigenen Weltanschauung von der Annahme aus, daß materialistische Zielsetzungen ursprünglich in den Zünften maßgebend gewesen seien. Darüber vgl. Verf., Germanengut im Zunftbrauch.

überlieferung nichts von den einzelnen großen Handwerksmeistern, von den Künstlern, Dichtern und Philosophen in den Reihen der Zünfte berichtet. Sie sagt nur von den wehrhaften Taten tapferer Zunftgenossen⁷⁷. Volkslagenforschung und Geschichtsschreibung können aus diesen Zunftsagen, die Volksbekenntnisse sind, entnehmen, welchen Einfluß das realpolitische Schicksal des Reiches im Volke ausgeübt hat.

Damit kennzeichnen sich diese Sagen auch vor allen Dingen als Zunft-, das heißt Gemeinschaftsagen und nicht als Berufsagen⁷⁸. Sie legen Zeugnis ab, wie hoch das Handwerk Kühnheit, Tapferkeit, Treue und Ehre schätzte, und sind ein beachtenswertes Selbstbekenntnis alter, zünftiger, das heißt gemeinschaftsgebundener Weltanschauung.

Die verbürgte Tatsache, daß sich das Reichswappen wirklich im Besitz einzelner Zünfte befand (z. B. Schuhmacher, Bäcker, Rebleute, Buchdrucker) vermag ich nur so zu erklären, daß die Handwerkerbünde auch in Wahrheit ruhmreiche Waffentaten für Volk und Reich vollbracht haben. Ihre Wehrorganisation bot die beste Voraussetzung dafür.

Abschließend können wir den Wahrheitsgehalt der Zunftsagen recht hoch ansetzen. Mit der Einschränkung, daß die historischen Daten nicht wörtlich genommen werden dürfen, kann man aus ihnen wesentliche Aufschlüsse über den heidnisch-religiösen Ursprung ihrer Bräuche und über den Geist der alten Handwerkergemeinschaften gewinnen. Diesem Sachverhalt hat bereits der Altmeister der Volkskunde, Wilhelm Heinrich Riehl⁷⁹, Ausdruck verliehen: Die Zunftsagen sind nicht historisch wirklich, aber symbolisch wahr.

Der Hirsch

Zur Verbreitung und Bedeutung eines Sinnbildes

Von Karl Theodor Weigel

Wir bringen die nachstehenden, durch wertvolle, neue Aufnahmen aus dem volkstümlichen Sinnbildgut gestützten Ausführungen in Ergänzung mehrerer früherer Beiträge. Durch Weiterführung der Forschung und Beibringung neuer Belege wird es möglich sein, allmählich aus erzählender und bildlicher Überlieferung der Bedeutung eines Sinnbildes bis in seine Ursprünge nachzuspüren.

Schriftleitung.

Nach der Ansicht der Kunsthistoriker hat man sich den Hirsch vorzustellen als ein Bild christlicher Sehnsucht. Man bezieht sich auf den Psalm: „Wie der Hirsch ruft nach frischem Wasser, so schreit meine Seele nach dir.“ Romuald Bauerreiß in „Arbor Vitae“ (1938) deutet — von dem Taufstein in Freudenstadt im Schwarzwald ausgehend — den Hirsch in klügerer Weise aus. Auf diesem Taufsteine ist vor dem Geäße des Hirsches eine Schlange mit einer Lilie abgebildet. Bauerreiß deutet die Lilie als „Kurzform“ des Lebensbaumes und gibt an, daß der Hirsch (die christliche Seele) von der Schlange (der Sünde) gebissen sei und daher ein Heilkraut suche, das hier durch die Lilie dargestellt ist.

Schon aus den ältesten Pflanzenbüchern sind Hinweise auf solche Heilpflanzen vorhanden, die dem Hirsche bei Verwundung usw. dienen. Ida Mueller in „Der Hirsch mit der Pflanze im Maul“ (Bayr. Heimatschutz 1929), verweist auf dies in der Volkskunst häufig dargestellte Motiv. Es kann hiermit aber trotzdem nicht geklärt werden, warum der Hirsch nun gerade als Sinnbild erscheint, und wir haben hierzu eigentlich nur die

⁷⁷ Der Held der finnischen Sage ist der große Sänger, der ferne Osten verherrlicht in seinen Sagen den Weisen, der Germane erhebt den Krieger zum Volkshelden. Auch die späte Zunftsage erhält diesen altgermanischen Charakterzug.

⁷⁸ Die Behandlung der beruflich gefärbten Sagen einzelner Handwerksgruppen, so z. B. der aufschlußreichen Schmiedesagen, verspricht ebenfalls wertvolle Ergebnisse, muß aber einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

⁷⁹ a. a. D., S. 300.



Abb. 1. Hirsch auf einem Waffeleisen. Celle, um 1700, vielleicht älter
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

Untersuchungen zur Verfügung, die von Seiten der Mythologen angestellt worden sind. A. Ruhn „Der Schuß des Wilden Jägers auf den Sonnenhirsch“ (1869) stellt auch die Frage, wie gerade der Hirsch dazu komme, mit der Sonne verglichen zu werden. Er kommt zu dem Ergebnis, daß zunächst einmal das zackige Geweih dazu geführt haben müsse, da die Worte „Hörner“ und „Strahlen“ im vedischen Sanskrit gleichlauten. Er hält daher das Geweih für das wesentlichste Attribut des Hirsch als Sonnentier. Er weist außerdem auf verschiedene Stellen im Rigveda hin, die den Hirsch mit der Sonne gleichsetzen.

Werner Schulte hat an Hand verschiedener Wörterbücher das Wort „Hirsch“ geprüft¹. Es ergab sich dabei, daß das Tier zweifellos nach seinem Geweih benannt ist. Das Hirschgeweih ist gleichgestellt mit „Geäst“ oder „Gehölz“, so daß man auf den Gedanken kommen kann, daß das Geweih des Hirsch die gleiche sinnbildhafte Bedeutung haben könnte, wie der Baum selbst, wofür auch der französische Ausdruck noch herangezogen werden könnte, der das Geweih ausdrücklich „le bois du cerf“ nennt, was außerdem durch das englische „head beams“ unterstrichen wird. Ich glaube, daß ein so königliches Tier wie der Hirsch an sich schon mit besonderer Beachtung bedacht worden ist. Daß dieses Tier nun in jedem Frühjahr sein Geweih (Geäst) abwirft, daß sich dann ein neues Geweih bildet, das muß naturnahen Menschen unbedingt als ein besonderes Wunder erschienen sein, entsprechend

¹ Schiller-Lübben: Mnd. Wb., 2. Bd., 1876: hertestwich, n. = Hirschgeweih. — Dictionnaire de l'Académie française, 8. Ausg. 1932: le bois du cerf. — Alois Walde, Vergleichendes Wb. der Indogermanischen Sprachen, hrsg. von Julius Pokorny, 1. Bd., 1930; v. Ker. — Kluge-Göthe, Etymologisches Wb., 11. Aufl., 1934. — Otto Menzinger, Schleswig-Holsteinisches Wb., 2. Bd., 1927, „Hirschen“.

dem Wunder, das sich im Kreislauf des Jahres am Baume zeigt, der auch seine Blätter abwirft und im Frühjahr neu entwickelt. Es wäre somit der Hirsch eine ausgesprochene Gestalt des mythischen Kreislaufes, des ewigen Stirb und Werde in der Natur.

Ruhn hat in der obengenannten ausführlichen Untersuchung über die Jagd auf den Sonnenhirsch die wesentlichsten Züge zusammengestellt. In den Sagen um diese Jagd — die sich mit dem Wilden Jäger ebenso verbinden, wie mit dem heiligen Hubertus — wird vorwiegend an Sonn- und Feiertagen gejagt. Man muß daher vermuten, daß der Schuß an einem Tage liegt, der für den Sonnenlauf wichtig ist. Einige Sagen verweisen den Schuß auf den Tag der Sommer Sonnenwende. Ruhn zeigt bei seiner Untersuchung als Ergebnis der Jagd bzw. des Schusses die scheinbare Vernichtung der Sonnenkraft, die in der Winter Sonnenwende liegt, in der Zeit der Zwölften. Daher liegen in dieser Zeit zweifellos die vielen Vermummungen, bei denen vielfach Menschen mit Hirschgeweihen auf dem Kopf umherliefen, wie schon in den frühesten kirchlichen Verboten erwähnt ist.

Ruhn kommt zu dem Ergebnis, daß sichtlich bei diesen Umzügen, die zumeist als „unzüchtig“ bezeichnet werden, eine Begattung der Hindin durch den Hirsch dargestellt wurde, wobei durch die gesungenen Lieder der heidnische Charakter der Darstellung weiter betont wurde. Er vergleicht damit englische Bräuche, bei denen Wodan als Reiter mit Pfeil und Bogen im Umzuge dargestellt wurde; begleitet von weiteren Personen, die mit Rentierhäuptern auf den Schultern einen Tanz aufführten.

Mit diesen Untersuchungen scheint auch eine Nachricht übereinzustimmen, die F. N. Sepp „Das Heidentum und dessen Bedeutung für das Christentum“ (1853) übermittelt. Er bezieht sich dabei auf einen Bericht Olafs des Großen von Schweden, bei dem ausdrücklich von einem Zuge von Menschen geschrieben wird, die einer Herde von Hirschen vergleichbar seien, die außerdem mit Hirschgeweihen ausgestattete Humpen zu Trögen trügen. Diese Humpen wurden, wenn sie ausgeleert waren, auf das Haupt gesetzt und ein Reigen im Kreise herum getanzt. Olaf Magnus zeigt in seinem bekannten Werke „Historien der mitternächtlichen Völker“ (1583) diesen Brauch im Bilde.

Diese Vermummungen bezeugen sichtlich den Wunsch nach neuem Leben, sie sind daher auch in der Faschzeit zu finden. Das „Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens“ verweist auf einen Brauch im Dorfe Rosrütti in der Schweiz, bei dem in dieser Zeit ein Hirschkönig gewählt wird, dem man ein Geweih aufsetzt. Solche geweihten Masken kennt man auch aus dem Werdenfeller Lande. Sichtlich sind ähnliche Bräuche auch noch im indogermanischen Raum vorhanden. Prof. Buja aus Cluj in Siebenbürgen berichtete auf dem internationalen Volkskundekongress in Belgien 1930 über einen derartigen Brauch, der mit sehr altertümlichen Zügen auch heute noch geübt wird.

Die Untersuchungen Ruhns haben ergeben, daß bei Germanen und Indoariern



Abb. 2. Lebensbaum und Hirsch, Urne von Groß-Methling in Mecklenburg, etwa 900 v. Chr.
Aufn. Ahnenerbe (Lehmann)

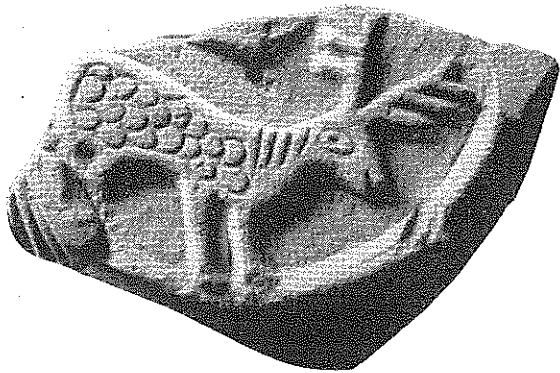


Abb. 3. Hirschdarstellung von der Burg Anhalt, 10. Jhd., jetzt Schloß Ballenstedt
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

ein gemeinsamer Mythos vorliegt, bei dem der Sonnengott als Hirsch auftritt und vom Jäger (dem Wilden Jäger) verfolgt wird. Der in der Sommersonnentwendezeit angeschossene Hirsch verendet in der Winterwende; doch zeigt der Mythos gleichzeitig, wie das neue Leben, der neue Sonnenhirsch erwartet wird. In Indien tritt eine Versetzung dieser Mythengestalten unter die Sternbilder ein, die auch bei den Griechen nachweisbar ist. Bei den Germanen haben sich sichtlich Spuren davon erhalten, auf die Otto Siegfried Reuter ebenso hingewiesen hat wie Otto Hauser in seiner Edda (1926). Diesen Völkern muß also die Kenntnis und Deutung des Sonnenjahres gemeinsam gewesen sein.

Aus dem Bereiche des deutschen Volksglaubens ist besonders der Schuß in die Sonne als wesentlicher Zug feststellbar. Es ist verschiedentlich belegt, daß man „Freischütz“ werden konnte, wenn man auf die Sonne, den Mond und die geweihte Hostie einen Schuß abgab. Es mußten dabei aus der Sonne drei Blutstropfen herabfallen und die Hostie sich in den Christus persönlich verwandeln. Daneben stehen die Sagengruppen, die den Schuß auf den Hirsch mit dem Kreuzfig in den Mittelpunkt stellen, wobei der Hirsch mit dem Kreuz ebenso wie die Hostie scheinbar christliche Elemente sind, während der Schütze durch das Mythengut die Gestalt eines heidnischen Gottes verrät. Das dritte Ziel, die Sonne, ist jedenfalls nicht mehr christlich. Simrock hat zuerst in seiner Mythologie nachgewiesen, daß der Hirsch die Sonne bedeutet, daß außerdem der Hirsch dem Freyr heilig gewesen ist, wie andererseits die Identität Freyrs mit der Sonne angenommen werden kann. Gerade die indoeuropäischen Überlieferungen zeigen uns wieder, wie auf den Gott in Tiergestalt (in die er sich selbst verwandelt hatte) Jagd gemacht wurde, wodurch die Sagenstoffe unserer Landschaft deutliche Erklärungen finden können.

J. N. Sepp schreibt in „Die Religion der alten Deutschen“ (1890): „Auf Island heißt der Vogelbeerbaum der ‚heilige Baum‘ und trägt die Sage, er sei aus der Blüte zweier Geschwister, eines Jünglings und einer Jungfrau erwachsen. Man besteckt in der Weihnacht ihn mit brennenden Lichtern,



Abb. 4. Ofenkachel mit Hirsch und Sechsstern. Museum Lych, Ostpreußen, 19. Jhd.
Aufn. Ahnenerbe (Schmann)



Abb. 5. Filzarbeit auf Brautlaken. Museum Lüneburg
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

hinzukommt ein Hirsch (Zwölfender) als Sinnbild des Jahreslaufes.“ Von dieser Feststellung aus gewinnen wir eine Verbindung zu verschiedenen Hinweisen auf den Hirsch in der Edda. Just Bing stellt in seinen Untersuchungen (s. u.) fest, daß das Rad und der Hirsch als Synonyme derselben Bedeutung nebeneinanderstehen. Im Solarljóð wird ausdrücklich vom „Sonnenhirsch“ gesprochen, wie auch die Hörner des Hirsches verschiedentliche Erwähnung finden und als „in den Himmel ragend“ bezeichnet werden. Von den Geweihstangen dieses Sonnenhirsches „fällt Tropfen um Tropfen die nährnde Feuchte des Weltenbaumes herab auf die Erde und speist alle Flüsse“, wie auch ausdrücklich vom Hirsche im Grimnismál gesagt wird, daß er vom Wipfel des Weltenbaumes äßt. Auf der Felszeichnung von Fossum ist der Hirsch in Begleitung von zwei Menschengestalten dargestellt, von denen Bing annimmt, daß auf sie die Stelle aus dem Solarljóð paßt, in der es heißt, daß zwei den Sonnenhirsch zügelten.

Bing schreibt in seiner Arbeit „Der Kultwagen von Strettweg und seine Gestalten“ (1918): „Ich glaube, daß wir in diesem unzweifelhaft heiligen Hirsch an den Ritualgegenständen der Hallstätter und der Latène-Periode denselben Hirsch haben, wie auf den Felszeichnungen von Fossum und von Villa Gerum, und daß wir ihn mit dem Sonnenhirsch des Solarljóðs ... gleichsetzen dürfen.“ Er stellt eine Reihe vorgeschichtlicher Hirschdarstellungen zusammen, die wir aus unserem Material heute bereits erweitern können. Die Funde gehen über das germanische Gebiet hinaus und dürften vermutlich den ganzen indogermanischen Raum umfassen. Weder in der altägyptischen noch in der altbabylonischen Landschaft ist der Hirsch zu finden, und er tritt auch im Mittelmeerraum erst mit dem Eindringen nordischer Menschen auf, worauf in „Germanien“ 1939 Heft 4 Otto

Much in seiner Arbeit „Nordische Jahreskreissymbolik in Troja I/II“ ausdrücklich hinweist. Aber nicht nur Darstellungen der Jagd oder des Hirsches auf Gefäßen scheinen eine Verbindung zu den germanischen Glaubensbegriffen zu geben, sondern wir finden auch, wie Volkmar Kellermann in seiner Arbeit „Der Hirsch im germanischen Volksglauben der Vorzeit“ (Germanien 1938, 1) nachweist, gelegentlich in vorgeschichtlichen Gräbern Hirschschädel oder Stücke von Hirschgeweihen. Besonders wichtig aber scheint mir ein Fund zu sein, den A. Rüst in seinem „Grabungsbericht der Ahrensburger Stufe“ (Nachr. Blatt f. deutsche Vorgeschichte, 1936, 10/11) bekanntgibt. Er hat am Ufer eines ehemaligen Teiches einen über 2 Meter langen Pfahl aus Kiefernholz gefunden, auf den ein Renntierschädel aufgesetzt war. Er knüpft daran die Vermutung, daß die Aufrichtung dieses Pfahles mit dem nach oben weisenden Renntiergeweih ein ausgesprochenes Frühlingssymbol darstellt, ein Zeichen des aufsteigenden Lebens. (Offa 1). Damit wäre die älteste, also mittelfeinsteinzeitliche Verwendung eines Geweihs in ausgesprochen kultischem Brauche festgelegt.

Wie das Christentum die Bedeutung des Hirsches im Glauben des Volkes erkannt hat, geht aus den vielfachen Verwendungen des Hirsches in der kirchlichen Legende und als Attribut der Heiligen hervor. J. v. Radowitz zeigt in der „Ikongraphie der Heiligen“ (1852) eine Fülle mehr oder weniger bekannter Heiliger und Märtyrer, die ausdrückliche Verbindung zum Hirsche oder zur Hirschkuh haben. Die Beziehungen des Hubertus oder Eustachius zum Hirsch sind durchaus kennzeichnend für die Angleichung durch die Kirche. Es ist nachgewiesen, daß in den älteren Darstellungen der Lebensläufe dieser heiligen Männer der Schuß auf den Hirsch überhaupt keine Erwähnung findet, sondern später erst in klarer Absicht eingefügt wird. Es sei hier auf die Arbeit von A. Becker „Hubertus und sein Hirsch“ („Germanien“ 1936, 5) verwiesen.

Eine besondere Gruppe von Sagen und Mythen des indogermanischen Kreises weist



Abb. 6. Die Hirsche am Lebensbaum als Säulenkopf. Schwäbisch Gmünd, um 1200
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

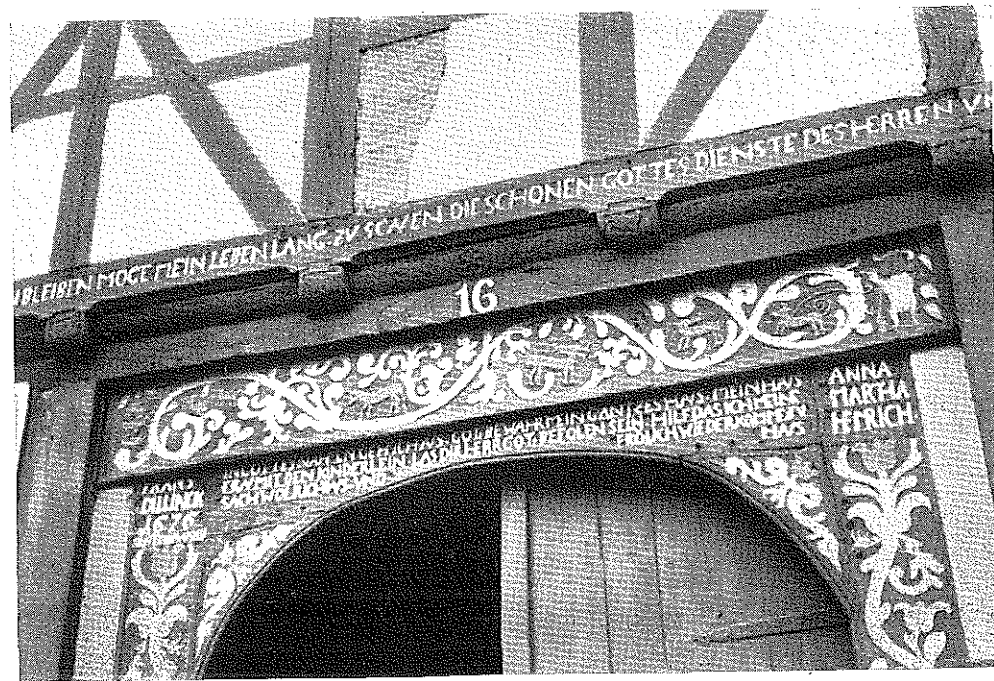


Abb. 7. Schnitzerei über dem Hofstore in Helmarshausen a. d. Weser
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

A. v. Spieß² auf, bei denen die Verwandlung eines Mädchens in die Hinde eintritt, die zumeist gehört erscheint. Ich glaube, daß diese Gruppe nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Sonnenhirsch steht, der sich aus den aufgeführten Beispielen klar als ein Lebensbaumbild des nordischen Kulturkreises erweist.

Nachtrag: Der übereinstimmende Ausdruck „le bois du cerf“ und englisch „head beams“ für das Hirschgeweih erklärt vielleicht den merkwürdigen Bedeutungsübergang von ae. béam (as. bōm, ahd. boum), „Baum“, zu seiner neuenglischen Bedeutung „Strahl“. Es ist denkbar, daß der „Hauptbaum“, das Geweih des Hirsches hier den Vergleichsgegenstand gebildet hat: die Zweige des „Hirschbaumes“ werden, der Vorstellung des Sonnenhirsches gemäß, als Strahlen gegolten haben. So erscheint der Hirsch auch in den oben genannten eddischen Schilderungen:

So ragte Helgi aus der Helden Schar,
wie der edle Stamm der Esche im Dorn,
wie der mächtige Hirsch im Morgentau
über alles Wild das Geweih erhebt,
daß auf gen Himmel die Enden glänzen.

(Helgakvída Hundingsbana II, 38;
nach Benzmer, Thule I, S. 150, Str. 34).

Wenn das ragende Geweih des Hirsches, das im Frühlicht der Sonne glänzt, mit der Esche im Dorn zusammengestellt wird, so deutet das vielleicht auf die Vorstellung vom „bois du cerf“; die „zum Himmel glänzenden Enden“ mögen wörtlich dem englischen „head beams“ in der Bedeutung von „Haupt-Strahlen“ entsprechen. Plafmann.

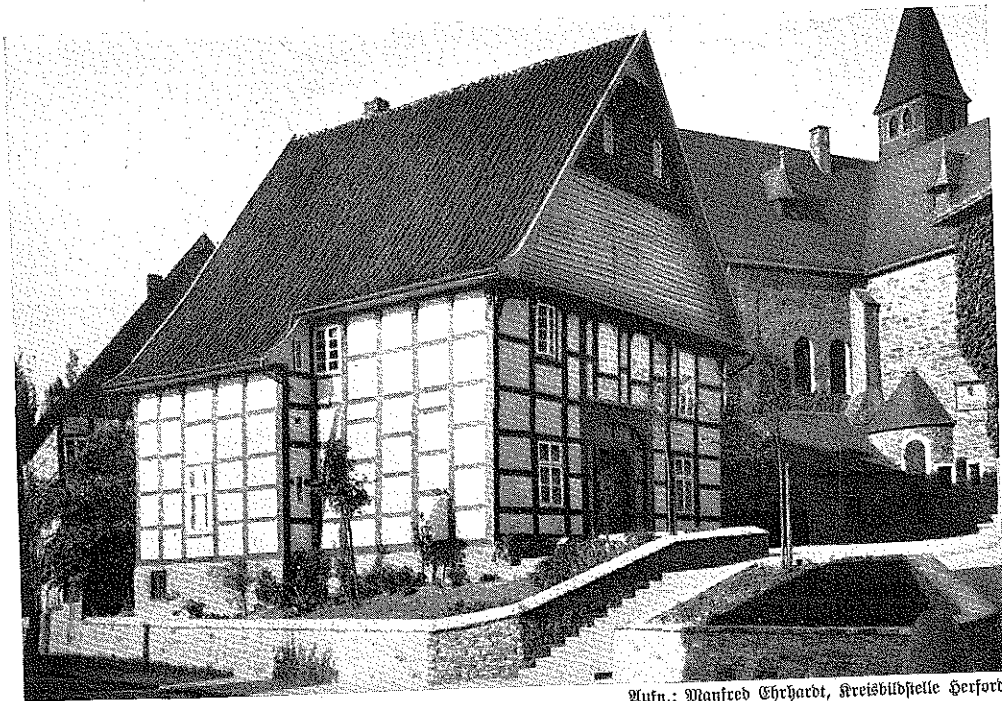
² Vortrag auf der Tagung der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde, Braunschweig 1938. — Zur Zeit im Druck.

Unter den großen Deutschen gibt es Gestalten, deren Größe so überragend ist, daß sie selbst in solchen Zeiten, die ihrem eigentlichen Wollen fremd oder gar feindlich gegenüberstanden, als Größen erster Ordnung bekannt und geachtet blieben. Die herrschende geistige Macht mußte dann freilich eine eigene Überlieferung schaffen, die die Größe unangetastet ließ, dafür aber dem Großen, der dem Volke unvergeßlich blieb, ein fremdes Gewand überzog und ihm gar Symbole in die Hand gab, die in fremden Gärten gewachsen waren und ihm eine Aufgabe zuwiesen, die im besten Falle eine Nebenaufgabe gewesen war. Ehe diese Macht einen großen Mann eindeutig zum Gegner erklärt, um ihn dann mit allen erdenklichen teuflischen Zügen zu versehen, tut sie ihr möglichstes, ihn unter irgendeiner Losung doch in den eigenen Bereich einzubauen. Bei einigen großen Deutschen ist ihr das scheinbar gelungen; obgleich das wahre Bild immer wieder durch das künstliche Gewand durchschimmert und obgleich der Geist des Volkes unter aller frommen Verhüllung mit sicherem Spürsinn den echten Gehalt herausfühlt.

Zu den ersteren, den hoffnungslosen Fällen, gehört unser großer Dietrich von Bern: er ist eindeutig als Heide und Mann Wodans in den kirchlichen Mythos übergegangen, dem man übrigens für diese Unversöhnlichkeit nur dankbar sein kann. Denn um so unverfälschter lebte sein Bild in den Sagen und den Herzen aller Germanen tausend Jahre nach seinem Tode, ja bis auf den heutigen Tag. Zu seinen Gefolgsleuten gehört Radbod, der Friesenkönig, der bei seinen Ahnen sein wollte, und mochten diese von den Priestern in ihre Hölle versetzt sein — vor dem Frieden des Sippengrabes hatte auch diese ihre Schrecken verloren. Es gibt andere Männer, die auf einer ungewissen Grenze zu stehen scheinen; ihr volkstümliches Teil ragt in jene germanische Geisterwelt hinein, aber ihr geschichtliches Bild ist von den Kostümen einer späteren Zeit umkleidet, so daß selbst der unbefangene geschichtliche Blick Mühe hat, seine wahren Züge wiederzuerkennen. Zu diesen Gestalten gehört in gewissem Sinne König Heinrich, zu ihnen gehört unzweifelhaft auch der Herzog Widukind.

Es ist wenig, was wir von diesem großen Vorkämpfer des Germanentums wissen, der nach 800 Jahren den Freiheitskampf des Arminius erneuerte, der aber, weniger glücklich als jener, an der veränderten Zeit und daran scheiterte, daß es germanische Waffen waren, gegen die er zu kämpfen hatte. Daß er trotz des ungünstigen Ausgangs seines Kampfes in seinem Wesen als germanischer Freiheitskämpfer begriffen wurde und als solcher in die volkstümliche Sage überging, das zeigt, daß dies Volk sich mit seinem Kampfe einig fühlte; daß es zwar mit dem Ausgange sich abfand, aber das Wollen unverändert teilte, das den großen Führer jahrzehntelang zum Widerstand getrieben hat. Es beweist auch, daß es ihm die Aufgabe dieses Widerstandes nie und nimmer als Verrat oder als Aufgabe seines Wollens angerechnet hat, sondern als ein Weichen vor der übermächtigen Notwendigkeit, den Kern seines Volkes vor völliger Vernichtung zu bewahren.

Es ist eine unmittelbare, volkstümliche Überlieferung, die bis in die Zeit seines großen Kampfes zurückreicht; das beweist dem Sprach- und Sagenkundigen der Name, unter dem der Herzog der Westfalen und Engern in der Sage fortlebt: Herzog Wefing. Wäre nämlich die Sage erst aus gelehrter Überlieferung wieder unter das Volk gekommen — wie es bei der Karlsage zum großen Teile der Fall ist —, so hätte auch sein Name eine der ursprünglichen Form ähnliche Gestalt behalten. So aber entspricht sein Name der Form, die er auch als Eigennamen in seinem Vaterlande heute hat. Ja auch die westfränkisch-romanische Helden Sage hat seinen Namen in eigentümlicher romanischer Umbildung bewahrt: in ihr ist Herzog Guiteclin der große Gegenspieler Karls, und er hat dort



Aufs.: Manfred Ehrhardt, Kreisbildstelle Herford

Abb. 1. Die Widukindgedächtnisstätte in Enger

bezeichnenderweise keinerlei Neigung, sich dem Kaiser und dem Christengott zu unterwerfen.

Wer einmal in Ravenna in dem Grabmal des großen Gotenkönigs weilte, der spürt trotz der romanischen Umgebung unter dem ungeheuren Deckstein dieses späten Hünengrabes seinen germanischen Geist, der ihn folgerichtig zum Wilden Jäger werden ließ, dem man unmöglich das Gewand des frommen Kirchenfürsten überziehen konnte. Anders war es am Grabe des großen Sachsenherzogs in der Dionysius-Kirche zu Enger bei Herford in Westfalen. So eifrig hat man sich hier bemüht, den Volksführer, der sich um seines Volkes willen unterwarf, auch nachträglich und für immer in seinem mythischen Wesen zu unterwerfen, daß man nicht am Grabe eines trohigen germanischen Keden zu stehen glaubt, sondern an der Gruft eines frommen Klosterstifters und Kirchenpatrons. So stark hat kirchliches Wollen den Führer der altfächsischen Frilinge für sich in Anspruch genommen, daß kein geschichtlich Denkender sich diesen Mann noch als den Führer in einem trodestrohigen Freiheitskampfe vorzustellen vermag. Und doch haben sich selbständige Geister immer wieder mit seinem durch diese Verhüllung durchschimmernden wahren Wesen beschäftigt. Denn was konnte einen Kaiser Karl IV., den man wohl den ersten modernen Herrscher genannt hat, im 14. Jahrhundert sonst dazu veranlassen, die Gruft des Sachsenherzogs erneuern zu lassen; denselben Kaiser übrigens, der dem westfälischen freien Gerichte neue Zielsetzungen und Aufgaben gab?

Kein Wunder, daß unsere Zeit, die den verschütteten und mißdeuteten germanischen Werten und Persönlichkeiten wieder ihr Recht zuteil werden läßt, auch hier auf eine Wiederherstellung der germanischen Wirklichkeit drängt. Dazu sind in erster Linie jene berufen, die in seiner engerischen Heimat wohnen und die im großdeutschen Reiche den Mächten der Zersetzung und Überfremdung den Widerstand in Gestalt der germanischen Erbwerte entgegenstellen. So war es ein schöner Gedanke, daß Heimatfreunde, Bewegung

und Behörden den Entschluß faßten, unmittelbar neben der Kirche von Enger mit dem Grabe des großen Herzogs eine Widukind-Gedächtnisstätte aufzubauen, die dem Besucher jener urgermanischen Landschaft das wahre Bild des Herzogs und Volksführers seiner Zeit und seiner Taten vor Augen führen soll. Ein schönes westfälisches Fachwerkhaus beherbergt diese Gedenkstätte, die weder ein Museum noch ein Archiv sein soll, sondern eine Stätte der Bestimmung und der Erkenntnis.

Am 8. Juni ist diese Gedächtnisstätte mit einer schlichten und eindrucksvollen Feier eröffnet worden. Amtsbürgermeister Brune, Bürgermeister von Stadt und Amt Enger, begrüßte die Gäste und eröffnete die Feierstunde im Saale des Hotels „Herzog Widukind“ mit einer Ansprache, in der er Zweck und Wesen der Gedächtnisstätte darlegte. Der Landrat des Kreises Herford, Hartmann, würdigte in seiner Rede die Gestalt des großen Sachsenherzogs, der uns heute wieder besonders nahesteht, da das Dritte Reich seinen Kampf für Freiheit und Volkstum und gegen die Überfremdung durch feindliche Geistesmächte in vollem Umfange wiederaufgenommen hat, um ihn zu siegreichem Ende zu führen. Untersturmführer Dr. Kaiser, der stellvertretende Reichsgeschäftsführer des „Ahnenerbes“, überbrachte die Grüße des Reichsführers, der die Schirmherrschaft über die Gedächtnisstätte übernommen und ihre Errichtung wesentlich gefördert hat. Direktor Weich, der Hauptmitarbeiter an der Gedächtnisstätte, der in fleißiger Arbeit eine Menge von Urkunden und Anschauungsgegenständen zusammengetragen und zu einem lebendigen Ganzen vereinigt hat, legte dar, daß die Gedächtnisstätte weniger dem gelehrten Geschichtsfundigen als den einfachen deutschen Volksgenossen dienen soll: „Wir wollen in der Gedächtnisstätte in der Hauptsache unsere Besucher an den Taten unserer sächsischen Vorfahren begeistern; denn das Beste an der Geschichte ist ja von jeher die Begeisterung gewesen, die sie weckt.“

Aus den Ausführungen des Redners sei noch folgendes hervorgehoben: Wir haben keinerlei Anhaltspunkte dafür, wie Widukind wirklich ausgesehen hat; alle Widukindbilder und -plastiken sind Phantasiegebilde, aus dem Geiste der jeweiligen Zeit geboren, und so tragen sie auch das Gepräge ihrer Zeit. Das gilt besonders von der ältesten Widukind-Darstellung, der Grabmalplastik aus dem 11. Jahrhundert. Sie hat dem christlichen Zeitgeist gemäß den harten Kämpfer zu einem segnenden Kirchenfürsten umgebildet. Im Gegensatz dazu ist im ersten Raume der Gedächtnisstätte eine Büste des Herzogs aufgestellt, von einer westfälischen Künstlerin geschaffen, die ihn als schlichten germanischen Kämpfer darstellt, so wie wir ihn heute sehen. Um Widukinds wechselndes Bild durch die Jahrhunderte zu verfolgen, ist unter dem Thema „Widukind im Lichte der Jahrhunderte“ eine Sammlung von Darstellungen aus alten Schriftwerken zusammengestellt, die den Herzog als Kirchenfürsten, aber auch als Kämpfer und König zeigen. Auch die Darstellung aus der Jahrhundertwende, das Denkmal vor der Kirche in Enger mit seinem Adlerhelm und seiner theatralischen Haltung, entspricht nicht mehr dem Empfinden unserer Zeit. Die schlichte Kämpfergestalt ist in der neuen Büste weit besser erfasst.

Die Sagen, die heute noch im Volke über seinen großen Herzog umgehen, sind auf Tafeln zu einem Sagenkranz zusammengestellt, einem holzgeschnitten Eichenkranz, der nicht nur das Fortleben der Sagen zeigen, sondern diese durch die Besucher auch wieder lebendig machen und von Mund zu Mund weitergeben soll. Was die fränkischen Geschichtsquellen von dem dreißigjährigen Freiheitskampfe der Sachsen berichten, ist in dem „Raum des Kampfes“ dargestellt: eine Karte umreißt die Gebiete, die die Sachsen vor Beginn der Kämpfe innehatten. Für jedes Kriegsjahr von 782–785 sind die Kriegszüge mit den Kampf- und Lagersstätten auf je einer Karte aufgezeichnet. Nachbildungen von Waffen und Kriegsgewandungen vervollständigen das Bild. Die sogenannten Kapitulare über Sachsen, die Blutgesetze von 782, geben dieser Kriegsgeschichte den düsteren Hintergrund.

Wie das Blut Widukinds in allen großen deutschen Königs- und Kaisergeschlechtern weitergelebt und gewirkt hat, das zeigt eine Nachfahrentafel, die genau zwischen geschichtlichen, wahrscheinlichen und sagenhaften Überlieferungen unterscheidet. Es galt lange Zeit als ungeschriebenes Gesetz, daß jeder deutsche König und Kaiser von Widukind abstammen mußte. Fall alle gehen auf Widukinds Ur-Ur-Urenkelin Mathilde von Enger zurück, die Gemahlin Heinrichs I. und Mutter Ottos des Großen. Es gibt aber heute noch manche westfälische Bauern- und Bürgerfamilien, die mit großer Wahrscheinlichkeit den Herzog zu ihren Ahnen rechnen.

Von den großen Schätzen des Dionysius-Stiftes Enger, dessen ältestes Stück bis in die Zeit Widukinds zurückgeht, können leider nur getreue Nachbildungen gezeigt werden; der Schatz selbst, der später nach Herford kam, ist im Jahre 1876 für einige tausend Mark nach Berlin verschleudert worden, nachdem er tausend Jahre eine Zier der westfälischen Heimat gewesen war. — In die Zeit der Dynastenkämpfe führt die Geschichte der Burg Enger, die zuletzt Residenz der Edelherren zur Lippe war und im Jahre 1305 von deren Gegnern zerstört wurde. Der Raum „Burg und Ort Enger“ enthält Zeugnisse und Bilder für die Geschichte dieses alten Widukind-Sitzes.

Raum etwas anderes aber verbindet das heutige Geschlecht so stark mit dem alten Herzog wie die Sattelmeyer-Höfe, die nach der Sage (der auch große geschichtliche Wahrscheinlichkeit innewohnt) auf Widukinds engere Gefolgsleute zurückgehen. Dieser Überlieferung, die in den Sattelmeyern seit Jahrhunderten die Nachfahren der Getreuen Widukinds sah und heute noch sieht, ist der Sattelmeyer-Raum gewidmet. Unter den Vorrechten und Bräuchen, die diese bis heute haben, sei seiner Einzigartigkeit wegen der Brauch der Bestattung eines Sattelmeyers hier ausführlicher wiedergegeben:

Wenn ein Sattelmeyer gestorben ist, läuten in Enger die Glocken zur Mittagsstunde von 12 bis 1 Uhr. Das ist die sogenannte Königstunde, in der die Glocken sonst nur am 6. Januar, dem angeblichen Todestage Widukinds, erklingen. Für die Leichenfeier wird



Nach: Manfred Ehrhardt, Kreisbildstelle Herford

Abb. 2. Darstellung der Sachsenkriege

der tote Sattelmeier auf der Deele seines Hauses unter dem sogenannten Leichenbalken aufgebahrt. Während der Leichenfeier schaut ein gesatteltes Pferd in die geöffnete Deelen-tür. Ein Leiterwagen mit Strohbinden steht bereit, um den Sarg aufzunehmen. Sechs Pferde ziehen diesen Leiterwagen zur Kirche, gefolgt vom siebenten, dem gesatteltesten Pferd. In der Kirche zu Enger wird der Sarg vor dem Chor niedergesetzt, gewissermaßen um den verstorbenen Sattelmeier sinnbildlich Abschied nehmen zu lassen von dem Führer seiner Ahnen, von Widukind, der ja dort in der Kirche zu Enger ruht. Während der Trauerfeier schaut das gesattelte Pferd in die geöffnete Kirchentür. Es schaut auch später in das offene Grab, wenn der Sarg darein gesenkt wird.

Wer fühlte sich hier nicht an die Totenfeiern erinnert, die in germanischen Dichtungen geschildert werden? Bei dem gesatteltesten Roß darf man auch wohl daran denken, daß das Roß als Grabbeigabe für die Ausbreitung des sächsischen Stammes ein wichtiges Merkmal ist (vgl. den Vortrag von Karl Hude bei der Kieler Tagung des „Ahnenerbe“). Das Wappentier Widukinds schmückt ja heute noch die Wappen Westfalens und der anderen alt-sächsischen Länder.

Von den übrigen Menschen des engerischen Landes erzählt ein fippenkundlicher Raum, der vom Alter und der Lebenskraft manches alten Bauerngeschlechtes zeugt. Es ist sinn-voll, wenn in diesem Hause, das dem unermüdlichen Kämpfer Widukind geweiht ist, auch diejenigen ihre Erinnerungsstätte haben, die in dem letzten Kampfe um das Großdeutsche Volksreich und im Weltkriege ihr Leben gelassen haben. Der Ehrenraum der Gefallenen ist von der Arbeitsgemeinschaft für die Widukind-Gedächtnisstätte eingerichtet und aus-gestattet worden: die Namen der im Weltkriege Gefallenen aus dem Amte Enger sind auf den Pergamentblättern eines handgeschriebenen Buches aufgezeichnet.

Die Gäste begaben sich nach der Feierstunde durch die Stadt zur Widukind-Gedächtnis-stätte, wo der Landrat und der Amtsbürgermeister mit einem Weiheakt die Eröffnung vornahmen. Die Besucher konnten sich davon überzeugen, daß in diesem Hause zum ersten Male dem Gedächtnis des großen deutschen Volksführers eine würdige Stätte bereitet ist, die kein Besucher mehr verlassen wird, ohne von dem Geiste des Herzogs einen Hauch ver-spürt zu haben.

Drei Gräber sind es, die den alt-sächsischen Stamm und das ganze deutsche Volk ein-dringlich an seine Aufgabe mahnen. Sie weisen von Westen nach Osten: Grab und Ge-dächtnisstätte des Herzogs Widukind in Enger; das Grab und die Königshalle König Heinrichs I. in Quedlinburg und das Grab des großen Preußenkönigs an der Havel, dessen Werk vor allem auf dem der beiden großen Sachsenherzöge aufgebaut ist.

Nun aber die weil wir nichts ganzes von der alten Teutschen nation mögen han, wollen wir dannocht das klein wenig vnd die stück, die wir davon finden nit lassen verderben, sunder zuosamen lesen vnd in eeren halten, dann es trifft an die ere unsers vatter lands vnd unser vorkaren, so vor tausend ja zwei tausent jaren diß land yngewont hand, vnd durch manch mittel person uns geboren, vnnnd durch vil herte arbeit das ruch vnd einödig ertrich geschlacht vnd fruchtbar gemacht, das sie wild vnd wüßt zuom ersten gefunden vnd ingenommen hand. Sie hand uns für gefochten vnd unfert halb übel zeit gehabt, bis sie das onerbautwen ertrich zuo gericht hand, vnd zuo menschlicher wonung geschickt gemacht.

Sebastian Münster

Die Fundgrube

Heißegebrauch, Schafsuchen und die Schwurhand

Von Otto Paul, München

Die Ausführungen von A. Schulte über „Germanisches Kulturerbe im Frühlingsbrauchtum Westfalens“, Germanien 11 (N. F. Bd. 1, 1939), Seite 116–129, haben mir einige Brauchtumsreste ins Gedächtnis gerufen, von denen ich in meiner Kindheit hörte. Sie sind heute nicht mehr lebendig und wohl nie aufgezeichnet worden. Da auch die geringste Kleinigkeit zur Erkenntnis unserer völkischen Kultur beitragen kann, so will ich das einst Erlauchte hier mitteilen, um es der Vergessenheit zu ent-reißen.

1. In der Jugendzeit meiner Mutter, um 1860, war in deren Heimatstadt Greifenhagen bei Stettin noch ein Fastnachtsbrauch üblich, der an den „Lüttke Fast-obend“ in Westfalen erinnert.

Am Dienstag vor Aschermittwoch zog eine Schar von Kindern durch den Ort. Jedes trug ein Gerät, um Gaben daran aufzuhängen, entweder eine Astgabel, wie S. 120, Abb. 4, oder ein Kreuz, ähnlich wie auf Abb. 5. Das nannte man ein Splett. Beim Gabensammeln wurde ein langes Lied gesungen, in dem die Kinder die ver-schiedensten Nahrungsmittel aufzählten. Die Strophen, an die sich meine Mutter noch erinnerte, lauten:

Gibbeldepibbel up min Splett,
Ander Johr is 't Schwin jod fett.
Fra Wirtin jeben's uns 'ne Wust,
Denn hebbn wi unse Lust.
Uns jeh't's wohl, uns jeh't's wohl.

Fra Wirtin, jebn S' uns 'n Ei,
Denn machen wir kein Jeschrei.
Fra Wirtin, jebn S' uns 'ne Lonne Bier,
Denn bleiben wir noch bis morgen hier.
Uns jeh't's ...

Goch in de Hüft,
Da hangen de langen Wüft.
Fra Wirtin, jebn S' uns de langen,
Und de korten laten Se hangen.
Uns jeh't's ...

Fra Wirtin, jebn S' uns 'n Schweinekopp,
Der paßt jut in unsern Lopp.
Uns jeh't's ...

Die Kinder bekamen dann Backwerk, Würst-enden und andere Eßwaren. Die Bäcker richteten zu diesem Tage besondere Breheln her, die Fastenbreheln, die die Hausfrauen gerade für diesen Zweck kauften. In man-chen Haushalten wurden auch Kringel ge-backen zum Verteilen an die heißejende Jugend.

Daß das Lied nicht nur Bitte um Ga-ben, sondern ursprünglich auch Glückwunsch für den Geber bedeutete, geht aus der zwei-ten Zeile der ersten Strophe hervor. Der „Frau Wirtin“ soll das kommende Jahr ein fettes Schwein bringen. Es hängt offen-bar hiermit auch der Sinn des Rehrreims „Uns jeh't's wohl, uns jeh't's wohl“ zusam-men. Die Sänger meinen nicht nur sich selbst, sondern die ganze Gemeinschaft, was sich vor allem auf die Spender beziehen soll.

2. Germanien 11, Seite 126, sind fol-gende Volkslieder erwähnt, die bei Frühlingsfeiern gesungen wurden:

„Es stehn zwei draußen vor der Tür,
Die noch so einsam wandern,
Mach auf, mach auf die Gartentür,
Wir haben noch was zu suchen.
Dies ist mein Schatz, den ich so lieb',
Den ich so herzlich liebe.“

Komm, reich mir deine rechte Hand,
Die linke auch zum Unterpfaß,
Denn gestern war ein Feiertag,
Den wollen wir heut noch feiern.“

„Jammer, Jammer, höre zu, was ich euch
will sagen,
Hab verloren meinen Schatz auf Lambert-
Abend.
Will mal gehen, um zu sehen, ob ich ihn
nicht finden kann.
Sehet, dieser ist mein Schatz, den mir Gott
gegeben hat.
Falle nieder ihm zu Füßen, seine Hand zu
küssen.“

Das Motiv vom verlorenen Schatz, der ge-sucht werden muß, kommt auch ganz ähn-

lich wie in dem zweiten Lied in einer Kinderstrophe vor, die man um 1900 oft bei einem Kreisspiel in Berlin hören konnte. Mehrere Kinder stellten sich in einem Kreise, Gesichter nach innen, auf. Eins ging außen herum und sang:

Hier ist Grün und dort ist Grün
Wohl unter meinen Füßen.
Ich hab' verloren meinen Schatz,
Ich werd' ihn suchen müssen.
Dreh dich um, dreh dich um,
Ich kenne dich ja nicht!
Bist du es oder bist du's nicht?
Ach nein, ach nein, du bist es nicht,
Geh fort von mir, ich mag dich nicht!

Dann wird der Anfang von „Hier ist Grün ...“ bis „... bist du's nicht?“ wiederholt, es folgt aber:

Ach ja, ach ja, du bist es ja,
Der (die) mir ein Küßchen schuldig war.

Bei den Worten: „Dreh dich um“ bleibt das herumgehende Kind stehen und spricht das im Kreise befindliche, bei dem es gerade ist, an. Dies dreht sich um und wird bei dem Vers: „Geh fort von mir, ich mag dich nicht“ weggestoßen. Das herumschreitende geht singend weiter. Die Worte „Dreh dich um ...“ veranlassen wieder zum Stehenbleiben und Umdrehen, aber jetzt bei „Ach ja, ach ja usw.“ wird das betreffende Kind geküßt, es tritt an die Stelle des herumgehenden, dieses reißt sich in den Kreis, und das Spiel beginnt von neuem.

3. Die erste der aus Germanien 11 angeführten Strophen erinnert ebenfalls an ein Kinderspiel, das zur selben Zeit in Berlin üblich war. Zwei Kinder stellten sich gegenüber und schlugen ihre Handflächen aneinander. Dabei wurde gesungen:

Scherenschleifer, Scherenschleifer ist die beste Kunst.
Die rechte Hand, die linke Hand,
Die geb' ich dir zum Unterpand.
Da nimm sie, da hast' sie,
Da hast' sie alle beide.

Bei den ersten Worten schlugen sie abwechselnd die rechten und linken Hände gegeneinander, zuletzt beide gleichzeitig.

In den beiden Liedern, dem Borkener und dem Berliner, hat sich also die sinn-

bildlich zum feierlichen Versprechen gegebene Hand, man kann kurz sagen, die Schwurhand, erhalten. Sie hat sich hier ins Volks- und Kinderlied gerettet. Da die Berliner Strophe an ein Gewerbe anknüpft, so ist zu erwägen, ob nicht überhaupt ein Junfied zugrunde liegt, beziehungsweise die Reimformel mit „Hand und Unterpand“ einem Rechtspruch aus jenem Kreise entnommen ist. Entscheidendes darüber läßt sich wohl erst sagen, wenn mehr derartiges mit sorgfältiger Herkunftsangabe gesammelt ist und man dann die ganze noch erreichbare Überlieferung ordnen kann. Daß diese noch in einem großen Teile Deutschlands verbreitet ist, zeigen ja gerade die immer wieder auftauchenden Parallelen aus weit voneinander entfernten Gegenden.

Zum Ganzen seien hier noch einige Bemerkungen angeschlossen: Was macht uns diese Brauchumsreste und anspruchslosen Liedchen so wertvoll? Gerade im vorliegenden Falle ist es die Tatsache, daß im alten Sachsenlande und im ostelbischen Kolonisationsgebiet an zwei Stellen gleiche Motive zu finden sind, die sich auf alte Überlieferung gründen. Sie lehren uns, wie der alte kulturelle Zusammenhang weiterbestand bis in eine Zeit, die uns noch ziemlich greifbar ist. Und das, obwohl ein falscher, angelernter Bildungs- und Kulturbegriff sich bemühte, ihn völlig auszutilgen.

Nachtrag: Eine etwas „zerfargene“, aber trotzdem bemerkenswerte Fassung des einen Liedes ist mir aus Mannheim bekannt geworden:

Alle Majone (?) höret zu,
Was ich euch heut will sagen:
Ich hab' verloren meinen Schatz,
Den ich so treu geliebet hab'.

Macht auf, macht auf die Gartentür.
Es tritt herein ein Grenadier
Und fallet dir zu Füßen,
Um dir die Hand zu küssen.
Steh auf, steh auf, du fauler Wicht,
Daß du für mich noch ledig bist.

Der „Grenadier“ soll in die Strophe hineingekommen sein, weil in der Mannheimer Garnison das Grenadierregiment eine große Rolle spielte. Das ist ein Beweis dafür, wie die Volkslieder sich ihrer Umgebung anpassen. Was mag „Alle Majone“ bedeuten, bzw. woraus kann es entstanden sein?

Aus der Landschaft

Ein Kreuzstein bei Meran

Am Berghang oberhalb der Ortschaft Ober-Plars (bei Meran) befindet sich an schwer auffindbarer Stelle ein Kreuzstein, der vielleicht in Beziehung zu bringen ist mit dem in Heft 2, 1939, beschriebenen.

Ein gewachsener Felsen, aus dem Berghang herausragend, trägt auf seiner fast waagerechten Oberseite 48 Kreuze. Der Felsen ist etwa 4 Meter hoch und fällt vorne senkrecht ab.

Ob die Kreuze, die bis 10 Zentimeter groß sind und von denen manche an den Enden Querbalken haben, eingemeißelt, eingekratzt oder eingeschabt sind, läßt sich wegen der Verwitterung wohl schwer fest-

stellen, hingegen kann man aus derselben ersehen, daß die Kreuze nicht zur selben Zeit entstanden sind, daß also der Stein lange Zeit einem bestimmten Zweck gedient haben muß. Da sich inmitten der Kreuze auch drei Schalen befinden, ist damit vielleicht eine Verbindung mit den Schalensteinen möglich, deren Zweck ja immer noch nicht endgültig geklärt ist.

Ein besonderer Name des Steines ist mir nicht bekannt. Etwa 100 Meter tiefer, gerade unterhalb des Steines, ist am Hang ein etwas ebeneres Plätzchen. Auf einem der darauf liegenden Felsen ist ein kleines Kapellchen, das man die „Kapelle im Hasental“ nennt. Am selben Berghang finden sich in näherer und weiterer Umgebung mehr-

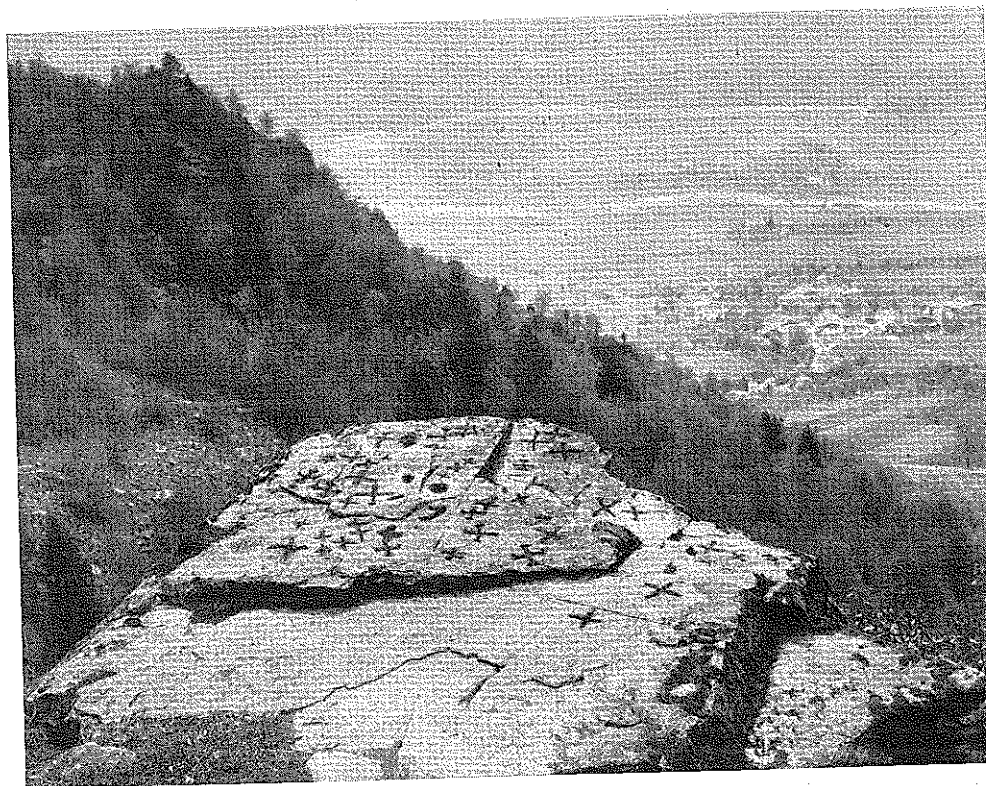


Abb. 1. Kreuzstein im Hasental. Aussicht
Sichtbild Arthur Scheler, München

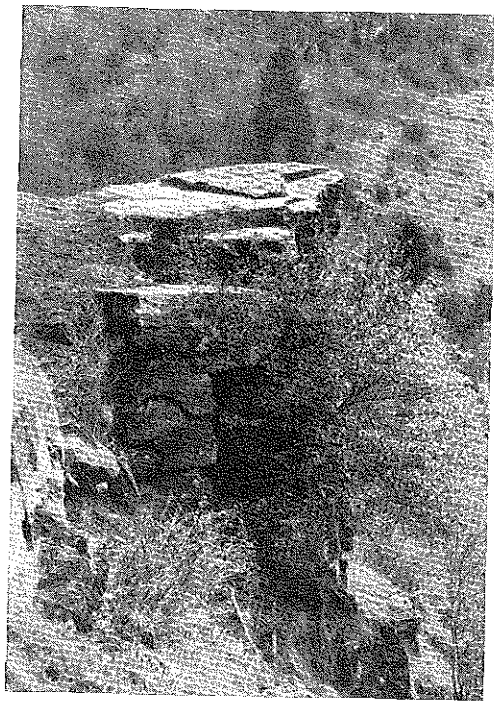


Abb. 2. Kreuzstein im Sasental. Westseite
Rechtsbild Arthur Scheler, München

sach Schalensteine, auf denen wiederum neben vielen Schalen 1 oder 2 Kreuze anzutreffen sind. Ebenso sind einige Wallburgen in der Nähe. Auf dem „Burgstallknott“ befindet sich die ausgedehnteste von ihnen.
Arthur Scheler.

Ringwallburgen

Ein Standardwerk der Vorgeschichtsforschung

Nachdem unlängst nach jahrzehntelanger Arbeit der letzte Band der vom Reich getragenen Publikation des römischen Grenzwallbes „Limes“, der im Kampf des Germanentums mit der römischen Weltmacht eine so entscheidende Rolle gespielt hat, der Öffentlichkeit vorgelegt worden ist, hat die Römisch-Germanische Kommission in Frankfurt, als Zweigstelle des Archäologischen Institutes des Deutschen Reiches, einer Anregung des Kulturdezernenten des Oberführer Landesrat Dr. Apffelstaedt, Düsseldorf, folgend, ein neues, hochbedeutungsvolles Werk in Angriff genommen, und zwar die Herausgabe eines Gesamtwerkes über die vor- und frühgeschichtlichen Ringwalle

in Nord- und Südwestdeutschland. Auf einer unlängst in Frankfurt abgehaltenen Besprechung der führenden Vorgeschichtsforscher Hannovers, Westfalens, des Rheinlandes, Kurheffens, Nassaus, Württembergs und Bayerns wurde die Planung dieses Werkes in allen Einzelheiten abschließend festgelegt. Die zur Durchführung notwendigen großen Mittel sind vom Reich, den Provinzen und Ländern nach einem festgelegten Schlüssel sichergestellt.

Das Gesamtwerk zerfällt in zwei Teile, von denen der erste jede Wallanlage nach dem Stande der Forschung beim Abschluß der Aufnahme wiedergibt, während der zweite Teil Zug um Zug das Ergebnis der großen in Gang befindlichen oder in Zukunft vor sich gehenden Ausgrabungen in den verschiedenen Landschaften nach Abschluß ihrer Untersuchungen laufend bringen wird. Die einzelnen Abteilungen erscheinen unabhängig voneinander, jede für sich nach Stand und Fortschreiten der Bestandsaufnahmen in den einzelnen Provinzen und Ländern in Lieferung von je zehn Ringwällen, mit deren Herausgabe bei der Vielfältigkeit des erarbeiteten Materials unverzüglich begonnen wird.

Von entscheidender Bedeutung ist die Einheitlichkeit der Planung für das gesamte Werk, derzufolge die Bestandsaufnahme eines jeden Ringwalles umfasst: Ausschnitt der Lage aus dem Meßtischblatt, Vermessungsplan des Ringwalles, Photographie der Anlage aus der Luft und von der Erde aus, die bekanntgewordenen Funde, ein knapper Text, der die Tatbestände registriert, und die vollständige Angabe der Literatur. Festgelegt wurde überdies die Einheitlichkeit der Aufnahme im Gelände im Maßstab 1:500 und eine einheitliche Umzeichnung der Pläne der Geländeaufnahmen zu Publikationszwecken im Maßstab 1:2000, die bei der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt, als Trägerin des Unternehmens, mit eigenen Kräften vorgenommen wird. Mit der Herausgabe dieses Standardwerkes der Vorgeschichtsforschung, das in seinem Umfang und seiner exakten Durchführung in anderen Teilen des Reiches wohl kaum eine Parallele aufzuweisen hat, ist im Zuge der außerordentlich gesteigerten Forschungstätigkeit ein weiterer, überaus wichtiger Abschnitt deutscher Vorgeschichtsforschung in Angriff genommen.

*

Mit dem vorstehend veröffentlichten Plane ist ein Werk in Angriff genommen, auf das zahlreiche Gelehrte und Heimatforscher schon lange mit Spannung gewartet haben. Kaum eine andere Spur unserer Vorfahren gibt ein so getreues Bild von ihrem Kampf um den Boden, ihrer Selbstbehauptung und ihrem allmählichen Vordringen in neues Land, wie die Ringwallburgen, die eine Art von „Gegen-Limes“ gegen die römische Invasion bilden und von der kriegerischen Tüchtigkeit unserer Vorfahren bereitetes Zeugnis geben. Erst ein Gesamtüberblick über diese Burgen wird auch Einzelfragen lösen, wie sie etwa von H. Pantuhn (Germanien 1939, Heft 6) bezüglich der Sachsenburgen gestellt werden.

Schriftleitung.

Die Bierdörfer und das Himmelfahrtsbier

Von Freerk Hage Hamkens

Ungefähr 15 Kilometer nordwestlich von Halle an der Saale, Burg und Stadt Wetzlin gegenüber, liegen eine Anzahl Dörfer, in denen zu Himmelfahrt unter besonderen Bräuchen Bier ausgeschenkt wird; teilweise

an einen bestimmten Kreis der Dorfbewohner, teils an jeden Vorübergehenden. Diese zweite Art wird damit begründet, daß man ja nicht wissen kann, ob sich nicht unter den Vorbeikommenden der alte Wandersmann befindet, der zusieht, ob noch alles beim Rechten ist.

Verrät schon eine solche Redewendung, daß alte halbvergessene Meinungen bei diesem Brauche mitspielen, so zeigen sich bei näherer Betrachtung weitere Einzelheiten, die auf ein hohes Alter der Himmelfahrtsbiere hinweisen. Dazu rechnet etwa die Wohnheit eines Dorfes, das Bier auf einer Holzschleppe von Ochsen zur Stelle des Ausschanks ziehen zu lassen; weiter der „Elberg“ bei Salzmünde, dessen Spitze ein weithin sichtbarer Baum krönt. Denn dieser Elberg hat nichts mit einer biblischen Örtlichkeit zu tun, sondern ist der „Bierberg“ schlechthin (vgl. anord. öl, asächs. alu, agl. ealu, dazu das heutige dän. und schwed. öl und engl. ale).

Die eigenartigste Anlage weist indessen das Dorf Fienstedt auf. Mitten auf dem Dorfe stehen zwei Baumringe, die jeder einen niedrigen steinernen Tisch umschließen. Die Tischplatte des südlichen Ringes ist mit den Kanten, die des nördlichen mit den Ecken nach den Himmelsgegenden ausgerichtet. Quer über den Anger fließt ein Bach und trennt die beiden Baumringe

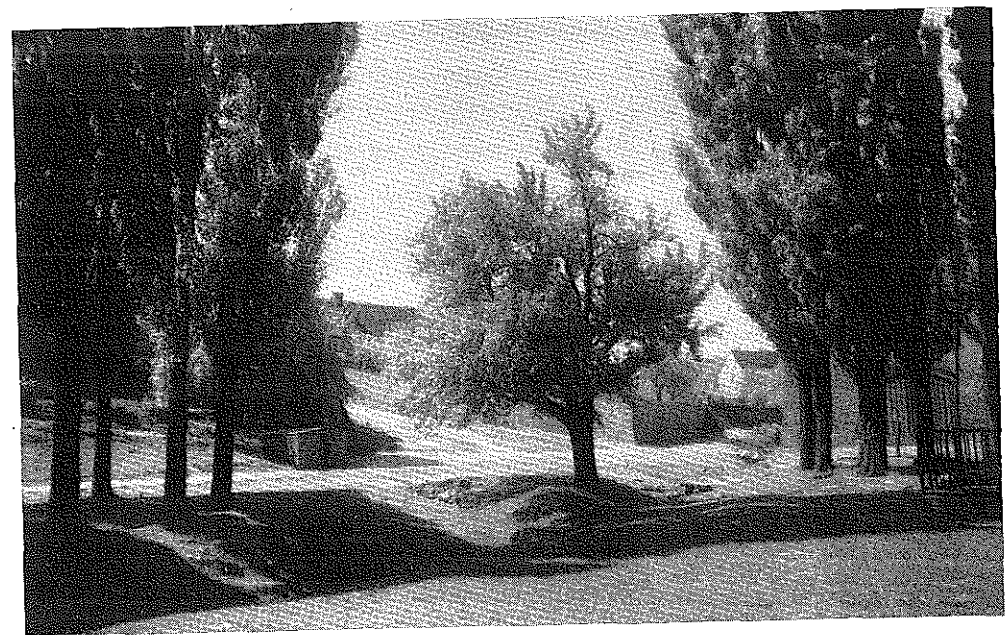


Abb. 1. Dorf-Anger von Fienstedt; links die Männerlaube, rechts die Frauenlaube; von links unten nach rechts geht der „Nachlauf“, zwischen der Männerlaube und dem Baum befindet sich der Brunnen

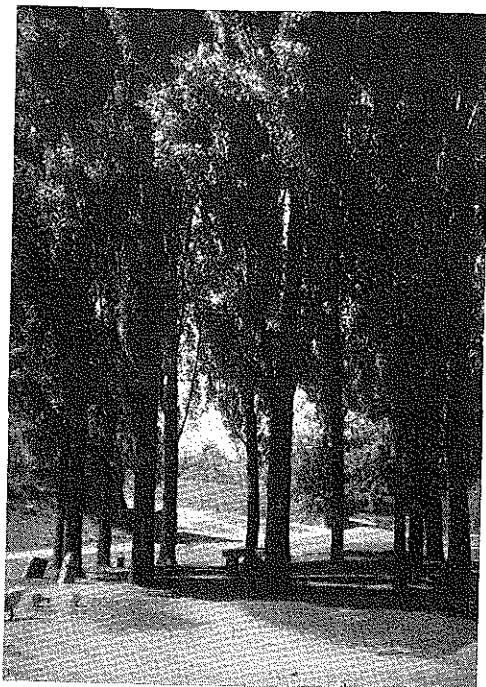


Abb. 2. Die Männerlaube mit dem Steintisch

von einander. Gemeinsam mit dem Dorf-
teich schließt er den nördlichen Ring so ein,
daß dieser gleichsam auf einer kleinen Insel
steht. — Westlich der beiden Ringe steht der
Dorfbrunnen, östlich die dem St. Steffen
geweihte Kirche.

Träger des Himmelfahrtsbieres sind 14
Bauern des Ortes, die als „Ferniden“ be-
zeichnet werden. Der Name ist bisher noch
nicht gedeutet worden. Die erste Silbe ent-
hält vielleicht das Wort „Fähr“, und so ist
das Fienstedter Fest vielleicht ein ausge-
sprochener Frühlingsbrauch.

Einer der Ferniden wird alljährlich da-
zu bestimmt, das nächste Fest vorzubereiten
und durchzuführen. Dazu gehört neben der
Beschaffung des Bieres vor allem das Zu-
flechten der Baumringe. Am Tage vor
Himmelfahrt wird nämlich in etwa Man-
neshöhe zwischen den Stämmen aus grünen
Zweigen eine Wand geflochten, die nur
einen Eingang freiläßt.

Nach dem Mittag des Himmelfahrtstages
sammeln sich in dem nördlichen Ring auf
der Insel die Frauen der Ferniden. Die
Männer treten unter der südwestlich vom
Anger auf einer Anhöhe stehenden Linde
zusammen. Mit einer Musikkapelle um-
ziehen sie in immer größer werdenden Rin-

gen den Baum und gehen dann schließlich
zum Anger und in den südlichen Ring.
Darauf holt die Musik die Frauen aus
ihrem Ring herüber.

Sind Männer und Frauen in dem Män-
nerring beisammen, dann hält der beauf-
tragte Fernide eine kurze Rede und verliest
die Stiftungsurkunde des Bieres, das nach
einer Fienstedter Überlieferung auf das
Jahr 1228 und auf die heilige Elisabeth
zurückgeführt wird, die auf ihrer Flucht
vor Heinrich Raspe nach Fiensteden gekom-
men sei und dort den Brauch des Him-
melfahrtsbieres eingerichtet haben soll. In
der Stiftungsurkunde stehen auch die Straf-
bestimmungen für das Unterlassen des
Brauches (veröffentlicht von Sieber,
„Harzland-Sagen“, Jena 1928, Seite 173):

Vor vielen hundert Jahren ist eine Köni-
gin, Elisabeth hieß sie, am Himmelfahrtsmor-
gen nach Fiensteden gezogen. Die Einwohner
gingen ihr mit sieben Rinkeimern Bier ent-
gegen, sie festlich zu empfangen. Darüber war
die Königin erfreut. Und da ihr die umliegen-
den Gemeinden das gleiche getan, erließ sie
ihnen alle Steuern für ewige Zeit. Sagte:
„Jeden Himmelfahrtstag, den Gott werden
läßt, müht ihr mir zu Ehren am Gemeinde-
brunnen sieben Rinkeimer Bier trinken.“ Das
haben die Gemeinden gerne auf sich genom-
men. Denn unterließen sie es, kam die Strafe:
Sie mußten der Obrigkeit den Zehnten geben,
dazu ein schwarzes Rind mit weißen Füßen
und weißer Blässe, einen Ziegenbock mit ver-
goldeten Hörnern, ein vierspänniges Fuder
Semmeln und eine Tonne Mäckenfett...

Der Ziegenbock ist dem Donar heilig (die
Witzeleiten mit dem Bock auf den Herren-
partien am Himmelfahrtstage sind von hier
aus zu erklären); auf einem Donnerstag
liegt auch die Himmelfahrt, und am wirk-
samsten ist das Himmelfahrtsbier, wenn
beim ersten Schluß das erste Gewitter des
Jahres ausbricht und der erste Donner-
schlag fällt.

Nach dem Umtrunk wird der Fernide
für das nächste Jahr bestimmt und dann
schließt sich ein Tanz in der Himmelfahrts-
scheune an, die neben der Dorflinde gelegen
ist. Vielleicht entstand aus solchem Tanz
das Fronleichnamsfest, das ja ebenfalls
stets auf einen Donnerstag fällt, 10 Tage
nach Pfingsten, wie Himmelfahrt 10 Tage
vorher.

Schon am folgenden Tage werden die
Flechtwände von den Baumringen entfernt
und der Dorfanger liegt in Ruhe bis zum
nächsten Jahre.

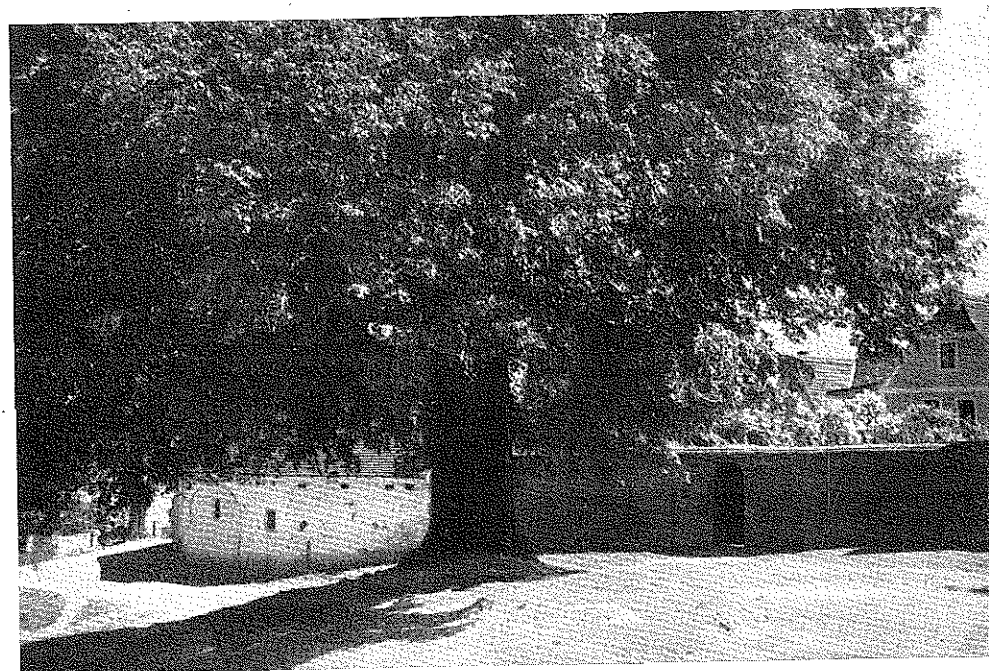


Abb. 3. Die „Dorflinde von Fiensteden“, links an der Mauer geht der Weg zu den beiden Lauben, die scharf
links unter dem Abhang liegen

Die Bücherwaage

Das **Hilbebrandlied**. Volksausgabe, heraus-
gegeben vom Landeshauptmann in Hessen, be-
arbeitet von Walther Grothe. Max Niemeyer
Verlag in Halle, 1938. 40 Seiten.

Es war ein guter Gedanke, den in der
Landesbibliothek in Kassel aufbewahrten Ur-
text des Hilbebrandliedes in einer besonderen
Ausgabe zugänglich zu machen. In diesem
auch äußerlich sehr ansprechenden Büchlein
legt der Verfasser Geschichte und Geist des
alten Liedes im Rahmen der germanischen
Heldenichtung dar. Es ist richtig, daß er den
Text zunächst in der Sprache unserer Zeit
gibt, da auf diese Weise der „Laie“ am besten
in Geist und Form des Liedes eingeführt wird,
die er dann im allmählichen Eindringen in
die urtümliche Gestalt um so eindringlicher
erlebt. Wenn der Bearbeiter dabei auch die
jüngere Form des Hilbebrandliedes mit dem
„happy end“ heranzieht, so zeichnet er damit
die Wandlung des alten Heldenepos in
jüngerer Zeit. Vielleicht hätte es sich gelohnt,
auch die Fassung in der Thidrekssaga heranzu-

ziehen, die ja zeitlich ziemlich genau in der
Mitte steht. — Sehr verdienstvoll ist auch die
Beigabe eines genauen Faksimile der Hand-
schrift selbst, die ja leider vom Zahn der Zeit
nicht ganz unberührt bleibt. An solch guten
Textwiedergaben kann sich auch der Fachmann
über etwaige Textzweifel jederzeit Rat holen.
— Übrigens sei darauf aufmerksam gemacht,
daß in der ständierenden Wiedergabe des Lie-
des auf Seite 4 die erste Zeile wahrscheinlich
anders gelesen werden muß: in dem Worte
„urhettun“ kann das h schwerlich Stab und
Ton tragen; es muß auf der ersten Silbe
„urhettun“ betont werden und steht mit „aenon“
— das geht mit Sicherheit aus dem agf. „örretta“
„Kämpfer“, hervor. Die erste Halbzeile „ik
gihörta dat seggen“ ist wahrscheinlich ein
Lorso; die zweite Langzeile heißt dann: dat
sih urhettun enon muotin —, „daß sich Kämp-
fer einsam getroffen hätten“; das ergibt einen
anderen Sinn als die erste Übertragung der
Brüder Grimm. Ich möchte auch in Zeile 10:
„eddo hwelihhes cnuosles dā sts“ mit Braune

eine trümmerhafte zweite Halbzeile vermuten und die erste etwa ergänzen „hwaz din cunni wari“; denn die fest synonymen Worte „kunni“ und „knaosal“ treten ungewöhnlich oft stabend auf. — So wird auch der Forscher diese schöne Ausgabe des Hildebrandliedes mit Freude und Anteilnahme lesen.

J. D. Pfaffmann.

Theodor Steche, *Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolomaeus*. Verlag von Curt Abitzsch. Leipzig 1937. Kart. RM. 13,50.

Es ist unzweifelhaft ein Verdienst Steches, daß er den Versuch unternommen hat, die Nachrichten bei Ptolomaeus über Germanien zu sichten und zu untersuchen. Durch seine Arbeit hat er erneut auf diese unter dem Einfluß Müllenhoffs meist vernachlässigte Quelle hingewiesen und zu weiteren Bearbeitungen angeregt.

Im ersten Teil erarbeitet Steche die Grundlagen der Deutung. Gewissenhaft trägt er alles zusammen, was für die Beurteilung des Quellenwertes von Belang ist. Auf Grund der geographischen Angaben über Küsten, Flüsse und Gebirge sucht er dann in Verbindung mit älteren Beobachtungen die Hauptfehlerquelle zu ermitteln. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß nördlich der Linie Zuidersee-Emsquellen-Berraquelle-Elbquelle-Weichselquelle (der Verlauf der Linie ist hier nur ganz grob wiedergegeben) alles um zwei Breitengrade nach Norden und um zwei Längsgrade nach Westen verschoben wurde. Von der Richtigkeit dieser Beobachtung hängt die Bedeutung des ganzen Buches ab, denn darauf aufbauend, werden im zweiten und dritten Teil die Nachrichten über die Volksstämme und über die Ortschaften untersucht. Unbeschadet der Frage, wie weit der Grundlage des Buches zugestimmt werden kann, darf schon jetzt darauf hingewiesen werden, daß diese beiden Teile zahlreiche und wertvolle Beobachtungen, Hinweise und Teilergebnisse bringen. Zu weit gehen zum Teil aber seine Schlüsse, die er Seite 184 kurz zusammenstellt. So ist es zwar sicher richtig, daß zahlreiche Stammesnamen bei Ptolomaeus nichts anderes sind als Gaunamen. Aber dies bedeutet noch lange nicht, daß diese Gaue sich vom Hauptstamm losgelöst hätten und ein „Zerfall“ der „Großvölker“ (?) dadurch bezeugt sei. Es gibt nur zuviel Möglichkeiten dafür, daß der Name des Gaues neben dem Stammesnamen angeführt wurde. Auch die Zuteilung der einzelnen Gaunamen zu bestimmten Stämmen ist nicht mit völliger Sicherheit möglich. Der Hinweis auf die geographische Lage allein genügt nicht. Doch sind auch Zuordnungsversuche wertvoll und zu begrüßen, wenn sie auch nur Arbeitshypothesen ergeben. Ähnlich steht es mit den

stammes- und ortskundlichen Untersuchungen, denn Steche ist nicht selten über das Ziel hinausgegangen oder maß den Angaben des Ptolomaeus gegenüber den anderen antiken Autoren einen zu großen Wert zu. Nicht befriedigen kann so, um einige Beispiele anzuführen, die Meinung des Verfassers über die Alemannen und Hermunduren, über die Chatten und Hessen (daß der Name „Hessen“ nicht aus der Form „Chatti“ entstanden sein kann, ist längst bekannt und berücksichtigt worden!) und über die Chastwaren. Die Gegenstände vorzulegen, würde zu weit führen; deshalb sei hier nur auf die einschlägigen Arbeiten von Müllenhoff, Bremer und Much verwiesen. Die Ansetzung der Ortsnamen für bestimmte Punkte wird nicht zuletzt durch die Annahme bedingt, daß „ungefähr zu jedem Ortsnamen ... ein Volksname“ gehört. Ein Beweis dafür läßt sich nicht erbringen, und dadurch ist manche Willkürlichkeit entstanden. Überhaupt birgt die Methode, den Überlieferungsweg in umgekehrter Richtung zurückzugehen — was ja doch nur ein Versuch bleiben kann —, der einst „von der Wirklichkeit zum römischen Itinerar und von dort in das Werk des Ptolomaeus“ geführt hat, mancherlei Gefahren, die nicht immer glücklich gemeistert wurden.

Die Hauptschwäche des Buches bildet die Behauptung, daß sich alles — abgesehen von kleinen Abweichungen — auf zwei Fehlerquellen zurückführen lasse. Gewiß ist es richtig, daß Ptolomaeus zu kleine Längsgrade verwendet hat; aber sie wirklich genau umzurechnen, ist kaum möglich, da die Längsangaben aus Itineraren errechnet wurden, die selbst nur ungefähre Maße boten. Diese mußten aber in bezug auf Biegungen des Weges und auf Geländeschwierigkeiten erst noch geschätzt werden. Die größte Schwierigkeit bietet aber die Breitengradverschiebung. Das von Steche gebotene Ergebnis ist zunächst bestehend. Leider sind die Grundlagen aber nicht für einen Beweis ausreichend. So spielen zum Beispiel die Quellen der Flüsse für die Berechnung des Fehlers eine größere Rolle. Aber die Begründung dafür, was Ptolomaeus als Flußquelle ansieht, ist keineswegs überzeugend. Die wichtige Erklärung auf Seite 29 bringt eine Arbeitshypothese, nach der der Fehler aus einem Schreibfehler entstanden sein soll, nach dem man alle folgenden Angaben korrigierte. Dies widerspricht den Erfahrungen, die man bei dem Studium von Abschreibfehlern in antiken Werken sonst machen kann. Es wäre schon verwunderlich, wenn alle erhaltenen Abschriften den gleichen Fehler gleichmäßig zeigten. Noch weniger wahrscheinlich ist es, daß nur auf Grund der einen falschen Angabe alle weiteren „verbessert“ worden wären und daß alle späteren Ab-

schreiber gerade nur diesen Text oder eine Abschrift von ihm benutzt hätten. Ähnliche Willkürlichkeiten zeigen auch die anderen Erklärungsversuche des „Hauptfehlers“.

Ist es auch nicht möglich, Steches Arbeit in allen Einzelheiten zu folgen oder sie schlechthin als Handbuch für die germanische Stammeskunde zu verwenden, so ist ihr Erscheinen doch dankbar zu begrüßen. Die Mühe um die Aufhellung des Werkes von Ptolomaeus hat mancherlei Ergebnis gebracht, und dort, wo sie zu Widerspruch reizt, regt sie zu neuen Forschungen an.

Gilbert Trathnigg.

Mittelhochdeutsche Grammatik, von Hermann Paul. Dreizehnte Auflage, bearbeitet von Erich Gierach, die Satzlehre von Otto Behaghel. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe Nr. 2.) Max Niemeyer Verlag, Halle a. d. Saale. 303 S., geh. 6,80 RM., geb. 4,80 RM.

In der Neuherausgabe klassisch gewordenen germanischer Grundwerke zeigt sich oft eine schöne Kontinuität, die über den Bereich sachlicher Forschung hinausgreift in das Gebiet einer persönlichen Überlieferung von einer Gelehrtergeneration bis zur nächsten und übernächsten. So hätte Pauls mittelhochdeutsche Grammatik keine berufeneren Neuherausgeber finden können, als Erich Gierach, der lange auf dem heikelmäßigsten Boden des Böhmerlandes ein Vorkämpfer der deutschen Sprache war, und den inzwischen verstorbenen Verfasser der „Deutschen Syntax“, Otto Behaghel. — Die Bearbeitung von Pauls Werk ist eine lebendige Neugeschaltung, bei der nicht nur die zahlreichen und weitverstreuten neueren Einzeluntersuchungen /geowissenhaft und vollständig verwertet worden sind; ebenso verdienstvoll ist die sprachliche Umgestaltung, die die oft allzu knappe und abstrakte Ausdrucksweise Hermanns zugunsten einer wärmeren und verständlicheren Sprache verändert hat. Wenn die Herausgeber trotzdem auf ein — vielleicht mit weniger Mühe verbundenes — völliges Umschreiben des Buches verzichtet haben, so darf man ihnen für diesen selbstlosen Dienst an der Tradition nur dankbar sein. Sehr glücklich ist auch die von E. Gierach durchgeführte allmähliche Ersetzung der Fremdwörter durch deutsche Fachausdrücke: auf diese Weise lernt der Leser die Begriffe der Sprachwissenschaft allmählich in die deutsche Wortform umzuwandeln, ohne daß ihnen dadurch für das Verständnis selbst Schwierigkeiten erwachsen.

Die Beschäftigung mit der Grammatik ist in jüngster Zeit gegenüber den gewaltig angewachsenen neuen Zweigen der gesamten Germanenkunde verständlicherweise etwas in den Hintergrund getreten; „aber die Wissenschaft von der Muttersprache“, so betont Gierach

mit Recht, „als deren Rückgrat immer die Grammatik gelten muß, wird ihre alte Stellung in der Deutschheitsforschung in Bälde zurückgewinnen, ja darüber hinaus eine neue, erhöhte Wertschätzung erfahren, die ihrer grundlegenden Bedeutung für das Geistesleben des Volkes entspricht“. Dafür hat diese neue Ausgabe der mittelhochdeutschen Grammatik ausgezeichnete Vorarbeit geleistet. Beim Lesen erinnerte ich mich der trefflichen Worte meines germanischen Lehrers im ersten Semester: Man muß eine Grammatik lesen können wie einen Roman, dann ist man ein richtiger Germanist. — Hinter der sachlichsten Darstellung tut sich ja dem sehenden Auge die ganze, in Jahrtausenden gewachsene Wunderwelt der germanisch-deutschen Sprache auf, in der wir leben, und die mit den übrigen Lebenszeugnissen unseres Volkes ein untrennbares Ganze bildet.

Pfaffmann.

Heinrich Geidel, *Münchens Vorzeit*. Zweite vermehrte Auflage. Verlag Knorr und Hirth, München 1938. Geh. RM. 4,—, Leinen RM. 5,20.

Die für den Laien bestimmte Schrift bringt in erster Linie erklärende und belehrende Berichte, Aufzählungen und Beschreibungen. Die geologischen, vorgeschichtlichen und siedlungsgeschichtlichen Abschnitte erscheinen bei hauptsächlich popularisierender Absicht zuverlässig und sorgfältig. Was Verf. darüber hinaus zu geben bemüht ist, steht auf weniger festem Boden, so ist zum Beispiel das Bild, das er sich vom Germanen macht, so naiv, daß es dem noch naiveren Leser nur einen falschen Eindruck vermitteln kann. Daß der Hauptton auf den Fundberichten liegt, setzt den Wert der Schrift noch nicht durchaus herab; es ist aber bedauerlich, weil gerade der lernenden Jugend durch allzuviel nüchterne Belehrung und allzuwenig inneres Leben leicht die Freude an Dingen verborben wird, die ihr zuallererst aus ganz anderer innerer Begeisterung zugänglich wird; diese will aber geweckt sein.

Hans Bauer.

Erwin Breitwieser, *Der volkswundliche Ertrag der Schriften von Hermann Vöns*. Giesener Beiträge zur deutschen Philologie 48. Gießen 1937. Münchener Universitäts-Druckerei Otto Rindt G. m. b. H. in Gießen.

Einen Dichter wie Hermann Vöns kann man nicht nur als Schilderer von Volksart und Volksbräuchen betrachten; er ist elementarer und selbst aus dem lebendigen Volkstum emporgewachsen. Darum ist die Untersuchung seiner Schriften auf ihren volkswundlichen Gehalt keine öde philologische Spielerei. Man gewinnt aus dieser Darstellung einen guten Einblick in das, was die Volkskunde auf ihre Art dargestellt hat, was aber an Grundbestandteilen in dem Wissen von Ger-

mann Lons selbst lebte. Der volkshundliche Ausgangspunkt des Verfassers ist durchweg zu billigen. Wenn er in einem Kapitel den „Aberglauben“ behandelt, so gibt er diesem Gebiet doch eine gute Begriffsbestimmung: „Aberglaube ist der Glaube an die Wirkung und Wahrnehmung naturgesetzlich ungeklärter Kräfte.“ Man darf diesen Glauben ja überhaupt nicht mit dem Maßstab des aufgeklärten Großstädtlers messen, sondern muß ihn auf viel uraltere Verhältnisse beziehen, wenn man seinem Inhalt gerecht werden will. Plakmann.

Rassen- und Erbpflege in der Gesetzgebung des Dritten Reiches. Von Dr. W. Studart, Staatssekretär im Reichsministerium des Innern, Berlin, und Dr. R. Schiedermaier, Regierungsrat im Reichsministerium des Innern, Berlin. (Schaeffers Neugestaltung von Recht und Wirtschaft. 5. Heft, 2. Teil.) 1. Aufl. 95 Seiten. Kartontiert 2,- RM. Bei Sammelbestellungen wesentlicher Preisnachlaß. Verlag W. Kohlhammer, Abteilung Schaeffer, Leipzig C 1.

Das vorliegende Heft bietet erstmalig eine systematische Darstellung der gesamten Rassen- und Erbpflegegesetzgebung des Dritten Reiches. Die Darstellung geht von den weltanschaulichen Grundgedanken und den bevölkerungspolitischen Zielen der Rassen- und Erbpflege aus und gibt auf dieser Grundlage einen klaren Überblick über die einzelnen Teile des Gesetzgebungswerks.

Karl Theodor Weigel, **Landschaft und Sinnbilder.** Adam Kraft Verlag, Karlsruhe und Leipzig, 1938. 30 S. 8° mit 32 Bildtafeln —,90 RM. — Derselbe: **Osterwied (Harz), die Stadt der Runen und Sinnbilder.** A. W. Zickelbt Verlag, Osterwied und Berlin. 24 S. 8° —,80 RM. — Derselbe: **Germani-**

isches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern (Reihe deutsches Volkstum). Hoheneichenverlag, München 1939. 86 S. 8°, mit vielen Bildtafeln. 1,80 RM.

Der verdiente Sammler und Deuter von lebendem Sinnbildgut legt in diesen Arbeiten weitere reichhaltige Ergebnisse aus seiner Forscherfähigkeit vor. Es soll damit „besonders gezeigt werden, wie unter der Linde der Zivilisation und unter dem Schutt der verschiedenen Zeiten, die über unser Volk und unsere Heimat in fast zweitausend Jahren hinweggegangen sind, überall der alte, starke Glaube des naturnahen Germanenvolkes lebendig geblieben ist. Unter der Asche glühten die Funken fort, die ihre Kraft aus der Heimat im Norden sich erhalten hatten.“ Mit diesen Worten kennzeichnet der Verfasser in seinem erstgenannten Werke das Ziel seiner Arbeit, dem er in diesen Veröffentlichungen wiederum ein gutes Stück näher kommt. Es ist besonders reizvoll, das Sinnbildgut in einer alten Stadt, wie Osterwied am Harz, im Zusammenhang zu betrachten; wie ja aus einem geschlossenen Lebenskreise der Lebenswert aller Überlieferung am deutlichsten und anregendsten sich offenbart. Für das Bewußtsein der Dauerhaftigkeit des Germanischen bieten Weigels Arbeiten wieder reiche Nahrung. Wenn er etwa die „Kriegerleien“ (in Wirklichkeit sorgsame, mit Röteln ausgefüllte Ritzungen) an Eichenrentoren unmittelbar neben vorgeschichtliche Felszeichnungen stellen kann, so wird man überzeugt, daß ähnliche Lebensverhältnisse und gleiche blutmäßige Voraussetzungen auch ähnliche bild- und sinnbildhafte Aufierungen bedingen. — In diesem Zusammenhang sei auch noch auf den Aufsatz des Verfassers über „Sinnbild und Glaube“ (M. S. Monatshefte, Heft 98 vom Mai 1938) hingewiesen. Plakmann.

Niederdeutschlands, wiederum über Dänemark, auf die jüngeren doppelseitigen Fremdstofflieder der Edda eingewirkt habe. Auch diese Liedvorbilder scheinen in den dänischen Balladen nachzuleben. Es muß einem weiteren Aufsatze vorbehalten bleiben, den Einflußbereich dieser jüngeren Liedgattungen an den einzelnen Sagenliedern der Edda aufzuzeigen und ihn von den Resten älterer Völkereinführung, die in ihnen ihre Spuren hinterlassen haben, zu scheiden. Wenn die Mehrschichtigkeit dieser Lieder im einzelnen deutlich geworden ist, so läßt sich Genaueres über ihre Entstehungsgeschichte aussagen; zugleich können auch die verlorenen festländischen Gattungen, die sich mit ihrer Hilfe erschließen lassen, klarer bestimmt werden.“ — Alexander S. Krapp, **Der Tod des Drusus.** Die Erzählung von der germanischen Seherin, die Drusus den Tod voraus sagte, soll nach R. auf ein weitverbreitetes Motiv zurückzuführen sein, das mit dem Begriff der Hybris eng verbunden ist: „Dem Menschen, sei er nun Weleroberer oder der Entdecker unbekannter Länder, sind gewisse Grenzen gezogen, die nicht überschritten werden dürfen, ohne den Reid der irdischen Mächte herauszufordern.“ Die Erzählung wäre danach also ungeschichtlich. Sie ist in zwei Fassungen überliefert, in ursprünglicher, einfacherer Form bei Sueton, ausgestaltet bei Dio Cassius. — Rheinisches Museum, N. F. Bd. 88, 1939, Heft 1. W. J. Beders, **Die Völkerschaften der Teutonen und Kimbern in der neueren Forschung.** In einer umfangreichen Abhandlung, die in den folgenden Heften fortgesetzt werden soll, prüft der Verf. die literarischen Quellen und die zahlreichen, oft widerspruchsvollen Hypothesen und Deutungen über die Teutonen und Kimbern. — Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 62, 1938, Heft 3. Karl Helm, **Zu den gotländischen Bildsteinen.** Ein Werk über die gotländischen Bildsteine des 5. bis 11. Jahrhunderts wird von Sune Lindqvist vorbereitet. L. hat in einem Aufsatz, der 1933 in der Zeitschrift Rig 16, S. 97/117 erschien, einen vorläufigen Überblick über Form und Inhalt der Steine gegeben. Vier Steine werden von S. näher besprochen. Auf allen diesen Steinen ist ein großes Schiff dargestellt. S. sieht in diesem „ein vom Künstler gern angewandtes Schmuck- und Füllmotiv, das nach einer Deutung nicht verlangt“. Die Bilder des Steines von Tängelgårda gehören alle eng zusammen. L. hat sie überzeugend gedeutet „als Kampf, Leichenzug des gefallenen Kriegers und Emp-

fang desselben bei der Herrin des Totenreiches“. Auf anderen Steinen stehen die Bilder nicht in näherem Zusammenhang. Man findet öfter einen Reiter auf achtbeinigem Ross, also Odin. S. erkennt ferner in einer Darstellung Walhall mit mehreren Toren, Bilder von Tyr und der Fesselung des Wolfes Fenrir sowie Gunnar in der Schlangengrube. Andere Darstellungen, die L. aus der Hildejage erklärt, sieht S. als Bilder aus der Ermanarichjage an. S. schließt seine Ausführung mit folgender Feststellung: „Trotz aller Unsicherheit und Unvollständigkeit der versuchten Deutungen mögen schon diese wenigen Proben zeigen, daß wir in der zu erwartenden Publikation wertvolle Zeugnisse für den damals in Gotland bekannten Kreis von Götter- und Heldensagen erhoffen dürfen.“ — Germania, Jahrg. 23, Heft 2, April 1939. Horst Ohlhaber, **Frühmittelalterliche Eisenbarren aus Staré Město in Mähren.** D. bespricht eine Gruppe mährischer Eisengegenstände und artförmiger Barren, die möglicherweise als Zahlungsmittel Verwendung fanden und die eine merkwürdige Übereinstimmung mit nordwestlichen Barren der Wikingerzeit zeigen. Die Kulturzugehörigkeit der mährischen Funde ist vorerst noch ungeklärt. Es kann daher die Frage noch nicht entschieden werden, „ob hier eine besondere Form awarischer oder slawischer Barren vorliegt oder ob vielleicht mit Einflüssen aus dem wikingischen Gebiet zu rechnen ist“. — Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 37, Heft 1, 1939. Gustav Müller-Lausen, **Das Brot im Baselbieter Volksleben.** Der Verf. handelt zunächst über Erntebräuche und über Bauernregeln und -redensarten, die sich auf den Getreidebau beziehen. Zuletzt spricht er über die Vorzugsstellung, die das Brot in der Ernährung hat, und bringt manche Belege für die tiefe Ehrfurcht und Achtung vor dem Brot, die wir in alten Bräuchen und Lebensgewohnheiten finden. — Hans Dietrich, **Der Umzug der Stöper, ein alter Maskenbrauch des Bündner Oberlandes.** Diese ausgezeichnete Abhandlung ist ein wichtiger Beitrag zur Aufhellung der Maskenbräuche des Alpengebietes. D. führt zunächst drei Quellen des 16. Jahrhunderts an, die uns über die Stöper unterrichten. Wir erfahren aus ihnen, „daß sich im Bündner Oberland einst alle paar Jahre um die Fastenzeit Leute maskierten — wahrscheinlich trugen sie richtige Gesichtsmasken —, sich sogar kriegsmäßig wappneten, Schellen an die Röcke hängten und mit langen Stöcken ausgerüstet als wilde Schar durch die Dörfer zogen, mit Hilfe

Zeitschriftenchau

Zeitschrift für Deutsches Altertum, Bd. 75, 1938, Heft 4. Wolfgang Mohr, **Entstehungsgeschichte und Heimat der jüngeren Eddalieder südgermanischen Stoffes.** Über seine umfangreiche Arbeit sagt der Verf. in seiner Zusammenfassung auf Seite 280: „Ich habe in diesem Aufsatz die Beziehungen der jüngeren eddischen Fremdstofflieder zur mittelalterlichen Ballade untersucht. Es ergab sich, daß die Rückblick-Elegien der Edda nicht Schöpfun-

gen einer isländischen Nachblüte sind. Ihr Aufbau, ihre Motive und sprachlichen Wendungen zeigen, daß sie unter dem Einfluß einer hochmittelalterlichen festländischen Gattung entstanden sind, die ich „novellistisches Lied“ genannt habe und deren Nachfahren in den Balladen aufzuweisen sind. Der Entstehungsort der Elegien ist am ehesten Dänemark im 12. Jahrhundert. Darüber hinaus darf man vermuten, daß auch das jüngere endgereimte Heldenlied

der Stöcke effatistische, ihnen für gewöhnlich unmögliche Sprünge ausführten und einen schallenden Lärm dadurch hervorriefen, daß sie mit ihren Harnischen dröhnend aneinanderstießen; daß sie überdies laut mit den Stöcken „stopften“, was alles das Kornwachstum anregen sollte, und schließlich soll sich oft ein dämonischer überzähliger unter ihnen befunden haben, der am Ende des Treibens wieder spurlos verschwunden war“. Mit Recht bemerkt D., daß sich dieser Brauch völlig übereinstimmend auch sonst im Alpengebiet nachweisen läßt. Es gelingt D. ferner, den Namen der Stopfer aufzuklären. Die Stopfer heißen wie die Klöppler nach dem Anklopfen im Heischebrauch: „Stopfen und Stupfen“ hat die Bedeutung „stoßend, klopfend heißen“. „Das Stopfen“ ist demnach mit dem bayerischen Brauch des Klöpfelns, Klockens oder Klöckelns identisch, bei dem die Heischen den mit Stöcken oder Hämmern an die Türen pochen.“ — *Zeitschrift für Menschenkunde*, Jahrg. 15, Heft 1, April 1939. Rudolf Luch, *Die Rassen- und Seelenkunde von Ernst Moritz Arndt*. Arndts Beiträge zur Rassenkunde sind verstreut und verstreut in vielen seiner Schriften. Es ist ein Verdienst von Luch, die wesentlichen Themen von Arndts Rassenkunde herausgearbeitet und insbesondere auch seine Beiträge zur Wesenskunde der nordischen Rasse gesammelt zu haben. Obwohl Schemann bereits auf die Bedeutung Arndts für die Rassenkunde hingewiesen hatte, sind seine tiefdringenden Ausführungen, die noch heute wesentliche Anregung zu geben vermögen, bisher meist übersehen worden. — *Odal*, Jahrg. 8, Heft 5, Mai 1939. Aus dem neuen, umfangreichen *Odal*-Heft heben wir hervor die Abhandlung von Hans F. R. Günther über die völkische Bedeutung des Bauerntums, in dem er städtische und bäuerliche Denkweise gegenüberstellt und eindringlich auf die Gefahr der Verstädterung aufmerksam macht — es handelt sich bei dieser Abhandlung von Prof. Günther um einen Vorabdruck aus seinem inzwischen erschienenen umfangreichen neuen Werk „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform“ (682 Seiten, Verlag Teubner) —, ferner die Arbeit von Günther Franz über den Bauernkrieg als politische Revolution und die Studie von Hans Lüdemann über Sparta. L. betrachtet das Schicksal

Spartas unter rassenkundlichem Gesichtspunkt klarer und eingehender als es bisher geschehen ist. Der Verf. wird seine Auffassung in dem demnächst erscheinenden Buch über Sparta (Leipzig, Teubner-Verlag) ausführlicher begründen. — *Neue Jahrbücher für Antike und Deutsche Bildung*, Jahrg. 1939, Heft 4. Siegfried Fuchs, *Zur Frage der Indogermanisierung Griechenlands*. Zur Ergänzung der Abhandlung von May über die Indogermanisierung Italiens, über die hier berichtet wurde, erscheint jetzt ein Aufsatz über die Indogermanisierung Griechenlands von Fuchs. Es handelt sich um eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse, die der Verf. in seiner Arbeit „Die griechischen Fundgruppen der frühen Bronzezeit und ihre auswärtigen Beziehungen“ (Berlin 1937) gewonnen hat. — Dieselbe Zeitschrift 1939, Heft 5. Rudolf Koll, *Neue Denkmäler aus dem Kult des Jupiter Dolichenus*. In den letzten Jahren sind eine größere Anzahl von Funden bekanntgemacht worden, die die Denkmäler des Dolichenus-Kultes erheblich vermehren und zu einem besseren Verständnis dieses Kultes beitragen. Unter den Neufunden, die zum großen Teil aus den Donauprovinzen stammen, ist einer besonders wichtig, dessen Fundort Mauer a. d. Url im Gau Niederdonau ist. Über ihn berichtet K. ausführlich. — Rudolf Wehnand, *Funde und Fragen der römisch-germanischen Forschung*. W. gibt eine Übersicht über die verwickelte Trevererfrage und berichtet ferner über die rheinischen Fundstätten, einschließlich der westfälischen, sowie neuere Forschungen. — *Zeitschrift für Deutsche Bildung*, 15. Jahrg., Heft 4, April 1939. Hans Raumann, *Der germanische König und sein Dichter*. R. stellt an Hand eines umfangreichen Materials die Rolle des Dichters im germanischen Leben dar. „Zur Gefolgschaft gehört der Dichter, der Stop oder Skalde; zum Begriff des Mannes gehört es, selbst ein Gedicht verfassen zu können; der König umgibt sich mit Dichtern, der König selber dichtet, das Leben in der Halle ist ohne Dichtung nicht denkbar. Sie hat hier unterhaltenden wie erzieherischen Sinn und Wert.“ Mehrfach weist R. darauf hin, daß diese germanischen Verhältnisse im Mittelalter durchaus fortbestanden.

D. Guth.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

August

Heft 8

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Der unbekannte Deutsche

Wer sich heute noch an jene heißen und spannungsgeladenen Augusttage vor fünfundzwanzig Jahren zu erinnern vermag, und wer die darauf folgenden Jahre als Mitbeteiligter oder wenigstens als Miterlebender im Gedächtnis behalten hat, dem hat sich das damalige Geschehen in zwei scheinbar gegensätzlichen Bildern eingeprägt: der Auszug des besten Heeres der Welt, das vom Roß bis zum letzten Knopf ein unerreichtes Vorbild der Ordnung, Durchsichtigkeit und Echtheit darstellte, getragen von jenem Schwunge, den ihm, trotz aller Vorbehalte bei einzelnen, der Gedanke an Kaiser und Reich im Ganzen verlieh. Dazu die Kunde von schnellen Schlachten, die wie die Hammerschläge einer gewaltigen Präzisionsmaschine wirkten, an deren zuverlässiger Arbeit nirgendwo der geringste Zweifel bestand. — Und dann vier Jahre später das Gegenbild: eine dünne Kette abgekehrter und lehmbedeckter Gestalten, festgebissen in halbzerstörten Gräben und in Granattrichtern, aber mit erbitterter Unerbittlichkeit fechtend und noch immer auch siegend gegen einen wohlgepflegten, wohlgenährten und übermächtigen Gegner, dem das Gefühl seiner materiellen Überlegenheit schon die Überzeugung moralischer Überlegenheit verlieh. Und doch hat die Weltgeschichte bisher kaum eine ehrwürdiger Gestalt gesehen als jenen lehmbedeckten, halbverhungerten Schützengrabenkrieger, der für eine scheinbar hoffnungslose Sache mit der ganzen fanatischen Erbitterung kocht, die seit den letzten Kimbern und Goten germanische Krieger bis heute dem Schicksal entgegengestellt haben.

Es waren zum guten Teile die beschwingten Stürmer von Langemarck und von Brzeziny, die neben den alten Soldaten diese Endkämpfe ausfochten. Aus den „Kriegsmutwilligen“ von ehemals, aus Blutjungen Idealisten waren längst bärtige Frontmänner geworden, harte und nüchterne Krieger, für die aus der fröhlichen Freiwilligkeit ein hartes und unabsehbares Muß geworden war. Und doch hat in dieser Entwicklung der Geist von Langemarck und Brzeziny erst seine volle Bewährung gefunden. Was aber das Schicksal dieser aus Knaben zu Männern gewordenen jungen Deutschen am meisten von dem ihrer englischen und französischen Altersgenossen unterschied, das war die Heimkehr

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Haupt-
sachleitere: Dr. Otto Plafmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. A. 3. B. J.: 12300. Druck:
Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin O2, Raupachstr. 9

aus dem Kriege. Jene kamen in eine siegreiche, wenn auch zum Teil zerschossene Heimat, in geordnete Verhältnisse und Berufe zurück; diese standen, aus der schon zu einer Art von Heimat gewordenen Kameradschaft der Truppe entlassen, vor einer äußerlich und innerlich zerbrochenen Heimat, in der an Stelle neuen Aufbaus Irrsinn, Verrat und Zerstörung herrschten. Und so wurde ihnen, wie wir damals sagten, der Friede zur Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln: Handgranatenkämpfe mit Spartakus in Berlin, in München, im Baltikum und an der Ruhr, Polenkämpfe in Oberschlesien, und endlich der erbitterte Abwehrkampf gegen den französischen Einbruch in Westfalen und die Separatisten am Rhein. Es war schon ein Zufall, ob man an diesen Kämpfen in einem der Freikorps, der Studententwehren oder einer der zahlreichen Einwohnerwehren teilnahm, deren Gefallene heute kaum noch dem Namen nach bekannt sind. Erst fünf Jahre nach dem Kriegsende, im November 1923, fanden diese Kämpfe mit der großen Separatistenschlacht am Siebengebirge ihren Abschluß — einer Schlacht, die bezeichnenderweise kaum ihrem Namen nach, und noch weniger ihrer geschichtlichen Bedeutung gemäß bekannt geworden ist.

Es war den Männern, die damals diese Kämpfe ausfochten, gewiß nicht voll bewußt, daß aus ihren Taten doch einmal die Erneuerung Deutschlands hervorgehen werde. Auch die Wahrheit, daß Männer die Geschichte machen, brachten sie kaum mit ihrem Handeln in bewußten Zusammenhang. Was sie trieb, war fast allein der Wille, nicht zu jener Gegenauseile von Feiglingen und Gleichgültigen zu gehören, die damals den Ton angaben. Und doch haben sie mit ihrem grimmigen Widerstandswillen in Wirklichkeit die Geschichte gemacht und geformt; zuerst die deutsche Geschichte, und dann auch die Weltgeschichte. Das ist ihnen und uns allen erst dann bewußt geworden, als sie im vorigen Herbst wiederum, das heißt für sie zum dritten, vierten oder fünften Male, unter Waffen standen, um das vor zwanzig Jahren scheinbar verlorene, in Wirklichkeit aber durch sie wiedergewonnene Werk zu vollenden und zu verteidigen.

Männer machen die Geschichte — das haben uns die letzten fünfundzwanzig Jahre im Gegensatz zu allen blaffen Theorien von angeblich allmächtigen und unentrinnbaren Wirtschaftsgesetzen, von den Gesetzen einer abstrakten und wesenlosen Masse, und nicht zuletzt von den auf Pergament geschrieben niederträchtigen Gesetzen von Versailles bewiesen. Sie haben aber auch gezeigt, daß es nicht nur die Männer mit großen und klingenden Namen sind, die die Geschichte machen. Oft haben mannhafte Taten einzelner und weniger Namenloser geschichtliche Entscheidungen herbeigeführt. Wie hießen die auserlesenen Gefolgsmänner Armins, mit denen er in der Entscheidungsschlacht an der Weser die römische Linie durchbrach und damit die Wende der Schlacht und die Befreiung Germaniens herbeiführte? Wie hießen die tapferen Sachsen, die am Süntel noch einmal den Widerstand versuchten und bei Verden erschlagen wurden? Es ist kein einziger Name überliefert, es sei denn, daß der eine oder der andere, wie es germanischer Brauch war, in die Heldensage übergegangen ist und dort unerkannt weiterlebt. Aber die „große Arbeit“, die Arbeit an der deutschen Geschichte, ist jederzeit von jenen unbekannten Deutschen verrichtet worden, deren Taten unter dem Namen ihres Führers gingen, und die sie — das ist das Wesentliche — auch freudig zur Mehrung seines Ruhmes verrichteten, sofern er ein wirklicher Führer war.

Wenn aber der Großteil der geschichtswirkenden Arbeit von den namenlosen und unbekannten Deutschen getan ist, so bedeutet das ganz und gar nicht, daß sie von irgendeiner indifferenten und persönlichkeitslosen Masse verrichtet ist, wie es uns die marxistische Ideologie vorgaukeln will. Jede wirkliche Tat, sei sie nun bekannt oder nicht bekannt geworden, vom Führer oder von einem Gefolgsmann verrichtet, ist Sache einer Persönlichkeit, und sie steht um so höher im Persönlichkeitswert, je mehr der einzelne sein Ich darüber vergessen hat. Das Ich über der Aufgabe vergessen, bedeutet nicht, seine Persön-

lichkeit aufgeben und in der unterschiedslosen Masse untertauchen — im Gegenteil, es ist die höchste Steigerung der Persönlichkeit. Eine Masse ist niemals zu einer wirklichen Tat fähig. Sie mag in der Hand eines entschlossenen Führers einsatzfähig sein, solange sie unter einem mechanischen Zwange steht — fällt dann aber dieser Zwang fort, so fällt sie auseinander. Wenn dann überhaupt etwas zu retten ist, so geschieht es durch jene namenlosen Einzelnen, die unbekannten Deutschen, in denen das Gesetz noch lebendig ist, das schon den Germanen des Tacitus galt: daß es besser sei, das Leben als die Ehre zu verlieren. Eine Masse als solche kann dieses Gesetz niemals spüren, wohl aber kann es der einzelne, und sei er der schlichteste Werkmann; und dadurch eben ist er aus der Masse herausgehoben und ein Glied der völkischen Gemeinschaft, ein Deutscher im ursprünglichsten Sinne des Wortes geworden. Und sei sein Name noch so unbekannt, er gehört damit zu jener zweitausend und mehr Jahre alten Gemeinschaft, über deren Namenlosigkeit die Namen der großen Führer stehen, an deren Namen jene aber das gleiche Recht haben, wie ihre Träger selbst. —

Unsere ehemaligen Gegner, romanische, slawische und angelsächsische Völker, haben die unbekannten Kämpfer ihrer Nationen dadurch geehrt, daß sie einen der unbekannten Gefallenen in einem Ehrengarbe beisetzen, das nun ein Heiligtum der ganzen Nation ist. Der Brauch ist schön und sinnvoll, und doch haben die Deutschen recht, wenn sie ihn nicht in dieser Form nachgeahmt haben. Es entspricht weniger dem germanischen Brauche, die großen Toten durch redende Denkmäler in Stein und Erz zu ehren. Er hebt seine Toten auf eine höhere Ebene, und seine Totenehre besteht eher darin, daß er den Helden in Sage und Lied aufnimmt, oft genug als Namenlosen, der dadurch zum Urbild für viele wurde. In jener Zeit des Verfalles, als man sich um Ort und Art eines Reichehnenmales stritt, ist einmal ein Gedanke aufgetaucht, der in seiner mythischen Schlichtheit dem germanischen nahekam: man solle die Gebeine eines unbekannten deutschen Kriegers im Rheine versenken und diesen Ort dann für alle Zeiten heilig sein lassen. Wir wollen aber nicht vergessen, daß wir seit hundertdreißig Jahren das deutsche Denkmal des unbekannten Gefallenen besitzen — nicht in Marmor und Stein, aber in Gestalt eines Liedes, so wie es der germanischen Art der Totenehrung entspricht. Es ist das Lied vom Guten Kameraden, das Ludwig Uhland im Jahre 1809 gedichtet hat; anknüpfend an das Schicksal zweier schwäbischer Soldaten bei den Kämpfen in Spanien, von dem eine letzte Kunde in ihre Heimat drang. Das schlichte Lied, das einem unserer volkstümlichsten Dichter gelang, wurde schnell zum Volkslied, weil es ohne jede tönende Phrase dem Schicksal eines Namenlosen ergreifenden Ausdruck gibt und so für alle unbekannten Deutschen gedichtet ist. Es ist schon dadurch geheiligt, daß es unzählige Male gespielt und gesungen worden ist, wenn ein toter deutscher Soldat bestattet wurde; und dieser todesnahe Ernst hebt es — trotz aller Zerknirschtheit, die es erfahren mußte — völlig aus jedem sentimentalischen Bereiche heraus. Wir spüren darin einen letzten Nachklang jener Lieder, die germanische Gefolgsmänner am Grabe des toten Gefolgsherrn sangen. Und auch das uralte germanische Symbol soldatischer Zusammengehörigkeit, die Fahne, hat ihren Sinngehalt auch in diesem Zusammenhange bis heute bewahrt. Im Ehrenhof eines norddeutschen Landesmuseums stehen heute die Regimentsfahnen des früher dort liegenden Armeekorps; sie werden am Tage der großen Schlachten oder an den Todestagen einzelner Gefallener von den Müttern oder Witwen der Toten mit Blumen geschmückt. Der Fahnenraum ist wieder ein Heiligtum geworden, wie die heiligen Haine unserer Vorzeit, in denen die Feldzeichen aufbewahrt wurden.

Angeichts solcher Überlieferungen spüren wir den Hauch der zweitausendjährigen germanischen Geschichte auch in der Erinnerung an den Krieg, der vor fünfundzwanzig Jahren begann, den größten Krieg, den germanische Völker jemals geführt haben. Ihn spüren nicht nur diejenigen, die als junge Freiwillige oder als gebiente Soldaten das

Ringern mitgemacht haben; es haben auch die Angehörigen jener Zwischengeneration daran teil, die uns oft um das geschichtliche Erlebnis beneidet haben, die aber doch von Mißgunst und Anmaßung fern sind. Denn sie stehen dem Erlebnis von 1914 nahe genug, um zu wissen, daß Geschichte und geschichtliche Taten nicht mit Trompetenschall vorausverkündet werden; daß nicht die Lautesten die Geschichte machen, sondern die Ausdauernden und Ernsten; die unbekannten Deutschen, aus denen sich einer erhoben hat, um in ihrer aller Namen das germanische Gesetz der Ehre und der Kraft wiederherzustellen. Vor dieser Aufgabe verstummt auch der vielberufene Gegensatz zwischen den Generationen; denn an der deutschen Geschichte haben immer die jungen, die reifen und die vollgereiften Männer zusammengearbeitet, und die Tradition früherer Heldengeschlechter haben immer diejenigen am besten weitergeführt, die es ihnen nachgetan haben.

Platzmann.

Die Ausgrabung am „Kriemhildensstuhl“ bei Bad Dürkheim

Zweiter Vorbericht

Von Hans Schleif

Die Ausgrabung ist im Winter 1938/39 planmäßig fortgesetzt worden, wobei jede der drei gestellten Aufgaben mit gutem Ergebnis gefördert wurde.

1. Die Ausräumung des Schuttes aus der Mulde des antiken Steinbruchs schreitet weiter nach Süden zur Mitte der Mulde fort. Auch in diesem Winter konnten wieder 4000 kbm abgeräumt werden. Damit wurde nun auch in der Mitte der Felsenabfah erreicht, der im Vorjahre in dem ersten großen Ostwestschnitt 5 m unter dem vorgefundenen Schuttplateau zutage kam¹. Erstmals seit Wiederaufnahme der Grabung wurde in diesem Winter eine Felszeichnung freigelegt (Abb. 1): deutlich ist ein mit sicherer Hand gezeichneter, nach rechts gerichteter Pferdekopf zu erkennen, also wiederum eine Darstellung, die sich in die einheitliche Reihe der symbolischen Felsbilder fügt, denn es sind ja bereits acht Pferde, allerdings noch kein einzelner Kopf, am „Kriemhildensstuhl“ bekannt. Dicht unter dem Pferdekopf steht eine bedeutungslose Inschrift der XXII. Legion.

Die Einteilung der Arbeitsabschnitte brachte es mit sich, daß im vorigen wie in diesem Jahre, eine im Verhältnis zur abgetragenen Schuttmenge nur kleine Felswandfläche freigelegt wurden. Im nächsten Abschnitt wird sich dieses Verhältnis wesentlich zugunsten der Felspartien verschieben, so daß dann nicht nur bereits eine gründliche Veränderung des ganzen Raumeindrucks im Steinbruch festzustellen sein wird, sondern auch ein größerer Zuwachs an Felszeichnungen zu erhoffen ist. Kulturschichten oder sonstige Anzeichen einer Benutzung des Steinbruchs, nachdem er von den Römern verlassen war, wurden in der bisher erreichten Tiefe noch nicht festgestellt.

2. Bei der weiteren Untersuchung des Ringwalls konnte ein wichtiger Fortschritt erzielt werden: etwa 50 m nordwestlich des „Kriemhildensstuhles“ wurde ein guterhaltenes Tor gefunden. Wie so oft bei vorgeschichtlichen Burgen befindet sich auch hier fast an derselben Stelle wie vor zweieinhalb Jahrtausenden heute noch ein Ausgang zur Burg, nur wenig von dem alten nach Süden verschoben. Leichte Geländeregulierungen zugunsten dieses modernen Fußweges hatten zwar die Erkennung des alten Torweges erschwert, da aber seit dem Vorjahre durch die Auffindung und Deutung des sonderbaren Erhaltungszustandes der Mauer ihre Fluchten außen und innen unter dem doppelwelligen Profil ihrer Sturzlage so eindeutig zu erkennen sind, daß ihr genauer Verlauf auch ohne Grabung jetzt an der heutigen Oberfläche errechnet werden kann, war in der Nähe des

¹ Siehe 1. Vorbericht in „Germanien“ 1938, S. 289 ff.



Abb. 1. Germanische Felszeichnung: Pferdekopf, darüber kleines Hakenkreuz

modernen Durchgangs nunmehr an mancherlei leichten Abweichungen von dem Durchschnittszustand der Sturzlage deutlicher als früher zu erkennen, daß hier auch in alter Zeit bereits eine Maueröffnung gewesen sein muß. In wenigen Wochen im Mai dieses Jahres wurde hier eine Grabung durchgeführt, deren Ergebnis in den Abb. 2—5 bereits mitgeteilt sei, obwohl die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist. Die Lichtbilder lassen den überraschend guten Erhaltungszustand erkennen; nicht nur der Grundriß ist lückenlos erhalten, auch das Mauerwerk steht noch in ausgezeichnetem Zustand und oft bis direkt unter die dünne Humuserde, an manchen Stellen beinahe 2 m hoch.

Der Grundriß zeigt, daß der 6,50 m breite Durchlaß etwas schräge durch die Mauer hindurchgeführt, ungefähr in der Richtung wie der Weg von unten herauf auf die Mauer trifft. Beiderseits des Durchlasses sind die Mauerköpfe verstärkt, gewissermaßen nach innen umgeknickt, wodurch 9 m tiefe Torleibungen entstehen. Die Umbiegungen sind mit fast 7 m Breite etwas massiver als die Mauerstärke, die südlich des Tores 5,50 m, nördlich 6,30 m dick ist. Trotzdem haben hier anscheinend keine Türme die Mauer überhöht, denn die Steinmenge des zerfallenen Tores entspricht genau der Schutthöhe über den benachbarten Mauerpartien.

Für die Konstruktion ergab der gute Erhaltungszustand des aufgehenden Mauerwerks wichtige Aufschlüsse. Die Innenseite jeder der beiden Mauerverstärkungen wird von je elf durchschnittlich 35 cm starken Pfosten gebildet (1—11, 24—34), die so eng nebeneinander stehen, daß zwischen ihnen nur ein durchschnittlich 30 cm breiter Schlit mit Steinen

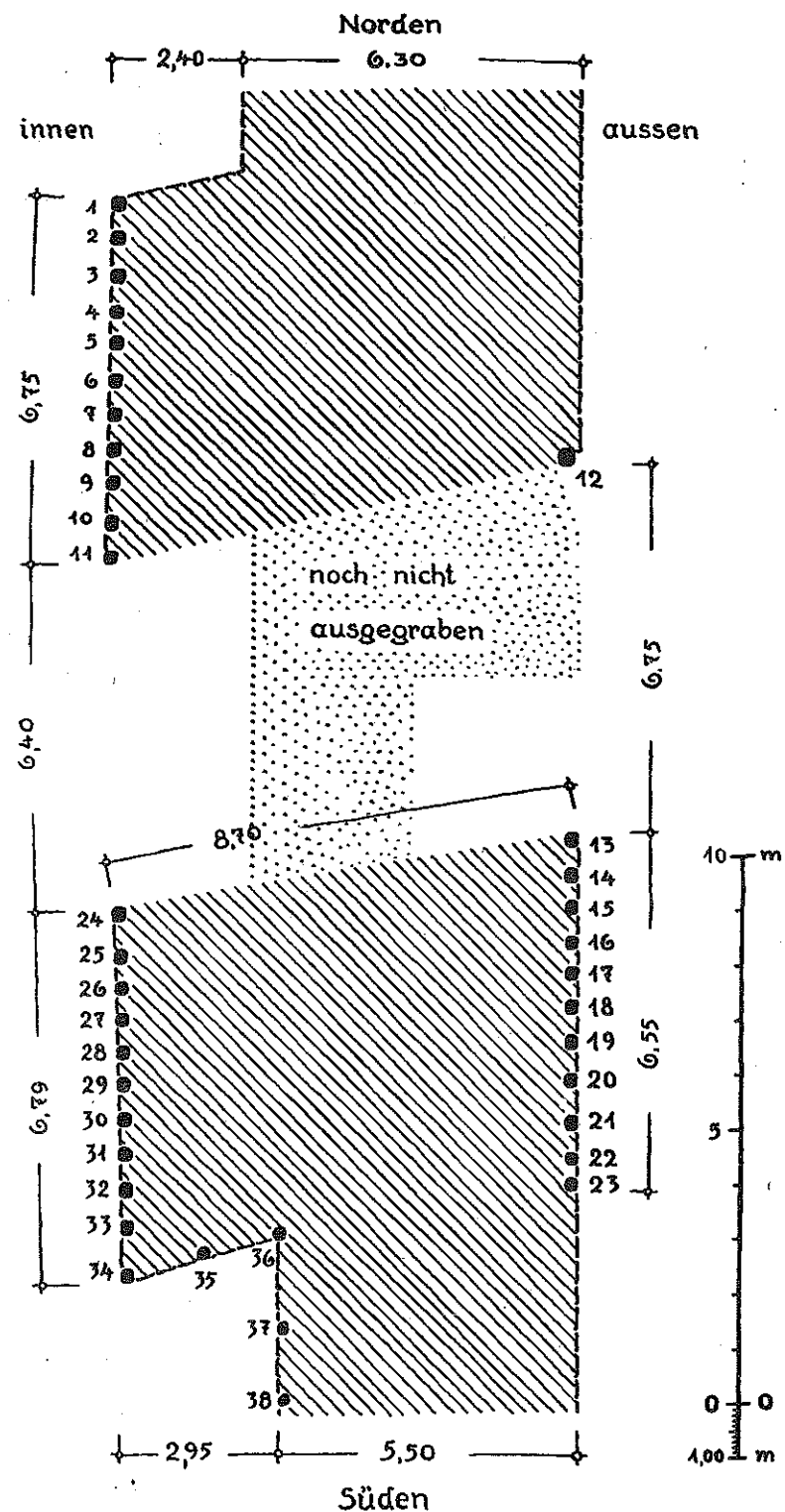


Abb. 2. Plan des Torres



Abb. 3. Nördlicher Mauerkopf des Torres von innen (Nordwesten)

auszumauern war. Nachdem die Pfosten restlos verschwunden sind, steht die Ausmauerung jetzt wie kleine Pfeilerchen 50—90 cm hoch, getrennt durch die breiten Schlitze, in denen ehemals die Pfosten standen. Außer den Pfosten 1—11 ist am nördlichen Mauerkopf bisher nur ein einziger Pfosten (12) an der Außenecke gefunden worden. Die hier nach Norden anschließende Außenschale der Mauer ist noch mit vielen Schichten fast 2 m hoch erhalten, für eine Mauerecke ein sehr seltener und glücklicher Befund. Das Lichtbild Abb. 5 zeigt jedoch deutlich, wie brüchig und verwittert das Mauerwerk heute ist, so daß es die Freilegung wohl kaum sehr lange überdauern wird. Nicht nur, daß die einzelnen Steine durch Druck und Frost allmählich mehrfach zersprungen sind, die größere Gefährdung des letzten Bestandes bildet die völlige Loderung des Gefüges von den untersten Schichten an durch das Herausfaulen der hölzernen Innenausfüllung der Mauer und der Holzkonstruktion, von der man an den durchlaufenden Lücken zwischen den Steinen noch einige große Längs- und Querriegel erkennen kann. Unter den Steinen, die direkt an den Eckpfosten 12 anschließen, lassen einige (in Abb. 5 A B C D E bezeichnet) deutliche Bearbeitungs Spuren erkennen. Sie sind durch Hammerschläge hinten ausgeklüfft, so daß sie den Pfosten hakenförmig umfassen. Dies ist bisher die einzige Stelle, wo an Steinen der Burgmauer eine Bearbeitung mit Werkzeugen nachgewiesen ist. Alle anderen Steine wurden so verwendet, wie sie aus dem Bruch kamen. Im Gegensatz zum nördlichen Mauerkopf hat der südliche außen genau wie innen eine Verstärkung durch elf Pfosten erhalten (13—23). Ein Grund für diesen Unterschied ist vorläufig noch nicht zu erkennen, am ehesten möchte man an einen Höhenunterschied beider Mauerköpfe denken, denn wenn auch anzunehmen ist, daß der eigentliche Wehrgang über dem Tor in gleicher Höhe durchlief und beide Mauerköpfe miteinander verband, so könnte doch über dem südlichen auf Grund seiner sorgfältigen Holzkonstruktion eine gedeckte Turm- oder Torwachtstube ergänzt werden. Die unterschiedliche Verwendung von Pfostengerippe und glatter Stein-

mauer war schon im Vorjahre bei den ersten Schnitten beobachtet worden und wird auch in Zukunft noch ausführlicher zu untersuchen sein, da sie mancherlei wichtige Einblicke in die Konstruktionsweise der vorgeschichtlichen Holz-Stein-Mauern erlauben wird.

Auch in dem einspringenden inneren Winkel des südlichen Mauerkopfes sind im Gegensatz zum nördlichen noch vier Pfosten (35–38) erhalten, die wesentlich weiter gestellt sind als die benachbarten Stützenreihen. Auch sie müssen einem besonderen Zwecke gedient haben, der bei der Fortsetzung der Grabung nach Süden vielleicht noch klar wird. Möglicherweise war hier eine Treppe befestigt, die in dem Winkel auf die Mauer hinaufführte.

Noch ungeklärt ist der ehemalige Zustand des eigentlichen Tordurchgangs, dessen Ausgrabung noch nicht vollständig beendet ist. Soviel ist jedoch schon zu erkennen, daß die beiden Torleibungen reine Holzwände waren. Ob sie nun in Block-, Pfahl-, Fachwerk- oder Flechtbauweise ausgeführt waren, wird vielleicht nicht mehr festzustellen sein. Schon die durch die Schliefe gesicherten Pfosten der Mauerköpfe sind im gewachsenen Boden, der hier nur aus dem Verwitterungsgeröll des anstehenden Sandsteines besteht, so gut wie unkenntlich; wenn also die Leibungswände auf noch weniger eingetieften Schwellen standen, werden ihre Spuren im Boden ebenso vollständig vergangen sein, wie oberhalb der Oberfläche. Es ist jedoch zu hoffen, daß bei völliger Freilegung des Durchlasses sich wenigstens noch Anzeichen des eigentlichen Torverschlusses finden lassen. Der über 6 m breite Torweg muß schon aus konstruktiven Gründen mindestens einmal unterteilt worden sein, wodurch zwei je 3 m breite zweiflügelige Tore entstanden wären. Eine solche Unterteilung in der Mitte wäre auch nötig als Stütze für den oben durchlaufenden Wehrgang. Über diese Einzelheiten und über die gesamte Erscheinung des Tores kann das letzte Wort erst gesprochen werden, wenn die Grabung an dieser Stelle und in dem unmittelbar davorliegenden Gelände im nächsten Jahre abgeschlossen wird.

3. Die Hoffnung, auch durch Grabungsergebnisse den Nachweis zu liefern, daß schon



Abb. 4. Pfostenschliefe am Tor

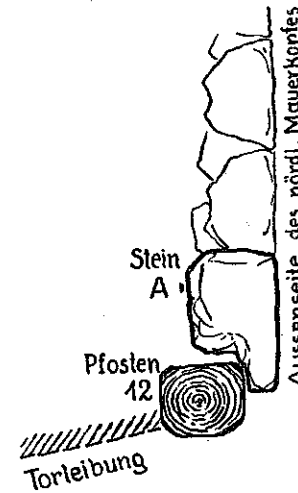
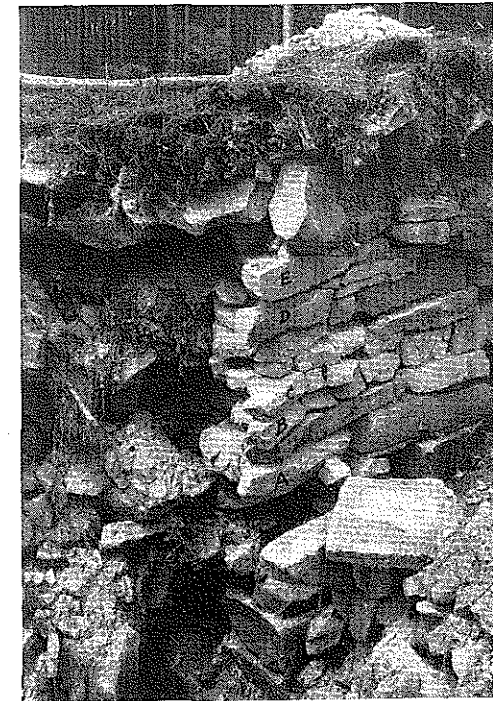


Abb. 5. Pfosten 12 an der Außenecke des nördlichen Mauerkopfes



in dem Jahrtausend vor der Ausbeutung des Ostabhanges als Steinbruch an dessen Stelle oder in unmittelbarer Nähe ein Kult ausgeübt wurde, von dem die germanischen Felsbilder nur die letzten Zeugen sind, hat durch die ersten Arbeiten oberhalb des Steinbruches neue Nahrung erhalten. Die Burgmauer-Innenflucht wurde ausgehend vom Schnitt I des Vorjahres nach Nordost auf den Steinbruch hin weiter verfolgt. Sie ist hier leider nicht sehr gut erhalten und bricht nach 25 m völlig ab. Zunächst könnte man glauben, sie sei hier völlig zerstört, jedoch nach einer Lücke von etwa 4 m setzt sie sich wieder fort, nun aber um 1,70 m nach innen versetzt, also turmartig verdickt. Damit wird der Befund dem Zustande am Tor sehr ähnlich: die 4 m breite Lücke scheint der Durchgang eines kleinen Torbaues zu sein, der nur einseitig durch einen verbreiterten Mauerkopf verstärkt ist. Diese Verstärkung ist 10,50 m lang, dann wird durch einen Rücksprung von 1,85 m wieder die durchschnittliche Mauerstärke aufgenommen. Weitere 50 m nördlich muß diese Mauerflucht jenseits der Unterbrechung durch den obersten Rand des Steinbruches (Abb. 6) mit einem stumpfen Winkel zu dem 320 m entfernten südlichen Mauerkopf des großen Tores abbiegen. Alle diese Mauerzüge werden zukünftig innen und außen noch freigelegt und dabei wird auch die Ausgestaltung sowohl der stumpfen Ecke, wie besonders auch des Vorgeländes bei beiden Toren genau festgestellt werden. Wenn sich so dicht bei dem großen Tor das Vorhandensein eines kleineren Durchlasses zur Gewißheit erheben läßt, dürfte damit allein schon ein bedeutsamer Hinweis auf außergewöhnliche Zusammenhänge zwischen dem Burgwall und dem Felsen vor seiner Ostseite gegeben sein. Außen sind diese Zusammenhänge für immer zerstört, denn wie der Fels aussah, bevor er dem Steinbruch zum Opfer fiel — ob er beispielsweise hier an der Ecke wie eine Bastion steil vorragte und gerade deshalb zum Abbau besonders geeignet war —, wird sich nie mehr feststellen lassen. Wohl aber kann innerhalb der Burgmauer durch eine Flächengrabung in dieser Ostseite noch manche Klärung gewonnen werden.

mauer war schon im Vorjahre bei den ersten Schnitten beobachtet worden und wird auch in Zukunft noch ausführlicher zu untersuchen sein, da sie mancherlei wichtige Einblicke in die Konstruktionsweise der vorgeschichtlichen Holz-Stein-Mauern erlauben wird.

Auch in dem einspringenden inneren Winkel des südlichen Mauerkopfes sind im Gegensatz zum nördlichen noch vier Pfosten (35—38) erhalten, die wesentlich weiter gestellt sind als die benachbarten Stützenreihen. Auch sie müssen einem besonderen Zwecke gedient haben, der bei der Fortsetzung der Grabung nach Süden vielleicht noch klar wird. Möglicherweise war hier eine Treppe befestigt, die in dem Winkel auf die Mauer hinaufführte.

Noch ungeklärt ist der ehemalige Zustand des eigentlichen Tordurchgangs, dessen Ausgrabung noch nicht vollständig beendet ist. Soviel ist jedoch schon zu erkennen, daß die beiden Torleibungen reine Holzwände waren. Ob sie nun in Block-, Pfahl-, Fachwerk- oder Flechtbauweise ausgeführt waren, wird vielleicht nicht mehr festzustellen sein. Schon die durch die Schläge gesicherten Pfosten der Mauerköpfe sind im gewachsenen Boden, der hier nur aus dem Verwitterungsgeröll des anstehenden Sandsteines besteht, so gut wie unkenntlich; wenn also die Leibungswände auf noch weniger eingetieften Schwellen standen, werden ihre Spuren im Boden ebenso vollständig vergangen sein, wie oberhalb der Oberfläche. Es ist jedoch zu hoffen, daß bei völliger Freilegung des Durchlasses sich wenigstens noch Anzeichen des eigentlichen Torverschlusses finden lassen. Der über 6 m breite Torweg muß schon aus konstruktiven Gründen mindestens einmal unterteilt worden sein, wodurch zwei je 3 m breite zweiflügelige Tore entstanden wären. Eine solche Unterteilung in der Mitte wäre auch nötig als Stütze für den oben durchlaufenden Wehrgang. Über diese Einzelheiten und über die gesamte Erscheinung des Tores kann das letzte Wort erst gesprochen werden, wenn die Grabung an dieser Stelle und in dem unmittelbar davorliegenden Gelände im nächsten Jahre abgeschlossen wird.

3. Die Hoffnung, auch durch Grabungsergebnisse den Nachweis zu liefern, daß schon



Abb. 4. Pfostenschläge am Tor

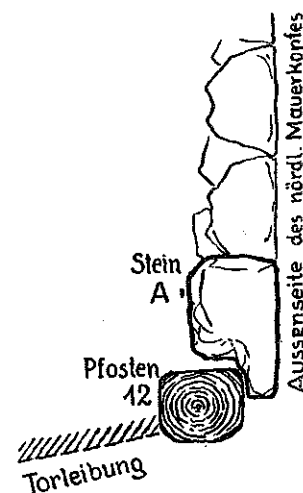
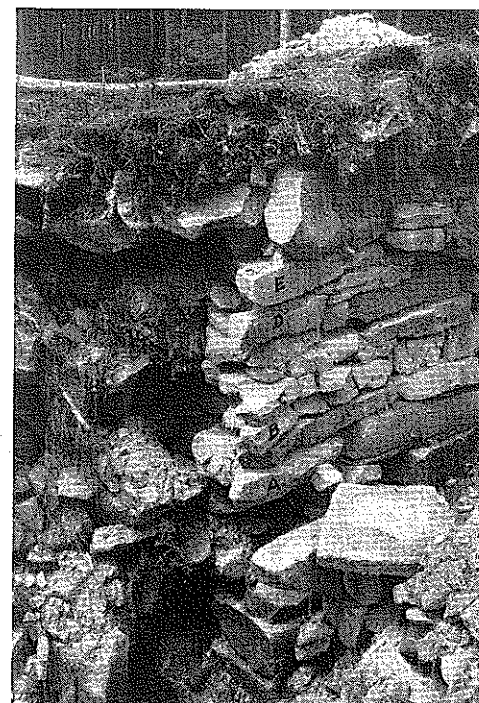


Abb. 5. Pfosten 12 an der Außenseite des nördlichen Mauerkopfes



in dem Jahrtausend vor der Ausbeutung des Ostabhanges als Steinbruch an dessen Stelle oder in unmittelbarer Nähe ein Kult ausgeübt wurde, von dem die germanischen Felsbilder nur die letzten Zeugen sind, hat durch die ersten Arbeiten oberhalb des Steinbruches neue Nahrung erhalten. Die Burgmauer-Innenflucht wurde ausgehend vom Schnitt I des Vorjahres nach Nordost auf den Steinbruch hin weiter verfolgt. Sie ist hier leider nicht sehr gut erhalten und bricht nach 25 m völlig ab. Zunächst könnte man glauben, sie sei hier völlig zerstört, jedoch nach einer Lücke von etwa 4 m setzt sie sich wieder fort, nun aber um 1,70 m nach innen versetzt, also turmartig verdickt. Damit wird der Befund dem Zustande am Tor sehr ähnlich: die 4 m breite Lücke scheint der Durchgang eines kleinen Torbaues zu sein, der nur einseitig durch einen verbreiterten Mauerkopf verstärkt ist. Diese Verstärkung ist 10,50 m lang, dann wird durch einen Rücksprung von 1,85 m wieder die durchschnittliche Mauerstärke aufgenommen. Weitere 50 m nördlich muß diese Mauerflucht jenseits der Unterbrechung durch den obersten Rand des Steinbruches (Abb. 6) mit einem stumpfen Winkel zu dem 320 m entfernten südlichen Mauerkopf des großen Tores abbiegen. Alle diese Mauerzüge werden zukünftig innen und außen noch freigelegt und dabei wird auch die Ausgestaltung sowohl der stumpfen Ecke, wie besonders auch des Vorgebietes bei beiden Toren genau festgestellt werden. Wenn sich so dicht bei dem großen Tor das Vorhandensein eines kleineren Durchlasses zur Gewißheit erheben läßt, dürfte damit allein schon ein bedeutsamer Hinweis auf außergewöhnliche Zusammenhänge zwischen dem Burgwall und dem Felsen vor seiner Ostseite gegeben sein. Außen sind diese Zusammenhänge für immer zerstört, denn wie der Fels aussah, bevor er dem Steinbruch zum Opfer fiel — ob er beispielsweise hier an der Ecke wie eine Bastion steil vorragte und gerade deshalb zum Abbau besonders geeignet war —, wird sich nie mehr feststellen lassen. Wohl aber kann innerhalb der Burgmauer durch eine Flächengrabung in dieser Ostseite noch manche Klärung gewonnen werden.

Wieder wie bisher gebührt der Reichsarbeitsdienst-Abteilung 5/320 unter Oberstfeldmeister G a u b besonderer Dank für die Bereitstellung eines Zuges, der in der Zeit vom 14. 9. 1938 bis 22. 5. 1939 trotz der in diesem Winter recht ungünstigen Witterung den vorgesehenen Arbeitsabschnitt planmäßig erledigte. Die örtliche Leitung übernahm wieder H=Oberscharführer L ö h a u s e n, cand. phil. R. W. K a i s e r half ihm bei der Bearbeitung der Kleinfunde.

Das Recht der Frau bei den Germanen

Don F. Cornelius

Alle alten Nachrichten stimmen darin überein, daß die Stellung der Frau bei den Germanen eine überaus geachtete war. In seltsamem Gegensatz dazu steht scheinbar, was wir von der rechtlichen Stellung der Frau erfahren. Nach der herrschenden Auffassung war die Frau rechtlich bloß Sache: sie wurde gekauft und gelegentlich verkauft, stand lebenslang unter Vormundschaft wie ein Kind und konnte keine selbständige Rechtshandlung vornehmen. Ein schreiender Widerspruch! Er wäre nur verständlich, wenn die Germanen ein Recht gehabt hätten, das ihnen von außen aufgenötigt worden wäre und mit ihren sittlichen Begriffen nicht übereingestimmt hätte. Nachdem aber das germanische Recht aus demselben Urgrunde des eigenen Volkstums hervorgewachsen war wie die Volkssitte, so müssen auch in beiden die gleichen Auffassungen walten. Der Widerspruch muß ein Fehler der Überlieferung oder unserer Ausdeutung sein.

Tatsächlich hat das Recht der Germanen die Frau sehr viel bessergestellt als selbst das heutige Recht. Es ist nur dadurch in falsches Licht gerückt und mißverstanden worden, weil man ihm Begriffe des römischen Rechtes unterlegte, die man als allgemein gültig ansah. Um eine unbefangene Betrachtung des altgermanischen Rechtes zu erreichen, müssen wir uns von den Einseitigkeiten und künstlichen Begriffsbildungen des römischen Rechtes freimachen.

Das römische Recht war ein System von Machtbefugnissen, das germanische ein Gefüge von Treupflichten. Dieser große Gegensatz kommt gerade in der Stellung der Frau am stärksten zur Geltung. So war die Frau des Römers bei der normalen Eheform „in der Hand“ des Mannes. Dies bedeutet eine bestimmt umgrenzte Verfügungsgewalt über die Frau und ihr Vermögen. Die germanische Frau dagegen war erst als Tochter, dann als Gattin unter männlicher Obhut („Munt“): der Mann hatte die Schutzpflicht ihr gegenüber und deswegen die Vertretung der Frau in allen Rechtshandeln. Ganz deutlich ist diese Auffassung in dem dritten Gudrunlied der Edda. Gudrun klagt, daß sie ihr Recht selber verfechten müsse: hätte ich noch Brüder, so würde mir diese Schmach erspart. Denn diese würden mit ihrem Schwerte für meine Ehre eintreten. Es ist zwar nicht das öffentliche Gericht, sondern das Hausgericht, vor welchem Gudrun angeklagt ist und sich reinigen muß; aber die Stelle zeigt, daß die Frau nach germanischer Sitte nicht deswegen in der Regel nicht zum Prozeß kam, weil man ihr weniger Recht zugebilligt hätte, sondern weil man den Prozeß als Kampf betrachtete, vor welchem die Frau zu behüten pflicht des Mannes und des Sippengenossen war. Führt doch der germanische Mann in der Regel die Entscheidung des Rechtsstreites durch gerichtlichen Zweikampf herbei. Von dieser Art der Prozeßführung waren die Frauen naturnotwendig ausgeschlossen.

Nur dann kehrte sich die Schutzgewalt der Verwandten in eine Strafgewalt, wenn die Frau durch eine ehrlose Handlung die Sippe beschimpfte. So wurden oft bei unehelichen Verbindungen das Mädchen und sein Verführer wegen Sippenschimpfs erschlagen, wovon

das Volkslied noch manche Erinnerung bewahrt hat¹. Doch galt dem Germanen hier wie sonst nur die verheimlichte Tat als ehrlos; daher verstieß Entführung nicht wider die Ehre, sondern war ursprünglich ein Beginn rechtmäßiger Ehe.

Die Schutzgewalt ging bei der Heirat vom Vater oder den Brüdern auf den Ehemann über. Dieser hatte dafür eine bei der Verlobung bestimmte, meist ziemlich hohe Summe zu erlegen. Man nannte daher die Heirat in der regelmäßigen Form Frauenkauf. Aber mit einem Kauf in unserem Sinne hat der Vorgang nichts zu tun; sondern der auswärtige Beobachter beschrieb ihn mit den Worten: Die Mitgift gibt nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Gattin. Dies stimmt genau mit dem Brauch überein, wie ihn die einheimischen Quellen erkennen lassen. Was bei der Verlobung bedungen wurde, das war nicht ein Kaufpreis für die Frau, der ihren Eltern zufiel, sondern das Wittum, das der Mann als Sondervermögen für die Frau in den Haushalt einzubringen hatte und das der Frau zufiel, wenn die Ehe durch Tod des Mannes oder sonst aus irgendeinem Grunde gelöst wurde. Der Unterschied gegen die heutige Sitte war, daß niemand eine Frau um ihres Geldes wegen heiraten konnte, da sie vom Vater nichts mitbekam, sondern vielmehr der Mann sie auszustatten hatte. Außerdem sicherte das Wittum die Frau gegen willkürliche Verstößung — denn wenn der Ehemann die Ehe auflöste, so wurde er schuldig, das Wittum auszubezahlen. Die angebliche Kaufehe war also viel besser geeignet als die angeblich sakramentale Ehe des späteren Rechtes, die Würde des Weibes zu wahren und es vor Willkür in der Ehe zu schützen.

Die Verlobung wurde zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut verhandelt. Daran hat erst das liberale Zeitalter Anstoß genommen. Aber schon die altgermanische Sitte mißbilligte es, wenn die Braut wider ihren Willen vergeben wurde; oft genug wird in den Sagas ausgeführt, welches Unheil aus solcher Zwangsehe entstehen konnte. Trotzdem war die rechtliche Regelung den Verhältnissen angemessen. Denn eine spröde nordische Jungfrau pflegt auch heute noch jede unmittelbare Liebesfrage zu verneinen — um so schroffer, je heißer sie liebt. Daher in heutiger Zeit gerade Mädchen der vorzüglichsten Klasse so oft unvermählt bleiben. Sie können sich nicht zu rechter Zeit erschließen; sie bedürfen gerade zum Einfädeln einer Ehe einer hilfreichen männlichen Hand. Die germanische Form der Verlobung war daher für die Rassenauslese weit besser als die heutige. Erst recht aber ist eine liebende Braut ungeeignet, über die künftigen materiellen Voraussetzungen ihres Hausstandes zu unterhandeln; wie sollte sie dem Manne, dem sie vertraut, nicht alle Sorgen anheimstellen. Es war daher kein Zeichen minderer Achtung für das Weib, daß diese Verhandlungen nicht mit ihr selbst, sondern mit denjenigen ihrer Verwandten geführt wurden, denen sie zum Schutze anvertraut war.

Gegen ein Überhandnehmen von erzwungenen Ehen schützte außerdem die Möglichkeit, durch Entführung eine gültige Ehe zu schließen. Denn die Ehe war für die Germanen kein Vertrag, sondern eine lebendige Gemeinschaft. In der Regel war die Ehe die Erfüllung des Verlobungsvertrages, aber sie konnte auch ohne vorhergehenden Vertrag zustande kommen. Das germanische Recht war darin viel logischer als das für seine Logik so vielgerühmte römische, welches den Vertrag, der die Ehe bezweckt (eben die Verlobung) und die Ehe selbst durcheinandergeworfen hat. Der Widerspruch, eine Ehe, also ein Lebensverhältnis mit tatsächlichen Folgen, könne rechtlich nichtig sein, ist erst durch den logischen Fehler der Romanisten im Ausgangspunkte verursacht; das mittelalterliche Recht hatte ihn allerdings nötig, um das kirchliche Verbot der Ehescheidung zu umgehen.

Das germanische Recht kannte keine schriftliche Eheschließung und keine standesamtlichen

¹ Den Wert, den die Jungfräulichkeit in den Augen der Germanen hatte, zeigt der Brauch der Morgengabe, welche die Jungfrau, nicht aber die zum zweiten Male heiratende Witwe am Morgen nach der Hochzeitsnacht empfing. Die Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Tacitus in diesem Punkte sind also unberechtigt.

Urkunden. Waren die Zeugen des Eheschlusses gestorben, so wäre es nicht mehr möglich gewesen, die Gültigkeit der Ehe zu beweisen. Daher bestimmte das Recht, daß ein Paar, das drei Winter zusammen gelebt hatte, als verheiratet zu betrachten sei. Dadurch war die Möglichkeit zu einem formlosen Eheschluß gegeben. Wieder wirkte sich diese Einrichtung sehr zum Schutze der Frau aus. Ein langjähriges Konkubinat unterschied sich nicht mehr von einer gesetzlich geschlossenen Ehe; es legte dem Manne die Pflichten des Ehegatten auf — der Frau aber auch die Pflicht der ehelichen Treue. Auch diese formlose Ehe scheint mir erst aus Rücksicht auf den formalen Zölibatsbegriff des kanonischen Rechtes beseitigt worden zu sein. Übrigens ist mir kein Zeugnis bekannt, daß die Germanen auf den formlosen Eheschluß den sachenrechtlichen Begriff der Erziehung angewendet hätten, wie es das römische Recht getan hat. Denn dem logischen Sinne der Germanen widerstrebt es, ungleichartige Dinge um äußerlicher Ähnlichkeit willen zusammenzufassen.

Fürchterlich scheint uns Heutigen das Recht des Eheschwertes: der Ehemann konnte seine Frau im Falle des Ehebruchs töten und hatte auch sonst bei Missetaten die Strafgewalt über sie, — wie er umgekehrt den Volksgenossen gegenüber die Taten seiner Gattin zu vertreten hatte, als ob es seine eigenen wären. Diese Strenge gegen sittliche Verfehlungen der Frau war bis zum Sieg des Liberalismus allgemein; noch Goethe stellt ja in den Mitschuldigen den Buhler, der die Frau des andern nur geküßt hat, schon mit dem Dieb auf eine Stufe. Gerade in der Beurteilung des Ehebruchs der Frau war kein wesentlicher Unterschied zwischen germanischem und echtem römischem Recht. Aber daraus folgt nicht, daß die Germanen das Recht des Gatten an seine Gemahlin als ein Eigentum aufgefaßt hätten. Wohl drückt das Volk bis heute die eheliche Verbindung durch die Wendung aus „Du sollst mein eigen sein“, aber dies ist gegenseitig gemeint: „Du bist mir, ich bin dir“ heißt es im ältesten Volkslied. Dies Wechselverhältnis schließt es aus, daß das Wort „eigen“ im sachenrechtlichen Sinn gemeint wäre.

Zudem ist das germanische Recht das einzige, das auch der Frau einen Anspruch auf die Treue des Mannes gab. Es faßte den Ehebruch des Mannes als Beleidigung der Frau und ihrer Sippe auf. Und Beleidigung war im alten Rechte keine so geringfügige Sache wie heute; sie führte zu blutiger Fehde. Somit war auch die Treue des Mannes im alten germanischen Rechte weit besser gesichert als in der späteren Zeit der Rechtsverwirrung.

Nun wird aber berichtet, daß ein Gatte sein Weib und Kind zur Deckung seiner Schulden verkaufen konnte. Man sieht darin den Ausdruck einer rein sachenmäßigen Wertung der Frau. Aber auch in diesem Falle führt die Unterstellung römischer Begriffe unser Urteil irre. Es handelt sich um nichts anderes, als wenn im heutigen Recht die Ehegatten für eine hypothekarische Schuld gemeinsam haften. Denn die Unfreiheit der Germanen war nicht dasselbe wie die römische Sklaverei. Der Unfreie war Hintersasse und Knecht. Er hatte für seinen Herrn zu arbeiten, aber er hatte in der Regel seine eigene Familie. Die Schuldknechtschaft der Germanen umfaßte nur die Arbeitsleistung, nicht das gesamte Leben. Römische Sklavenhändler haben sie freilich anders ausgelegt.

Überhaupt war dem Germanen der römische Begriff der Sache fremd. Denn dieser Begriff gehört zu den lebensfremden Konstruktionen. Das Ungleichartigste: Boden und Geld, Werkzeug und Vieh, und ehemals auch noch das Gefinbe sind da unter denselben Begriff zusammengefaßt. Daher sich die allgemeinen Regeln des Sachenrechts durch die mannigfaltigsten Ausnahmen einschränken lassen müssen. Der Fehler in der ersten Begriffsbildung verursacht die Unübersichtlichkeit des römischen Rechtes. Seine Logik liegt nur in der Formulierung der einzelnen Rechtsfälle; als System ist es weit weniger logisch als das einfache germanische Recht. Dieses kannte zwar das Wort Sache, das jedoch allgemein den Gegenstand eines Prozesses bezeichnete. Im übrigen unterschied es Boden und „Fahrnis“, und letzterer Begriff umfaßte die Erzeugnisse der menschlichen

Arbeit (auch die Gebäude). Nirgends wird die Ehefrau einem dieser beiden Arten von Besitz zugerechnet.

Die angebliche Entrechtung der Ehefrau im germanischen Rechte stellt sich also bei näherem Zusehen als Mißverständnis heraus. Man hat römische Rechtsvorstellungen irrig auf das germanische Leben angewendet. In Wahrheit war das germanische Recht in viel höherem Grade als jedes frühere und jedes spätere Rechtsgefüge darauf bedacht und dazu geeignet, die Ehre und Würde der Frauen zu schützen. Deswegen hat sich unter seiner Geltung die reine germanische Sittlichkeit entwickelt, die schon Tacitus bewundert hat. Der raffische Wert und der Kinderreichtum der Germanen, durch welche sie über die verfaulende Welt des Altertums gesiegt haben, waren eine Frucht der strengen sittlichen Zucht, die dieses Recht bewirkte.

Albretter- und Sinnbildforschung im Niederländischen Friesland

Don Klaes Sierksma, Ljouwert

Wie Herman Wirth schon behauptete, gibt es viele und ganz verschiedene Albretter, die über die ganze Provinz Friesland verbreitet sind. Die Fülle und Verschiedenheit ist so groß, daß eine vollständige Sammlung wohl etwa 300 bis 400 Nummern zählen würde. Ich selbst zeichne und photographiere jetzt etwa anderthalb Jahre in meinen Ferien und habe etwa 150 verschiedene Albretterabbildungen gesammelt.

Wenn man diese Sammlung durchgeht oder schon wenn man aufmerksam eine Autofahrt macht, wird man bald zwei oder drei, vielleicht vier Formen entdecken, die häufig angewendet sind.

Wir geben davon die Abbildungen 1, 2, 6 und 8. Abb. 1 zeigt uns die Form, die wohl am häufigsten zu finden ist. Sie kommt nur selten im Stammesland der Friesen, südlich vom Städtchen Frjentsjer vor; hauptsächlich ist sie, wie die Karte zeigt, über das Sand-

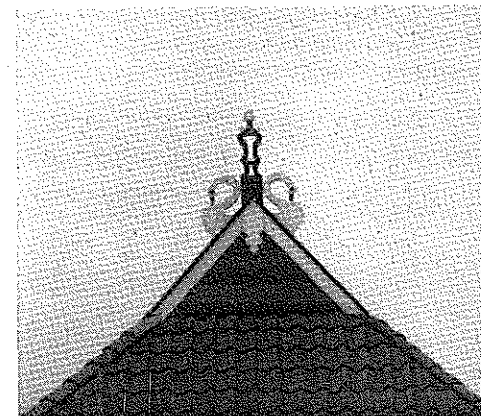


Abb. 1. Delebord Poppinga

fehlen fast niemals am friesischen Albrett oder Siebelzierde — kommen oft in der germanischen Glaubenswelt vor. Doch sind sie nirgends in der Fülle wie hier als uraltes Volksgut bewahrt geblieben, und man darf sie vielleicht als ein friesisches Stammesymbol ansprechen; im Volksleben spielen sie eine große Rolle. So erzählt man, daß die kleinen Kinder auf einem Schiffelein in diese Welt gebracht werden, das ganz weiß ist und von zwei Schwänen gezogen wird.

Wir sehen am Albrett jetzt noch ein uraltes Symbol, das zwar hier und da in der ganzen nordischen Welt zu finden ist, aber vielleicht auch wieder am häufigsten in Fries-

und Hochmoorgebiet verarbeitet. Es gibt da fast keinen Hof ohne ein solches Albrett wie das abgebildete. Leider ist es mir bisher noch nicht gelungen, eine Erklärung der Hauptform zu finden.

Schwäne (für die Schwanforschung vergleiche man auch Germanien 1933, Heft 6, 7 und 8) — sie

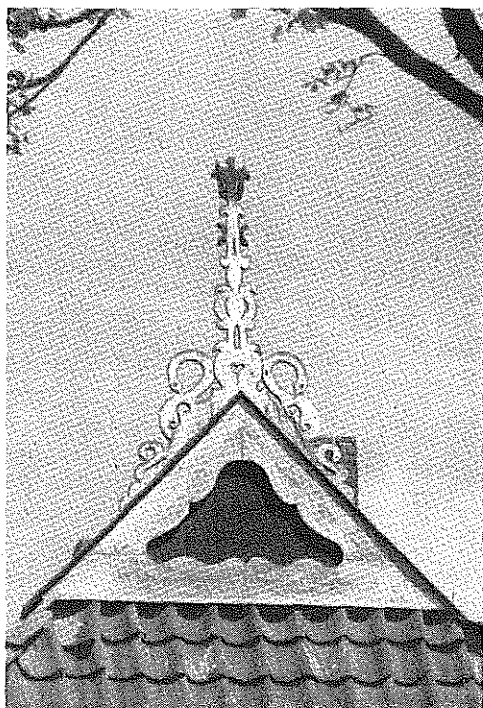


Abb. 2.

die friesische Sprache verlorenging. Abb. 4 zeigt solch ein Albrett. Auch die Zwischenform zwischen Abb. 4 und 4 fanden wir in dieser Gegend, wie Abb. 5 zeigt.

Weiter nach unten gehend, finden wir zuerst vier Halbmonde in dieser Stellung: ☾. Die Halbmonde sind bekannte Lichtsymbole.

Nun folgt wieder etwas Rätselhaftes; wir glauben, darin eine Kröte sehen zu dürfen. Und das Ganze wird von zwei Vögeln getragen, die rücklings verbunden sind und das Herz der Mutter Erde umfassen.

Diese Albrettform findet man in einem verhältnismäßig kleinen Kreis in der Gegend der friesischen Stadt Snits. Obwohl sie nur in diesem Kreis zu finden ist, darf man wohl kaum behaupten, sie sei das Phantasieprodukt eines Dorfzimmermannes.

Die dritte Albrettgestalt, die wir besprechen wollen (Abb. 6), haben wir auch auf der Karte gezeichnet. Man beachte aber, daß es in Ermangelung eingehenderen Studiums nur eine ganz vorläufige Wiedergabe ist.

Das Albrett der Abbildung hat die beiden Schwäne verloren; dies hat aber den Vorteil, daß man nun die Hauptform besser

land. Ich meine das Dreiblatt, das nicht nur fast alle Albreitter krönt, sondern auch oft, wie hier, in umgedrehter Stellung angewendet ist. Der Teil in der Mitte heißt Kjell „Keld“. Was er eigentlich bedeutet, ist mir nicht bekannt.

Auf Abbildung 2 finden wir vier Schwäne; zwei tragen wieder sförmige Aussehendungen. Eine solche Gruppe von Schwänen fand ich sonst nirgends. Aber das Mittelstück zwischen den Schwänen findet man öfters. Ich kenne etwa 40 Albreitter mit ähnlicher Grundform. Wenn wir von oben nach unten die einzelnen Teile betrachten, so begegnen wir zuerst einem Männchen. Unzweifelhaft haben wir hier ein Y-Männchen vor uns. Dies wird noch deutlicher, wenn man dieses Männchen als Siebelzeichen ohne weitere Zutat findet (Abb. 3). Hier haben wir also die Y-Mune in ver-sinnlichter Form, die sich sonst als „Dreizahn“ entwickelte. Diesen Dreizahn findet man oft in der Umgebung der Dörfer Stap-horst und Havelte, einer friesischen Land-schaft in der Nähe von Zwolle, in der aber

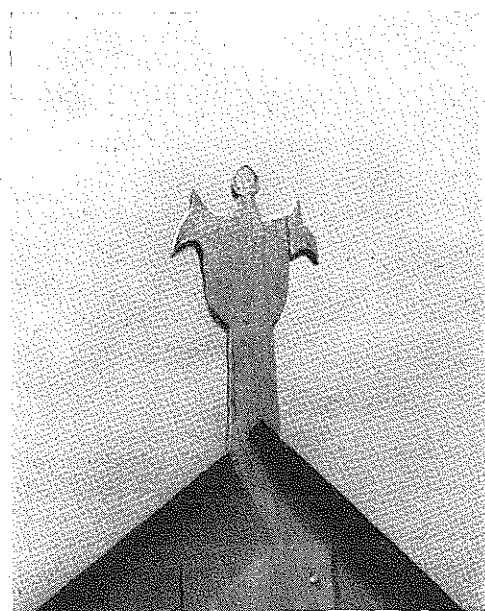


Abb. 3. Dosterlittens (1938)

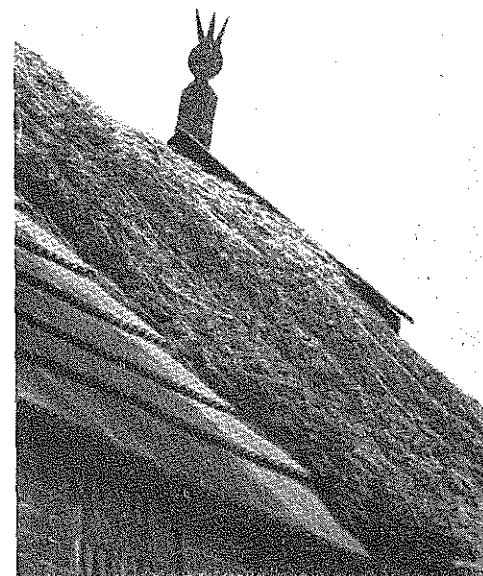


Abb. 4. Nyeveenster Bovenboer (1938)

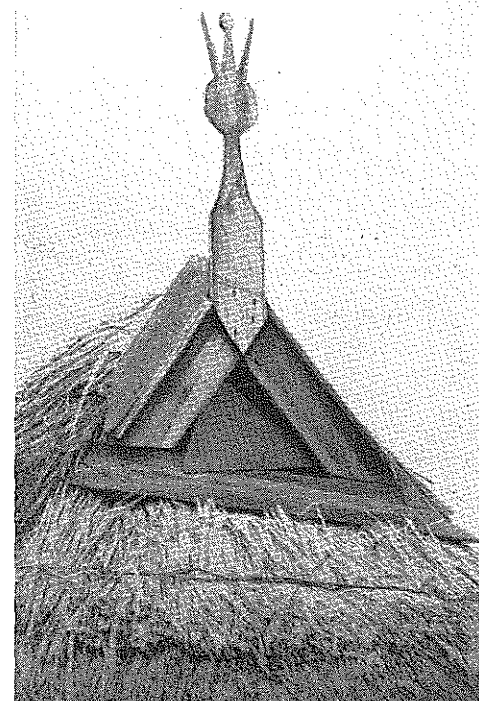


Abb. 5. Nyeveenster Bovenboer (1938)

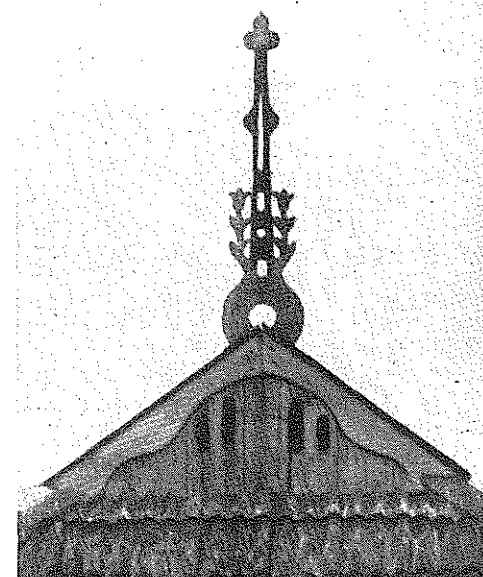


Abb. 6.

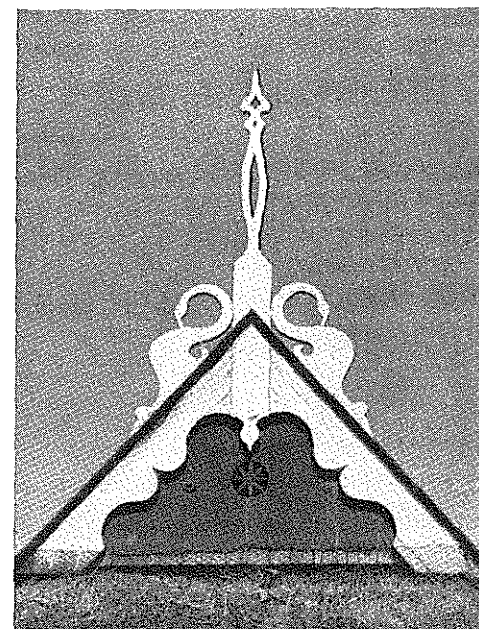


Abb. 8. Delebord Vrouwenparochie (1938)

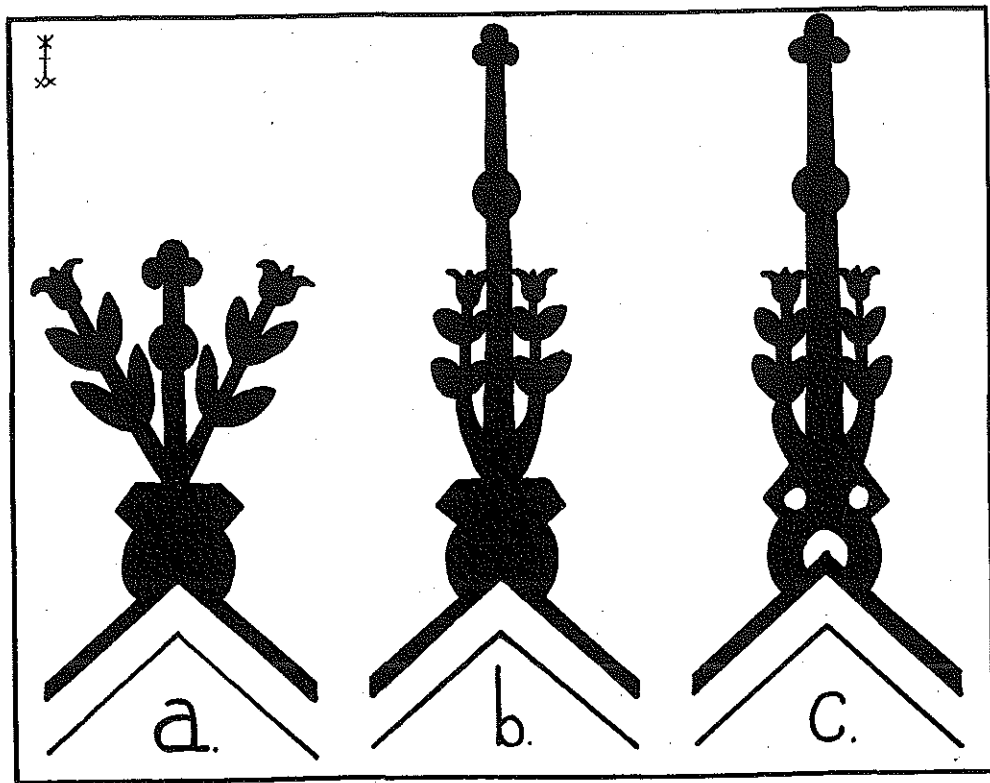


Abb. 7.

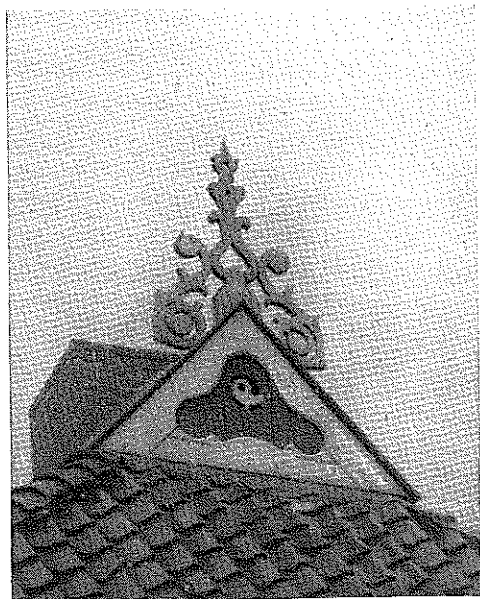


Abb. 9. Delebord Folsgara (1938)

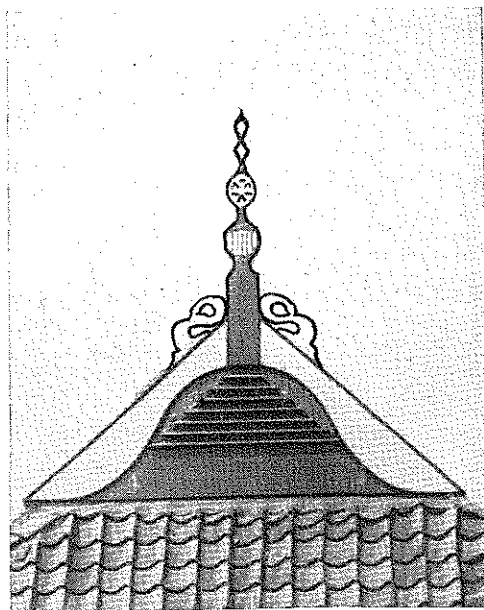
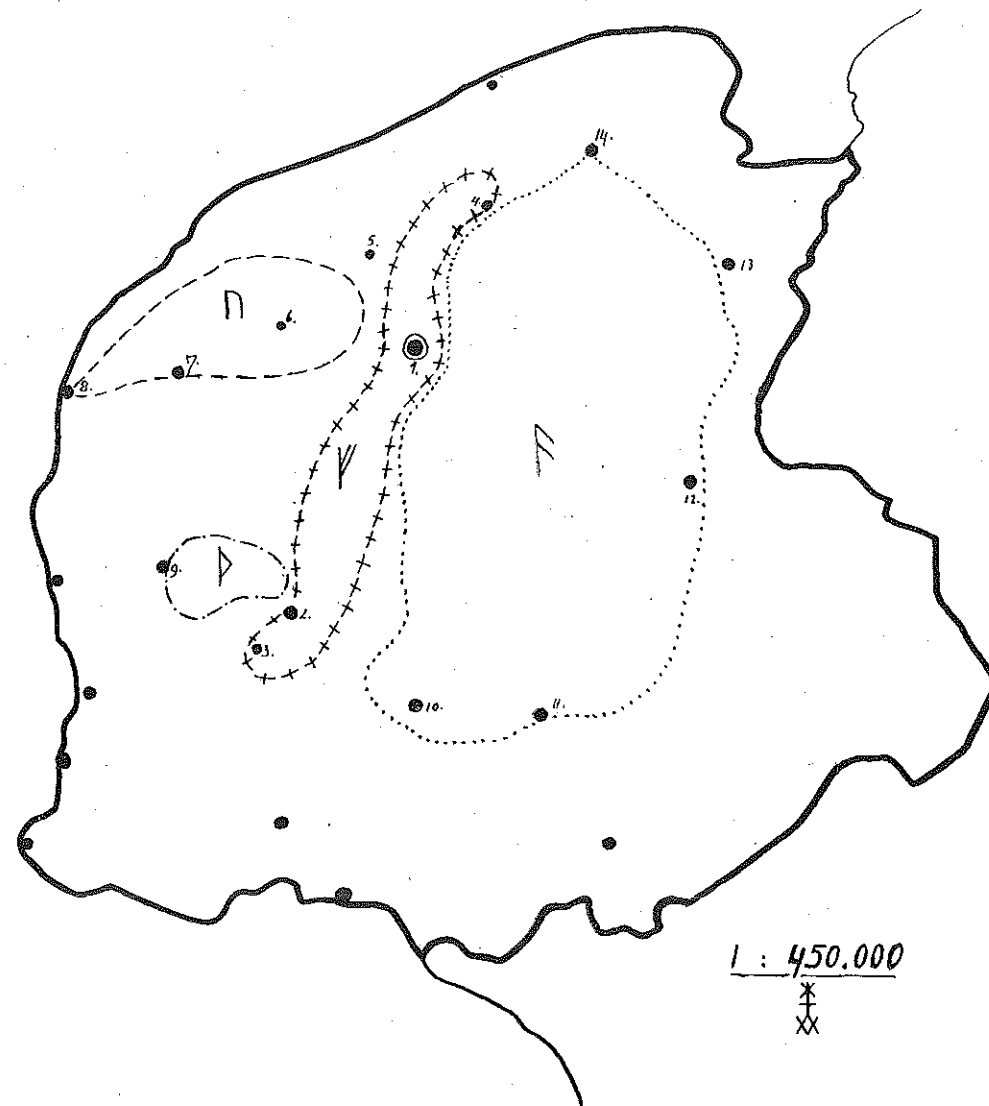


Abb. 10. Delebord Hyperferf (1938)



Niederl. Provinz Friesland. (Die Namen sind auf Friesisch geschrieben.)

1. Ljouwert (Leuwarden); 2. Snits; 3. Drilft; 4. Birbaerd; 5. Stiens; 6. Menaem; 7. Frijentfjer; 8. Harns
9. Boahert; 10. De Jouwer; 11. Gearrenfean; 12. Drachten; 13. Wätenpost; 14. Dozum.

Uhlbretterform wie in Abb. 7c; P Uhlbretterform wie in Abb. 2;

N " " " " 8; F " " " " 1.

unterscheiden kann. Es zeigt wieder das Dreiblatt; dies steht auf einer Säule, in der die Öffnungen ausgespart sind.

Am häufigsten findet man eine Form, deren unterer Teil ähnlich der in Abb. 7c ist. Auch begegnet man manchmal der Form in Abb. 7b, wo der untere Teil nicht durchbohrt ist. Es ist dies eine Urne, ein Krug. Aus ihr kommt der dreisprossige Lebensbaum, der öfters noch weitere Symbole trägt.



Abb. 11. Delebord te Olbebedoop (1938)

Es zeigt aber nicht nur zwei Pferdeköpfe, sondern zwei vollständige Pferde. Der Wetterhahn, das alte Lichtsymbol, steht hoch oben über den Tieren.

Die Abb. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10 und 11 sind nach Aufnahmen des Herrn W. F. van Heemsterd Düster, Abb. 6 nach einer solchen des Herrn F. E. Jartwerd wiedergegeben.

Einige Bemerkungen zum Rehmtener Runenstabkalender

Von Adolf Hofe

Im Juniheft von „Germanien“ veröffentlichte P. A. Herrmann einen bisher der Forschung unbekannten nordischen Runenkalender. Dieser Fall zeigt, daß hier und dort auch auf deutschem Boden immer noch wichtige Altiertümer verborgen sind. Der Rehmtener Kalenderstab, der in seiner Gesamteinrichtung von Herrmann richtig gedeutet ist, macht aber noch einige Einzelbemerkungen nötig.

Es sei zunächst gestattet, einige Versehen richtig zu stellen. S. 268 steht in der Erklärung unter Abb. 2 beim 19. Januar irrtümlich Erik, in der Erklärung des Kalendariums S. 271 dagegen richtig Heinrich. In der Erklärung des Kalendariums S. 271 ist das beim 15. Februar stehende Festzeichen als Art, in der Erklärung der Abb. 5 auf S. 275 dagegen als Trompete bezeichnet. Das Normaljahr für den Anfang des 28jährigen Sonnenzyklus war nicht das Jahr 29 v. Zeitw., wie es auf S. 263 heißt, sondern das Jahr 9 v. Zeitw. In der Erklärung zu Abb. 2 wird die Runenreihe für die Goldene Zahl durch die Worte „Mondphasen nach pentadischem System“ und in der Erklärung zu Abb. 3 die gesamte Reihe der 19 Runenzeichen durch die Worte „Pentadisches Zahlensystem von 19—1“ erläutert. Ein pentadisches System, d. h. eine Ziffernreihe, die von Fünf zu Fünf ihre Kennzeichen ändert, findet sich z. B. auf Stabkalendern aus Västergötland angebracht. Auf dem Rehmtener Stabe sind aber gerade die Goldenen Zahlen durch die auch sonst übliche Runenreihe mit den Zahlenwerten von 1 bis 19 ausgedrückt. Auf S. 268 heißt es, daß in der Reihe des Sonnenzyklus das a in der alten

Die vierte Form (Abb. 8) kann ich im einzelnen nicht deuten.

Außer den vier Hauptformen gibt es eine solche Fülle von Symbolen, daß es nicht möglich ist, alle zu nennen. Nur drei Abbildungen möchte ich als Beispiel noch vorlegen:

Abb. 9 zeigt ein Ulbrett, dessen Formen ganz schwierig zu deuten sind; es handelt sich aber um das „Ulenloch“, das hier von einem Vogel ausgefüllt ist. Es ist ein Sinnbild, das vielleicht nur an eine Gegend gebunden ist.

Als besonderes Symbol ist auch der R o f t zu bezeichnen (Abb. 10), den man häufig findet. Neben ihm finden wir hier auch noch die Odal-Schleife γ , das Malkreuz \times und das Sonnenrad — ein schönes Sinnbild!

Zum Schluß die Abbildung eines Ulbrettes aus einer Gegend, die stark unter sächsischem Einfluß gestanden hat (Abb. 11).

Form \mathfrak{f} statt in der sonst auf dem Stabe verwendeten jüngeren Form wiedergegeben sei. Die Runenzeichen, die auf den Runenkalendern Zahlenwert haben, sind, wie dies auf andern Runenkalendern vorkommt, auch auf dem Rehmtener Stab in den einzelnen Rubriken teilweise verschieden geformt. So erscheint das Runenzeichen für f mit dem Zahlenwert 1 in der Reihe der Sonntagsbuchstaben als \mathfrak{V} , in der Reihe des Sonnenzyklus als \mathfrak{f} . Das Runenzeichen für a mit dem Zahlenwert 4 ist dagegen in beiden Reihen gleichmäßig als \mathfrak{z} geformt.

S. 276 in Anm. 10 (übrigens bezieht sich die Anm. 15 auf dieselbe Sache) liegt in den Worten „Eine vollständige Entwicklungsreihe ist dargestellt in der Ur-Rhezelti-Handschrift von 1630“ ein Übersetzungsfehler vor. Die schwedische Beschriftung der Abbildung von N. Lithberg (Fataburen 1932, S. 123) lautet: Ur Rhezelti runstavsbeskrivning från 1630 talet. Die entscheidenden Worte heißen (ur = aus): „Aus der Runstabsbeschreibung von Rhezeltius“. Auf S. 275 sagt Herrmann, daß der Rehmtener Stab genau Lithbergs „vandringsstav“ entspricht, daß aber diese Stäbe ihrer Länge wegen wohl kaum zum Wandern geeignet waren. Nun reicht aber der Rehmtener Stab mit 122,5 cm bei weitem nicht an die längsten erhaltenen skandinavischen Stäbe heran, und außerdem zeigt die bekannte bildliche Darstellung aus Claus Magnus von 1555 (wiedergegeben bei N. Lithberg Fataburen 1932, S. 125), daß Stäbe, die im Verhältnis zum menschlichen Körper sicher so groß wie der Rehmtener sind, als Wanderstab benutzt wurden.

Zum Stabe selbst ist zu bemerken, daß in der Reihe der Goldenen Zahlen beim 19. Juli das Runenzeichen für 1 fehlt. Dann noch einige Hinweise zu gewissen Tagen des Kalendariums.

6. J a n u a r. Die 3 Kreise an der Raute sind nicht als Sonnenzeichen, als Nachwirkung der älteren Fassung dieses Tages als Neujahrstag aufzufassen, da dieser Jahresanfang nur in der orientalischen Kirche galt, sondern die Dreizahl weist offenbar auf die Heiligen d r e i Könige hin, deren Dreiheit in verschiedener Form an diesem Tage dargestellt wird. Übrigens scheint durch die schräge Raute, die auch sonst beim 6. Januar überliefert ist, das Heilige ausgedrückt zu sein, wie auf dem Rehmtener Stab ja auch beim 25. Dezember als Festzeichen die schräge Raute erscheint.

1. M a i. Das Festtagszeichen bezieht sich offenbar nicht auf Philippus und Jakobus, sondern — Herrmann nennt ja auch schon die schwedische Bezeichnung Valborgsmässa — auf Walpurgis. Als ihr Kennzeichen ist auch sonst eine Krone überliefert, wobei es unsicher ist, ob sie aus einer mißverstandenen Abtissinnenmütze entwickelt oder als Märtyrerkrone aufzufassen ist. Eine Unterscheidung der verschiedenen Kronen macht allerdings der Schnitzer des Rehmtener Stabes nicht, sondern gebraucht durchweg die Marienkrone. Diese steht ja auch beim 22. Juli als Festzeichen von Maria Magdalena, bei deren Tage sonst z. B. nur ein der Marienkrone ähnlicher Nimbus erscheint.

18. M a i. Auch hier unterscheidet der Schnitzer Fürstenkrone und Marienkrone nicht. Die Krone an sich ist beim 18. Mai durchaus üblich, da Erik 1155—60 König von Schweden war.

3. J u n i. Das ursprüngliche Zeichen des Erasmus war eine Winde, da nach der Heiligenlegende ihm die Eingeweide mit einer Winde aus dem Leibe gerissen wurden. Wenn wie auf anderen Stäben auch auf dem Rehmtener ein Treibselbohrer eingerichtet ist, so ist das ein Beispiel dafür, daß die nordischen Bauern mehrfach die kirchlichen Embleme in ihre Gebrauchswerkzeuge umgedeutet haben.

12. J u n i. Daß hier der Tag Eskils nicht vermerkt ist, stützt indirekt die Lokalisierung des Stabes im Bistum Linköping, da in gewissen anderen Bistümern dieser Festtag nicht fehlen würde.

17. J u n i. Das Festtagszeichen steht nicht beim 16., sondern beim 17. Juni. Damit entfällt die angenommene Beziehung auf Wilhelm von Roeskilde, der außerdem nur in

Dänemark gefeiert wurde. Der 17. Juni ist der Tag Botulfs, als dessen Festzeichen ein offenes Buch bekannt ist.

13. J u l i. Ein Biered ist kein herkömmliches Zeichen zu diesem Tage. Schnippel nennt en fyrkant d. h. ett hus als Zeichen beim 15. Juli, versteht aber diesen Hinweis mit einem Fragezeichen, da er nur durch Viljegren (19. Jahrh.!) belegt ist. Ob die schräge Raute eine ähnliche Bedeutung wie die vermutete beim 6. Januar und 25. Dezember haben kann, vermag ich nicht zu entscheiden.

15. u. 17. J u l i. Ob mit den beiden als Dreisproß benannten Zeichen Festtage gemeint sind, ist fraglich, da über der Tagesruna kein Kreuz oder Halbkreuz steht. Wenn es Festtagszeichen sind, würde sich der 17. Juli auf Alexius beziehen. Da der Tag des Alexius in den Bistümern Skara und Ljoföping gefeiert wurde, würde dies eine Bestätigung für den Nachweis Hermanns sein, daß der Rehmteners Stab in Östergötland im Gebiet des Bistums Ljoföping entstanden ist.

25. J u l i. Das norwegische Sprichwort Jacop pisser i humblen bezieht sich nicht auf ein Gefäß. Das Zeichen stellt die stilisierte Form der Hopfenblüte dar, wie überhaupt der Jakobustag mit dem Ausfall der Hopfenernte in Verbindung gebracht wird. Das obige Sprichwort bedeutet: Jakob bewässert den Hopfen. (Also Jahreszeit mit stärkerem Regen.)

19. A u g u s t. An diesem Tage wurde Magnus im Erzbistum Upsala und in den Bistümern Westeras und Strengnäs gefeiert. Die letzte Gegend würde am besten zur Lokalisierung des Stabes in Östergötland passen, da das Gebiet von Strengnäs (Södermannland) an Östergötland grenzt.

28. A u g u s t. Eine „Sonne auf Krücken“, sonst am 29. August vorkommend, ist auf dem Rehmteners Stab nicht dargestellt; immerhin mag sich der Kreis beim 28. August auf die Sonne beziehen.

7. O k t o b e r, 23. und 25. N o v e m b e r. Alle drei Tage bieten Beispiele für die Umdeutung kirchlicher Embleme in häuerliche Gebrauchsgegenstände. Das Buchgestell mit einem Buch am Tage der Birgitta wurde nicht verstanden und in einen Wollfraker umgedeutet. Nach der Märtyrerverlegende soll Clemens mit einem Anker extränkt und Katharina mit einem Rad gefoltert sein. Beide Gegenstände wurden dann in dem auch von Herrmann genannten Sinne umgedeutet.

21. O k t o b e r. Der Zweig mit den 3 Seitenästen ist wahrscheinlich entstanden aus dem beim Ursulatage üblichen Festzeichen, einem Pfeil oder mehreren Pfeilen.

30. N o v e m b e r. Das große lateinische A ist nicht aus dem schrägen Andreaskreuz abgeleitet und ist auch nicht ungewöhnlich. Wie beim Andreastage ist auch bei anderen Festtagen die Kennzeichnung durch den großen lateinischen Anfangsbuchstaben des betreffenden Heiligennamens mehrfach nachweisbar.

9. D e z e m b e r. Ein membrum virile als Festzeichen wird von Schnippel beim 6. und beim 13. Dezember erwähnt, aber ausdrücklich als unsicher bezeichnet. Ebenso wie die Deutung des Festzeichens beim 9. erscheint die Beziehung auf Josafim zweifelhaft, da seit dem 15. Jahrhundert der 9. Dezember als der Tag Annas, und zwar als hoher Festtag in allen schwedischen Diözesen gefeiert wurde.

21. D e z e m b e r. Als eine Hand mit ausgestreckten Fingern kann das Festzeichen wohl kaum angesehen werden. Wenn die Hand mit ausgestreckten Fingern vorkommt, bezieht sie sich auf die bekannte biblische Erzählung, nach der Thomas Hand und Finger auf Jesu Wunden legen mußte. Vielleicht ist das Rehmteners Zeichen als ein Winkelmaß anzusehen, obgleich dies sehr selten vorkommt.

Endlich noch ein Wort zur Entstehungszeit des Rehmteners Stabes. Die Vermutung Hermanns, daß die Buchstaben P. S. sich auf den Besitzer des Gutes Peter Sehestedt beziehen und daß dieser im 30jährigen Kriege den Stab von Schweden erhalten habe,

ist einleuchtend. Dann würde wahrscheinlich auch die Zahl 1645 und, da die Zahl 1641 von gleicher Hand stammt, auch diese erst beim Erwerb des Stabes eingeklebt sein. In diesem Falle würden die Zahlen für die Datierung des Stabes nicht in Frage kommen. Nun haben aber Runenkalender aus katholischer Zeit eine gleichmäßige oder doch gleichwertige Kennzeichnung der 6 Marienstage, während in protestantischer Zeit einige Marienstage der zweiten Jahreshälfte als weniger wichtig gekennzeichnet werden. Die Marienstage des Rehmteners Stabes sind folgendermaßen geritzt. Die hier übliche Krone steht beim 2. Februar, 25. März, 2. Juli, 15. August und 8. September, wobei noch zu erwähnen ist, daß die Strichelung des Mittelstriches der Marienkrone beim 2. Februar wahrscheinlich auf die Bedeutung des Tages als Lichtmeß hinweist. Der Umstand, daß beim 8. September wohl die Krone, aber nur ein Halbkreuz und beim 8. Dezember ein Kreuz, aber kein Festtagszeichen steht, zeigt, daß der Rehmteners Kalender aus protestantischer Zeit stammt. Die Einführung der Reformation erfolgte in Schweden im Jahre 1527, aber die neuen Gedanken setzten sich im Runenkalender erst allmählich durch. Zwischen der Mitte des 16. Jahrhunderts und dem Jahre 1641 muß also der Stabkalender entstanden sein.

Mögen, wie die Abhandlung Hermanns, auch diese Bemerkungen dazu beitragen, daß Runenkalender und verwandte Stücke, die wie bisher der Rehmteners Stab ein Dasein im Verborgenen führen, der Kenntnis der Öffentlichkeit zugeführt werden.

Ein Bischofsgrab des 13. Jahrhunderts mit heidnischen Sinnbildern

Don Freerk Hape Hamkens

Im Dome zu Schleswig wurden in den letzten Jahren eine Reihe Malereien des 13. Jahrhunderts freigelegt, die zum Teil rein heidnischen Inhalts sind (vgl. „Germanien“ 1938, Seite 177), anderen Teils bei der Darstellung christlich-mythologischer Szenen heidnische Vorstellungen und Sinnbilder verwenden. Die Malereien finden sich im Schwahl (= Kreuzgang), Chor und den Seitenschiffen und sind in der Zeit um 1280 entstanden.

Im Gegensatz zu diesen rein figürlichen Darstellungen sind die drei Gewölbe des Querschiffes ornamental behandelt worden; aus bau- und kunstgeschichtlichen Gründen wurden sie dem Anfang des 13. Jahrhunderts zugeschrieben. Sie sind noch eindeutiger der vorchristlichen Welt entworfen und zeigen im Norder- und Südergewölbe Bilder der beiden Sonnenwenden (N.: goldener Sechsstern mit Lilien in einem Radkreuz; S.: aufgemauertes Radkreuz mit 12 Rosen bestückt), in der Vierung die Umläufe von Tag, Monat und Jahr, dazu Christus mit einem Radkreuz in der linken Hand.

Durch einen Zufall wurden in den letzten Monaten eine Reihe bischöflicher Bestattungen im Dome entdeckt. Unter einem der Gräber fanden sich Erd- und Brandschichten, die einmal eine Datierung der Dombauten bis zur ersten Erwähnung 1120 (in der Anhtlingasaga) ermöglichen und andererseits den darin Bestatteten ebenso einwandfrei als Bauherren des jetzt stehenden Querschiffes erkennen ließen. Über die Einzelheiten der Grabfunde und der Datierung habe ich anderen Orts schon berichtet; hier soll nur das eben erwähnte Grab behandelt werden, weil es in seinem Schmuck ebenfalls im Heidentum wurzelt. — Zunächst die Einzelheiten des Fundes:

Grab I (Abb. 1): Aus Backsteinen drei Schichten hoch aufgemauert. Das Grab verjüngt sich vom Kopfende nach dem Fußteil hin auf die Hälfte der ursprünglichen Breite. Am oberen (Kopf-)Ende setzt ein rechteckiger Teil an.

Maße: Gesamtlänge 2,35 m, Länge des eigentlichen Grabes 2,13 m, des Ansatzes am Kopf-

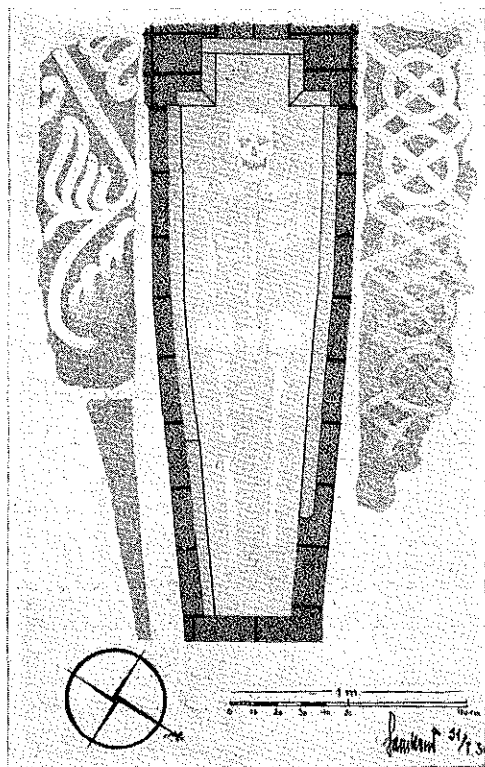


Abb. 1. Grab des Bischofs Nikolaus I., rechts und links die noch erhaltenen Teile des Grabbedeckels

ende 22 cm; Breite des Ansatzes und des Fußendes je 30,5 cm, größte Breite überhaupt 61 cm, Tiefe 40 cm. — Ausrichtung des Grabes N 60° O, fast genau in der Achse des Kirchenbaues.

Boden und Seitenwände des Grabes waren mit Bleiplatten ausgelegt. Am Fußende und dem unteren Teile der linken Seitenwand fehlt der Belag. Der hölzerne Deckel war nur noch in Spuren festzustellen; er war innen ebenfalls mit (noch fast völlig erhaltenen) Bleiplatten beschlagen. — Seiten- und Deckelbeschlag sind in zügigem Pinselstrich mit weißer Farbe bemalt; eine etwa vorhanden gewesene Bemalung des Bodens war nicht mehr festzustellen, weil die Zerstörung des Metalls zu weit fortgeschritten ist. — Die Seitenwände sind mit Palmettenranken bemalt, rechts unten mit einem Gittermuster (Abb. 2). Der Deckel zeigt auf der einen Hälfte eine Palmettenranke; auf der anderen Radkreuze, deren ursprüngliche Zahl sich auf acht errechnen läßt.

Das Grab enthielt ein nahezu vollständig erhaltenes Skelett von etwa 1,90 m Länge, dessen Kopf im Westen lag.

Beigaben: Siegel, 80:60 mm, Bronze. Das Stempelbild zeigt einen thronenden Bischof mit dem Krummstab in der linken Hand; die Rechte ist segnend erhoben: Umschrift: NICHOLAUS DEI GRACIA SLESWICENSIS EPISCOPUS. — Siegel, 48:28 mm, Bronze; Siegelbild: ein kniender Beter von rechts gesehen, darüber ein Salvator. Die Umschrift ist noch nicht entziffert; sie besteht anscheinend aus Abkürzungen. — Fingerring, Gold, mit glasklarem großen Stein, der rot unterlegt ist.

Das größere der beiden Siegel gehört nach Form und Stempelbild in das 12.—13. Jahrhundert. In dieser Zeit herrschten in Schleswig nur zwei Bischöfe namens Nikolaus, von denen der jüngere außerhalb des Reiches gestorben und begraben ist. Somit muß das Siegel von Bischof Nikolaus I. geführt worden sein, der von 1200—1216 regierte. Ihm ist, wie schon gesagt, die Ausmalung des Querschiffes zuzuschreiben, bei der er das Radkreuz so bevorzugte, daß es in allen drei Jochen einmal erscheinen mußte. Es ist deshalb nicht sonderlich auffallend, wenn auch die Grabanlage damit ausgeziert wurde.

Daß das Radkreuz schon Jahrtausende vor der christlichen Zeit als Grabsschmuck bekannt war, zeigt der Deckstein des steinzeitlichen Grabes von Bunsloh bei Mbersdorf in Dithmarschen, wo es gemeinsam mit anderen Sinnzeichen verwandt wurde (Abb. in „Germanien“ 1933, Seite 342). Bronzezeitlich ist es bezeugt u. a. bei dem Grabe von Klein-Meinsdorf bei Plön (Abb. a. a. O.). In Obermöllern fand es sich als bronzenes Schmuckstück in einem Frauengrabe. Und selbst das Grabmal Theoderichs ist innen an der Deckenwölbung mit einem mächtigen Radkreuz ausgeziert (Abb. in „Germanien“ 1934, Seite 23). Besonders bei diesem letzten Beispiel fällt es auf, daß der obere Abschluß des Grabes (Decksteine in Bunsloh und Klein-Meinsdorf, Deckenwölbung in Ravenna, Deckel im schleswiger Dome) zur Anbringung des Radkreuzes offensichtlich bevorzugt wird.

Im Kalender steht das Radkreuz an Katharinen (25. 11.) und eröffnet damit die Reihe der 3 Frauentage, die mit je neun Tagen Abstand bis Mittwinter führen. Vielleicht sind

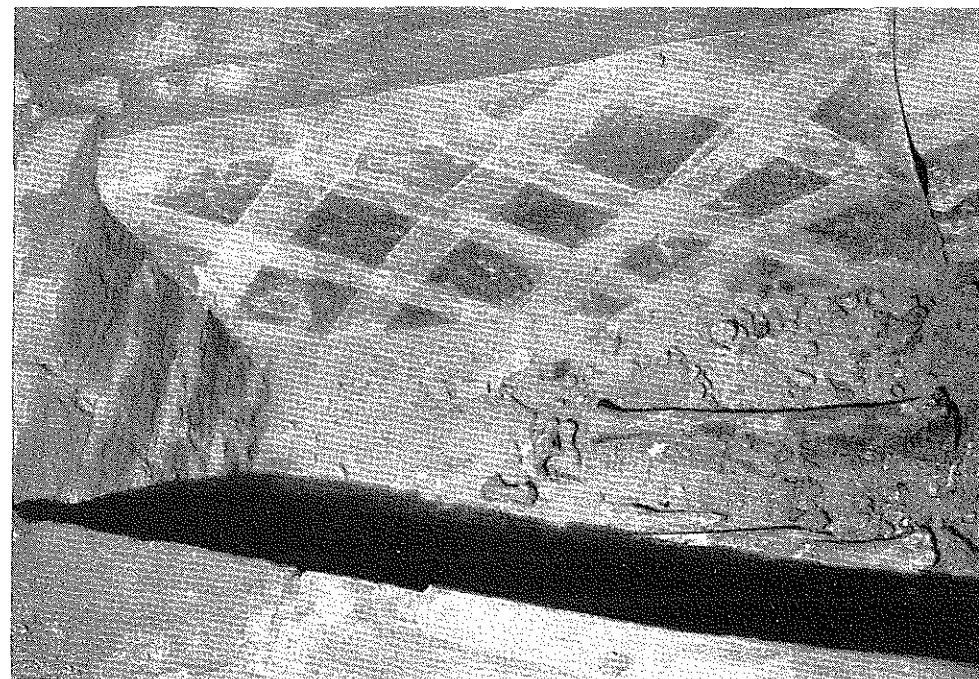


Abb. 2. Grab des Bischofs Nikolaus I.; Fußende, von links gesehen

in den drei Frauen die Nornen oder „Marien“ zu erblicken, die im Helgilied I (Vers 3—4) die „Schicksalsfäden“, das „goldne Gespinnst“ „festend es mitten“ nach den vier Himmelsrichtungen ausspannen, also in Gestalt des Rad- oder Ringkreuzes, so daß dieses



Abb. 3. Teil des linken Deckelbeschlages

Zeichen ein Bild des Lebens schlechthin sein kann. In dieser Bedeutung und als Hinweis auf das vollendete Leben mag es als Grabzier verwendet worden sein.

Wenn auf dem Grabe Nikolaus' I. das Radkreuz achtmal erscheint, so liegt darin wohl eine Entsprechung zu dem achtgeteilten Jahr, wie ja Lebens- und Zeitsinnbilder oft gegeneinander ausgetauscht werden.

Das Gittermuster am Fußende des Bischofsgrabes findet seine Wiederholung an der gleichen Stelle des sogen. Felsenfarges vor dem Externstein. Man nennt es wohl das „Mutter-Erde-Zeichen“, das wie das Radkreuz zu Wittwintur gehört. Beide Sinnbilder tragen als ausgesprochene Zeichen der Winterwende allerdings auch den Begriff des neuen Lebens in sich, der ebenso in den Palmettenranken = Lebensrute, Lebensbaum sichtbar wird.

Alles in allem ist das Grab des Bischofs Nikolaus mit seinem Schmuck ein erneuter Beweis für das Fortleben ältester Vorstellungen in christlicher Zeit und legt den Gedanken nahe, daß die heidnischen Sinnbilder in den Dommalereien gewollt und beachtet sind.

Am Fürstenstein in Karnburg

Von Georg Gräber, Klagenfurt

Das Dörflein Karnburg mit seiner karolingischen Pfalzkirche liegt am südlichen Fuße des Ulrichsberges, der in den mittelalterlichen Urkunden Mons Carantanus genannt wird. Von dieser alten Herzogslandschaft des Gaues stammt der Name Kärnten. Auf dem Felsbühl, der knapp am Rande des Zollseldes etwa 50 m steil aus der Ebene emporsteigt und in einer sanften Lehne zum Abhang des Ulrichsberges leitet, stand die Karnburg, wo der deutsche König Arnulf im Jahre 888 das Weihnachtsfest feierte. Ist das Karnburger Pfalzkirchlein das älteste noch aufrecht stehende kirchliche Bauwerk der Ostmark, so gehört der Fürstenstein, heute im Museum des Geschichtsvereines zu Klagenfurt, zu den kostbarsten Steinendmalern der germanischen Zeit. Er stand ursprünglich auf dem Anger zwischen der Karnburg und dem dahinter aufsteigenden Ulrichsberg. Er besteht aus einem verkehrt aufgestellten Basistück einer jonischen Säule, das von einem antiken Bau hergenommen wurde und vom Jahre 828 bis 1414 den hier ansässigen freien Bauern als Mal- oder Gerichtsstein diente.

Die volkstümlichen Bräuche, die sich an diesen Stein knüpften, kennzeichnen ihn als ein Malzeichen, bei dem der Herzog von Kärnten seinen Eintritt in den Kerngau Karantaniens vollzog, wobei ein Gelöbniß auf dem Steine dessen Besitzergreifung nach altgermanischer Art vor der bodenständigen Bevölkerung wahr machte. Bei der germanischen Landnahme in Karantaniens folgten hier aufeinander die Ostgoten, die nach Odoakars Sturz ihr Reich in Oberitalien errichtet hatten und 568 von den Langobarden abgelöst wurden, denen dann Karantaniens, bis hinauf zur Drau, jahrhundertlang zugehörte. Um den karolingischen Kirchenbau in Karnburg ist eine umfangreiche Befestigung erkennbar. Nach den bisherigen Vermutungen hängt sie zunächst mit dem Karolinger Pfalzbau zusammen, deckt aber wahrscheinlich ostgotische und langobardische Festungsbaulichkeiten. Sie dürfte wichtige Aufschlüsse für die germanische Bevölkerung des Landes gewähren, sobald einmal Grabungen tieferen Einblick ermöglichen.

Soeben hat Professor Schleif mit seinem Grabungsleiter Köhnen, im Auftrage des Reichsführers H. Himmler vom „Ahnenerbe“ hierher entsandt, auf der Karnburg den Spaten angelegt zu weitgesteckten Grabungen, deren Erfolg man mit berechtigter Spannung entgegenfieht; denn an keinem anderen Orte ist der Übergang vom Altertum

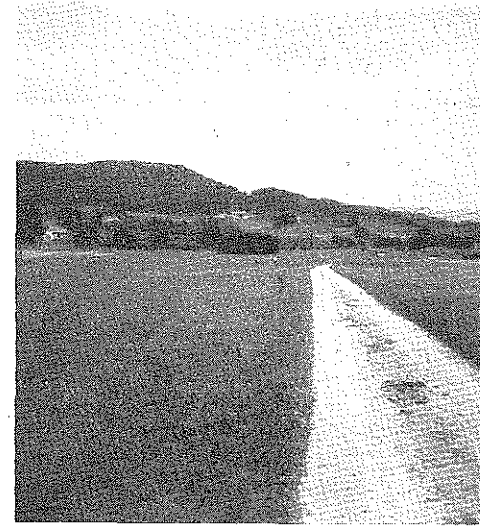


Abb. 1. Der „Edlingerweg“ führt von Blasendorf, dem Stammfize der letzten Edlingerfamilie, nach Maria Saal.

zur Gegenwart und die eigentliche Volkwerdung der Kärntner so augenfällig zu verfolgen, wie hier an der Südgrenze des Großdeutschen Reiches.

Karnburg wird noch im 9. Jahrhundert als Civitas Carantana bezeichnet, worin mit Recht ein Fortleben der spätantiken Stadt Virunum erblickt wird. Die Bezeichnung blieb dieser Gegend noch in spätantiker Zeit haften, als die Siedlung in Verbindung mit der bereits aufgedeckten Anlage auf dem Ulrichsberge weiterbestand. Der Kommandant des militärischen Verteidigungsschnittes von Virunum war ein Dux. Die slawische Bezeichnung für den Herzog lautet Voda, ein Wort, das nach Eberhard Kranzmayer die Übersetzung aus dem lateinischen dux, nicht aber eine Sinnentfremdung aus dem deutschen Worte Herzog darstellt.

Und eben die alten, hier an den Fürstenstein geknüpften Rechtsbräuche der Herzogseinführung spielten sich an dieser bedeutsamen Stätte ab. Die Berichte und Beschreibungen der Vorgänge am Fürstenstein entnehmen wir hauptsächlich einem Einschub im „Schwabenspiegel“, der uns in zwei Fassungen, einer Siegener und einer St. Gallener, erhalten ist. Er wurde zu Ende des 13. Jahrhunderts dem Rechtsbuche einverleibt. Weitere Beschreibungen verdanken wir zwei Geschichtsschreibern des 14. Jahrhunderts, dem Abte Johann von Viktring und dem Reimchronisten Ottokar. Auf die genannten Quellen stützen sich die späteren Chronisten Aneas Sylvius, Megiser und Unrest.

Der Schwabenspiegel verfehlt uns in Vorgänge bei einer germanischen Mal- oder Gerichtsstätte. Die freien Bauern, die Gaugenossen, sind um den Stein versammelt, um sich einen neuen Herzog zu wählen. Ein frei gewählter Richter, der später sogenannte „Herzogsbauer“ aus der Sippe der „Edlinger“, leitet die Wahl und hält Umfrage unter den freien Mitgliedern der Landsgemeinde. Die späteren Berichte des Abtes und Ottokars lassen ihn als Richter mit gekreuzten Beinen auf dem Fürstensteine sitzen, wo er sodann den neuen Fürsten empfängt. Allen Überlieferungen gemäß erscheint der Herzog vor dem Fürstenstein in der landesüblichen bäuerlichen Bodentracht, die unter Vermeidung modischer Zutaten aus altartigem Rock, einem Paar Hosen oder Beinlingen, wetterfleckartigem Mantel, Spitzhut und rotgebun-

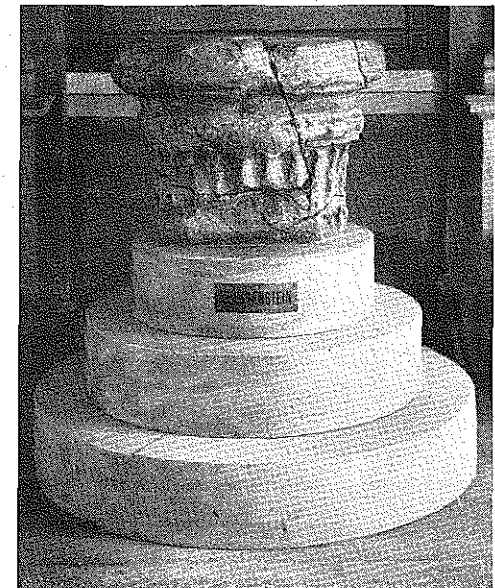


Abb. 2. Der Fürstenstein, heute im Landesmuseum zu Klagenfurt.

denen Bundschuhen bestand. In der Hand hielt er den bauerlichen Treibstecken. Diese Tracht hat schon damals als die außer Gebrauch gesetzte altbayerische deutsche Bauerntracht gegolten, wie sie zu Kaiser Karls Zeiten üblich gewesen war.

Wir finden hier eine Verbindung von Weihehandlungen mit Kleidervorschriften als altes Herkommen, das vom Volk in Deutschland weitem als Ausdruck seines Rechtsempfindens gewahrt wurde, wenn es einen aus seiner Mitte zum Führerrang emporhob. Die Grundlagen hierfür stammen aus indogermanischer Zeit.

Auf schwarzweißgeflecktem Feldpferd umreitet der neue Fürst dreimal den Stein und tritt damit in die Rechte des Landesherrn. Mit dem Umritte setzt er sich in den Besitz des Steines und der höchsten Richter Gewalt im Gau. Zur tatsächlichen Rechtsausübung muß er auf dem Steine Platz nehmen oder ihn besteigen. In der Tat erzählen die jüngeren Quellen, daß er den Stein bestieg und vor dem versammelten Volke stehend das Gelöbnis ablegte, ein gerechter Richter zu sein und dem Lande Frieden und Sicherheit zu schaffen. Das Betreten und Besteigen eines Steines ist gleichfalls nur in Geltung und Reichweite germanischen Kultureinflusses zu finden. Auch ist die Schwurhandlung bei Steinen als älteste germanische Form des Eides anzusehen, die, wie Arthur Haverlandt aufzeigt, sogar über den germanischen Volksraum hinaus nach dem slawischen Osten ausgestrahlt hat. Gerade daß der Fürstenstein als altes Mal sozusagen im Brennpunkte der politischen, rechtlichen und religiösen Belange der kärntischen Kernlandschaft stand, erklärt seine bedeutame Rolle bei dieser feierlichen Einführung eines neuen Volksfürsten. Die Deutschen des frühen Mittelalters knüpften in ihren Rechtsbräuchen gern an ältere Malstätten und Steindenkmäler an.

Für die Räumung des Richterstuhles gab der neue Landesherr, wie die jüngeren Quellen berichten, dem Edlingbauer Feldpferd, Rind und Bauernkleider hin. Ist dies als Entgelthandlung ohne weiteres verständlich, so liegt darin vielleicht auch die verblaßte Erinnerung an die Weihehandlung des ersten Pflugganges, wie sie von den Herrschern auch sonst vor ihrem Amtsantritt in alter Zeit geübt wurde.

Der Trunk frischen Wassers, den nach Johannes von Viktring der Herzog aus dem Bauernhute nimmt, stellt eine Handlung dar, die zur Einführung eines Neulings gehörte, denn dieser Brauch knüpft auf mystische Weise die neue Gemeinschaft zwischen dem Fürsten und dem Lande.



Abb. 3. Der Ulrichsberg, an seinem Fuße Karnburg, vom Zollfelde aus gesehen.

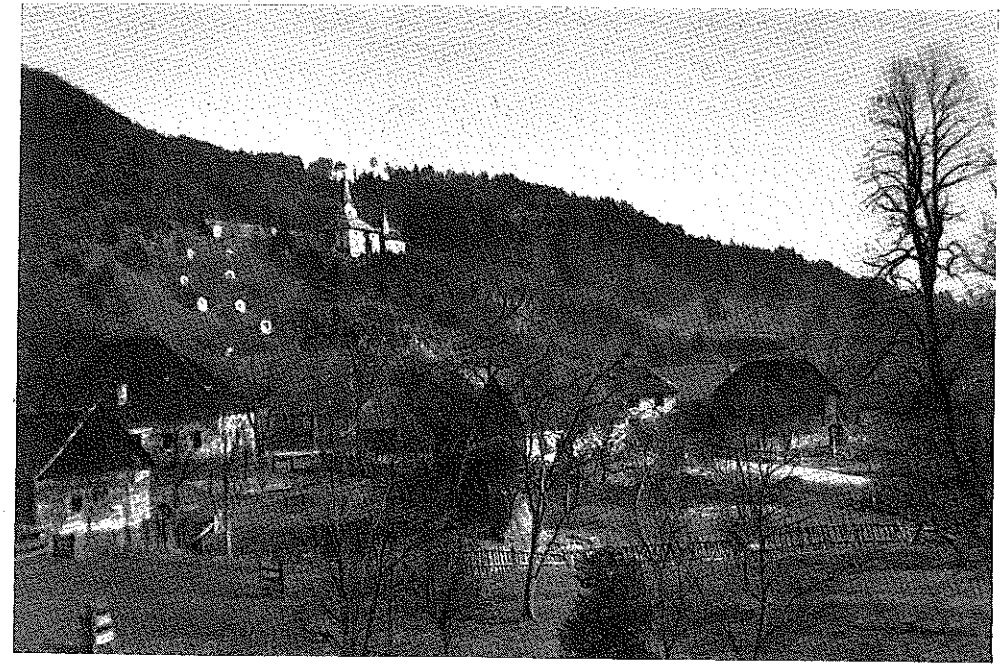


Abb. 4. Karnburg, Pfalzkirche und Dorf, von Süden gesehen.

Abgesehen von dem Frageverfahren, dem nach den späteren Berichten der Herzog von dem Edlingbauer unterzogen wird und das eine vollstümliche Weiterbildung von Bräuchen des Hochzeitszuges und der kirchlichen Palmsonntagszeremonien darstellt, ist als jüngere Zutat auch die Zeremonie des Schwertschwingens anzusehen. Wie einige Fragen entstammt sie dem Krönungszeremoniell der deutschen Kaiser. Wohl führt dagegen der Badenstreich, den der Edling- oder Herzogsbauer dem neuen Herzog gibt, auf alte germanische Überlieferung zurück. Am nächsten steht ihm der Bericht, wonach ein Langobarde am Hofe Kaiser Karls Leute seiner Herrschaft mit einem Badenstreich zu eigen nimmt.

Gerade die jüngsten Ergebnisse der Bodenforschung in Kärnten bringen die Ortlichkeit des Fürstensteines in engste Verbindung mit der Geschichte der Langobarden. An ihr Wirken knüpfen sich auch hier glanzvolle Leistungen der germanischen Kultur. Von ihren kunstvollen steinernen Flechtenbanddenkmälern finden sich in Kärnten ungewöhnlich viele. Ein großer Teil des Landes hat vom 6. bis 8. Jahrhundert zum Herrschaftsbereich dieses Volkes gehört. Langobardische Grabfunde und Goldmünzen hat der Boden in den letzten Jahren freigegeben und in der Namengebung der adeligen und freien Sippen klingen das ganze Mittelalter hindurch in kärntischen Urkunden Namen aus der langobardischen Heldensage auf, leben aber auch in Ortsnamen noch fort. Spuren langobardischer Volkstracht finden sich hier bis ins 18. Jahrhundert und die Rosentaler Volksfrage von den Hundsköpfen geht auf langobardische Überlieferung zurück. Tief in Blut und Boden verankert ist das Schicksal dieses Volkes in Kärnten.

Querschnitt durch das Land zieht sich von Westen nach Osten ein Wehrwall, der die Aufgabe hatte, in der spätantiken Zeit die Grenze des römischen Reiches nach der Preisgabe des Donaulimes gegen Einfälle aus dem Norden zu schützen. Seinen Verlauf und Bestand hat Franz Jantsch verdienstvoll aufgezeigt. Er zieht in Oberkärnten von Aguntum bei Trient die Drau abwärts bis zur Sachsenburger-Klaufe am Eingang in das Tauerfeld, wo das alte Teurnia stand. Eine Anzahl vorgeschobener Kastelle soll die verschie-

denen Anmarschwege aus den Seitentälern überwachen und schützen. Von Teurnia abwärts begleitet der Wehrwall den Lauf der Drau bis Villach, rückt dann näher an die Gebirgszüge der Niederen Tauern und die aus dem Norden in die Drau einmündenden Täler heran, schlägt weiter die Richtung zum Feldkirchner Becken und die St. Veiter Gegend ein und setzt sich in der Richtung Längsee und Bölling gegen die Saualpe fort. Östlich von Völkermarkt biegt er nach Südosten an die Drau zurück, in die Ebene von Bleiburg. Die Stadt Virunum und das Zollfeld waren in das Befestigungssystem einbezogen. An Stellen, die von der Natur begünstigt und geschützt waren, standen starke Kastelle mit Turmanlagen. Das Innere der Festungen barg Räume für die Besatzung, Vorratskammern, eine Kirche und das Gebäude des Befehlshabers. In ruhigen Zeiten hielt sich die Besatzung außerhalb des Lagers auf. Die Soldaten erhielten vom Staate Bauerngüter zur Bewirtschaftung. Dafür waren sie verpflichtet, Kriegsdienste zu leisten. Die Liegenschaften gingen auf die Nachkommen über, die wieder zu Kriegsdienst verpflichtet waren.

Diese spätromische Einrichtung wurde von den nachrückenden Germanen, die den Rimes besetzten, und ebenso von den hier einziehenden Langobarden übernommen. Auch sie siedelten die Besatzung außerhalb der Festungen auf Staatsgütern als freie waffenpflichtige Bauernkrieger an und verpflichteten sie, im Notfalle den bewaffneten Grenzschutz zu übernehmen. Beinahe am selben Tage, als die Langobarden vom Königsberg nach Friaul hinabstiegen, fielen ihnen nacheinander diese Bollwerke in die Hände. Die Besatzung bestand vielfach aus Germanen, die entweder freiwillig übergingen oder in den langobardischen Wehrverband aufgenommen wurden. Anderswo wurden sie vertrieben oder erhielten freien Abzug.

Um die Grenzwerke zu verteidigen, waren die Langobarden geradezu darauf angewiesen, in deren nächster Umgebung Krieger anzusiedeln. Land war genug verfügbar, eben das der abgezogenen milites limitanei; wo diese übergingen, konnten sie in ihrem altgewohnten Verbands bleiben und die Einrichtung wurde den Langobarden bekannt, so daß sie fortan ihre eigenen Mannen als Grenzer verpflichteten. Diese nannten sie, wie wir aus den zahlreichen, von Fedor Schneider untersuchten langobardischen Landgemeinden in Italien wissen, in ihrer Sprache Herimanni, verwandelt Arimanni, das ist „Heermänner“. Es sind das vollfreie Leute, die den Nießbrauch an Staatsgut mit Zins entgelten. Diese Leistung bildet ein Entgelt für ihre im Gegensatz zum Aufgebot des Volksheeres zeitlich unbegrenzte erbliche Kriegsdienstpflcht. Dagegen sind sie frei von anderen Staatslasten, nicht aber von der Gerichtspflicht, die das unentbehrliche Wahrzeichen der Freien bildet. Sie finden sich überall in der Umgebung der Kastelle des langobardischen Grenzschutzes. Zum Vorbilde diente ihnen das römisch-byzantinische System der Grenzverteidigung. Gegliedert waren diese Grenztruppen nach Hundertschaften. Jede einzelne hatte einen Sculdahis (Schultheiß oder Richter) zum Anführer, während wir den langobardischen Namen des Führers der Untergruppen nicht kennen. Der Sculdahis war dem Judex civitatis untergeordnet. Diesen vertrat in fränkischer Zeit der Graf und der alte Sculdahis übte nunmehr seine öffentlich-rechtlichen Befugnisse ein.

Hier also liegt der Schlüssel zum Verständnis der Bestellung von Richtern, die der Schwabenspiegeleinschub in der St. Galler Fassung kennt. Es sind die langobardischen Hundertschaftsrichter hier an der ehemaligen Grenze des Langobardenreiches im Bereiche der Civitas Carantana, wie die Gegend von Karnburg noch im 9. Jahrhundert heißt. Daher betonen unsere Quellen der Fürstensteinbräuche so stark den richterlichen Charakter des Herzogsbauers oder Edlingbauers. Und daß dieser aus dem Geschlechte der „Edlinge“ stammte, erklären wieder die italienischen Urkunden aus ehemals langobardischem Gebiet mit den häufig gebrauchten Wendungen: arimanni seu edelingi oder herimannos aut

nobiles, qui vocantur edelingi, herimannus seu edelingus. Als freie waffentragende Leute wurden sie schon von den Langobarden „Edlinge“ benannt. Mit dem Waffenrecht ausgestattet, zu ständigem Kriegsdienst verpflichtet, besaßen sie als freie Männer überdies das Recht der Richterwahl und übten dieses nach altlangobardischer Sitte hier am Fürstenstein zu Karnburg ohne Unterbrechung aus, bis im Jahre 828 ein fränkischer Graf als Abgesandter des Königs in Karantanien erschien und die bisher dem Edlingrichter zustehenden Befugnisse übernahm. So beweisen die alten Bräuche bei der Besitzergreifung des Richtersteines ein ungewöhnlich starkes Beharrungsvermögen. Denn auch jetzt befragte der Edling-Richter das Volk nach gewohntem Brauch, ob ihnen der neue Herr geeignet und passend erscheine, mochte auch der König durch die Ernennung des Grafen längst den Ausgang dieser Befragung entschieden haben.

Im Gewande der Bräuche um den Fürstenstein lebte so das ganze Mittelalter hindurch langobardisches Volksrecht weiter. Ja die Stetigkeit der Weiterhandlung behauptete sich kraft der beharrenden Überlieferung auch noch über die Zeit hinweg, in der die Slawen den Gau von Karnburg zeitweilig sprachlich überschichtet hatten. So wie Virunum der Sitz der römischen Verwaltung Norikums war, blieb die politische und kirchliche Bedeutung der Gegend um den Ulrichsberg auch später erhalten. Eben deshalb hat sich an dieser Stelle im frühen Mittelalter das Kärntner Herzogtum entwickelt. Von den langobardischen Edlingern haben die Slowenen die Einrichtung der freien germanischen Landgemeinde und der Richterwahl am Fürstenstein übernommen. Der ununterbrochene Strom der Überlieferung führt hier zu dem sonderbaren Zufall, daß bei dem Empfang des neuen Kärntner Herzogs der slowenische Bauer die Rolle des germanischen Edlings spielt. Die Kraft des bodenständigen germanischen Bauertums hatte sich über den völkischen Wechsel hinweg behauptet, als ob der „alte Bauernstuhl“, wie der Fürstenstein im Volksmunde hieß, seine Stärke und Beständigkeit auf die umwohnenden Menschen ausgestrahlt hätte.

Der Runenstein von Sparlösa und seine Inschriften

Don F. W. Müller

Die Frage nach der Herkunft der Runen und — als nächster Weg zu ihrer Lösung — die Interpretation der ältesten, meist bruchstückhaften Runeninschriften einerseits und das Nachleben runischer Zeichen als Träger bestimmter Sinngelänge andererseits haben die Runenforschung in der letzten Zeit fast ausschließlich beschäftigt, so daß man leicht jene fast unübersehbare Menge von Runenzeugnissen vergißt, die, in der sogen. jüngeren Runenreihe mit ihren verschiedenen Abwandlungen geschrieben, uns eine Fülle von technisch gut lesbaren und inhaltlich abgerundeten Inschriften bietet. Gewiß, für jene wichtigen Fragen der Herkunft und des Sinnbildcharakters der Runen geben jene bei aller typologischen Vielfalt in ihrem Lautwert eindeutigen Zeichen anscheinend nicht viel her. Freilich ist eine Frage noch nicht geklärt, nämlich wie das gemeingermanische Futhark, das mit seinen 24 Zeichen die Laute der germanischen Dialekte immerhin befriedigend auszudrücken imstande war, im Norden von dem 16typigen Futhark abgelöst werden konnte, dem u. a. besondere Lautzeichen für D, G, E, O, P, W fehlen; daß diese Laute in der Sprache der Zeit wohl vorhanden waren, beweisen einerseits die ältesten Skalden- gedichte, besonders die metrisch schon sehr weit durchgebildeten Drottkvaett- (Hofstön-) strophien des Norwegers Bragi Boddason (um 800), und andererseits die Tatsache, daß man schon um 1000 den Lautumfang der kürzeren Runenreihe durch Hinzufügung bestimmter Kennzeichen zu erweitern suchte, bis, vor allem durch den Einfluß des gelehrten Isländers Thorodd Runenmeister (um 1125), die sogen. punktierte Runenreihe dem seit

der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts nach dem Norden gedungenen lateinischen Alphabet in Anzahl und Charakter der Lautzeichen angeglichen wurde. Selbst wenn man annimmt, daß die Kenntnis der Runen bei den germanischen Stämmen in und kurz nach der Völkerwanderung nicht Allgemeingut war und die Möglichkeit besteht, daß mit dem Aussterben bedeutender Runenmeistergeschlechter die alten Zeichen teilweise in Vergessenheit geraten konnten, ist es nur eine Notlösung mangels besserer Erklärungsmöglichkeit, in dem um 800 im Norden aufkommenden 16typigen Futhark eine „Verarmung, Entartung und Rückbildung“ der gemeingermanischen Runenreihe zu sehen¹. Auch die Annahme, die kürzere Runenreihe sei eine Zwischenlösung, die bewußt auf eine vollständige Wiedergabe der durch die Aufspaltung des Urnordischen (der Sprache der Runendenkmäler im älteren Futhark) in die verschiedenen nordgermanischen Dialekte bedeutend vermehrten Laute zunächst verzichtet habe², ist kaum befriedigend, wenn man die zahlenmäßige Menge, die relative Ausführlichkeit und die große Verbreitung dieser Inschriften in den weiten Räumen Skandinaviens, Islands und Grönlands mit Anzahl, Umfang und Verbreitung der Inschriften des älteren Futhark vergleicht.

Abgesehen von diesem noch ungeklärten Verhältnis von gemeingermanischem und nordischem Futhark zueinander ist der Grund für die Vernachlässigung der jüngeren Runeninschriften im deutschen runenkundlichen Schrifttum vor allem darin zu suchen, daß sie angeblich in ihrem Inhalt allzu dürftig und eintönig sind. Dies Urteil trifft für einen sehr großen Teil der jüngeren Inschriften ohne Zweifel zu. Immerhin gibt es unter der Masse der nordischen Runensteine (allein Schweden beherbergt gegen 2500) genug Denkmäler, die uns für das sonst noch schriftlose Wikingerzeitalter wertvolle Nachrichten zur Geschichte, Sage und Religion vermitteln. Herausgreifen will ich nur die Steine von Jällinge, Göttertorp (Gäddabu), Ölkunda, Ramsundsberg und vor allem den berühmten Stein von Rök.

Nun ist durch einen Zufallfund die Zahl der inhaltlich bedeutsamen Runensteine der jüngeren Reihe um ein sehr wesentliches Stück bereichert worden. In die Mauer der Kirche von Salem im Kirchspiel Sparlösa im nordwestlichen Västergötland war ein der Länge nach in zwei Teile zerspaltenen Stein eingelassen, dessen sichtbare Seite mit auffällig langgestreckten (etwa 1/2 m hohen) Runen bedeckt war. Am Rande befand sich noch eine kleinere und offensichtlich jüngere Runenreihe. Der Stein war bekannt, und der nicht ganz klare Sinn der älteren Inschrift war bereits Gegenstand der Untersuchungen namhafter skandinavischer Runologen gewesen³. — Als man 1937 die beiden Trümmer aus der Kirchenmauer herauslöste, zeigte es sich, daß sie sich zu einem 1,77 m hohen, im Querschnitt fast quadratischen Steinpfeiler von durchschnittlich 64 cm Seitenlänge zusammenfügten. Von den bisher unbekannten drei Seiten dieses Blockes sind die Rückseite und die linke Seite dicht mit Runen bedeckt, zeigen aber daneben bildliche Darstellungen, während die glatte Fläche der rechten Seite ganz von einer sehr lebensvollen, anscheinend sinngemäß zusammengehörenden Bildhauerei eingenommen wird, auf der wir einen gewaffneten Reiter, mehrere Tiere, ein getakeltes Schiff und ein eigenartig stilisiertes Haus mit einer runden Scheibe an der Vorderwand gewahren.

¹ Hermann Güntert, *Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde*, 8. Jahrgang, 1934, S. 53.

² Konstantin Reichardt, *Runenkunde*, Jena 1936, S. 22; vgl. auch S. 24.

³ L. Fr. Räsfler, *Sparlösa-stenen*. In: *Stockholms Dagblad* 17. X. 1906 und *Dagens Nyheter* 16. X. 1906.

—, Om Sparlösa-stenen, dess två runinskrifter och dess bildfält. In: *Västergötlands fornminnesförenings tidskrift* 2, 6.—7. S., 1907, S. 81—100, 1 Taf. (Beipr. von Th. v. Orienberger, *Gött. Gel. Anz.*, 1908, S. 421—23.)

Sophus Bugge, *Sparlösa Indskrifter*. In: *Västergötl. fornmin.-fören. tidskr.* 2, 8.—9. S., 1908, S. 104 f.

L. Fr. Räsfler, Om Sparlösa-stenens äldre runinskrift. Ebd. S. 106—116.

—, Formen av rikis i Sparlösa-inskrifter. Ebd. 3, 1910, S. 42.

—, Formen av rikis i Runorna (Nordiskt Kultur VI, 1933) S. 174 f.

Der neue Fund wurde sofort sorgfältig untersucht. Einen sehr beachtenswerten Vorschlag zur Lesung der Inschrift und Deutung der bildlichen Darstellungen legt der schwedische Gelehrte Hugo Jungner unter dem Titel „Sparlösa-stenen, Västergötlands Rök — ett höbdingamonument från folkvandringstiden“ in der Zeitschrift „Fornvännen“, 1938, S. 4, S. 193—229 vor⁴. Bei der großen Bedeutung des Sparlösa-steines in verschiedener Hinsicht ist es wünschenswert, weitere Kreise mit den Ergebnissen der Jungnerschen Arbeit bekanntzumachen, wenn sie auch, wie der Verfasser selbst betont, erst vorläufigen Charakter trägt.

In der Lesung der Runen schließe ich mich, soweit nicht anders bemerkt, Jungner an, da selbst die beste Abbildung dem Original stets unterlegen bleibt.

Lesung

Alle vier Seiten des Steines sind sorgfältig zugehauen, um einen glatten Untergrund für die Ritzung von Schrift und Bild zu schaffen. Vor den anderen zeichnet sich in dieser Hinsicht diejenige Seite aus, die schon vorher, als der Stein noch in der Mauer lag, nach außen gekehrt und daher bekannt war (Abb. 1)⁵. Die besonders sorgfältige Glättung der Grundfläche, die monumentale Größe der Zeichen und die absolute Genauigkeit der Ritzung deuten darauf, daß wir auf dieser Seite wirklich den Anfang der Inschrift vor uns haben, der die Blicke auf sich ziehen sollte und sinngemäß den Kernpunkt der Inschrift bildet.

Ich verzichte im folgenden auf eine zeichnerische Wiedergabe der einzelnen Runen, soweit sie auf den Abbildungen gut zu erkennen sind und anstoßfrei gelesen werden können, und gebe gleich die Umschrift.

Vorderseite, Hauptinschrift:

A x i u l s k A f x A i r i k i s s u n R k A f A l r i k R⁶—
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28

Die Inschrift ist rechtsläufig und am Schluß, anscheinend aus Platzmangel, stark zusammengedrängt. Die Lesung ist einfach. Zeichen 24 ist eine Binderune, die beim 3. 106/07 (in der dritten Zeile der Rückseite, s. Abb. 2) noch einmal wiederkehrt: R = I + R⁷. Allein der Schluß bietet einige Schwierigkeiten. Das V (26) ist noch deutlich zu erkennen. Bei 27 erkennt man einen Hauptstab, der aber aus irgendwelchen Gründen nicht bis in die linke Hälfte des Steines über den Spalt hinaus weitergeführt ist. Darauf folgen zwei Stäbe; an den zweiten schließen sich drei Halbkreise, von denen der rechte wahrscheinlich durch die spätere Bearbeitung der rechten Kante (um eine Grundfläche für die jüngere Inschrift zu schaffen, s. u.) zur Hälfte zerstört ist. Dieser Schluß der Inschrift ist verschieden gedeutet worden; solange man nur diese eine Seite des Steines kannte und nicht wußte, daß die Inschrift auf den übrigen Seiten weitergeht, suchte man einen sinnvollen Abschluß der in Runen gegebenen Mitteilung. In dem Zeichen 27 sahen sowohl Stephens wie Räsfler und D. v. Friesen ein i. In dem folgenden Stab mit den 2 1/2 Bögen daran glaubte Räsfler⁸ eine doppelte Binderune, I + B + N, zu sehen, während D. v. Friesen⁹ sich mit einer einfachen Binderune, B + N, zufrieden

⁴ S. die Anzeige von Otto Guth in „Germanien“ N. F. Bd. I, 1939, S. 2, S. 95.

⁵ Man beachte bei Abb. 3 den geraden Verlauf der rechten Kante!

⁶ Ein Punkt unter dem Umschriftbuchstaben bedeutet: die Lesung der Rune ist unsicher.

⁷ Bei den übrigen 13 r-Runen der Inschrift kommt sie nie hinter einem l vor. Sie als Binderune auszubilden, war in diesen Fällen nirgends möglich, wenn der Reifstab die gleiche Höhe haben sollte. Von hier aus können wir schließen, daß, wenn die beiden vor * (137) sichtbaren Stäbe wirklich zu einem vollständigen R zusammengehören, die zerstörte Rune 135 kein r gewesen sein kann.

⁸ *Västergötl. fornmin.-fören. tidskr.* 2, 6.—7. u. 8.—9. S.

⁹ *Runorna* S. 175.

gab¹⁰. Aus den angedeuteten inhaltlichen Gründen entschloß sich Jungner auf eine An-

¹⁰ Gegen beide Befungen ist formal einzuwenden, daß die Form **B** für **b** in dieser Inschrift wenig Wahrscheinlichkeit hat, da sie hier nur einmal unter vier Fällen (Z. 255), und da anscheinend von einer anderen Hand, zu finden ist. Das konnten Räßler und v. Friesen in den genannten Veröffentlichungen noch nicht wissen, da damals die übrigen Seiten noch nicht bekannt waren.

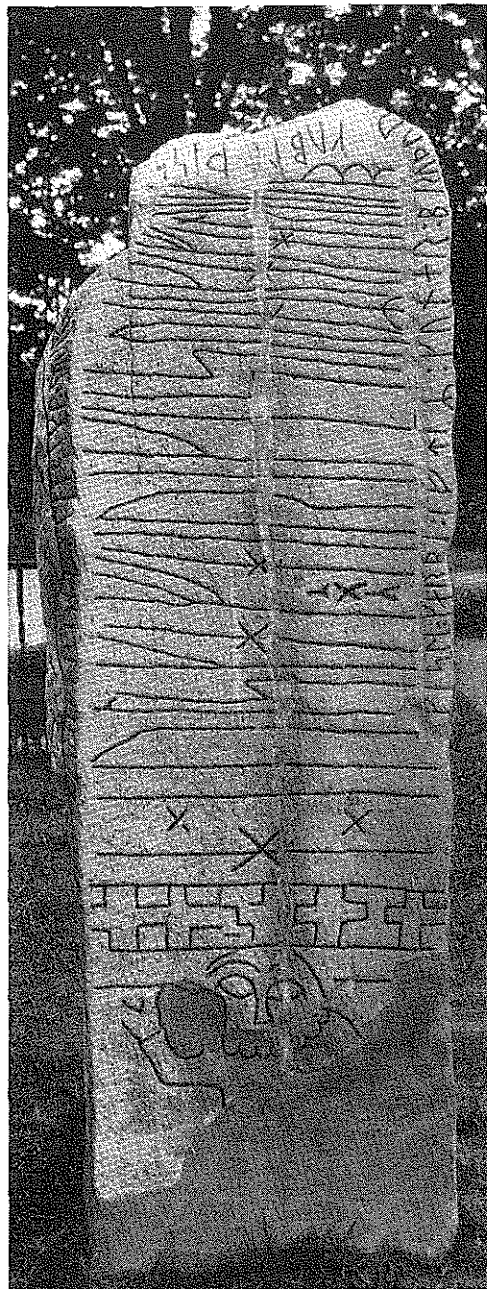


Abb. 1. Vorderseite

Aufn. H. Sönger



Abb. 3. Linke Seite

Aufn. H. Sönger

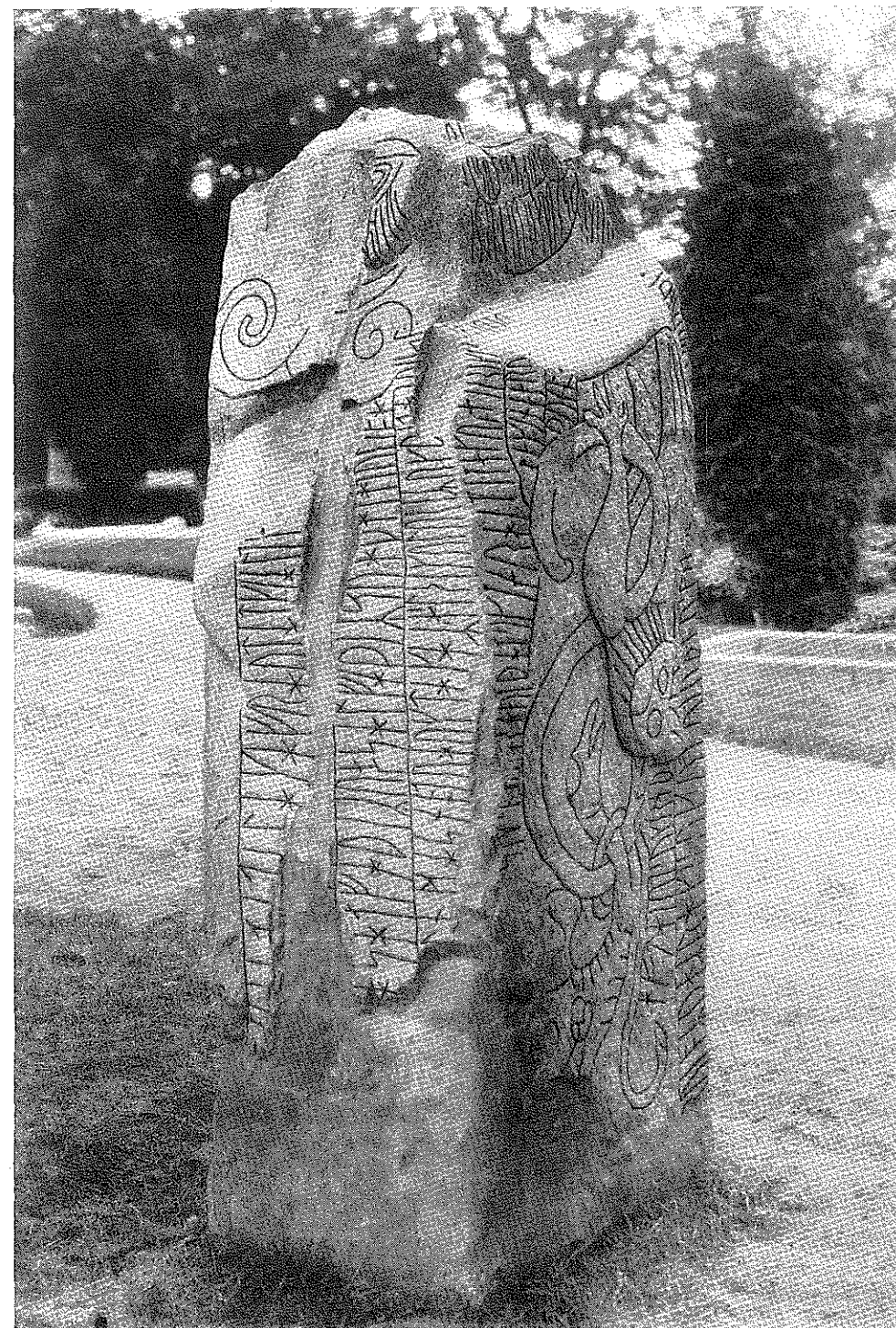


Abb. 2. Rückseite und linke Seite

Aufn. H. Sönger

regung von Elias Wessén hin, in Z. 24 ein **Λ** (R) zu sehen¹¹. Den letzten „Stab“ mit den zugehörigen Bögen faßt er als abschließende Zierlinie auf, die der Zeichnung des bärtigen Mannes am unteren Teil des Steines entspricht.

Wir wenden uns nun dem neuentdeckten Teil der Inschrift zu. Die Runen der Rückseite (Abb. 2) sind ähnlich sauber und deutlich geritzt, wenn sie an Größe auch nur knapp ein Drittel derjenigen der Vorderseite erreichen. Leider ist die Lesbarkeit durch Abplittern der Steinoberfläche an mehreren Stellen stark beeinträchtigt.

Rückseite Reihe 1 (linke Reihe):

— — — — t — — — l A k A f r A u l A t k i A l t i
29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53

Abgesehen von den zur unteren Hälfte zerstörten und daher mit Ausnahme von t (33) nicht identifizierbaren Zeichen 29–36 ist die Reihe ohne Anstoß zu lesen. Allein die letzte Rune, jedenfalls ein i, ist durch Abblättern der Steinoberfläche ihrer oberen Hälfte beraubt, doch erkennt man noch deutlich den Abschlußpunkt. Daher ist nicht anzunehmen, daß durch das schichtweise Abplätzen der Oberfläche unterhalb der spiralförmigen Bild-
reihung noch Runen verschwunden sind.

Rückseite, Reihe 2 (mittlere Reihe):

A s A t f A p i R u b s A l f A
54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69
p i R s u A p A i A t u l i b A
70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85

Z. 27, ein einfacher Hauptstab, kann ein i oder ein t, schwerlich ein l sein. Jungner entschließt sich für t. — Z. 64, ein schwedisch-norwegisches b (þ), ist im unteren Teil nicht ausgezogen. — Von Z. 78 ab sind mehrere Runen durch Beschädigung des Steines geköpft worden. Z. 78 kann ein t, l, m oder, am einfachsten, ein i sein. — Von Z. 80 ab werden zwar die Runen überhaupt kleiner, aber daraus mit Jungner zu schließen, daß Z. 78 nie weiter hinaufgereicht habe, ist unzulässig, da die beiden umstehenden A-Runen 77 und 79, aus der Lage der Nebenstäbe zu schließen, bestimmt größer waren als Z. 85. Z. 80 möchte ich eher mit Jungner als t (mit fast waagerechtem Nebenstab) als mit Wessén als i lesen, der in dem auf der Abb. 2 kaum erkennbaren oberen Querstrich die Reste der Randlinie (?) sehen will. Ein Blick auf die beiden folgenden Runen zeigt, daß das unmöglich der Fall sein kann. — Wenn man Z. 82 mit Jungner als l liest, muß man annehmen, daß der Nebenstab aus einer bestimmten Absicht heraus nach links über den Hauptstab hinaus verschoben wurde, denn rechts wäre ja Platz dafür gewesen, wenn man in Z. 83 ein i sieht.

Rückseite 3 (rechte Reihe):

— a M (lt?) A s n a t u A u k t A k
86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100
A R i A s l r i k u l u — i R u
101 102 103 104 105 106 107 108 109 110 111 112 113 114 115 116
k p — t A i u i s l:
117 118 119 120 121 122 123 124 125 126

Am Anfang fehlen ungefähr zwei Zeichen, wenn die Inschrift dieser Reihe in gleicher Höhe wie die darüberliegenden begann. Die erste ungefähr lesbare Rune, 87, ist eher ein a (f) als ein n (þ), vgl. 91 und 92. — Z. 88 sieht aus wie ein unsymmetrisches m der

¹¹ Allerdings ist von den Beistäben eines **Λ** keine Spur zu sehen. Die jüngere Inschrift kann kaum daran schuld sein, denn bei Z. 19 ist die Rune ja vollständig erhalten.

24typigen Runenreihe¹²; Jungner rechnet auch mit der Möglichkeit, daß hier eine Ineinanderrückung von l und t (r 1) vorliegt. — Z. 103, ein kurzer senkrechter Strich, ist ein Trennzeichen, und zwar das einzige innerhalb einer geschlossenen Reihe dieser Inschrift (s. u.). — Bei Z. 113 ist ein einfacher Hauptstab erkennbar; da aber der Stein hier besonders mürbe und verwittert ist, läßt sich irgendein kennzeichnender Nebenstab nicht ausmachen. Zwei i nebeneinander (s. Z. 114) sind kaum zu vermuten. — Z. 119 ist durch Beschädigung des Steines nur zum oberen Drittel des Hauptstabes erkennbar. Der Zusammenhang spricht für A (*). — Am Ende der Reihe finden wir wieder ein Trennzeichen, diesmal aus zwei Punkten.

Der Oberfläche der linken Seite des Steines (Abb. 3) ist nicht so sorgfältig geglättet, und die Runen, wenigstens die an der rechten Kante, nicht mit der gleichen Genauigkeit geritzt wie die der Vorder- und Rückseite. Die Bildritzung zeigt eine sehr bewegte und mit großer künstlerischer Kraft ausgeführte Szene: von oben stürzt ein uhu-ähnlicher Raubvogel mit mächtigen Fängen herab, während unten ein langhalsiger Vogel, wohl ein Schwan, dessen Hals von zwei Schlangen umklammert wird, mit geöffnetem Schnabel einen Rotschrei auszustoßen scheint. Kopf und Hals des Raubvogels treten durch geschickte Benützung einer Erhöhung der Oberfläche als flaches Relief hervor (Spuren davon gewahrt man an der linken Kontur der Vorderseite, s. Abb. 1; vgl. auch Abb. 3). Die Runen sind offensichtlich erst nachträglich angebracht. Die erste Inschriftreihe läuft die abgechrägte Kante zwischen der linken Seite und der Rückseite des Steines hinauf.

Linke Seite, Reihe 1 (linke Reihe):

— s i k s n — — — r A u i p A t s i k
127 128 129 130 131 132 133 134 135 136 137 138 139 140 141 142 143 144 145
m a r A i t i m a k u R a i r i k i s
146 147 148 149 150 151 152 153 154 155 156 157 158 159 160 161 162 163 164

Eine nicht mehr feststellbare Reihe von Zeichen fehlt am Anfang. Vor dem deutlichen s (Z. 128) läßt sich nur noch die schwache Spur eines Stabes erkennen. — Daß Z. 129 — nur knapp die untere Hälfte eines Hauptstabes ist zu sehen — als i aufzufassen ist, schließt Jungner glaubwürdig aus der folgenden Konsonantenanhäufung. — Während Z. 130 (r) auch in der Abbildung verhältnismäßig gut zu erkennen ist, läßt sich das folgende i (schwedisch-norwegisches s) nur aus einer leichten Vertiefung in der oberen, dem Fehlen jeder Spur eines Stabes in der unteren Hälfte der Reihe und dem großen Abstand zwischen Z. 130 und 132 erschließen. Z. 132 ist eher ein n als ein a, der erhaltene Beistab hätte sonst tiefer angelegt sein müssen, damit der obere hätte Platz haben können. — Die nächsten drei Runen, deren Hauptstäbe oben abgeschlagen sind und unten z. T. nicht bis zur Rahmenlinie reichen, lassen sich nicht identifizieren¹³. — Z. 136 ist ziemlich sicher als r (R) zu erkennen. — Auch in der Lesung von Z. 138/39 (ui) können wir uns Jungner anschließen.

Die Fortsetzung dieser Reihe hat unterhalb derselben auf der unregelmäßig gebogenen und geknickten Fläche an der oberen linken Kante (s. Abb. 2) in zwei kurzen Zeilen mühsam Platz gefunden.

Linke Seite, Reihe 2:

m a k i n i a r u
165 166 167 168 169 170 171 172 173

¹² Freilich wäre das dann der einzige Fall für diese m-Form in unserer Inschrift. Sonst wird der Laut als þ geritzt (s. Z. 146, 153, 165, 239).

¹³ Über die unlesbare Rune 135 s. o. S. 367, Anm. 7.

Linke Seite, Reihe 3:

p u n a
174 175 176 177

Die beiden Reihen sind, obwohl die Runen am Anfang durch die hereinragende Schlangengröbung arg gequetscht sind, überall gut lesbar. Reihe 3 ist durch einen Punkt abgeschlossen.

Die vierte Zeile beginnt unten in der Mitte und reicht hinauf bis zum Kopf des „Uhus“.

Linke Seite, Reihe 4:

A f t A i u i s u k r A p —
178 179 180 181 182 183 184 185 186 187 188 189 190 191

Die Steinoberfläche ist hier nur wenig geglättet, und die Runen zeigen nicht mehr die sorgfältige und ziemlich regelmäßige Ritzung der bisherigen. Den Vorschlag, Z. 184 als l zu lesen, lehnt Jungner ab, und zwar, soweit sich aus den Abbildungen entnehmen läßt, mit Recht; der Abstand zum folgenden s wäre auch zu gering. Da man vom Inhalt her hier ein l erwartet, wäre die Vermutung erlaubt, daß der Beistab des l auf der unebenen Grundfläche mit dem (schwed.-nordweg.) s zusammengefallen sei.

Reihe 5 der linken Seite beginnt rechts unten und läuft an der Kante entlang aufwärts.

r u n a R p A R r A k i (n) u k u
192 193 194 195 196 197 198 199 200 201 202 203 204 205 206 207
t u i u p A r s u A p A l i r i
208 209 210 211 212 213 214 215 216 217 218 219 220 221 222 223
k u l u b u f A p i
224 225 226 227 228 229 230 231 232 233

Im allgemeinen ist diese Reihe besonders gut erhalten. Z. 192 ist als r (R), obwohl der Hauptstab zerstört ist, klar zu erkennen; als Stütze dürfen wir hier auch den sehr klaren Sinn der Inschrift heranziehen. — Die Beistäbe von Z. 199 (A) sind fast ganz verwittert. — Z. 204 ist in der Mitte beschädigt; der Abstand zur nächsten Rune spricht dafür, daß hier der Beistab eines k fortgefallen ist. — Ob Z. 208 die dänische (†) oder schwed.-nordweg. =Rune (†) darstellen soll, läßt sich nicht erkennen¹⁴, da hier der Kopf des „Uhus“ in das Runenband hereinragt. — Bei Z. 213 ist das Beistabkreuz auf der linken Seite beschädigt, aber noch erkennbar. — Die Lage des Querstriches von Z. 228 beweist, daß darunter ein zweiter Querstrich verloren gegangen sein muß, also b (†). — Z. 231 (A) ist mit Rücksicht auf das vorausgehende f nur in halber Höhe ausgeführt. — Die Reihe schließt wiederum mit einem Punkt.

Abb. 3 und die Abb. 1 und 2 im Profil zeigen, daß die linke Fläche des Steines in ihrem obersten Achtel um ein beträchtliches Stück zurücktritt. Auf dem so nach hinten gerückten obersten Teil der linken Seite finden sich noch einmal zwei quer über den Stein gerichtete linksläufige Reihen, die von einer bogenförmigen Zierlinie begrenzt sind¹⁵.

¹⁴ Beide Formen kommen vor, † bei Z. 33, 93, 120, 142, 151, † bei Z. 47, 98, 180. Z. 52, 57, 80 sind unsicher.

¹⁵ Daß es sich hier wirklich zunächst um ein Ornament handelt, beweist die Tatsache, daß die Inschrift nicht Platz darin gefunden hat. Man beachte auch die beiden Kreisbögen in der oberen Reihe. Wahrscheinlich waren die Linien ursprünglich zur Aufnahme einer anderen Inschrift bestimmt, worauf die regelmäßig gesetzten Punkte an der untersten Linie hindeuten scheinen. Jungner äußert sich nicht darüber. Wenn man annimmt, daß die Inschrift von hinten, d. h. hier: von links oben begonnen wurde, fände einmal die auf diesem Stein einmalige Tatsache der Linksläufigkeit eine technische Erklärung, zum anderen die Tatsache, daß ein Teil der unteren Reihe, sinngemäß der Anfang dieser Inschrift, in der Umrahmung nicht mehr Platz fand.

Auf der schrägen Fläche der so entstandenen Stufe befindet sich noch eine kurze, linksläufige Inschrift:

u i u r a m
234 235 236 237 238 239

Die Runen sind recht unbeholfen geritzt, aber deutlich lesbar. Auch in der sehr „unvorschriftsmäßig“ geritzten Rune 237 kann man kaum etwas anderes sehen als ein R (r).

Die Lesung beginnt rechts unten.

Die untere Reihe lautet:

— i u k r p s a r s k s n u i b i n — i
240 241 242 243 244 245 246 247 248 249 250 251 252 253 254 255 256 257 258 259

Die erste Rune ist durch ein abgeschlagenes Stück der rechten Kante unlesbar geworden. Jungner schließt aus dem Wortzusammenhang auf ein h¹⁶. — Der erhaltene Hauptstab 241 hat wohl auf der rechten Seite keine Einbuße erlitten, also i. — Ob zwischen Z. 257 und 259 noch eine Rune anzusehen ist, ist ungewiß; hier geht die ornamentale Rahmenlinie durch die Inschrift hindurch. Ob jener abwärts gerichtete Zweig der Rahmenlinie der Rest einer Rune ist, wird kaum entschieden werden können.

Die darüberliegende Reihe enthält folgende Inschrift:

— — — i k u n R u k l i u s —
260 261 262 263 264 265 266 267 268 269 270 271 272 273 274

Im rechten Kreisbogen, der durch Abstoßen der oberen Ecke stark gelitten hat, müssen ungefähr vier Runen gestanden haben, von denen nur die letzte mit einiger Sicherheit, nämlich als i, zu erkennen ist. — Auffällig ist bei Z. 269, wenn es ein k darstellen soll, daß der Beistab nach rechts läuft, also ebenso gegen die herrschende Linksläufigkeit dieser drei Zeilen verstößt wie Z. 250 schräg darunter. — Z. 270 ist zweifellos als l zu lesen, und zwar dergestalt, daß der rechte Teil der linken, fast einen geschlossenen Kreis bildenden Bogenlinie als Hauptstab verwandt worden ist, an den der Beistab unmittelbar angelehnt wurde¹⁷. — Z. 273 ist ziemlich deutlich ein schwed.-nordweg. s. — Z. 274, ein nach links geneigter, in sich schwach gekrümmter Strich, fasse ich mit Jungner nicht als Rune auf; er ist wahrscheinlich der nicht fortgesetzte Anfang der ornamenthaften Rahmenlinie und muß vor den Runen geritzt worden sein, denn der linke Beistab des u (Z. 272) ist um seinetwillen bedeutend verkürzt¹⁸.

Ein sehr bedauerlicher Verlust ist wahrscheinlich dadurch eingetreten, daß die Oberseite des Steines beim Einbauen in die Kirchenmauer flach geschlagen und dadurch eine nicht abschätzbare Anzahl von Runen reslos entfernt wurde; nur die beiden letzten sind übriggeblieben: i u

275 276

Die kleine Inschrift am rechten und oberen Rande der Vorderseite (s. Abb. 1) ist für das Problem des Sparlösa-Steines von gar keiner Bedeutung. Die Runen erweisen sich

¹⁶ Die Rune h kommt in der ganzen Inschrift sonst nicht vor, obwohl Jungner ihn nach seiner Lesung für das fast ganz zerstörte Zeichen 34 (Reihe 1 der Rückseite) fordert. In dieser Inschrift wäre nur die schwed.-nordweg. Form † vorzusetzen, da die dänische Form * auf dem Sparlösa-Stein auffälligerweise für A in Anspruch genommen ist.

¹⁷ In entsprechender Weise ist bei Z. 245 das O gebildet worden. Für die Beurteilung des rätselhaften Zeichens 258 gibt diese Beobachtung leider nicht viel her, da der rechte obere Kreisbogen zwischen 263 und 264 offenbar nicht als Runenbestandteil gedient hat.

¹⁸ Man könnte deswegen auch das s von Z. 273 anzweifeln und etwa ein i für möglich halten, wenn Jungners Lesung nicht gerade an dieser Stelle einen so guten Sinn gäbe.

nach Form und Typus¹⁹ als bedeutend jünger, und inhaltlich geben sie eine Gedächtnisinschrift jener schablonenhaften Art, wie wir sie auf skandinavischem Boden in sehr großer Anzahl finden²⁰.

Es ist bitter, aber es muß gesagt werden: man könnte manche Runen unserer Inschrift auch anders lesen, besonders solche, die beschädigt sind. Runenlesen erinnert oft an Kreuzworträtselraten: man muß aus den umstehenden Buchstaben das fehlende Glied zu einer Kette von Lauten, zu einem Wort suchen, das man einem weitergespannten Sinnzusammenhang einpassen kann. D. h. man muß in vielen Fällen einfach raten. Vielfach beruht die Lesung einer Inschrift, zunächst einer einzelnen Rune, nicht auf einem logischen Schluß, sondern auf dem Entschluß für diejenige Möglichkeit, die die höchstmögliche Zahl von Wahrscheinlichkeitspunkten für sich hat. Es ist in der Runenforschung schon oft vorgekommen, daß durch eine andere Lesung einer einzigen Rune die ganze bisherige Auffassung einer Inschrift über den Haufen geworfen wurde; dabei werden oft in entscheidender Weise Fragen berührt, die für die Sprach- und Religionsgeschichte, wie beim Ring von Pietroassa, oder unsere Kenntnis des religiösen Brauchtums, der Magie und des Namenszaubers, wie beim Eggjumstein, von größtem Belang sind. Der Runenforscher muß also großzügig genug sein, sich Korrekturen gefallen zu lassen, denn hier vermischen sich die technischen Schwierigkeiten der Lesbarkeit mit unserer lückenhaften Kenntnis der damaligen Sprach- und Kulturverhältnisse, die einerseits Hilfsmittel der Untersuchung, andererseits Forschungsziel sein soll. Die Gefahr des Zirkelschlusses droht dem Runenforscher beständig.

Ich schicke das voraus, um Jungners geistvolle Lesung und Auffassung der Sparlösa-Inschrift, die ich im folgenden vortragen will, von vornherein gegen den Vorwurf der Willkür zu wappnen. Wer kann, mache es besser! (Schluß folgt.)

Salzburger Wissenschaftswochen

Das gediegene Programm der „Salzburger Festspiele“ wird in diesem Jahre und späterhin regelmäßig eine besondere Bereicherung durch die „Salzburger Wissenschaftswochen“ erfahren. Zu dieser Veranstaltung haben sich auf besonderen Wunsch des Gauleiters Dr. Rainer hin das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und die Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ zusammengefunden. Die „Salzburger Wissenschaftswochen“ sollen vor der Öffentlichkeit des In- und Auslandes in würdiger Form die Leistungen deutscher Wissenschaft im nationalsozialistischen Reich darbieten. Hervorragende Vertreter der verschiedensten Sachgebiete werden einen Querschnitt deutscher Kultur und ihres Beitrages zum Geisteskampf Europas und der Menschheit geben. Durch die Verbindung dieser eine alte akademische Tradition Salzburgs fortführenden Wissenschaftswochen mit den Festspielen wird Salzburg im europäischen Sommerprogramm eine neue und fast unerhörte Anziehungskraft gewinnen, der, wie zu hoffen ist, auch das Ausland besonderes Gehör schenkt.

Der diesjährige Plan der „Salzburger Wissenschaftswochen“ sieht eine bunte Folge von Vorlesungen aus allen Wissenschaftszweigen vor. So sind die Gebiete der Geschichte, der Literaturgeschichte, der klassischen Altertumswissenschaft, der Germanenfunde, der Physik, der Chemie, der Philosophie, der Kunstgeschichte, der Wirtschaftswissenschaft usw. ver-

¹⁹ Sie gehören ausnahmslos der sog. dänischen Runenreihe an.

²⁰ Ich nehme die Lesung dieser Inschrift, auf die Jungner gar nicht weiter eingeht, voraus: kisli : karpi : ifti : kunar : brupur (:) kubl (:) pisi = „Kisli errichtete zum Andenken an seinen Bruder Gunnar diesen Hügel.“

treten. Namhafte Persönlichkeiten haben ihre Zusage als Dozenten für Salzburg bereits abgegeben. Darunter sind zu finden etwa der Münchner Literaturhistoriker Herbert Chisarz mit einer Vorlesung über „Unsterblichkeit und Geschichte“, Prof. Dirlemaier-München mit einer Vorlesung „Apollon, Gott und Erzieher des hellenischen Adels“. Der Kurator der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, Prof. Dr. Walther Wüst-München, kündigt einen Vortrag „Von indogermanischer Religiosität. Sinn und Sendung“ an. Dr. Karl Ritter von Hilt spricht über das „Ewige Olympia“. Der Präsident der „Deutschen Forschungsgemeinschaft“ und Chef des Amtes Wissenschaft im Reichserziehungsministerium, Prof. Dr. Rudolf Mengel, wird über „Die Wissenschaft im Leben der Völker“ grundsätzliche Ausführungen machen. Weiter sind verzeichnet: der Historiker Karl Alexander von Müller-München, der Staatsrechtslehrer Paul Ritterbusch-Kiel, der Philosoph Kurt Schilling-München; ferner aus der Wirtschaft Generaldirektor Dr. h. c. Albert Bögl-Dortmund, Prof. Dr. Carl Krauch-Berlin und Karl Blessing-Berlin.

Die Teilnehmer der „Salzburger Wissenschaftswochen“ genießen weitgehende Preisermäßigungen für den Besuch der Festspiele. Auch Fahrpreisermäßigungen der Reichsbahn erleichtern den Besuch dieser Veranstaltung. Kartenbestellung und weitere Auskünfte vermittelt die Geschäftsstelle in Salzburg, Hofstallgasse 2.



Die Fundgrube

Eine arabische Nachricht über Runen?

Von Heinz-Joachim Graf

Als äußerst merkwürdig darf die Nachricht des Arabers Ibn Abi Ja'qub über die Schrift der Räs (d. i. Waräger) gelten.

Ibn Abi Ja'qub, der nach Frähn¹ im 10. Jahrhundert schrieb, ist der Verfasser des bibliographischen Werkes Kitab el fihrist (Hrsg. v. Flügel, Leipzig 1871). In der Einleitung, die von den verschiedenen Schriftarten handelt, findet sich nun die folgende Mitteilung: „Die russische (Schrift). Jemand, dessen Worten ich trauen darf, erzählte mir, daß einer von den Königen des Kaukasusgebirges ihn an den König der Räs geschickt habe; und er gab an, diese hätten eine Schrift, die in Holz eingeschnitten werde. Dabei zog er ein Stück weißes Holz hervor, das er mir hinreichte.

Auf demselben standen Charaktere (eingeschnitten), von denen ich nicht weiß, ob sie Wörter oder einzelne Buchstaben darstellten². Hier ihre Nachbildung³.“

Nach der ganzen Stelle liegt es am Nächsten, an Runen zu denken. Dazu kommt ferner noch das Zeugnis des Ibn Fadlan der 922 dem Begräbnis eines Warägers in Bulgär beistand und mitteilt, daß die Räs den Namen des Verstorbenen sowie

¹ Ibn Abi Ja'qubs Nachricht von der Schrift der Russen im 10. Jahrhundert n. Chr., Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. VI. Série. Sciences politiques. Tom. III (1836). Vgl. auch noch C. Brockelmann, Geschichte der Arabischen Literatur, Supplementband, Leiden 1936, S. 226/27.

² G. Jakob, Der nordisch-baltische Handel der Araber im Mittelalter, Leipzig 1887, S. 91.

³ Frähn a. a. O. S. 513.

الحرف في الخشب

Er selbst zieht dann einen Vergleich mit den finaitischen, richtiger nabatäischen Inschriften aus dem Wadi Mofatteb (bis 260 n. Ztr.) und spricht von einer „frappanten Verwandtschaft“ (a. a. D. S. 516). Wie es um diese bestellt ist, vermag man aus Ab-

۱۱۱۱

၂၆၇၇၄၀၂၇၁၅၂

all. 3

Sieht man davon ab, daß auf Abbildung 1 überhaupt nicht unbedingt Gewicht

Was der Deutung auf Runenzeichen aber einen wichtigen Vorrang vor Frähn's Meinung sichert, ist einmal die eben angeführte Nachricht des Jbn Fadlān vom Bestattungsbrauch der Bulgär-Waräger und dann die Stelle einer russischen Chronik des 14. Jahrhunderts, in der es heißt, „die Slaven hätten vor Einführung der Schrift Kyrills keine Schrift (keine Bücher) gehabt, sondern nach Strichen und Einschnitten gelesen und gerechnet, weil sie Heiden waren“ (Frähn a. a. O. S. 515). Diese Bemerkung von den Strichen und Einschnitten sowohl wie auch Jaqobs obige Mittheilung über das Holz, das ihm der Sendbote zeigte, lassen die Verwendung von Korbhölzern und Runenstäben bei den Rüssen vermuten.

Weiteres zum Wittekindstein

Zu dem Büchlein von Ludwig Troß, Sammlung merkwürdiger Urkunden für die Geschichte des Femgerichts, Hamm 1826,

⁵ Es können genau so gut aber auch die verschiedenen Abschreiber die Schrift eingestellt haben (der Pariser Codex stammt aus dem 13. Jahrhundert!).

III.

7. 6. 5. 4. 3. 2. 1.
l. n. w. x. y. z.

^{a. b. c. d. e. f. g. h.}
 X. 10. 3. V. 10. X. H. 8.
^{i. j. k. l. m. n. o. p.}

2. § 4. K. II.

u. m. x. y. z.

Angeblisches Geheimalphabet der Fengenossen

„Bemerkung. Die auf der beiliegenden Kupfertafel vorgestellten Alphabete sollen einst von den Freiherren und Femgerichtsschöffen gebraucht worden seyn. Das erste

findet sich in „Hermannii ab Hövel speculum Westphaliae Ms.“, das zweite bei „Trithem. Polygraph. L. VI. p. 589“ und das dritte in „G. Seleni cryptomenytices et cryptographiae bibl. IX. Lunaeb. 1624, 1. IV. c. 3. p. 282“. Obgleich noch nicht ausgemacht ist, daß die Schöffens eins dieser geheimen Alphabete

wirklich gebrauchten, so dürfte dennoch die Abbildung der mitgetheilten nicht ohne Interesse seyn, und ich habe dem Wunsche des Herrn Verlegers darin um so lieber nachgegeben, als von den angeführten Werken das erste nur handschriftlich existiert und die andern ungemein selten sind.

Troß."

Es folgt dann als letztes Blatt des Buchleins die in der Abbildung wiedergegebene Kupfertafel mit den erwähnten Geheimalphabeten.

Heinz-Joachim Graf.

Nochmals das Rätsel vom Ei

Im Juliheft 1936 teilte H. v. Staden ein Rätsel von der Niederelbe mit, dem sich ein bekanntes englisches Rätsel, dem Lesebuche der Volkshule entnommen, als augenscheinlich verwandt zur Seite stellte. Es handelte sich um das bekannte Rätsel vom Ei, niederdeutsch:

Sintje Potintje leeg up de Bank,
Sintje Potintje föll ünner de Bank;
Es keen Dokter inne ganze Welt,
De Sintje Potintje weller heel maken kann.
englisch:

Humpty Dumpty sat on the wall,
Humpty Dumpty had a great fall:
All the kings horses and all the kings men
Could not put Humpty Dumpty together again.

Einige Zuschriften, veröffentlicht von F. D. Plakmann im Oktoberheft 1936, brachten Varianten aus Ostfriesland und aus Westfalen, darunter einige mit folgendem neuen Motiv:

... Is geen Kōnenk in Engelland,
De Hümelke Tümelke weer maken kann.
(Ostfriesland)

... Do was ninn Dokter in Engelland,
Doe dat kureeren kann.
(Vielefeld)

... T'is fin Dokter in Engelland,
De Hüppelken Püppelken kureeren kann.
(Münsterland)

Dies Engelland verstand Plakmann sinngemäß als Land der Engel, das mit dem Lande der Angeln nichts zu tun hat, wobei er noch auf die enge Berührung zwischen der christlichen Engelvorstellung und den germanischen von den Schwanenjungfern und Fylgjen hinwies. Zum gleichen Ergebnis kam Mannhardt, Germ. Mythen S. 397 ff. auf Grund eines reichen Stoffes an Lied- und Märchenmotiven, vorwiegend

aus Niederdeutschland. Wenn wir von der allzu konkreten Ausdrucksweise absehen, so dürfen wir uns wohl Mannhardt „Übersehung“ des zugrunde liegenden mythischen Motivs zu eigen machen (S. 418): „Ist das Ei zerbrochen, so kann kein Mensch es wieder heilen, nicht einmal die kunstvoll schmiedenden Geister (Elbe) im Lande der Engel.“ In anderen Liedern, die nicht in diesen Zusammenhang gehören, steht für Engelland in manchen Fassungen „Niederland“, „Brabant“, „Fländern“ usw. Auch hierin dürfen wir weniger geographische Ortsangaben erblicken, als vielmehr die Andeutungen einer mythischen Ferne.

Die Fülle der Varianten des Rätsels vom Ei ist unerschöpflich. Sie scheinen sich über den ganzen germanischen Raum zu verbreiten. Oberintendanturrat Dr. Spruth, Berlin, teilt eine nordnordwestische Fassung mit:

Egget (das Ei)

Trille Rille	
Falt nedar hylle	(fällt vom Wandbrett)
ingen man	(es ist kein Mann)
i dette land	(in diesem Land)
jom denne trille	(der Trille wieder)
binne kann	(heil machen kann)
	(Westeraalen)

In Jg. 43 (S. 67) der Zeitschr. f. Volkskunde teilt G. Senken nach Arne Krohn eine Variante aus Finnland mit:

Lilleri Lalleri schließ auf dem Brett,
Lillerie Lalleri fiel von dem Brett.
Es ist niemand in ganz Finnland,
Der Lilleri Lalleri heilen kann.

Mannhardt (S. 416) bringt noch drei skandinavische Formen: Lille trille (Dänemark), Lille hylle (Fäster), Lille trölle (Westergötland). Ferner eine von den Färöer:

Bolli fór af skár'di
han vár hvörki firi eystan, ella firi vestan
allar gjár'dir sprungu áf,
id' bolla afturbœ ta kundi.
(Ballen fiel von der Bergkluft,
alle Reisen sprangen ab.
Da war Niemand in Osten oder Westen,
Der Ballen wieder ganz machen konnte.)

Auch in der Schweiz ist das Rätsel bekannt:

Annebadadeli lit uf em Bank,
Annebadadeli fällt ab em Bank.
S'isch ken Dokter im Schweizerland,
Der's Annebadadeli büm büm erlen kann.

(M. Petsch, Neue Beiträge ..., S. 75.)

Das „büm büm erlen“ bezieht sich auf die Tätigkeit des Jagbinders, worin wir einen Anklang an das eddische Rätsel vom Ei (Heidreksgátur) und seine friesischen, holsteinischen, luxemburgischen Entsprechungen erblicken dürfen (vgl. Germanien 1936, S. 313 f. — Mannhardt a. a. O., S. 415), die das Ei als ein auf einem Eiland, in Niederland, in Engelland usw. hergestelltes Fäklein umschreiben.

In Tirol heißt es:

Gigele Gagele auf der Bank,
Gigele Gagele unter der Bank...
(Mannhardt S. 416)

In Schwaben:

Wirgele Wargele uffer Bank,
Wenn es fällt, ist es krank...
(Mannhardt S. 416)

Damit ist die Verbreitung des Rätsels ungefähr umschrieben und zugleich ein Überblick über die Hauptformen des Textes, die nicht sehr von einander abweichen, gegeben. Wesentlich mehr variiert das Rätselwort; davon einige Proben: Eudele Pudeli (Rheinland), Enter partenter (Dithmarschen), Ente petente (Hamburg), Otje podotje (Wedstede), Sintje potinje (?), verm. Friesland), Humpel pumpel (Lüneburg), Hümmelken Trümmelken (Westf. von Halberstadt), Hüpp'l de Püpp'l (Musterhorst), Tirland Firland (Altmark), Piffewittken (Westfalen), Rolleten Bolleten, Witteken Witteken (Niederdeutschland), Sebbelken Lebbelken (Rheinland). Weit aus am häufigsten im Verhältnis zu den anderen Formen kommen Bildungen wie Hüppelken Püppelken, Pümpelken vor. Das legt von vornherein den Gedanken nahe, daß es sich dabei um zum Teil auch lautmalende Umschreibungen des gleichsam humpelnden Rollens des Eis handelt. In einem anderen plattdeutschen Rätsel (Sauerland) drückt sich das deutlich aus:

Hüppelken püppelken op äinem Baine,
Sint draihunnert schoape allaine,
Sint of alle hyle swart,
Roa du es, bat es dat?

Der „Hinkende Bote“ und seine dreihundert Werttage (Zsch. f. deutsche Mythologie III, S. 192 f.). So kommt auch das nieder-rheinische Sebbelken Lebbelken in einem holländischen Rätsel vor, wo es den hüpfenden Frosch umschreibt. Mannhardt (S. 419) meint, Humpelken usw. bedeute „hüpfend“, näher liegt aber wohl die Beziehung zu humpeln = hinken; hierzu gehört zweifellos auch das englische Humpty, wobei die Bedeutung „hunchbacked“ (vgl. E. Wright, Dictionary of obsolete and provincial English, London 1857, S. 673; übrigens eine

Fundgrube für den Volkskundler) keinen Einwand darstellen muß. „Humptydumpty“ heißt nach Kallischmidt, Engl. Wörterbuch, f. v. eine „kleine tölpische Person“. Ähnliche Lautmalerei liegt auch dem zweiten Teile einer Reihe von weiteren Varianten des Rätsels zugrunde, worin es heißt:

... do lemen de Herren von Hiden-Haden,
die nun das zerbrochene Ei auch nicht wieder ganz machen können; Hoeser, v. d. Sagens Germania V, S. 252, meint dazu: „Hühner und Hähne sammeln sich um das auf dem Hofe liegende, zerbrochene Ei in hastiger Geschäftigkeit, die halb wie Neugierde, halb wie klagendes Bedauern aussieht.“ In der Sprache des Rätsels klingt das anschaulicher und lustiger. Ich meine aber, wir können nach allem wohl dabei bleiben, daß der täppische Drei- oder Zweifakt der Wörter im Grunde nichts als das „Kullern“ des Eis malen soll.

Wie steht es aber nun mit dem von Frau Zimmermann, Karlsruhe (Germanien 1936, S. 313) bemerkten Anklang an den Namen des Karlsruher Nikolausgebäcks „Dambedei“, das ein Männchen darstellt, woran nach D. Siefert auch das „Mantje Timpeteh“ im Märchen vom „Fischer und seiner Frau“ erinnert. Ein Zusammenhang ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, zumal auch die Varianten des Märchens eine Reihe von ähnlich klingenden Namen des zaubermächtigen Männchens aufweisen: Dunderdeen (Adernmark), Düffellen (Pommern), Licklocteen, Tintelteen, Tintelenteen, Krempelenteen (Flandern) (Volte-Polibka I, S. 143 ff.). „Buttje Buttje in dem See“ ist ursprünglich gar kein Fisch, sondern ein Butte, Butte, Budele mhd. vielfach bezeugt als „buge“, weitverbreitet als Name für gespenstische Wesen, Kobolde und Wichtel (vgl. Grimm, Mythologie S. 419). Möglicherweise kommt der Name des Plattfisches davon her. In Schwaben heißt ein Hausgeist „Pöpple“. In den Kreis dieser Bildungen würde sich unser Timpeteh, Dambedei gut fügen und auch das engl. Humptydumpty = „kleine tölpische Person“. Alle die Zwerge und Wichtel in Sage und Märchen leiden bei aller Zaubergewalt an irgend einem offenbaren oder geheimen Gebrechen ihrer Gestalt, abgesehen noch von dem ihrer Winzigkeit. Riesen sind stark, aber tölpelhaft, Zwerge sind drollig, „putzig“ (zu jenem mhd. buze), aber klug. Ein kullerndes Ei aber schießt gleichsam „Kobolz“, womit der wahrscheinliche Zusammenhang wohl genügend angedeutet ist. Auch das „Wirgele Wargele“ deutet darauf, sowie das dän. Trille Rille usw., wo-

bei Trille = Rad. Daneben ist wohl möglich, daß auch die Beziehung des Eies als eines häufigen Opfers für die Unterirdischen (durch Vergraben) zu den Wichteln dabei eine Rolle spielt. — Damit kann also das Rätsel als vorläufig gelöst betrachtet werden. Eine ausführliche Zusammenstellung sowohl solcher Rätselworte wie auch dazu stimmender Zwergennamen usw. könnte fruchtbar sein, wir geben darum noch eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur über unser Rätsel vom Ei.

Schrifttum zum Rätsel vom Ei: v. d. Hagens Germania V, 252 f.; VI, 156. — Zeitschr. f. deutsche Mythologie III, 7, 183, 192, 345, 394 ff. — Mone's Zeitschr. 1838, 262. — N. Preuß. Provinzialbl. V (1840) 396 ff. — Urquell (1890) 170 f. 187. — Mitt. d. Vereins f.

Gesch. u. Altertumskunde des Saalegebietes 1900, Heft 9. — Germanien 1936, 220 f., 313 f. — Karl Simrod, Das deutsche Rätselbuch, Frankfurt a. M., no. 136, 137. — Meier, Kinderreime aus Schwaben, 79, 310. — Müllenhoff, Schleswig-Holsteinische Sagen, S. 506, no. 9. — Mannhardt, Germanische Mythen, 400 ff. — J. Ehlers, Schleswig-Holsteinisch Rätselbuch, no. 65. — R. Eckart, Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel, no. 349. — Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen, I, 25. — J. Gillsch, Das mecklenburgische Volksrätsel, 15 ff. — A. Brunt, Pommerische Volksrätsel, S. 6. — A. Brunt, Danabrücker Rätselbuch, 17. — R. Petisch, Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels, Palaestra IV, Bl. 1899 (Literatur). — R. Petisch, Das deutsche Volksrätsel, Straßb. 1917 (Literatur).

Hans Bauer.

Die Bücherwaage

Karl Kaiser, Lesebuch zur Geschichte der deutschen Volkskunde. (Volkskundliche Texte, herausgegeben von Luz Madensen, Heft 10.) Ehlermann, Dresden 1939. 224 S. 8°.

Von einem „Lesebuch“ erwartet man, daß man aus ihm „lesen“ lernen kann; ebenso sehr man voraus, daß viellecht aus ihm „gelesen“ werden könnte. Jedenfalls soll ein Lesebuch kein Nachschlagebuch sein. Lesebücher müssen auch sinnvoll aufgebaut sein und ihre Aufgabe — aus ihnen lesen lernen können — geradlinig verfolgen.

Kaisers Zusammenstellung läßt leider einen geradlinigen Zug fast völlig vermissen und hat in vielem einen ausgesprochenen Spiralengang; zum rechten „Lesen“ ist es ganz ungeeignet. Ja, es führt den unbefangenen Leser und Neuling auf Abwege und Irrwege.

Den Aufbau des Buches hat sich Kaiser mehr als leicht gemacht. Ein „Lesebuch der deutschen Volkskunde“ kann und darf sich nicht darin erschöpfen, einfach in der Reihenfolge des Erscheinens Auszüge aus Aufsätzen und Büchern volkskundlicher Natur zu bringen. Dabei sind auch keineswegs alle angeführten „Volkskundler“ nun auch Volkskundler oder gar Wissenschaftler. Durch Anführen von Aufstellungen auch von volkskundlichen Gelegenheitsarbeitern, die wie so meist ungetrübt und unberührt von dem ernstlichen Mühen um wissenschaftliche Er-

kenntnisse längst Abgetanes oder Überholtes immer wieder von neuem ahnungslos oder auch böswillig aufzischen, wird das wirkliche „Geschehen“, die „Geschichte der deutschen Volkskunde“ verächtet und diese zugleich mit vollendeter Mühe erst zu einem langersehnten Problem erfunden und gemacht! Ein rechter Abkatsch ewiger Stil- und Textphilologie und reiner Schreibtißarbeit, wenn wir annehmen sollen, daß es Kaiser hier mit einem Ringen um wissenschaftliche, volkskundliche Erkenntnisse ernst ist.

Jede eigene Stellungnahme zu den gebrachten Lesestücken hat Kaiser mit Fleiß unterlassen; allein das Vorwort soll uns von seinen wissenschaftlichen Absichten überzeugen. Wir können ihm die Reinheit seiner Absichten nicht glauben, weil sie der Anlage des Ganzen nach nicht zur Wirklichkeit stimmen. Herabsetzung und der Versuch wissenschaftlich-moralischer Tötung gewisser „Unbeliebter“, die Kaiser allerdings noch vor der Machtübernahme am volkskundlichen Himmel in ewigem Glanze sehen zu müssen glaubte, sind allzu deutlich spürbar. Die politische Notwendigkeit eines volkskundlichen Lesebuches nach der Auswahl und Bearbeitung durch Kare (!) Kaiser (siehe z. B. Zl. f. Völk. N. F. 3, 1931/32, Heft 1, Seite 71) ist weder unbedingt einsichtig noch seine Echtheit irgendwie glaubhaft.

Der betonte Hinweis auf das Judentum einiger „Volkskundler“ ist zu begrüßen; allein diese Fingerzeige verdanken wir dem Herausgeber der Schriftenreihe.

Heinrich Harmjan-Berlin.

Das germanische Erbe in der deutschen Volkskultur. Die Vorträge des 1. Deutschen Volkskundetages zu Braunschweig, Herbst 1938. Bearbeitet von Ernst Otto Thiele. Hoheneichen-Verlag München 1939. 239 S. mit 126 Bildern.

Die hier vereinten Vorträge über den hohen Wert der deutschen Volkskunde, denen Reichsleiter Alfred Rosenberg ein Geleitwort mit auf den Weg gab, umfassen ein weites Gebiet. So bringt schon der erste Beitrag einen Überblick über die Aufgaben, die der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde gestellt sind. Ministerpräsident Dietrich Klages würdigt anschließend die Bestrebungen und Leistungen der Volkskunde seit ihrer Begründung und kommt zum Ergebnis, daß trotz aller Fehler und Irrwege und Behinderungen der früheren Jahre es sich doch klar zeige, daß „die deutsche Volkskunde in der Tat eine hervorragende Aufgabe und eine wichtige erzieherische Bedeutung“ habe.

Die weiteren Beiträge wenden sich, mit Ausnahme eines Aufsatzes über die Feierrgestaltung von Thilo Scheller, dem Weiterleben des germanischen Ahnenerbes zu. Es würde zu weit führen, alle Ausführungen, die durch gut gewählte Bilder unterstützt werden, einzeln zu würdigen und zu ihnen Stellung zu nehmen. Hervorheben möchte ich die Beiträge von Hermann Reischle, Bruno Schier und R. Th. Weigel über das germanische Erbe im deutschen Bauerntum, in Siedlung und Hausbau und in den Sinnbildern. Am wenigsten vermag Karl von Spieß mit seiner recht einseitigen Darstellung über die deutsche Volkskunst zu überzeugen. Sie liegt auch sonst unter dem guten Niveau des Sammelbandes. Die restlichen Beiträge befassen sich mit dem Donaunraum, dem bäuerlichen Sachgut und mit Volksstanz und Volkspiel.

H. Zwölfsjahr.

Das Nibelungenlied. Nach dem Ursprunge erneuert von Hermann Stodte. Stuttgart, Hohenstaufen-Verlag.

Vor anderen Dichtungen unseres Mittelalters verdient, ja verlangt das Nibelungenlied eine Wiederbelebung für unser Volk. Der Form nach ein gewaltiges Epos, ist es seinem Wesen nach vielleicht die gewaltigste Tragödie, die aus germanischem Wesen heraus erschaffen wurde. Doch ist sein Gehalt schwer zugänglich durch jene Strophenbildungen, die dem mittelalterlichen Hörer (besonders im Ohrtraum) mit ihrem behaglichen Gange und mit ihren reichen Gelegenheiten zu mannigfachen Ab-

tönungen die helbischen Gestalten näherbrachten, während sie von uns gewisse Opfer verlangt. Darum hat die eng an die alten Formen sich anlehrende Übertragung von R. Simrock nie recht wirksam werden können, während eine ganz freie Nachdichtung, wie sie W. Schäfer forderte, den eigentümlichen Schmelz, ja die Atmosphäre des Liedes zerstören würde. Es gilt also einen Mittelweg zu finden zwischen der „naiven Breite der echten Erzählkunst mit ihren Wiederholungen und Füllseln“ und einer „größeren sprachlichen Dichte“, die „unser Stilgefühl“ verlangt. Auf diese Weise hat Hermann Stodte in Lübeck die Aufgabe erfaßt und in hohem Grade befriedigend gelöst. Wenn auch manche Bindung uns noch hart oder gewollt anmutet, im Ganzen hat er als Erster eine wirklich lesbare Übertragung des Liedes in unsere Sprache gegeben, die nicht nur den Inhalt vermittelt, sondern vieles von dem Zauber der alten Form ahnen läßt.

Robert Petisch.

Dr. Johann Pfeufer, Rhönerisch und Fränkisch. Michael Hasleben Verlag, Talmünz und Regensburg. 12 RM.

Ein dickes Buch, das von einem unermüdeten Fleiß zeugt und eine ungeheure Stoffmenge bringt. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, das Volkstum der Rhön in all seinen Erscheinungen aufzuzeigen.

Es ist ein glücklicher Gedanke, die Mundart als Ausgangspunkt zu nehmen; allerdings ist die Schreibung der Mundart nicht einwandfrei gelungen, oft ist sie verwirrend. Der Sprachwandel im Ablauf der Generationen ist gut dargestellt. Das „Grundsätzliche über Mundart“ dürfte sich jeder Dorflehrer zu Herzen nehmen. Zur klaren Herausarbeitung der Eigenart des rhönerischen Volkstums zieht Pfeufer das Gaufränkische heran; es zeigt sich, daß die Unterschiede größer sind als die Gemeinsamkeiten. Die Auswertung des Materials gelingt dem Verfasser manchmal nicht (z. B. über die Dorfzucht). Auch an der letzten Ausdeutung der Wallfahrten geht er vorbei. Die Bindungen der Familie sind dagegen sehr gut erfaßt. Im Wahne vom „Hexenwahn“ und „Aberglauben“ ist der Verfasser leider noch so sehr verfangen, daß er sich selbst um die schönste Frucht seiner mühevollen Arbeit bringt. So müssen wir denn folgende „Feststellungen“ lesen: „Natürlich wurden die hohen kirchlichen Festtage mit Aberglauben umgeben“, und „Alte Formen und alte Anschauungen schleppt man bis heute mit und verfälscht unbewußt sein Christentum mit einem Rest heimlichen Heidentums“ usw. So wirkt die Arbeit leider manchmal recht zwiespältig. Eine eindringliche Karte, Register und Literaturverzeichnis fehlen.

Niederlöhner.

Walter Schulz, *Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands*, 248 Seiten, 302 Abbildungen. Carl Marhold, Verlagsbuchhandlung, Halle a. d. S. 1939. Geb. 9,50 RM., brosch. 8 RM.

Der Verfasser bringt mit dem vorliegenden Buch eine zusammenhängende Darstellung der Vor- und Frühgeschichte des mitteldeutschen Raumes sowie eines Teiles des nördlich vorgelagerten Gebietes der Altmark. Die Arbeit ist wohl als eine gleichzeitige Einführung in die Deutsche Vorgeschichte an Hand des mitteldeutschen Materials gedacht, und daher das ausführliche Eingehen auf die allgemeinen Fragen, wie z. B. die Auswertung der Bodenfunde und die jeweiligen Zusammenfassungen am Ende der einzelnen Abschnitte. Hierdurch wie auch durch die vielen schönen Bilder und die vereinfachten und dadurch klaren Verbreitungskarten wird die Übersicht sehr erleichtert. Leider mußte sich der Verfasser in dem engen Rahmen von 248 Seiten auf die Beschreibung und Behandlung des wichtigsten Fundstoffes beschränken und konnte daher einen Teil der Gruppen und Sondergruppen innerhalb des Materials nur aufzählen. Die Arbeit zeigt aber, daß bei den reichen und wichtigen Funden dieses Gebietes, die als Gemeinschaftsarbeit geplante Herausgabe der Vorgeschichte Mitteldeutschlands nicht vergessen werden dürfte. G. Tharigen.

Paul Grimm, *Die Salzländer Kultur in Mitteldeutschland*. Jahreschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Band XXIX/1938.

Der Rustos der Landesanstalt für Volkshelkunde in Halle weist in der vorliegenden Arbeit auf eine Kultur hin, die sich eng anschließt an die Walternienburger und Bernburger Stufe. Eine durchaus nordisch bestimmte frühe Kultur wird dadurch geschlossen vorgeführt, die bis jetzt lediglich durch beachtenswerte Einzelfunde in das Blickfeld getreten war. Von besonderer Wichtigkeit dürfte sein, daß Grimm dabei den ganzen Schatz nordischer Sinnbilder nachweist, der mit dieser Kultur auf das engste verknüpft ist. Die älteste Jagddarstellung, die wir aus der Jungsteinzeit besitzen, gehört hierher, ebenso wie die ältesten Patentreisfunde, die bis jetzt ziemlich allgemein als „mitteldeutsche“ Funde bezeichnet wurden. Ebenso gehört eine Reihe reich verzierter Brunkäfer, die ausgesprochenen Sinnbilderschmuck tragen, hierzu. Die Arbeit ist ein wichtiger Beweis dafür, daß das Auftreten der Sinnbilder in den Beginn der nordischen Jungsteinzeit zu setzen ist.

Weigel.

Zeitschriftenchau

Forschungen und Fortschritte, 15. Jahrg., 20. Juni 1939, Nr. 18. Joseph Wiesner, „*Fahren und Reiten in Alt-Europa und im Alten Orient*“. Der Schwerpunkt der Untersuchung Wiesners liegt nicht in der Frage nach der ersten Zählung des Pferdes und der Herkunft des Wagens, sondern in der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen Fahren und Reiten im kriegerischen Einsatz“. Der leichte zweirädrige Streitwagen hat seit dem 17. Jahrhundert die Geschichte des zweiten Jahrtausends beherrscht. Dieser Streitwagen tritt gleichzeitig in Alteuropa und im Alten Orient auf. Im Alten Orient erscheint er mit einer Kulturwelle, die von Arien getragen ist. Es sind hier vor allem die Mitanni zu nennen, aus deren Land auch das Holz ägyptischer Wagen stammt — so zum Beispiel des berühmten Wagens im Museum von Florenz. Dieser Streitwagen gehört zu

einer Kulturbewegung, die nicht auf Einflüssen innerasiatischer Reitkulturen beruht, die den Wagen nicht kennen. Sie ist vielmehr im indogermanischen Bauerntum wurzelhaft, das das Pferd auch vor den Pflug zu spannen gewohnt war. „Der Ausgang der Bewegung liegt vermutlich bei den bäuerlichen Streitwagen Ost-europas... Von nordischen Streitwagen gleicher Form wie in Mykenä und dem Alten Orient sind uns auf schwedischen Felsbildern und auf einem Stein des Rikigraves in Südschweden seit der Mitte des zweiten Jahrtausends klare Darstellungen erhalten.“ Die Umstellung vom Fahren auf das Reiten erfolgte in der Wanderungszeit seit dem 12. Jahrhundert. Reiter sind nur ein Teil der Indogermanen geworden, und zwar die Thraker, Illyrer, Germanen und Festlandkelten, ferner die Griechen, Italiker u. a. — Emerych

Schaffran, „*Die germanische Besiedlung von Südtirol zur Zeit der Völkerwanderung*“. Bei der Besiedlung Oberitaliens, zuerst durch die Ostgoten und später durch die Langobarden, war Südtirol bis hinauf nach Meran nicht nur ein wichtiger Flankenschutz, sondern auch eine strategisch wertvolle Verbindung mit den nördlich davon liegenden Germanenreichen. Daher haben von Theoderich d. Gr. angefangen alle germanischen Beherrscher von Oberitalien auf die Sicherung von Südtirol großen Wert gelegt und dies durch die oft starke Befestigung strategisch und taktisch wichtiger Punkte erwiesen. Dazu kam eine nicht nur am Haupttal haftende, sondern auch in die Seitentäler bis in ziemlich hohe Höhenlagen sich erstreckende Besiedlung, in deren Gefolge sich eine germanische Kultur von verschieden starker Dichte ergab. Diese Kultur war in den militärisch unbedeutenden Dolomiten, was germanische Völker der Völkerwanderungszeit anbelangt, sehr gering, erreichte dagegen im westlichen Südtirol eine oft an die kommunikatonsreichere Ostschweiz heranreichende Bedeutung und Dichte. Die Grabfunde aus ostgotischer und langobardischer Zeit, die seit dem 19. Jahrhundert in Südtirol gemacht wurden und die hauptsächlich in den Museen, Trient, Bozen und Rovereto aufbewahrt werden, sind die sichtbaren Belege für diese umfangreiche germanische Kultur. Hierzu kommt noch eine sehr große Zahl von Steinendmalern des 7. bis 9. Jahrhunderts. Ich hatte Gelegenheit, in den letzten beiden Jahren eine gründliche Bearbeitung dieser Denkmäler vorzunehmen.“ — *Forschungen und Fortschritte*, 15. Jahrg., 1. Juli 1939, Nr. 19. Walther Heinrich Vogt, „*Allgermanische Religiosität*“. Die Erforschung des Glaubens bietet große Schwierigkeiten, da die Religiosität zum Verschleierteften gehört. Die Wissenschaft muß versuchen, durch die äußeren Schichten ins Innere hindurchzudringen. Die äußerste Schicht ist der Mythos. Dieser einzudringen erlaubt die Beobachtung des Kultes, von dem auf germanischem Gebiet wenig erhalten ist. Die Forschung wird sich mit den Fragen zu beschäftigen haben, wie die Germanen zu ihren Göttern gestanden haben. Zu dieser Frage gibt Vogt einige Hinweise. — *Neue Jahrbücher für Antike und Deutsche Bildung*, 1939, Heft 6. Gerhard D. Röttger, „*Die latente Germanen im heutigen Lateinunterricht*“. Die Germania des Tacitus hat immer wieder den Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit unseren Vorfahren gebildet. R. berichtet über die Hauptergebnisse der Tacitus-For-

schung und zeigt an einigen Beispielen, wie sie im Schulunterricht fruchtbar gemacht werden kann. Er beachtet dabei vor allem die Ergänzungen und Korrekturen, die das latente Germanenbild durch die Ergebnisse der Bodenforschung und auf Grund der nordischen Schriftquellen erhält. R. gibt viele gute Hinweise; bemerkenswert ist seine Feststellung: „Die Zeit ist noch nicht allzu fern, wo man sich den Germanen wenigstens in Laienkreisen als kulturlosen Wilden vorstellte. Ebenjowenig aber erscheint es angebracht, die Vorstellung vom Germanen zu verniedlichen, indem man die herbe Härte germanischen Wesens unnötig mildert und dem Germanen alle Züge abspricht, die vom heutigen Standpunkt aus als nicht vereinbar mit dem gewünschten Idealbilde erscheinen. Es kommt eben nicht darauf an, das Bild unserer Vorfahren unseren unmaßgeblichen Wünschen anzupassen und dadurch, sei es auch in bester Absicht, zu verzeichnen, sondern eine Darstellung zu geben, die durch verantwortungsbewusste Bewertung aller Quellen der Wahrheit möglichst nahe zu kommen versucht.“ — *Nachrichten der Giesener Hochschulgeseilschaft*, 1939, Bd. 13. Karl Helm, „*Über einige grundsätzliche Fragen der germanischen Velehrungsgehsichte*“. Eins der verbreitetsten Vorurteile über die Velehrung der Germanen ist die Meinung, daß die Germanen das Christentum sehr rasch angenommen hätten. S. prüft diese Ansicht, indem er für die wichtigsten Germanenstämme die Zeit ihrer ersten Berührung mit dem Christentum und den Zeitpunkt der offiziellen Velehrung feststellt. „Dieser historische Überblick zeigt, daß der Prozeß der Christianisierung überall eine lange Reihe von Generationen und Jahren dauerte: 6—8 Generationen ist die Regel, in Zahl der Jahre ausgedrückt ist das ein Vierteljahrtausend. Das Bild ist also ganz anders, als vielfach angenommen wird: Rasche Velehrung begegnet nirgends, wenn auch an einzelnen Stellen, wo Beschlüsse gefaßt werden, der Eindruck der Schnelligkeit entstehen konnte, der aber nicht bleibt, wenn man betrachtet, was den Beschlüssen vorausging.“ Vor allem aber ist dann zu beachten, daß man auch zwischen offizieller Velehrung und wirklicher Christianisierung genauestens unterscheiden muß. Im Folgenden stellt S. fest, daß auch die Ansicht falsch ist, die Germanen wären zum Christentum prädestiniert gewesen. Wenn man den Erfolg der christlichen Mission verstehen will, muß man berücksichtigen, daß die Stellung einer Religion desto schwächer ist, je duldsamer sie ist. Das Heidentum hat keines-

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

September

Heft 9

Stevenverzierung eines Wikingerschiffes aus der Schelde bei Termonde

von Peter Paulsen

Ohne Schiffe von höchster Seetüchtigkeit ist die weite Ausdehnung der Wikingerzüge überhaupt nicht denkbar. Die Annalen und Sagas berichten uns von großen Flotten, die die Meere und Flüsse des Abendlandes befuhren. Und doch ist es ein glücklicher Zufall, wenn man ein unversehrtes Wikingerschiff findet. In der Nähe Saithabus wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts das jetzt berühmt gewordene Bootkammergrab entdeckt. Von dem Schiff selbst sind jedoch nur einige Rieten geblieben. Besonderes Aufsehen erregte vor einigen Jahren die Entdeckung der Schiffsbestattung von Kerteminde auf Jütland, der ersten auf dänischem Boden¹. Von dem Schiff und seinen Ausmaßen zeugen nur Rieten und der Abdruck im Lehm Boden. Bemerkenswert ist, daß von dem Steben spiralartige Eisenbeschläge — gleichsam die stilisierte Mähne am Nacken des „Meerrosses“ — erhalten waren. Weil ein solcher Befund eine Seltenheit ist, hat man an Ort und Stelle in dem einstmaligen Hügel eine große gläserne Halle, in ihrer Form dem Schiffskörper angepaßt, errichten lassen, um so diesem Überrest aus der stolzen Wikingerzeit einen würdigen Rahmen zu geben.

Aber keine noch so gut gemeinte Bemühung in dieser Hinsicht erreicht das, was das Freilichtmuseum von Bygdø bei Oslo dem Beschauer bietet. Wer kennt nicht die dort in schönen Hallen aufgestellten Schiffe von Lunde, Gokstad und Oseberg? Vor allem hat die verzierte Yacht der Königin Aase mit den darin gefundenen Schätzen Weltberühmtheit erlangt². Von den genannten Schiffen sind die wesentlichsten Teile zwar erhalten, aber von dem Steben und seiner Verzierung hat nur das Osebergschiff einige Bruchstücke aufzu-

¹ Fra Nationalmuseets arbejdsmark, Kopenhagen 1936 und 1938. — Dieser Fund ist insofern wichtig, als diese Bestattungsform bei den Dänen — dort Kammergräber — nicht Brauch war und das Grab seinen Beigaben nach wohl einem Norweger zuzuschreiben ist.

² In dem mehrbändigen Werk „Osebergfundet“ hat dieser Fund seine sachkundige und großzügig ausgestattete Veröffentlichung erfahren.

wegs Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben. Wer als wesentliche Ursache für den Übertritt zum Christentum einen vorausgehenden Verfall der heidnischen Religion annehmen will, „erleichtert sich die Antwort auf die Frage, warum die Germanen Christen geworden sind, in kaum erlaubter Weise“. Die Quellen zeigen uns den Germanen „als in seinem ganzen Lebensgefühl noch engst verbunden mit der alten Religion“. Schließlich meint S. die Lösung des Rätsels der Christianisierung zu finden, indem er die Seiten des Christentums beachtet, „die den Germanen fesseln und bewegen konnten, ohne seinen Widerspruch zu erwecken“. — *Zeitschrift für celtische Philologie*, 21, 1939, Heft 2. Joseph Weisweiler, „Die Stellung der Frau bei den Kelten und das Problem des keltischen Mutterrechts“. W. kommt zu dem Ergebnis, daß die Stellung der Frau bei den Festlandkelten (Galliern, Galatern) der bei den Indogermanen, besonders bei den Germanen, entsprach: Bei durchaus „vaterrechtlicher“ Organisation herrschte „Gleichberechtigung“ der beiden Geschlechter. Auch die reiche Überlieferung der Festlandkelten gibt keine Beweise für ein keltisches Mutterrecht in bestimmtem rechtswissenschaftlichem Sinne, wohl aber viele Belege für die Mutterverehrung. — *Mitteldeutsche Volkheit*, 6. Jahrg. 1939, Heft 1/2. Walter Schulz, „Bernstein in Mitteldeutschlands Vorzeit“. In einer kurzen Übersicht zeigt Sch., „welche kulturgeschichtlichen, religionsgeschichtlichen, handelsgeschichtlichen und selbst politischgeschichtlichen Ausblicke sich an den Bernstein Mitteldeutschlands knüpfen“. Der Name Bernstein gehört zu *nd. bernen*, d. i. brennen. Auch der berühmte Halschmuck der Frenja, das *brisingamen*, ist dem Namen nach der „leuchtende Schmuck“ und war möglicherweise ein Bernsteinschmuck. Die germanische Bezeichnung des Bernsteins ist *glæsurn*, deren Wurzel ebenfalls „glänzen“ bedeutet. Die in Mitteldeutschland gefundenen Anhänger in Keulen- und Artform, die aus Bernstein gefertigt sind, waren mit der

Ausbreitung der nordischen Großsteingrabkultur dorthin gekommen, aber nicht aller in Mitteldeutschland gefundene Bernstein stammt von den nordischen Küsten; denn es gibt in Mitteldeutschland selbst Fundstellen dieses fossilen Harzes. — W. A. Brunn, „Der heilige Hain bei Falkenberg“. Die Erhaltung großer Gräberfelder ist abhängig von ihrer Lage. In Waldgebieten sind sie geschützter als in der Kultursteppe. Auch wenn man dies berücksichtigt, kann man in der heutigen Provinz Sachsen drei Landschaften, in denen vorgeschichtliche Hügel in größeren Gruppen vorkommen, unterscheiden und darf annehmen, „daß die drei heutigen Gebiete alter Grabdenkmäler bereits gewisse Verhältnisse, Kulturgebiete der Vorzeit, widerspiegeln“. Diese drei Gebiete liegen in der Altmark, im Südwesten der Provinz und im Osten. Zu diesem östlichen Gräbergebiet gehört das größte Hügelgräberfeld der Provinz Sachsen. Es liegt im Falkenberger Forst, nordöstlich von Falkenberg im Kreise Liebenwerda. Dieses Gräberfeld umfaßt noch heute 642 Grabhügel; es wird von v. Brunn näher beschrieben. — K. Locke, „Sinnbildliche Darstellungen an unseren Bauernhäusern im Ostharz.“ K. bringt Abbildungen verschiedener Sinnbilder, u. a. Raute, Donnerbesen, Mühle und Lebensbaum. — Wolf und Scholle, 17. Jahrg. 1939, Heft 6. Friedrich Möhlinger, „Sagen aus dem Ried.“ M. teilt eine größere Anzahl Sagen aus dem Ried, der Ebene zwischen Rhein und Odenwald, mit. — Friedrich Hörreth, „Die Bekämpfung der Sonnenwendfeiern.“ Die Volksbräuche sind lange Zeit hindurch von der Kirche bekämpft worden. Vielfach sind die Verbote der Kirche und die Verbotsgesuche der Pfarver die einzigen Belege für das Brauchtum in älterer Zeit. Sie sind bisher noch nicht vollständig gesammelt. S. teilt einen schriftlichen Bericht aus dem Jahre 1582 mit, in dem ein Pfarrer bei der Gräßlich Erbischischen Regierung um Abschaffung der Sonnenwendfeier und der damit verbundenen „Abgötterei“ bittet. D. Guth.

Ummauerte Städte, Arsenale und Waffenslager, tüchtige Rosse, Kriegswagen, Elefanten, Geschütze und dergleichen — das alles ist wie ein Schaf im Fell eines Löwen, wenn nicht das Volk an Zucht und Haltung zuverlässig und kriegerisch ist.

Francis Bacon

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptchriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin-Dahlem, Bückerstr. 16. Anzeigenleiter: Werner Meyer, Berlin C 2, D. A. 2. Bz.: 11 500. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C 2, Raupachstr. 9.

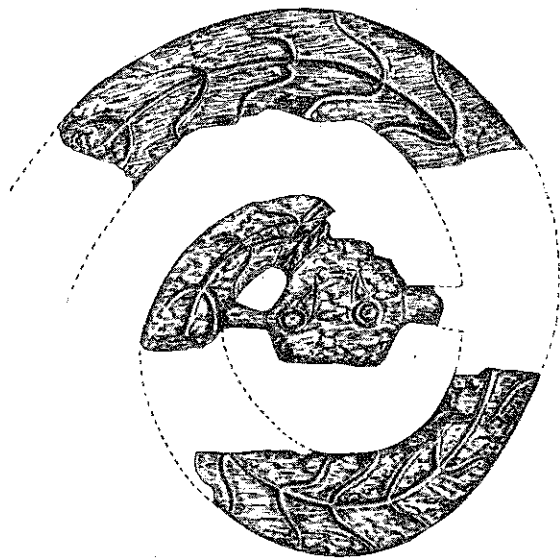
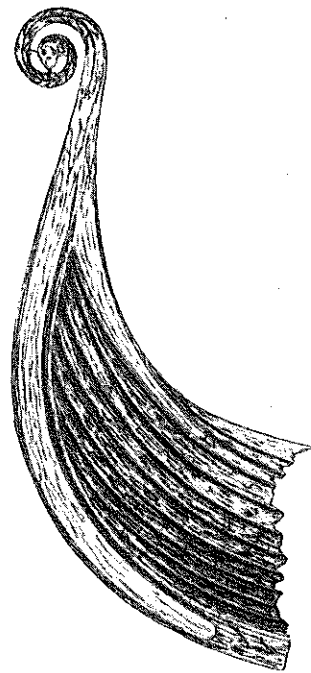


Abb. 1. Die erhaltenen Reste von der Stebenverzierung des Osebergsschiffes (Busch-Docter)



Wiederherstellungsversuch (Busch-Docter)

weisen. (Abb. 1.) Wohl sind wir durch die Sagas, durch Darstellungen auf Wirkereien, in der Buchmalerei und Steinmetzkunst über die Schiffsausrüstung gut unterrichtet. Und doch gäbe ein Fahrzeug mit gut erhaltenem Steben erst den rechten und unmittelbaren Eindruck eines „Dreki“ (Drachenschiff) der Wikinger- und Sagazeit. Diese bisherige Lücke schließt die Stebenverzierung, die vor einiger Zeit aus der Schelde in der Nähe von Termonde in Belgien ausgebaggert und vor kurzem von L. D. Rendrick bekannt gemacht wurde³. (Abb. 2.)

Das Stebenende aus Eichenholz ist 142,5 cm hoch. Die Krönung stellt einen Tierkopf mit geöffnetem Rachen oder Schnabel in geschwungener Form dar. An dem Oberkiefer sind zu beiden Seiten vier scharfe Zähne angebracht. In der Mitte des Kopfes befinden sich zwei runde, hervorquellende Augen. Kopf und Augen sind mit doppelten Umrislinien versehen. Vom Kopf abwärts verläuft der langgestreckte, schwach geschwungene, nach unten zu sich erweiternde Hals. Unter dem Halsende steht ein Zapfen schräg hervor. Auf der Vorder- und Rückseite des Halses verläuft ein schmal hervortretendes Band. Zwischen diesen gleichsam die Fläche begrenzenden Linien bedeckt ein weitmaschiges, doppelliniiges Bänderwerk in Korbflechtmuster den Hals. Zwischen den Bändern sind pyramidenartige Vertiefungen eingeschnitten, so daß das Ganze einen mehr reliefartigen Charakter erhält.

Dieser verzierte Steben erinnert auf den ersten Blick an die Tierkopfsposten des Osebergfundes. Vor allem könnte man den „Akademischen“ Tierkopfsposten mit seinem geschwungenen Kopf, dem geöffneten Maul sowie der Flächenbehandlung des Halses (Abb. 3) zum Vergleich heranziehen. Aber der Kopf mit dem krummen Schnabel erinnert trotz der Zähne an einen Vogel. Eine ähnliche Darstellung zeigt auch eine Zeichnung auf dem barocken Tierkopfsposten des Osebergfundes (Abb. 4) mit dem gleichen runden

³ The British Museum Quarterly, Vol. XII, Nr. 3, London 1938; S. 73 f., Taf. XXVI. — L. D. Rendrick hat mir freundlicherweise die Aufnahme zur Verfügung gestellt.

Auge, das in beiden Fällen für die Tierweise des 9. Jahrhunderts spricht. In dem Utrecht-Psalter⁴ scheinen an den Schiffsteven Vogelformen angebracht zu sein, aber Einzelheiten sind nicht zu erkennen. Auch sonst treten, wenn auch selten, Schiffstevenbegründungen, die wie eine Art Greifkopf gestaltet sind, in der Buchmalerei auf. Dasselbe ist am Steben auf dem Teppich von Bayeux (Abb. 5) festzustellen⁵. Aber es fehlen die Zähne an dem Oberkiefer. Es sei darum besonders auf das Schiffsbild des Runensteins von Tullstorp in Schonen aus dem ehemaligen dänischen Gebiet hingewiesen; dort ragen aus dem Oberkiefer des Stebentierkopfes die spitzen Zähne hervor (Abb. 6). Zwar gehört der Stein dem Ende des 10. Jahrhunderts an. Da aber, um es vorwegzunehmen, der Steben wohl von einem dänischen Drachenschiff (dreki) stammen dürfte, bietet dieser Stein aus dänischem Bereich die beste Vergleichsmöglichkeit. Daß der Künstler ursprünglich einen Vogelformen als Vorbild gehabt hat, ist sehr wohl anzunehmen, da in den „Renningar“ (bildhafte Vergleichsworte der Skalden) Schiffe oft mit Vögeln verglichen werden⁶. Ein Schiff wird als „Falk des Meeres“ angesehen, oder nach Snorri Sturlason sind „die im Winde flatternden Segel gleich den Schwingen des Drachen“. Sonst wird in der Skaldenpoesie meistens vom „gähnenden Drachenschlund“ gesprochen. Besonders bei den Kampfschiffen wurde am Bug der aufrechtstehende Balken, das stál, mit Tierköpfen bekrönt⁷.

Der unscheinbare Zapfen an dem Halsende unserer Stebenverzierung (Abb. 2)

⁴ Fr. Moll, Das Schiff in der bildenden Kunst, 1929; Taf. C 2, d 2. Der Utrecht-Psalter aus der Reimserschule mit Beziehungen zu Arras stammt aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts.

⁵ J. Comte, La tapisserie de Bayeux. Paris 1878; Taf. VI, XLI, XLV.

⁶ B. Kahle in Arkiv f. nord. Filologi, XX, S. 288 ff.

⁷ Hj. Falk, Altnordisches Seewesen. Wörter u. Sachen IV, 1912, S. 36 f.

Abb. 2. Stebenverzierung eines Wikingerschiffes aus der Schelde bei Termonde
Aufn. British Museum, London

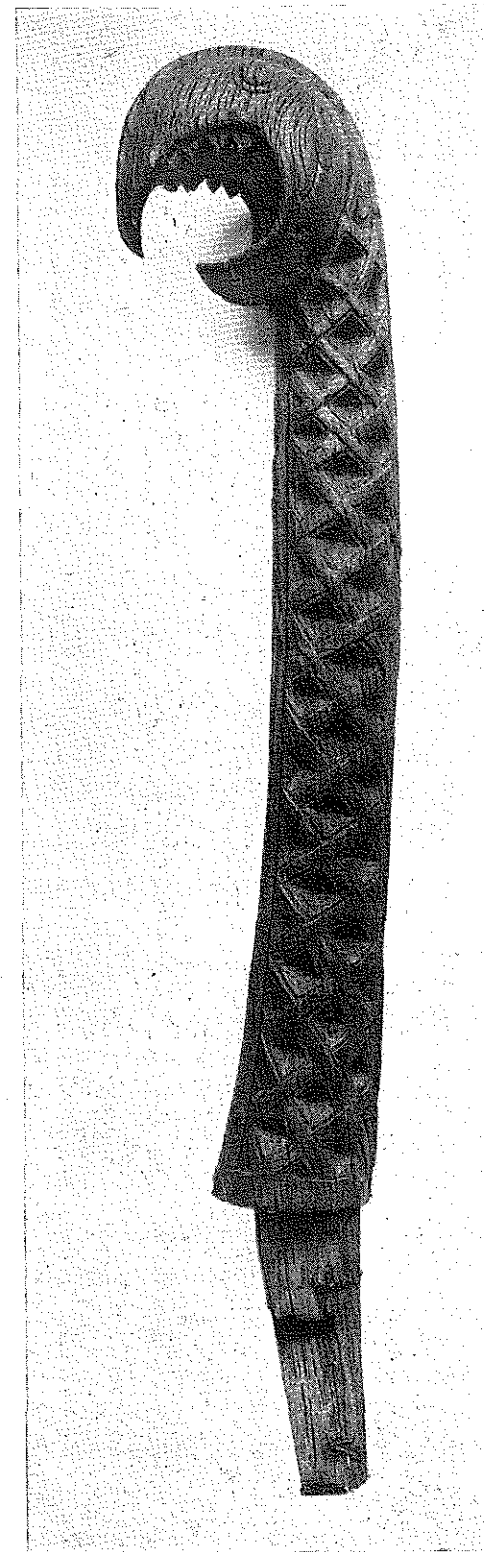




Abb. 3. Der „akademische“ Tierkopfspeiser aus dem Osebergfund
(Aush. Universitets Oldsamlng, Oslo)

aussatz rückwärts gedreht wurde: Dieser Vorgang ist offenbar auf einem Bilde des Teppichs von Bayeux dargestellt (Abb. 8).

Die Drachenköpfe waren besonders kunstvoll. Der äußere Drachenhals hieß *sviri*. Daß auf dieser Ausstattung großer Wert gelegt wurde, bezeugen die häufig vorkommenden Ausdrücke *bánir*, *gylldir svírar*⁸. Die Köpfe selbst waren mit Edelmetallen bekleidet, jedenfalls mit Farben belegt. Dem Kopf des Vorderstebens entsprechend war der Achtersteben zu einer gebogenen Spitze oder zu einem Schwanz umgebildet, so daß die Gestalt des Tieres, des Drachen, versinnbildlicht wurde. Und in dem „dreki“ mit geöffnetem Rachen sollte die Kraft des Tieres, die geballte Macht des An-

gibt uns weitere Erklärung. Die Bekrönung wurde nämlich vielfach wie hier mittels eines Zapfens in ein senkrechttes Loch im Stal gesteckt⁹ (Abb. 7). Eine ganze Anzahl von Sagastellen berichtet auch, daß die Köpfe nicht festgenagelt waren, sondern vom Steben abgenommen werden konnten. Unsere Stebenverzierung mit dem Zapfen führt uns in die Gedankengänge des alten Gesetzes, das im Landnámabók erwähnt ist¹⁰: Man soll dem Schiffe den Drachenkopf abnehmen, wenn man Land in Sicht bekommt. Man soll nicht segeln gegen freundschaftliches Land mit aufgesperrtem Rachen (Abb. 8). Aus dieser Vorschrift geht mit Sicherheit hervor, daß der Tierkopf auf dem Stebenaussatz den gleichen Charakter hatte wie die sogenannten „Reidstangen“, nämlich die Abwehr feindlicher Einflüsse und die Ausübung eines verderblichen Einflusses auf den Gegner. Saxo Grammaticus erwähnt in diesem Zusammenhange eine Stange mit einem aufgesperrtem Pferdekopf. Es scheint, daß beim Segeln gegen ein freundliches Land der drehbare Steben-

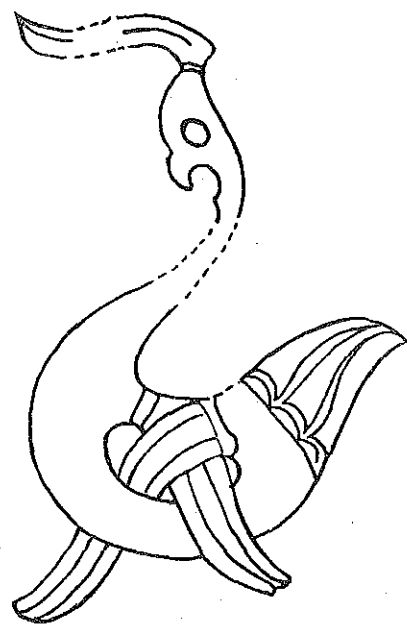


Abb. 4. Vogel auf dem barocken Tierkopfspeiser des Osebergfundes (Osebergfund III)



Abb. 5. Drachenschiffe auf dem Teppich von Bayeux (Nach Comte)

griffs gesteigert zum Ausdruck kommen. Das ist dem Künstler an unserer Stebenverzierung besonders gut gelungen.

Aus der Höhe der Stebenkrönung dürfte sich die Länge des Schiffes ergeben: an die 20 Meter mit einer Breite von 4 bis 5 Meter in der Mitte. Das Schiff wäre also etwas kleiner als das von Oseberg und ungefähr als Dreißigstiger für etwa dreißig Ruderer zu betrachten. Die Schiffe in dieser Größe führten Masten mit Segel, die wiederum oft aus verschiedenfarbigen Stoffen mit Mustern verfertigt waren¹¹.

Wie ist nun das Vorkommen eines solchen Schiffes in Belgien zu deuten? Vor allem

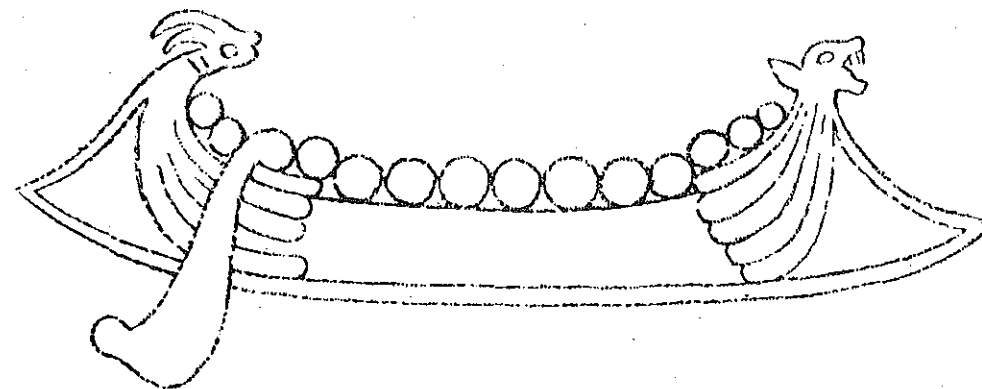


Abb. 6. Schiffszeichnung auf dem Runenstein von Tullstorp, Schonen (Nach Wimmer). Neben dem Steuer auf der rechten Seite sind vor allem 14 Schilde der Relling entlang gezeichnet, die in Wirklichkeit noch bemalt waren. Mast und Segel sind in der Zeichnung nicht vorhanden, weil statt dessen auf dem Stein ein schreitender Bierkäufer angebracht ist

¹¹ Vgl. Teppich von Bayeux und auf vielen Bildsteinen Gotlands: Årdre, Tångvide, Stenkyrka u. a.

⁸ Hj. Falk, a. a. O., S. 41.

⁹ Hj. Falk, a. a. O., S. 42.

¹⁰ Hj. Falk, a. a. O., S. 41.

sind es die fränkischen Annalen, die von den Wikingerzügen nach Friesland und dem Frankenreich berichten. In den Annalen vom Jahre 843 heißt es, daß die Westfaldingi, also Wikinger aus dem Westfold in Norwegen — dorthin stammen ja auch das Oseberg-

und das Gokstadsschiff — auf der Loire nach Nantes gefahren seien, Stadt und Kloster geplündert hätten und mit großer Beute heimgekehrt wären¹². Auf schwedischen Runensteinen¹³ wird von Männern berichtet, die westwärts zogen und in Balland (Welschland) starben (zwischen 1000 und 1050). Somit zogen auch Schweden, wenngleich nicht in großer Zahl, gen Westen. Zur Hauptsache waren es aber Dänen.

Wie die Schweden im Auslande von fremden Völkern im Osten und Süden als Waräger, Waringer (Eidbrüder) oder als Rus bezeichnet wurden, so ist uns für die Wikinger im Westen der Name Ascomanni überliefert, zuerst im Anglo-Saxon-Chronicle¹⁴ vom Jahre 897, dann aber auch bei Adam von Bremen¹⁵ als „Ipsi vero pyratae, quos illi Wichingos appellant, nostri (Sachsen und Franken) Ascomannos, regi Danico tributum solvant“. Ascomanni ist eine Benennung der Wikinger nach ihren Schiffen. Der Name Askr¹⁶ (später Ask) kommt auch sonst im Norden vor und dürfte wohl die Bezeichnung für ein nicht allzu großes Schiff sein, was wir also für das Schiff von Termonde feststellten. Es ist zu verstehen, daß die Ascomannen für die Fahrten auf den Flüssen nicht die großen Kampfschiffe benutzten; denn wenn es nötig war, schleppten sie auch ihre Schiffe über Land¹⁷.

¹² W. Vogel, Die Normannen und das fränkische Reich, 1906, S. 95.

¹³ D. Montelius in Antiquarisk tidskrift för Sverige 24: 1, 1918/24, S. 20, 22.

¹⁴ W. Vogel, a. a. O., S. 35, 225, 309. — H. Falk, a. a. O., S. 87.

¹⁵ D. Scheel u. P. Paulsen, Quellen zur Frage Schleswig-Haithabu, 1930, S. 136.

¹⁶ H. Falk, a. a. O., S. 87.

¹⁷ Das Segelschiff von Brügge in Flandern, das 1899 entdeckt wurde und als heimlich angesprochen werden muß, hatte eine Länge von 14,50 Meter, eine Breite von 3,50 Meter und eine Rauntiefe von 1,35 Meter. Es besitzt einen flachen Boden, damit man also auch seichte Gewässer befahren konnte. (Busch-Doeber, Germanische Seefahrt, 1935, S. 263.) — Ein flaches Boot mit Raum für etwa acht Mann mit Gepäck fand man 1806 beim Bau des Pont d'Yéna in Paris auf dem Boden der Seine. Es kann allerdings auch das Restboot eines größeren Schiffes gewesen sein. (W. Vogel, a. a. O., S. 37.)

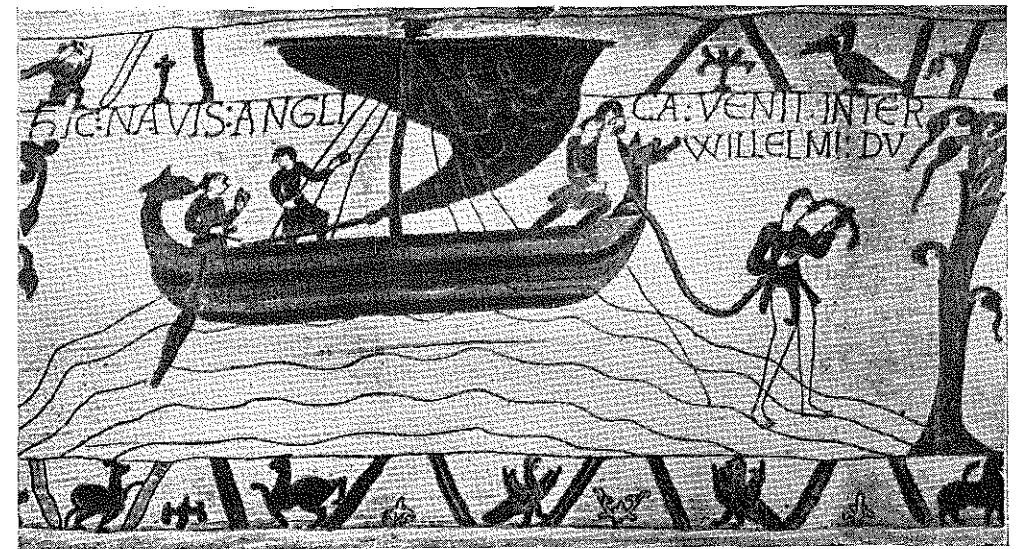


Abb. 8. Drachenschiff geht vor Anker
Der Drachenkopf am Vorderstern wird herumgewendet. (Teppich von Bayeux, nach Comte)

Es war die Bewegungskraft der Wikinger, von gesicherten Stützpunkten aus ins Landinnere vorzudringen¹⁸. So war die Insel Noirmoutier vor der Loiremündung die Basis für die Züge in das Garonnegebiet, für Flandern war es die Insel Walcheren¹⁹. So kamen vor allem die Dänen in den dreißiger und fünfziger Jahren des 9. Jahrhunderts unter Gottfried Haraldssohn mit ihren gefürchteten Waffen, den „haches danoises“²⁰, in das Scheldegebiet²¹, bald von England, bald von den der Küste vorgelagerten Inseln her. Bis zur Schlacht bei Löwen an der Dyle (891) schlugen die Dänen in der Scheldegegend wiederholt ihre Lager auf²². Aber noch am Ende des 10. Jahrhunderts sind Dänen, wenn auch nur sporadisch, wie Waffenfunde bezeugen, in die Gegend von Termonde an der Schelde gelangt²³. Vor allem aber war dieses Gebiet das Ziel der Dänen im 9. Jahrhundert. Und diesem Zeitraum dürfte wohl auch die Stebenverzierung von Termonde angehören.

Vergleiche mit Teilen des Osebergfundes erinnerten schon an das Kunstzentrum im Westfold Norwegens. Nach dem Tode des dänischen Königs Göttrik reichte der Einfluß des stolzen Geschlechtes der Ynglinge über das dänische Gebiet bis nach Haithabu. Innerhalb des Kunstgewerbes kann man geradezu von einem westnordischen Kreis sprechen, der starke Verbindungen zum Frankenreich aufwies und unter der Vorherrschaft des Westfolds stand²⁴ (Abb. 9).

Aus diesem westnordischen Bereich, wohl aus Dänemark, und aus jener Zeit der Hochblüte wikingerischer Kultur und Geschichte dürfte die Stebenverzierung von Termonde stammen. Auch im Norden selbst künden Funde²⁵ von den Zügen der Wikinger nach Flandern.

¹⁸ D. Scheel, Die Wikinger, 1938, S. 156.

¹⁹ S. Arbman und W. Stenberger, Vikingar i Västerled. Stockholm 1935, S. 145. — W. Vogel, a. a. O., S. 61, 71.

²⁰ P. Paulsen, Art und Kreuz bei den Nordgermanen, 1939, S. 12 ff.

²¹ W. Vogel, a. a. O., S. 70, 128.

²² W. Vogel, a. a. O., S. 317, 362, 365 ff.

²³ J. Breuer, Les vikings en Belgique. Bulletin de la société royale d'archéologie de Bruxelles. 1935, S. 182 ff. — P. Paulsen, Die Wikingerlande von Termonde. Mannus 1937, S. 381 ff.

²⁴ P. Paulsen, Studien zur Wikingerkultur, 1933, S. 31 f.

²⁵ S. Arbman, Schweden und das karolingische Reich. Stockholm 1937. — P. Paulsen, Wikingerischer Trachtenschmuck. Tracht und Schmuck im nordischen Raum. 1939, I, S. 161 ff.

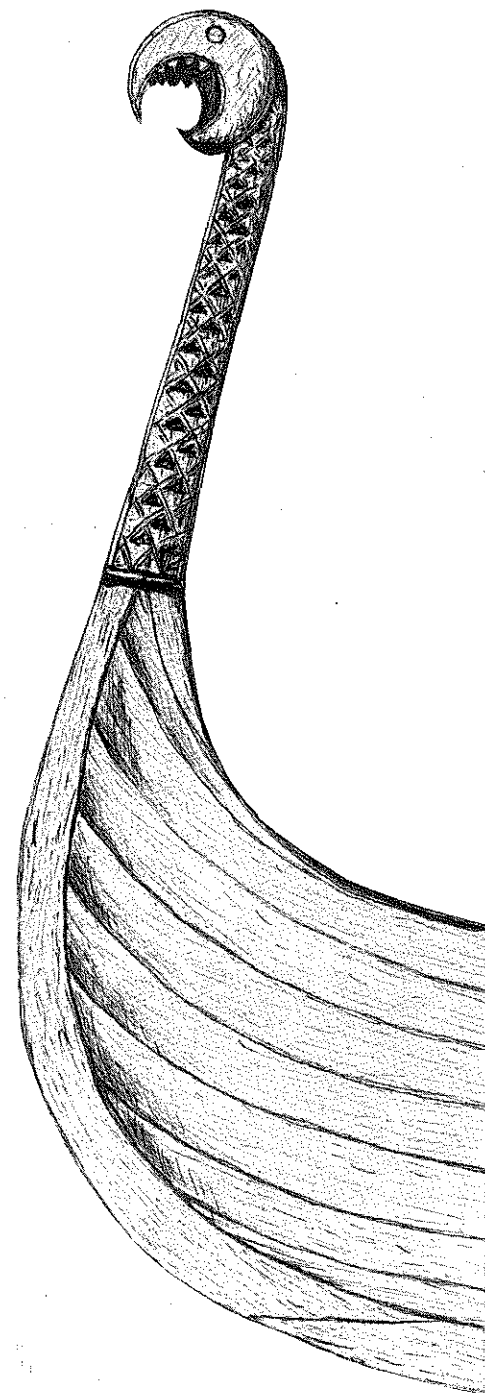


Abb. 7. Der Vorderstern des Schiffes von Termonde, ein Wiederherstellungsversuch

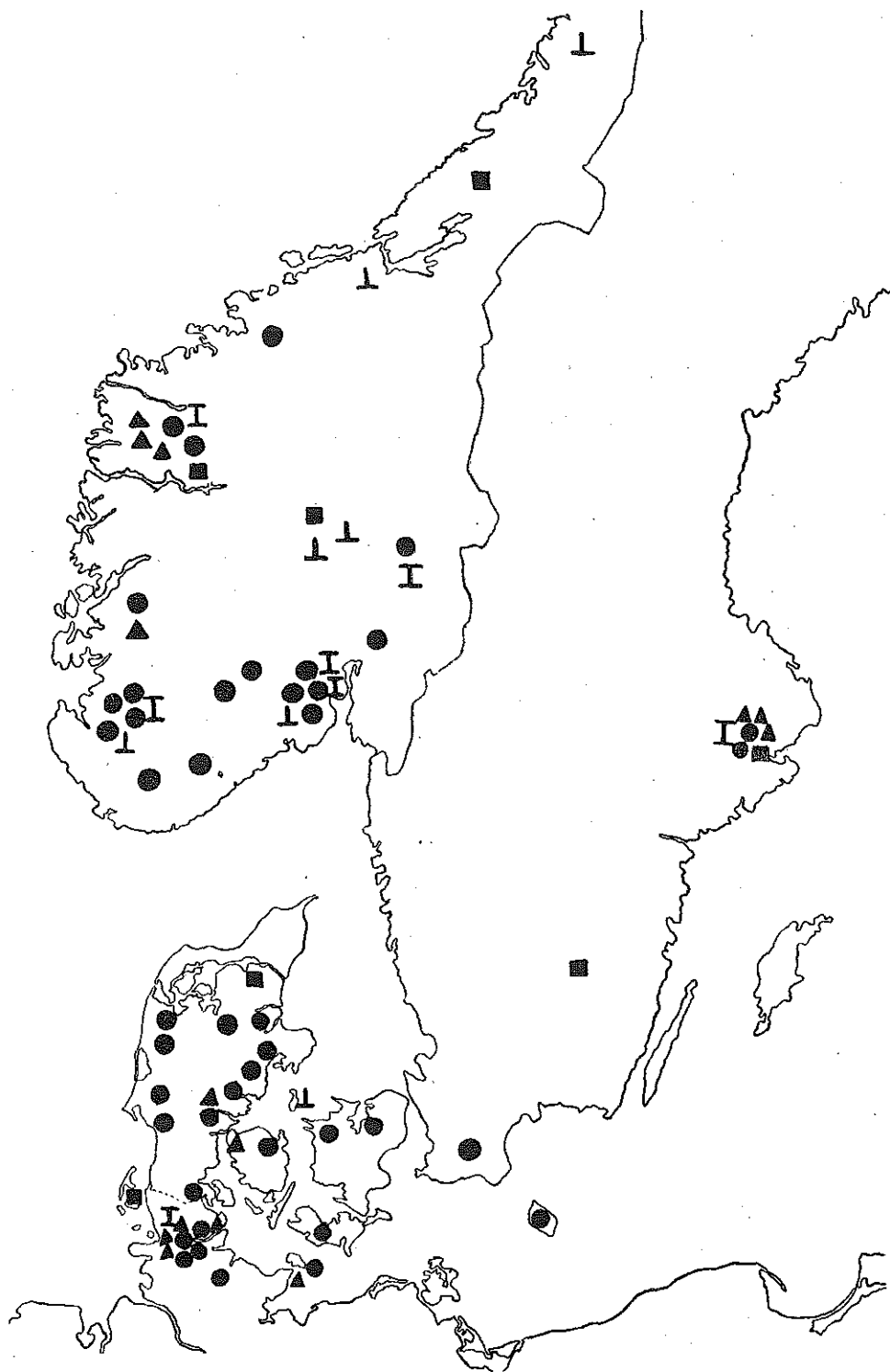


Abb. 9. Fundorte westnordischer Spangen des 9. Jahrhunderts, die das sog. Karolingische Greiftier aufweisen

dern und dem Frankenreich: so vor allem fränkische Flügellangen und welsche Schwerter, die von den Wikingern sehr geschätzt waren²⁶. Wer mochte da wider wikingische Drachenschiffe und welsche Schwerter kämpfen? Und so singt denn auch der Skalde von Haralds Widersachern, die zum Kampfe segeln (872):

„Kampfgierig kamen Riele von Osten
Mit schnappenden Häuptionen,
Schnitzwerk am Steben.
Sie trugen Fechter
Mit funkelnden Schilden,
Westländischen Speeren
Und welschen Schwertern.“

Tiroler Baumkult

Don Hugo Reugebauer

Als Kaiser Karl im Jahre 772 die heilige Irminsul niederhauen ließ, da mochten die anwesenden Sachsen mit Schmerz und Ingrimm der Zerstörung ihres Baumheiligtums zusehen haben. Denn unsere germanischen Altvordern waren baumgläubige Menschen. Hatte ihnen doch ihr Glaube die Sage von der weltalten Esche Yggdrasil geschaffen, von der die Edda erzählt, daß sie ihre Wurzeln tief in die Erde hinabtreibe, während ihr Wipfel hoch in den Himmel hineinrage. Aber auch an die germanische Schöpfungssage von Asir und Embla darf hier erinnert werden, dem ersten Menschenpaare, das, gleichfalls nach der Edda, Borr's Söhne Odin, Vili und Ve aus zwei Baumstämmen hervorbrachten, die sie am Strande gefunden hatten.

Über die heiligen Haine der Südgermanen, die bei diesen als Stammesheiligtümer und Wohnsitze ihrer Gottheiten in höchsten Ehren standen, berichtet Tacitus im 10. Kapitel seiner Germania, wobei er auch der weißen Kasse gedenkt, die in diesen Hainen gehalten und nie zu eines Menschen Dienste gebraucht, sondern nur an den Wagen des Gottes gespannt wurden, dem der Hain geweiht war. Aus ihrem Wiehern und Schnauben erforschten sie die Zukunft. Noch im 11. Jahrhundert gab es nach dem Berichte des Bischofs Adam von Bremen zu Uppsala im Lande der damals noch heidnischen Schweden einen solchen Hain und darinnen einen Baum, der im Rufe ganz besonderer Heiligkeit stand¹.

Die Irminsul, die übrigens nach dem ältesten Berichte der Vörscher Chronik vom Jahre 806 gleichfalls von einem heiligen Haine umgeben war — der Chronist erzählt nämlich, Karl habe, als er die Eresburg der Sachsen eroberte, auch „ihr Heiligtum und ihren Hain, die berühmte Irminsul, zerstört“ —, war nicht das einzige Baumheiligtum in Deutschland. Schon im Jahre 723 hatte der unter dem Namen des Apostels der Deutschen bekannte Bonifatius im Lande der Hessen einen dem Donar heiligen Eichbaum von wunderbarer Größe gefällt², und in den folgenden Jahrhunderten mag so mancher heilige Baum, von dem uns keine Kunde erhalten ist, der Axt mönchlicher Eiferer zum Opfer gefallen sein. Trotzdem gab es nach dem Zeugnisse des durch sein Dekret bekannt gewordenen Bischofs Burkhard von Worms († 1024) noch im 11. Jahrhundert „den Dämonen ge-

²⁶ In dem Edikt von Nantes (864) erklärte Karl der Kahle denjenigen als Landesverräter, der Waffen an die gefürchteten Wikingern verschente oder verkaufe. (A. Bugge, Vesterlandenes Indfaldelse. Aia 1904. S. 211 f.)

¹ Monumenta Germaniae, Scriptorum Vol. VII, pag. 380.

² Siehe Näheres hierüber bei Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, München-Berlin 1939, zweite Auflage, S. 150 f.

weichte Bäume“, die auszureißen und zu verbrennen das erwähnte Dekret befiehlt³. Daß diesen „Dämonen“ trotzdem weiter geopfert wurde, bezeugen die wiederholten Verbote der sogenannten „oblationes ad arbores“ in den mittelalterlichen Bußbüchern⁴. Der uralte Baumglaube dieser naturverbundenen Menschen war eben viel mächtiger als die Angst vor den Drohungen und Bannflüchen der Kirche.

Auch in Tirol gab es heilige Bäume. Die meisten mögen von den christlichen Glaubensboten niedergehauen worden sein. Einige wenige, zu denen das Volk mit so großer Liebe und Ehrfurcht emporblickte, daß es nicht raskam gewesen wäre, Hand an sie zu legen, blieben verschont. Ein solcher heiliger Baum, zu dem sogar eine jährliche Wallfahrt veranstaltet wurde, stand bei Valls im alten Südtirol. Im Jahre 1658 verbot die bischöfliche Visitation diese „processio annua ad arborem“⁵. Ein zweiter heiliger Baum war die Linde auf der Jungfernraut ober Mühlbach im Pustertal, auch sie das Ziel von Wallfahrten einzelner und ganzer Professionen⁶. Ein dritter heiliger Baum war die uralte Wettertanne auf dem Lüsener Joch⁷, an deren Ästen wächserne Weihgaben wie Hände und Füße, Kasse, Rinder, Schafe, Krebse und Kröten hingen. Die Bilder von Kröten verraten uns, daß der Baumgeist, dem die Gaben dargebracht wurden, eine Heilgottheit war. Die Kröte ist nämlich sozusagen das Symbol der Gebärmutter und ihr Bild eine Weihgabe, die noch heutzutage an Wallfahrtsstätten, wenn auch vielleicht nur noch selten, gefunden wird. Wir werden daher mit Grund annehmen dürfen, daß nicht nur die ausgehängten wächsernen Hände und Füße Nachbildungen erkrankter Gliedmaßen waren, sondern daß auch die Wachsbilder von Rössen, Rindern und Schafen solche kranker Tiere vorstellten, für die man bei der Baumgöttin Heilung suchte. Denn daß die Seele des Baumes, wie wir sie auch nennen können, wenigstens ursprünglich als heilkundige und heilkräftige Baumnymphe gedacht wurde, steht außer Zweifel. Ein vierter heiliger Baum, eine Lärche, stand im Kaiserader bei Wolfsgruben. Sie wurde von den Bauern als heilig verehrt, und es ging von ihr die Sage, daß sie oft im Feuer gestanden und doch nicht gebrannt habe⁸. Ein fünfter uralter heiliger Baum stand oberhalb der Mariarastkapelle auf dem Seinenberge bei Zell am Ziller. „Als man ihn umhakte“, erzählt die Sage, „hörte man aus ihm eine klägliche Stimme erschallen. Denn es soll in dem Baum die Muttergottes gewesen sein“⁹. Es war also einer jener vielen Bäume, die man von weiblichen Gottheiten bewohnt oder beseelt glaubte, die zur Zeit der Ausbreitung des Marienkults im 13. Jahrhundert auf den Namen der Jungfrau Maria gleichsam umgetauft wurden. Daß die älteste Marienlegende nie und nirgends an einen Baum gebunden sein konnte, leuchtet ohne weiteres ein. Waren doch bekanntlich gerade die jüdischen Propheten die wütendsten Eiferer gegen jegliche Art von Baumverehrung. Die ältesten Christen würden daher eine solche Verbindung mit Entsetzen und Abscheu von sich gewiesen haben, zumal damals noch die Baumnympfenverehrung der heidnischen Hellenen und Römer in Blüte stand. Da auch die griechische Mythologie davon zu erzählen weiß, daß die Baumseele bei Verletzung ihres Leibes wehklage, ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die den uralten Baum auf dem Seinenberge bewohnende Muttergottes ursprünglich eine Baumgottheit war¹⁰. — Ein

sechster heiliger Baum, der ausdrücklich so genannt wird, war jene uralte Fichte, die bis 1822 hinter der Pfarrkirche zu Landed stand. Sie war ein Baum jenes Urwaldes, dessen Gedächtnis im Namen der Kirche zur Muttergottes im finstern Walde weiterlebt, die im Jahre 1270 neben jenem heiligen Baum erbaut wurde¹¹. Zieht man in Betracht, daß schon zur Zeit der Ausbreitung des Christentums der Name „heiliger Baum“ ausschließlich zur Bezeichnung vorchristlicher Baumkultstätten gebraucht wurde, so kann vollends kein Zweifel daran aufkommen, daß auch diese uralte Landeder Fichte ursprünglich ein Baumnympphenheiligtum war.

Der berühmteste aller heiligen Bäume Tirols war aber jener uralte zwieselige Lärchbaum bei Nauders, der erst im Jahre 1855 niedergelegt wurde. Über seinen Standort berichtet der hervorragende Germanist Ignaz Vinzenz Zingerle, dem sein Heimatland Tirol noch immer das ihm gebührende Denkmal schuldet, in seinem Buche „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol“ wörtlich folgendes:

„Eine halbe Stunde südlich vom Dorfe Nauders, links von der Poststraße, stand der heilige Baum in einer Wiese, die einst Waldung war, wovon auch die vielen Baumstöße zeugen. Die Wiese liegt auf einer Halde, die links und rechts bewaldet ist und südlich in einen kleinen Hügel ausläuft, auf dem vor alter Zeit ein Schloß gestanden war.“ Was Zingerle von diesem ehrwürdigen Baumheiligtum zu erzählen weiß, hat folgenden Wortlaut, an den wir sogleich einige vergleichende Betrachtungen anknüpfen wollen, um seine Bedeutung für die Geschichte des Baumkultes in unserem großdeutschen Vaterlande im allgemeinen und für die engere Tiroler Heimat insbesondere ins rechte Licht zu rücken. Zingerle faßt die ihm bekannte Überlieferung in vier Punkte zusammen, denen wir noch einen fünften aus einer anderen Quelle hinzufügen werden:

„1. Vom heiligen Baume werden die neugeborenen Kinder, besonders die Knaben, geholt.“

Dasselbe erzählt man sich von dem großen hohlen Eschenbaume, der bei dem Schießstand zu Bruned steht. In Gossensäß halten sich die ungeborenen Kinder unter Baumwurzeln auf — man erinnere sich der Menschen, die nach der Edda unter einer der drei Wurzeln der Weltesche Yggdrasil wohnen! —, und nach einer Meraner Sage wachsen die Kinder auf der Munt an den Bäumen. Der Glaube an solche Kinderbäume ist in ganz Süd- und Westdeutschland, ferner in Holland, Belgien, in der Schweiz und in Siebenbürgen verbreitet¹². Zugrunde liegt dieser und ähnlichen Sagen oder Mythen von kindergebärenden Bäumen der Glaube an jungfräuliche Muttergottheiten, an Hamadryaden, wie solche Bäume bewohnende oder beseelende Nymphen, durchaus jungfräuliche Wesen, von den griechischen Mythologen genannt wurden. Auf diese Weise erklärt sich auch zwanglos die Umwandlung dieses Mythos in die späteren Legenden von der Jungfrau Maria in, auf oder unter dem Baume. Was die Kirche damit bezweckte, ist ohne weiteres klar. Es hatte sich im Laufe der Jahrhunderte als schlechthin unmöglich erwiesen, den Glauben an solche Geister aus dem Herzen des Volkes zu reißen. So versuchte man denn, was mit Gewalt nicht gelungen war, mit List, indem man nämlich der heidnischen Baumgottheit die gleich ihr jungfräuliche Gottesmutter unterschob. Wie sollte, ja wie konnte es auch anders gewesen sein? Die Muttergottes der Heiligen Schrift hat ja mit Bäumen bekanntlich gar nichts zu schaffen. Wenn man sie oder ihr Bildnis gleichwohl damit in Verbindung brachte, dem Verdachte der Abgötterei zum Trotz, dem man sich in den ältesten und älteren Zeiten dadurch aussetzte, so muß das einen sehr triftigen Grund gehabt haben und der kann gar kein anderer gewesen sein als der oben erwähnte.

„2. Aus der Nähe des heiligen Baumes sollte man aus heiliger Scheu weder Brenn-

¹¹ Hehl a. a. O. S. 722.

¹² Otto Bauffert, Kinderherkunft aus Bäumen, in Fritz Boehms Zeitschrift für Volkskunde, Neue Folge, Band 6, S. 93 ff.

³ Über andere von christlichen Missionaren zerstörte Baumheiligtümer siehe das Kapitel „Heilige Bäume und Berge“ bei Jung (S. 149 ff.), der die Tiroler heiligen Bäume leider ganz außer acht gelassen hat.

⁴ Siehe die Belege im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. I, Spalte 954 ff.

⁵ G. Zinkhauser, Beschreibung der Diözese Trient, Bd. I, S. 291. Über hellenische Baumwallfahrten siehe Carl Boetticher, Der Baumkultus der Hellenen, Berlin 1856, Kapitel 9, Paragraph 5, S. 150.

⁶ Johann Adolf Hehl, Volksagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, Trient 1897, S. 722.

⁷ J. A. Hehl, a. a. O. S. 554.

⁸ J. A. Hehl, S. 248.

⁹ Ignaz Vinzenz Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol, Innsbruck 1859, S. 14.

¹⁰ Boetticher, a. a. O. S. 189.

noch Bauholz nehmen. Selbst bei öffentlichen Holzverteilungen wollte niemand Holz aus der Nähe dieses Baumes erhalten."

Daß man sich davor scheute, verrät uns, daß dieser Baum nur der heiligste unter vielen andern heiligen Bäumen war, daß er also in einem jener heiligen Haine stand, die in der Geschichte des abend- und morgenländischen Baumkults vielfach bezeugt sind. Damit steht auch im Einklang, daß dieser heilige Baum „in einer Wiese stand, die einst Waldung war, wovon noch die vielen Baumstämme zeugen". Leider zeugen sie auch davon, daß sogar dieser uralte Glaube allmählich erschwachte und erfaltete. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß nicht nur der heilige Hain, der ihn umgab, sondern auch der heilige Baum selbst der Axt oder dem Beil zum Opfer fiel. Galt doch ein solches Tun der baumgläubigen Gemeinde als ein Frevel, der nicht ungepönt bleiben konnte, wofür insbesondere die hellenischen und italischen Baumkultmythen Beispiele bieten.

„3. Lärmen, Schreien bei diesem Baume hielt man für größeren Unfug; Fluchen, Schelten, Streiten bei dem heiligen Baume galt für einen zum Himmel schreienden Frevel, der auf der Stelle bestraft wurde. Deshalb hörte man oft die Warnung: „Tu nicht so, hier ist der heilige Baum", und sie tat dem Unwillen und Zorn Einhalt."

Beim Eintritt in einen heiligen Hain gebot die fromme Sitte ehrfürchtiges Schweigen, dessen Bruch geradezu als Frevel betrachtet wurde, und zwar als um so größerer Frevel, je lästerlicher die Worte waren, die dabei laut wurden. Horaz bezeichnet dies kultische Schweigegebot in einer berühmten Ode mit einer offenbar der sakralen Sprache entnommenen Wendung als „favere linguis", zu deutsch etwa „die Zungen hüten", und sein Landsmann, der große Naturforscher Plinius, schreibt in seiner „Naturgeschichte" in deutscher Übersetzung wörtlich: „Diese (nämlich Bäume) sind die ersten Tempel gewesen; und die schlichten Landleute weißen noch jetzt nach altem Brauch dem Gotte den schönsten Baum. Auch wir verehren die von Gold und Eisen strahlenden Götterbilder nicht mehr als die Haine und in ihnen das Schweigen selbst¹³." Das heißt also, sogar das in den heiligen Hainen herrschende Schweigen war ihm Gegenstand der Verehrung. Dieses kultische Schweigegebot war offenbar die Wurzel der Warnung vor leichtfertigen und lästerlichen Reden in der Nähe des heiligen Baumes, einer Warnung, aus der wir den Nachhall uralter Kultsagen im Gedächtnisse der Baumkultgemeinschaft heraus hören dürfen.

„4. Allgemein herrschte der Glaube, der Baum blute, wenn man hineinhaut, und der Hieb gehe in den Baum und in den Leib des Freblers zugleich, der Hieb dringe in beide gleich weit ein, und Baum- und Leibwunde bluten gleich stark, ja die Wunde am Leibe heile nicht früher, als der Hieb am Baum vernarbe."

Dieser Zug der Sage ist insofern ganz besonders beachtenswert, als er in den germanischen Baummythen und in den darin wurzelnden Baumsagen des deutschen Volkes keine Entsprechung findet. Wohl aber mangelt es an solchen nicht in der römischen Mythologie, die ihre Stoffe zumeist der griechischen entnommen hat. So lesen wir im Kommentar des Servius zum dritten Gesang der Aeneide Virgils, weil die im Baume lebende Nymphe mit dem Baume geboren werde und mit ihm sterbe, so blute gewöhnlich der Baum, wenn man in ihn hineinhaut. So bluten die Kornelkirschenbäume und Myrten auf dem Grabe des Polidorus, als Aeneas sie fällt, und auch den Wunden des heiligen Baums der Nymphe im Hain der Demeter entströmt Blut, da Erichthon ihn umhaut, wie das Ovid im achten Buch seiner Metamorphosen erzählt¹⁴. Die heiligen Bäume wurden eben als menschenähnliche Wesen betrachtet, sozusagen als Menschen in Baumgestalt.

Unterziehen wir die vier Punkte, in welche Ignaz Binzenz Zingerle die ihm bekannte

Überlieferung zusammenfaßt, noch einmal einer kurzen, rückblickenden Betrachtung, so erkennen wir folgendes: Der erste dieser vier Punkte, in dem von der heiligen Lärche als Kindergebärrerin die Rede ist — denn daß die Kinder von dem Baume geholt werden, ist offenbar nur eine Umschreibung dafür, daß die Baumnymphe sie geboren habe —, und der vierte, in dem erzählt wird, daß der Baum blute, wenn man hineinhaut, beziehen sich auf die uralte Baumkultsage. Der zweite, der die Holzentnahme aus der Umgebung des heiligen Baumes untersagt, und der dritte Punkt, der den Bruch des kultisch gebotenen Schweigens mit göttlicher Ahndung bedroht, entstammen den heiligen Sagen der Baumkultgemeinschaft. Alle vier geben den Inhalt wie des Kultmythos, so auch der kultischen Sagen nur bruchstückweise wieder, es sind also offenbar nur kärgliche Überreste einer ursprünglich viel weiter ausgreifenden Überlieferung.

Diese wird nun ergänzt durch eine für die Erkenntnis des Kultcharakters und damit seines Ursprungs wichtige Nachricht, die wir dem heimischen Sagensammler J. A. Gehl verdanken. Dieser schreibt nämlich in seinem Buche „Volksagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol" wörtlich: „Vor allem galt ein der Sage nach immergrünender Lärchenbaum bei Nauders dem Volke für heilig; man opferte unter ihm in der Heidenzeit auf einem Stein und saß im Ringe zu Gericht¹⁵." Der Kult des heiligen Baumes zu Nauders reicht also nach dieser durchaus glaubwürdigen Überlieferung bis in die vorchristliche Zeit zurück, ja noch mehr, es wurde unter ihm sogar Recht gesprochen, ein uralter Brauch, für den bis weit vor dem Beginn unserer Zeitrechnung liegende Zeugnisse vorhanden sind. Überdies bestätigt der Opferstein unter dem Baume die bereits auf anderem Wege erschlossene Tatsache, daß dieser unter allen Bäumen des heiligen Haines der heiligste war, da solche Opfertische in allen heiligen Hainen der Länder des Mittelmeers jeweils nur vor dem heiligsten, sozusagen dem Baum der Bäume, errichtet wurden¹⁶.

Der heilige Baum bei Nauders ist also der siebente der gewählten Reihenfolge. Außer diesen sieben heiligen Bäumen gab es aber noch sechs andere, die ursprünglich ohne Zweifel ebenso genannt wurden, sodann aber durch ihre Verbindung mit dem Marienkult ihre alten Namen verloren und einen neuen, durch die Kultlegende gegebenen, annahmen. Es sind also nicht weniger als dreizehn — zählt man den Kinderbaum zu Grunee dazu, sogar vierzehn — heilige Bäume auf dem Boden der alten gefürsteten Grafschaft Tirol nachweisbar, eine Zahl, deren sich, von Altbayern abgesehen, kein deutsches Land rühmen konnte.

Die erwähnte Kultlegende, welche mit geringen Abweichungen an verschiedenen Orten erzählt wird, die schon dadurch als vorchristliche Baumkultstätten gekennzeichnet werden, ist die, ein Muttergottesbild sei in, an oder auf einem Lärchenbaum gewachsen oder erschienen, so die Gnadenbilder bei Steined im alten Südtirol, zu Maria Waldrast im Wipptal und zu Maria Larch im Gnadenwalde bei Hall im Innertale¹⁷. Außer diesen gibt es noch Marienkultstätten vor Bäumen anderer Art. So bestand schon im 13. Jahrhundert eine Wallfahrt zu Unser Lieben Frau unter der Linden auf dem Altar der Kirche zu Georgenberg, und in einem Berichte über das Gnadenbild der Muttergottes bei den drei Brunnen in Trafoi ist zu lesen, das Bild habe in einem Tannenbaum gestanden, wogegen es das Büchlein über die Wallfahrt zu den heiligen drei Brunnen in Trafoi einem Holzhacker auf den Ästen des Baumes erscheinen läßt¹⁸. Ähnliches wird über die Entstehung der Wallfahrt zu Serfaus erzählt¹⁹. Von dem Bilde in Trafoi heißt es, es sei aus Holz

¹⁵ Seite 722.

¹⁶ Siehe hierüber Boetticher a. a. O. S. 127 und 185.

¹⁷ J. A. Gehl, S. 327, und Zingerle, S. 111—113.

¹⁸ Zinkhauser, Band II, S. 627, und Band IV, S. 842 f.

¹⁹ Siehe hierüber Stefan Lorenz, Serfaus 427—1927. Innsbruck 1927. — Man vergleiche damit auch die Berufung der Jeanne d'Arc durch die Jungfrau Maria: „Die sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen..." Zahlreiche Wallfahrtsorte, auch in Norddeutschland, haben ähnliche Ursprungsagen. (Schriftleitung.)

¹³ Plinius, Hist. Nat. 12, 2. Ich zitiere die Stelle nach Boetticher a. a. O., Kapitel II, S. 10, Fußnote 2 in meiner Verdeutschung.

¹⁴ Nach Boetticher w. o. S. 189 f.

geschnitten gewesen, wogegen die Waldraster Marienlegende erzählt, das Bild sei im Jahre 1392 auf Befehl der „großen Frau im Himmel“ — ein in christlichem Munde etwas befremdender Name für die Muttergottes — in einem hohlen Lärchenstock gewachsen. Zu allen diesen Gnadenbildern wurde also gewallfahrtet, und es ist sehr wahrscheinlich, daß das Ziel dieser Wallfahrt ursprünglich der heilige Baum selbst war, wofür die bereits erwähnten Wallfahrten zu den heiligen Bäumen bei Valls und auf der Jungfernkraft ober Mühlbach als Beispiele angeführt seien. Diese Wallfahrten waren eben ursprünglich nichts anderes als die regelmäßigen Zusammenkünfte der Kultgemeinschaft an ihrer Baumkultstätte, die zu gewissen heiligen, durch den Kultmythos bedingten Zeiten stattfanden. Wo es dann zur Bildung einer christlichen Kultlegende kam — es war das, wie sich gezeigt hat, nicht überall der Fall — da verdrängte die Legende den Mythos, er ging gleichsam in ihr unter und auf; auch die Pompen, wie die Hellenen die gemeinsamen Wallfahrten zu ihren Baumheiligtümern nannten, nahmen den Charakter von kirchlichen Prozessionen an. Übrigens konnte auch im benachbarten Altbayern, zu dem Tirol seit alten Zeiten enge kultische Beziehungen unterhielt, eine ganze Reihe von Wallfahrtsbildern nachgewiesen werden, die in, an und auf Bäumen verehrt werden. Als solche werden Eiche und Linde, Buche, Birnbaum, Föhre, Fichte und Tanne genannt²⁰.

Schon die ältesten heiligen Sagen des Morgenlands wissen von der Erscheinung oder Epiphanie von Götterbildern unter oder auf Bäumen zu erzählen, und den Völkern des Abendlands, insbesondere den Hellenen, ist sie nicht minder bekannt. Carl Voetticher, der geistreiche Verfasser des Buches über den Baumkult der Hellenen, widmet ihr das ganze neunte Kapitel desselben mit der Überschrift „Götterbilder mit dem Baum verbunden“, wo er auch auf eine Reihe von Figuren verweist, welche diese Verbindung anschaulich darstellen. Man findet sie auf den schönen Bildtafeln, die er selbst mit Künstlerhand gezeichnet und die dann Bohn lithographiert hat. Wie die Räuderer Kultsage vom blutenden Baum, so ist also auch dieser Zug der Marienlegende nicht ohne Entsprechung in der griechischen Mythologie. Es ist daher nicht ganz unwahrscheinlich, daß auch die Tiroler Marienbilder, von deren Epiphanie in, an, auf oder unter Bäumen die Legende erzählt, ursprünglich vorchristliche Kultidole waren, die erst später in Bilder der Jungfrau Maria umgedeutet, vielleicht auch umgeformt wurden. Wenigstens würde es auf diese Weise einigermaßen erklärlich, wie die Tiroler Marienlegende des 13. und 14. Jahrhunderts Muttergottesbilder mit gewissen Bäumen in eine kultische Verbindung bringt, die bereits an die zweitausend Jahre vorher an Bildern von griechischen Göttern und Göttinnen mit den ihnen geheiligten Bäumen nachweisbar ist. Denn daß es sich hier nicht um eine rein zufällige Wiederholung oder um einen gleichfalls zufälligen Parallelismus zeitlich und räumlich weit getrennter art- und sinnverwandter Erscheinungen handeln kann, ist ohne weiteres klar. Aber auch an eine rein psychologische Erklärung zu denken, etwa so, daß diese Erscheinungen durch eine mythische und andere Typen bildende Erbanlage der Rassenseele bedingt seien, Typen, die daher immer wieder zum Vorschein kommen, auch eine solche Erklärung dünkt uns reichlich problematisch. Vielmehr scheint hier ein religionsgeschichtlicher Zusammenhang zu bestehen, der freilich noch im Dämmerlicht der Ahnungen und Vermutungen liegt, aus dem ihn in den Bereich der Gewißheit zu erheben die Aufgabe weiterer Forschungen auf diesem noch vielfach unaufgehellten Gebiete ist.

²⁰ Bei Rudolf Kriß, Die religiöse Volkskunde Altbayerns, dargestellt an den Wallfahrtsgebräuchen. Baden bei Wien 1933.

Quelle und Baum, Herd, Kessel und Horn in ihren glaubensmäßigen Beziehungen

Volkmar Kellermann

In der Glaubenswelt der germanischen Vorzeit spielen Quelle, Baum und Herd, Kessel und Horn eine bedeutende Rolle. Davon zeugen Werkstücke deutscher Volkskunst von der Vorzeit an bis in die jüngste Vergangenheit. Aber nicht nur hier, sondern auch in der schriftlichen Überlieferung, sowie im deutschen Volksbrauchtum wird es deutlich, daß es sich um Vorstellungen von solcher Kraft handelt, daß sie sich in ungebrochener Folge und ohne einen Bedeutungswandel durchzumachen, zeitlos erhalten haben.

Im folgenden soll versucht werden, aus der Vorlegung des wichtigsten Stoffes zu den einzelnen oben genannten Punkten, die Grundlage für eine Erkenntnis des glaubensmäßigen Gehaltes zu gewinnen.

1. Die Quelle

Der Ausgangsstoff jeden Trankes ist das Wasser und so verwundert es nicht, daß die Quellen im Brauchtum des germanischen Volkstums eine so große Rolle spielen. Nur einige Beispiele seien erwähnt: die Mitteilung des Tacitus, daß im Lande der Hermunduren eine Salzquelle fließe, wo man den Göttern nahe sei¹. Auf Jositesland fand Willibrord ein Heiligtum, die Quelle im unverletzlichen Hain². Im Landnamabok wird von Thorstein Rotnase erzählt, der einem Wasserfall opferte³. Zahlreiche Quellen bergen Mengen von Vorzeitfunden, die wohl einst als Gaben in ihnen versenkt wurden, so der bekannte Schatz von Pyrmont⁴. Auch im heutigen Brauchtum spielen Quellen und Brunnen eine große Rolle. Es sei hier nur an das Pöppelröder Brunnenfest und die brennenden Brunnen in Wunsiedel erinnert (Abb. 1).

Doch die größere Zahl der Berichte spricht nicht von der Quelle allein, sondern stellt sie in Zusammenhang mit dem Baum, an dem sie entspringt, oder den sie umfließt.

Aus den Wurzeln der Yggdrasil entspringen drei Quellen: Svergelmir, Mimirs Brunnen und die Urdsquelle.

„Bei diesem Tempel steht ein sehr großer Baum, der seine Zweige weithin ausbreitet, Sommers und Winters immer grün, welcher Art er ist, weiß niemand. Dort ist auch ein Quell, wo die heidnischen Opfer vollzogen werden.“⁵

„Biele (Hessen) opferten den Wäldern und Quellen, einige heimlich, andere offen...“⁶

„Belaubten Bäumen und Quellen erweisen sie (die Sachsen) göttliche Verehrung. Ja, einen Holzstamm von nicht geringer Größe hatten sie aufgerichtet und verehrten ihn unter freiem Himmel; sie nannten ihn in ihrer Sprache Irminul, was auf lateinisch die Allsäule bedeutet, die gleichsam das All trägt.“⁷

Sehr vieles wird auch aus den Verböten der Kirche deutlich:

„Wer an Quellen oder Bäumen oder in Hainen ein Gelübde tut oder etwas nach heidnischem Brauch darbringt und zu Ehren der bösen Geister speist, hat, ist er ein Adliger, 60, ist er ein Freigeborner, 30, ist er ein Bote, 15 Schilling zu entrichten.“⁸

„In gleicher Weise sollen die Hälfte ihres Wergeldes im heiligen Palast erlegen alle, die

¹ Tacitus: Annales XIII/57.

² Vita Willibrordi.

³ Landnamabok (Thule 23/147).

⁴ Vgl. Weinhold: Die Verehrung der Quellen in Deutschland; und E. Jung: Germanische Götter und Helden, 2. Aufl., bes. S. 180 ff.

⁵ Scholia zu Adam von Bremen 138 (134).

⁶ Vita Bonifatii 6/22.

⁷ Rudolf von Fulda, Übertragung des hl. Alexander, 3.

⁸ Capitulatio de part. Saxoniae, 21.

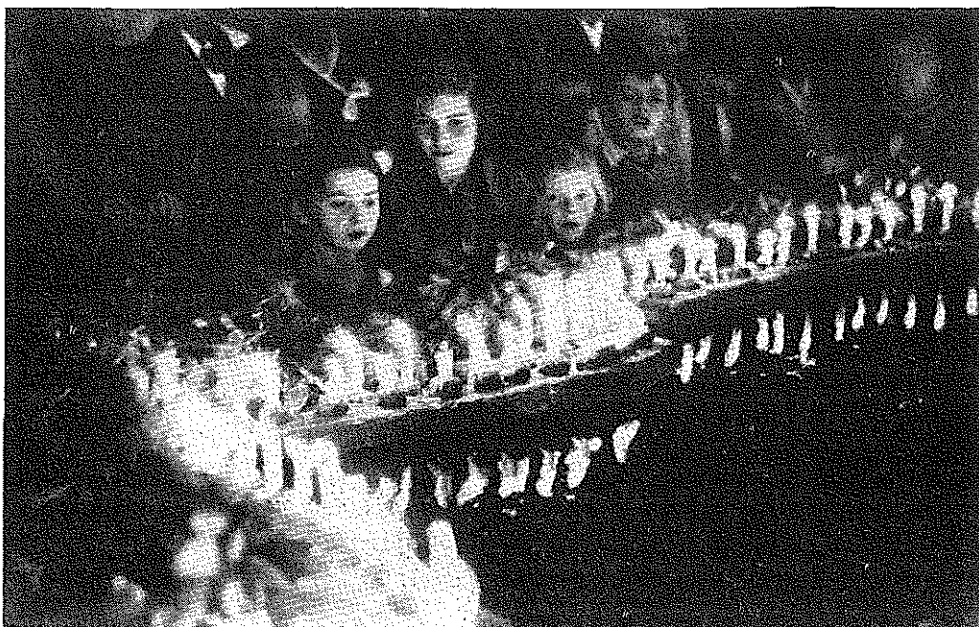


Abb. 1. Brennende Brunnen in Wunsiedel zur Johannismacht.

an einem Baum, den die Bauern einen heiligen nennen, oder an Quellen angebetet oder Opfer und Zaubergesang getrieben haben⁹."

Der gleichen Dreieit von Baum, Quelle und Hain (= Gehege), die im Brauchtum der Alten eine solch große Rolle spielt, begegnen wir noch bei der mittelalterlichen Rechtssprechung, die stattfindet unter dem Baum an der Quelle im eingegrenzten Raum. (Abb. 2.)

Damit sind wir beim Baum angelangt, dessen Bedeutung und Beziehung zu den Dingen, die wir bisher betrachtet haben, ebenfalls gestreift werden muß.

2. Der Baum

Zunächst sollen einige Belege uns Auskunft über seine Bedeutung geben:

Eine Eiche weiß ich stehen, sie heißt Yggdrasil.

Die Hohe, umhüllt von hellem Nebel;

Von dort kommt der Tau, der in Täler fällt,

Immergrün steht sie am Urdsbrunnen¹⁰.

Drei Wurzeln gehn nach drei Seiten

Von der Eiche Yggdrasil;

Hel wohnt unter einer, unter der andern die Reifthurfen,

Unter der dritten der Degen Volk¹¹.

Das Haus Völungs war um eine Eiche gebaut, so daß der Stamm das Rückgrat des Hauses bildete, während die Blätter die Halle überschatteten. Der Stamm wurde der „Kinderbaum“ genannt. Odin stieß bei einem Besuche sein Schwert in den Stamm und versprach es dem, der es herausziehen könne. Das war Sigurd¹².

⁹ Leges Liutprandi, 84.

¹⁰ Völuspa 19 (Thule 2/76).

¹¹ Grimnismal 31 (Thule 2/83).

¹² Völungasaga 87/8.

Ähnlich wird berichtet, daß der Weltenbaum die Kraft besitz, den Frauen bei Geburtswehen zu helfen¹³.

Die Langobarden veranstalteten Wettreiten um den heiligen Baum und warfen mit Speeren nach einem an ihm aufgehängtem Fell. Dieser Baum wurde von dem hl. Barbatus von Benevent (602—683) gefällt, zerhackt und vergraben¹⁴. Ebenso haben Bonifatius bei Geismar und andere Heilige solche Bäume gefällt. Ganz besonders eindrucklich heißt es:

„Man soll ausreißen und verbrennen die den Unholden geweihten Bäume, die das Volk anbetet und in solcher Verehrung hält, daß es keinen Ast abzureißen wagt¹⁵.“

Jung hat in seinem Buch ein treffendes Beispiel erwähnt und abgebildet, das zeigt, wie man versucht hat, den heiligen Baum unschädlich zu machen. Auf dem Hülfensberg bei Eschwege steht eine kleine Wallfahrtskirche, in deren Gewölbe ein Eichenstrunk ein-

¹³ Fjölsvinnsmal, 22.

¹⁴ J. Grimm: Deutsche Mythologie, Kap. XVI.

¹⁵ Bußbuch des Bischofs Burchard von Worms um 1000.

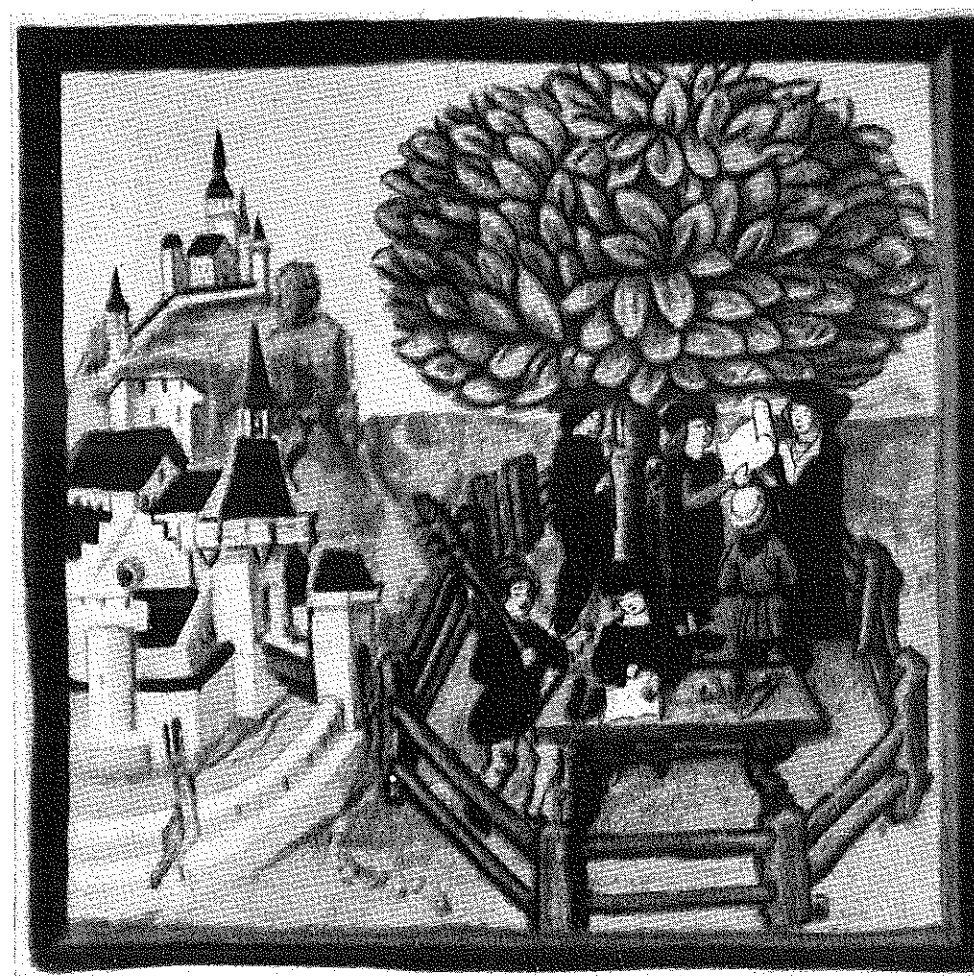


Abb. 2. Umhægtes Gericht. — Miniatur aus Diebold Schilling's Schweizerchronik. (Bürgerbibliothek in Luzern).

gemauert ist; eine Wandmalerei, die unter der Lünche entdeckt wurde, zeigt einen feuerpeienden „Teufel“, der einen Hammer in der Hand hält und auf einem deutlich kenntlichen Eichenast sitzt. Auffschlußreich ist es in diesem Zusammenhang, daß sich noch im 17. Jhdt. schwedische Pastoren über die Verehrung eines Eichenbalkens am Strand des Peipussees beklagen¹⁶.

Wie der Baum den Mittelpunkt des Weltalls bildet, die Achse, um die das ganze Leben schwingt, so ist die Säule als Sinnbild des Baumes der Mittelpunkt des Hauses (vgl. die oben mitgeteilte Stelle aus der Sigurdsage); wir treffen sie als Hochstülpfeiler, Bettpfosten oder Herdbalken. — Von einem großen Teil der isländischen Landnehmer wird berichtet, daß sie, bevor sie landeten, ihre Hochstülpfeiler, in die das Bild der Gottheit (vor allem Thor) geschnitten war, über Bord warfen und dort ihr Heim errichteten, wo der Stamm antrieb.

„Thorolf Mostrarskegg war ein großer Opferer und glaubte an Thor. Er fuhr vor der Gewalttätigkeit König Harald Schönhaars nach Island und segelte an der Südküste entlang. Und als er im Westen vor den Breidifjord kam, warf er seine Hochstülpfeiler über Bord; darin war Thors Bild geschnitten. Dazu sprach er den Wunsch aus, Thor solle dort an Land kommen, wo er wolle, daß sich Thorolf anbauen solle... Dort auf dem Vorgebirge, wo Thor angetrieben war, fällte Thorolf alle Urteile und es wurde dort ein Bezirkssting errichtet... dort war damals eine große Friedensstätte¹⁷.“

„Hallstein, der Sohn von Thorolf Mostrarskegg, nahm die Thorsfjordsküste und wohnte zu Hallsteinsnes. Er opferte Thor dazu, daß er ihm Hochstülpfeiler sende und gab dafür seinen Sohn. Darauf trieb ein Baumstamm an sein Land, der war 63 Ellen lang und 2 Faden dick. Der wurde zu Hochstülpfeiler verwandt, und es sind daraus die Hochstülpfeiler auf fast allen Gehöften um die Quersfjorde gemacht¹⁸.“

Diese Berichte entsprechen genau den sprachlichen Schlüssen, die man aus der Bedeutung des Namens des Göttergeschlechts: Asen, gezogen hat. Die Fürsten der Goten leiteten ihre Herkunft auf die Götter zurück und wurden Ansen genannt: „Coti procures suos semideos id est anses vocaverunt“¹⁹. Das Wort „Ase“ ist aus dem alten Wort für Balken, Pfahl (gotisch: ans) entstanden; Rosfinna²⁰ hat hier die Alces als Alchen (vgl. gotisch: alhs = Heiligtum, Holz, „göhe“) eingeordnet.

Hochstülpfeiler und Herdbalken gelten in den Berichten als gleich bedeutsam. Die Heimstätte ist gekennzeichnet durch die Dreieckigkeit: Feuer, Herd und Hochstülp²¹. (Abb. 3.)

¹⁶ Moltermann: Deutsche Mythologie, 1874.

¹⁷ Landnamabok (Thule 23/84—85).

¹⁸ Landnamabok, 131.

¹⁹ Jordanes: Getica.

²⁰ Forschungen und Fortschritte 1928, S. 307.

²¹ Gulathingsloven 292, vgl. Frostathingsloven X/4.



Abb. 3. Norwegischer Herd des 14. Jhds., „Dre“ genannt.



Abb. 4. Niedersächsisches Herdrehm des Gort Brünich und seiner Frau Elisabeth Rutven von 1677. Mus. f. deutsche Volkskunde. Berlin.

3. Der Herd

In der Steiermark heißt der Hauptbalken vom Herd „Ase“²² (vgl. oben!) und besonders im Volksbrauch der Gegenwart wird die Bedeutung von Herd und Feuer als Kern der Heimstatt deutlich. So, wenn in der Schweiz noch bis ins 19. Jahrhundert in der Nacht der Sommer Sonnenwende neues Feuer gebohrt wird und man mit daran entzündeten Fackeln über die Felder läuft, Mensch und Vieh durch eine Feuergasse jagt, oder wenn, wie überall, wo Deutsche leben, Burschen und Mädchen über die lodernde Flamme springen. Tiere und Dienstboten, die man im Hause behalten will, müssen dreimal um den Herd gejagt werden, dann laufen sie nicht davon²³. Herdrehm und Kesselhafen (Abb. 4—5) werden beim Umzug mit ins neue Heim genommen. Herd und Feuer sind Versammlungsstätte der Gemeinschaft.

4. Der Kessel

Über dem Herdfeuer hat der Kessel seinen Platz, und es sind zahlreiche Berichte zu erwähnen, die ihn in den Mittelpunkt einer Feier stellen; und zwar gilt er als Behälter eines Trunkes, der zu allen feierlichen Anlässen, des Lebens- und des Jahreskreislaufes, gereicht wird. Aus den Sagas sind uns folgende bekannt: Willkomm Bier, Abschiedsbier, Taufbier, Verlobungs- und Brautbier, Hochzeitsbier, Erb- und Grabbier, Zülbier²⁴.

²² B. v. Geramb, zitiert nach Jung: a. a. O., S. 136.

²³ Butte: Der deutsche Volksaberglaube..., 307, 317.

²⁴ Grönbeck: Kultur und Religion der Germanen, II/118.

Der Kessel als Spender des Trunks ist von dem Speisebehälter der Saga kaum zu unterscheiden; das gleiche geht aus zahlreichen anderen Urkunden hervor:

Hocin, ein Franke, lud Chlothar I. mit seinen Leuten und den hl. Vedastus zu einem Fest. In der Festhalle standen zwei Kessel, einer für die Christen und ein anderer mit einem Bräu, „das auf heidnische Art geweiht war“. Als der Heilige diesen Kessel sah, machte er das Kreuzeszeichen darüber, so daß der Kessel zerbarst und die Heiden befehrt wurden²⁵.

„Es ist suevisches Volk, das dort wohnt. Als sich Columban nun dort niedergelassen hatte und einmal bei den Bewohnern des Ortes herumging, fand er sie im Begriffe, ein heidnisches Fest zu feiern. Sie hatten ein großes Gefäß, das sie Kufe (cupa) nannten, und das ungefähr zwanzig Eimer faßte, mit Bier gefüllt in die Mitte gesetzt. Columban fragte sie, was sie damit wollten, und sie erwiderten, sie wollten ihrem Gotte namens Wodan, den andere Merkur nennen, ein Opfer bringen²⁶.“

Neben diesen Zeugnissen stehen solche, besonders aus nordgermanischem Gebiet, die von einem Fleischkessel sprechen.

„... Jarl Sigurd aber sagte, er werde schon Frieden schaffen, und er forderte das Volk auf, sich zu beruhigen. Er bat nun den König, den Mund zu öffnen über dem Henkel des Kessels, an dem sich Ruß von dem Rauch des gesottenen Roßfleisches festgesetzt hatte, so daß der Henkel ganz fettig aussah²⁷.“

„Sigurd, der Jarl von Lade, war ein eifriger Opferer ... Sigurd stand allen Opferfesten dort in Drontheim an Stelle des Königs vor. Es war alter Brauch, daß, wenn ein Opfer stattfinden sollte, alle Bauern an die Stätte zu kommen hatten, wo der Tempel stand, und daß sie alle dort Lebensmittel mitbringen mußten, die sie nötig hatten, solange das Fest währte. Und zu diesem Fest sollten außerdem alle Männer Bier mitbringen. Man schlachtete dort auch Vieh aller Art und besonders Pferde ... (Das Blut wurde versprengt), das Fleisch aber sollte gesotten werden zu frohem Schmaus für die Anwesenden. Feuer waren in der Mitte des Tempelslurs angezündet, und Kessel sollten darüber sein, und man sollte die vollen Becher über das Feuer hinreichen. Der Veranstanter und Leiter des Festes aber sollte die Becher und die ganze Opferspeise segnen. Zuerst sollte man den Odinsbecher für den Sieg und die Herrschaft seines Königs trinken und dann die Becher des Njörd und des Frey für fruchtbares Jahr und Frieden. Danach pflegten manche Männer den Bragibecker zu trinken. Man trank auch Becher auf seine Verwandten, die schon im Grabe lagen, und diese nannte man die Gedächtnisbecher²⁸.“

„Der König (Olaf Tryggvason in der Svoldereschlacht) fragte: Welcher Führer ist bei den Bannern, die da draußen zur Rechten sind? Ihm wurde gesagt, das sei König Olaf, der Schwedische, mit dem Schwedenheer. Der König sagte: „Leichter und erfreulicher wird es den Schweden vorkommen, daheim zu sitzen und ihre Opfertessel auszuscheiden, als heute gegen eure Waffen den ‚Wurm‘ (sein Kriegsschiff) anzugreifen. Ich glaube, wir brauchen die Schweden, diese Pferdefresser, nicht zu fürchten²⁹.“

„Die kleineren Dinge aber hatten kleinere Opfer mit Vieh, Speise und Trank; diese hießen Sudgenossen, weil sie zusammen sotten³⁰.“

Die Bedeutung des Kessels als Behälter des Opferblutes und des Opfers überhaupt, erscheint in verschiedenen anderen Belegen und bezeugt damit die Heiligkeit des Kessels, die auch des öfteren ausdrücklich erwähnt wird.

²⁵ Vita Vedastis, Mon. Germ. Hist. Script. Merow. III/410.

²⁶ Vita Columbani, 27.

²⁷ Heimskringla des Snorri (Thule 14/153).

²⁸ Heimskringla des Snorri (Thule 14/149).

²⁹ Die Sage von Olaf Tryggvason, Kap. 250.

³⁰ Gutasaga, Kap. 1.

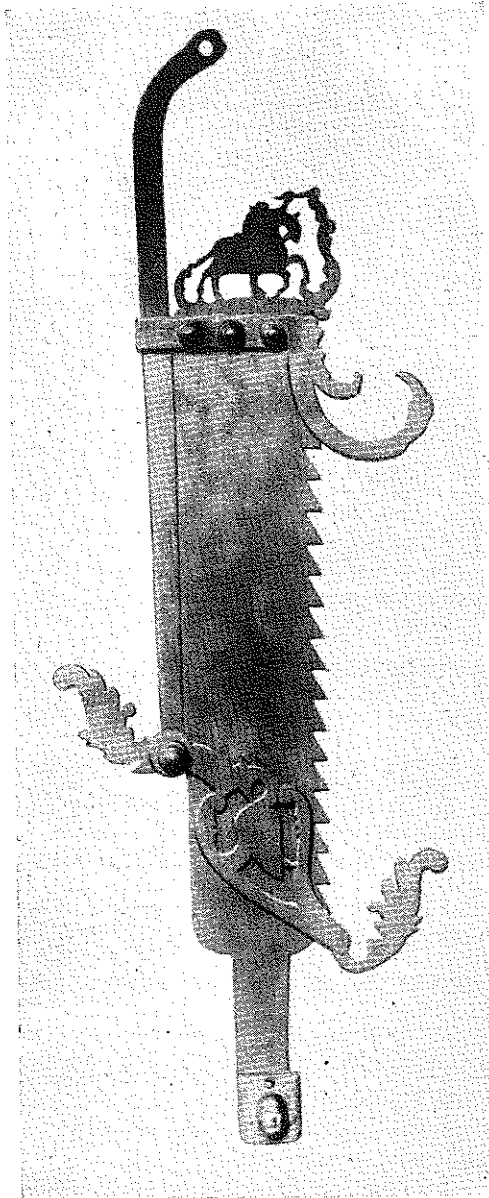


Abb. 5. Niedersächsischer Kesselhaken. — Mus. f. deutsche Volkskunde, Berlin.

„Die Kimbern ... schickten dem Augustus einen Mischkessel, der bei ihnen am heiligsten war, und baten ihn um seine Freundschaft und um Straßlosigkeit für das Geschehene³¹.“

„Diese (die Priesterinnen) gingen den Kriegsgefangenen durch das Lager mit dem Schwert in der Hand entgegen, bekränzten sie und führten sie dann zu einem ehernen Mischkessel, der etwa zwanzig Amphoren faßte. Sie hatten hierzu eine Trittleiter³².“

„Auf dem Altar sollte ein großer Kessel aus Kupfer stehen, dahinein sollte man alles Blut der Menschen oder der Tiere lassen, die Thor geopfert wurden; dies nannte man Opferblut und den Kessel Opfertessel. Das Opferblut sollte man über die Menschen und das Vieh sprengen³³.“

„Auf dem Altar stand auch gewöhnlich die Opferschale. Darin befand sich der Sprengwedel, nach Art eines Weihwedels. Mit ihm sollte das Blut aus der Schale gesprengt werden, das man Opferblut nannte³⁴.“

Ebenso wie in der menschlichen, so ist auch in der göttlichen Gemeinschaft der Kessel ein bedeutsamer Mittelpunkt. So, wenn in der Hymiskvida berichtet wird, daß Thor den Brautkessel von den Jötun holt, oder es an anderer Stelle heißt: „Für Valder steht hier gebraut der Met, der reine Trank, der Schild liegt darauf³⁵.“

Bei dieser Bedeutsamkeit des Kessels verwundert es nicht, daß solche Stücke auch in größerer Anzahl im Boden gefunden worden sind. Hier müssen die Kessel von Østad / Schweden, Skallerup / Dänemark (Abb. 6), Peccatel / Mecklenburg, Milabec / Böhmen und wohl auch der Wagen von Stade / Hannover erwähnt werden. Verschiedene Darstellungen auf den Felsbildern und ein Bild auf den Steinplatten des Ristikgrabes sind hier einzuordnen. Zwei Arten der Kessel

müssen wir unterscheiden: einmal der auf Rädern fahrbare und zum anderen der feststehende oder hängende Kessel, von dem wir in dem Stück von Gundestrup / Dänemark ein Beispiel haben (Abb. 7).

In christlicher Zeit werden nach dem bekannten „Verteufelungs“-Prinzip der Kirche

³¹ Strabo: Geographia VII/293.

³² Strabo: Geographia VII/2, 3.

³³ Rjalnesingasaga, Kap. 2.

³⁴ Tryggvassaga (Thule 7/18).

³⁵ Baldrs draumar, 7.

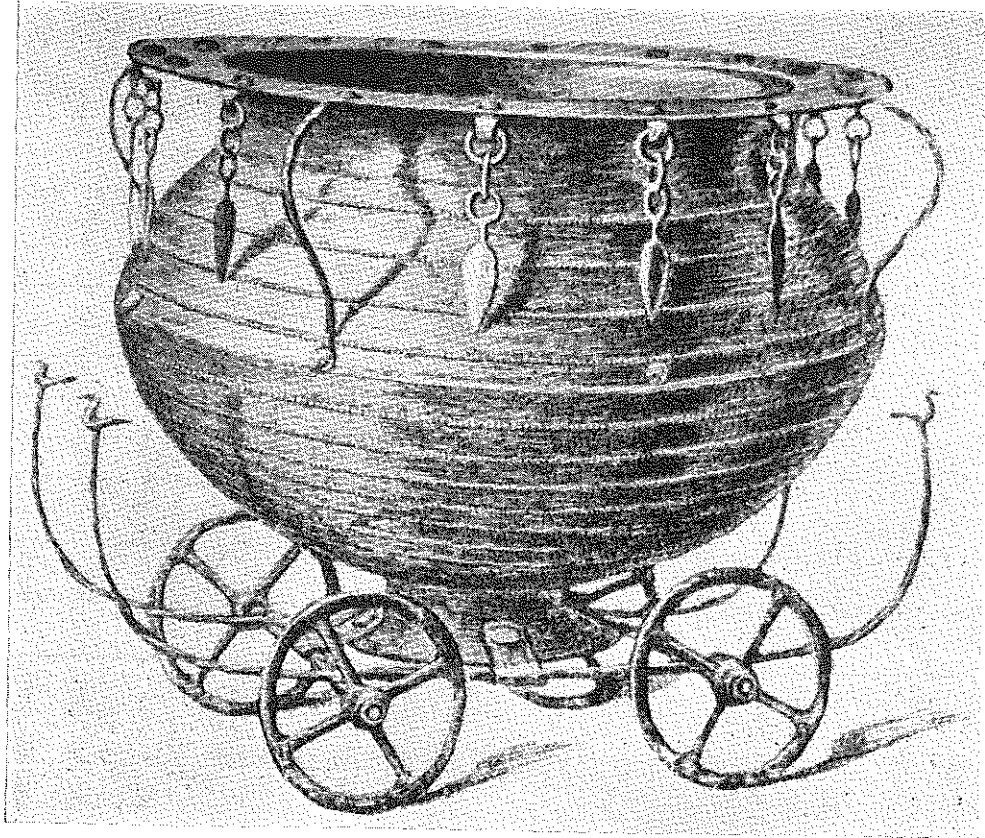


Abb. 6. Fahrbarer Bronzekeßel von Skallerup, Dänemark.

die Kessel zu Attributen von Hexen, und beide sind zusammen häufig abgebildet. Ebenso berichtet das Gesetz der salischen Franken aus dem Beginn des 5. Jahrhunderts von dem Kessel, in dem die Hexen kochen³⁶.

Trotz dieser Bestrebungen spielt der Kessel sowohl im Volksbrauch, als auch in den sonstigen Äußerungen der Volksseele bis in die Gegenwart hinein eine wichtige Rolle. Nur einige Beispiele seien hier angeführt.

In der Gemeinde Onach im Pustertale wurde alljährlich aus einer Gemeindeumlage ein gemästeter Stier gekauft und vom Kirchenprobst am Sonnabend vor dem 5. Sonntag nach Ostern geschlachtet. In einem nur hierfür benutzten großen Kupferkeßel wurde in einer Sudflühe bei der Kirche der Stier unter der Aufsicht von Gemeindegliedern gesotten. Das Fleisch verteilte man am nächsten Tage, nachdem davon gekostet war, an die Armen des Ortes und der Umgebung; verbunden hiermit war eine Brotpende. 1833 ist der Kessel verkauft worden; für den Erlös wurde eine Kirchenfahne angeschafft³⁷.

Das oben (nach Spieß) mitgeteilte Beispiel zeigt deutlich, wie in Form und Inhalt der neuzeitliche Bericht den alten Vorgängen entspricht. Im Sagengut, besonders Norddeutschlands, erscheint der Kessel als Bewahrer des Schatzes aus alten Tagen. Häufig wird auch davon erzählt, daß die „Unterirdischen“ ihn für ihre Feiern benutzen.

Zwischen den Dörfern Alsleben und Mellerup liegt ein verborgener Schatz. Einige

³⁶ Echhart: Gesetze des Merowingerreiches, 1935, Kap. 64.

³⁷ Febl: Volksagen aus Tirol, Brigen 1897, S. 756.

Männer aus dem dicht dabei liegenden Ries, die Nachbarn waren, begaben sich um Mitternacht an den bezeichneten Platz und fingen an zu graben. Als sie einen großen Kupferkeßel freigelegt hatten, hörte einer der Männer deutlich Kinder weinen, obgleich keine menschliche Wohnstätte in der Nähe war. Da brach er das Schweigen und sagte: „Wenn meine und eure Kinder über unser Werk weinen sollen, will ich keinen Teil daran haben.“ Und in diesem Augenblick verschwand auch der Kessel³⁸.

Ein Knecht, der auf dem Felde Rühre hütete, sah plötzlich vor sich aus der Erde einen Brautkeßel voll Geld emporsteigen. Anstatt nun etwas von seinem Eigentum hineinzuworfen, lief er davon, um andere Leute zu holen. Als sie an die Stelle kamen, war nichts mehr zu sehen. Dies soll alle Jahre nur einmal geschehen³⁹.

Zwischen dem Dorf Hopen und St. Michaelisdonn entspringt am Geestrand eine immer sprudelnde Quelle, der Geldsot. Ein Mann soll dort, weil er keine Erben hatte, seinen Schatz versenkt haben. Einmal versuchten mehrere Leute, die Quelle aufzugraben und fanden einen großen Brautkeßel, den sie schon fast hochgewunden hatten, als allerlei Spuk erschien, der sie zum Sprechen verleitete. Da versank alles wieder, und die Arbeit war vergebens⁴⁰.

Fassen wir zusammen, was aus allem Mitgeteilten über die Bedeutung des Kessels folgert:

Er findet sich anscheinend im ganzen germanischen Lebensraum und gehört zum Gemeinschaftsbesitz einer Gruppe, den Sudgenossen. Seinen Platz hat der Kessel im Versammlungshaus oder „Tempel“ und dient zur Herstellung und Aufnahme des feierlichen Trunkes, der bedeutsamen Speise (Rohfleisch) und des Opfers. In ihm wird, wenn Gefahr droht, der Hört geborgen.

5. Das Horn

Während der Kessel zum Bereiten und Bewahren des Trunkes dient, des „aurr“ oder „heidr“⁴¹, schöpft das Horn den Inhalt des göttlichen Kessels und ist damit ein nicht weniger wichtiger Gegenstand. Sigdrifsa spricht von der Runenweisheit, die aus dem Horn Hoddropsnirs fließt⁴². Gegenüber dem Becher zeigt es seine Bedeutung als heiliges Trinkgefäß.

Während des großen Julgelages, das der Jarl Pal von den Orkneuern 1135 gab, wurde aus Bechern getrunken; als man aber zum Minnetränk übergang, wurde das Horn genommen⁴³.

Runen rihte man auf den Leib des Horns, zu Liebe und Not:

„Bard weihte den Becher mit dem Zeichen von Thors Hammer und händigte ihn dann der Schenkin ein. Sie brachte ihn Egil und forderte ihn auf, zu trinken. Egil aber zog sein Messer und stach sich in die Hand. Er nahm das Horn, rihte Runen hinein, bestrich sie mit Blut und sprach:

Runen riht ins Horn ich:

Not wie Blut sie lohten.

Wählte kernigen Wahlpruch

Wifents Hauptschmuck, ihr Disen! ...⁴⁴“

³⁸ Müllenhoff: Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Neue Ausgabe von Otto Mensing, Schleswig 1921. Nr. 322/2.

³⁹ Müllenhoff: a. a. D. 545.

⁴⁰ Müllenhoff: a. a. D. 134.

⁴¹ Grönbeck: a. a. D. II/238.

⁴² Sigdrifumal 36.

⁴³ Orkneyingasaga.

⁴⁴ Saga von Egil Skallagrimsjon (Thule 3/116).

Im Gudrunlied⁴⁵ heißt es:

Allerhand Stäbe
Standen im Horn
Nöte gerügt,
Nicht riet ich sie:
Der Heidefisch,
Des Haddingenlands
Unge schnittne Ahre,
Das Innere der Tiere...

oder im Sigdrifumal⁴⁶:

Melrunen lerne,
Soll eines anderen Weib
Nicht trügen dein Vertrauen!
Aufs Horn soll man sie rügen
Und auf den Handrücken
Und ziehen auf dem Nagel „Rot“ (Rune r).

Runenhörner sind uns auch aus Funden bekannt, so zum Beispiel die von Gjallehus, entstanden im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Bei diesen wie bei zahlreichen anderen Stücken ist die alte Form des Tierhorns, das an Rand und Spitze reich mit Metall beschlagen sein kann, in dem anderen Werkstoff nachgebildet; aus Glas geformte sind ebenfalls keine Seltenheit. Daß die Hörner Namen haben, ebenso wie die Schwerter, ist des öfteren belegt:

„Am Morgen sind sie früh auf den Beinen und ziehen sich an. Da kommt König Geirröd zu ihnen und bittet sie, den Abschiedstrunk für ihn zu trinken. Das taten sie. Da wurden nach den Mahlbechern zuerst die Hörner Weißling getrunken; aber dann wurde die Minne Thors und Odins getrunken“⁴⁷.

Aus dem Horn wird die Minne getrunken, ein Brauch, der von so starker Lebendigkeit war, daß er von der Kirche in deren Brauchumskreis übernommen werden mußte. Grönbeck⁴⁸ hat den Begriff der „Minne“ folgendermaßen festgelegt: zunächst bedeutet sie „hamingja“, „Heil“ in jedem Sinne, später dann Erinnerung und Liebe. Am klarsten geben uns aber die Quellen von der Bedeutung dieses Brauches Kenntnis:

„Da ereignete es sich, daß dem König Olaf berichtet wurde, daß die Bauern um Wintersanfang große und stark besuchte Gastmähler abhielten. Da waren große Trinkgelage. Dem König wurde gesagt, daß da alle Minne dem Thor geweiht werde und dem Odin, der Freya und den Asen, alles nach heidnischer Sitte; dazu wurde auch weiter erzählt, daß da Rinder und Pferde geschlachtet und die Altäre mit dem Blut bestrichen wurden und dabei die Formel vorgesprochen werde, daß dies für die Besserung des Jahrgangs geschehen solle“⁴⁹.

Die Kirche hat das alte Brauchtum dann umgedeutet. So wird in Süddeutschland und der Ostmark die Johannisminne getrunken (amore Sancti Johannis), die dem Brautpaar in der Kirche aus eigens dafür gehaltenen, weltlichen, Gefäßen vom Geistlichen gereicht wird. Sie stellt also einen in die Kirche verlegten alten Minnetrunk dar⁵⁰. In ähnlicher Weise wird beim Martinsfest aus dem Martinshorn die Martinsminne getrunken.

⁴⁵ Gudrunlied (Thule 1/96).

⁴⁶ Sigdrifumal (Thule 2/165).

⁴⁷ Saga von Thorstein Boearmagn, Kap. 9.

⁴⁸ Grönbeck: a. a. O. II/142–143.

⁴⁹ Saga von Olaf Trygvason 101–104.

⁵⁰ Spieß: Deutsche Volkskunde als Erschließerin..., S. 209.

Damit kommen wir zur Betrachtung des Inhalts von Kessel und Horn. Es ist keine gewöhnliche Flüssigkeit, die aus ihnen getrunken wird, sondern ein Trank, der heilig geworden ist, ebenso wie sein Behälter.
So schließt sich der Kreis.

Ergebnisse

überblicken wir, was uns der Stoff zu wissen gibt:

Da steht der Welten- und Lebensbaum am Brunnen, an der Quelle und breitet seine Zweige über die ganze Welt. In den Denkmälern deutscher Volkskunst sehen wir ihn aus dem Gefäß wachsen, in dem das Lebenswasser enthalten ist und das der Quelle entspricht und später oft durch das Herz, als Behälter des Lebenssaftes, ersetzt wird (Abb. 8).



Abb. 7. Der Kessel von Gundestrup.

Der Brunnen gilt als Spender der höchsten Weisheit, an dem sich Allvater selbst den Sehertrunk erwirbt:

„Da sagte Gangleri: ‚Wo ist die Hauptstätte oder das Heiligtum der Götter?‘ — Hoch erwiderte: ‚Das ist bei der Esche Yggdrasil, da sollen die Götter jeden Tag Gericht halten.‘ — Da sagte Gangleri: ‚Was ist von dieser Stätte zu erzählen?‘ — Da sagte Ebnhoch: ‚Die Esche ist der größte und schönste aller Bäume, ihre Zweige breiten sich aus über die ganze Welt und ragen über den Himmel hinaus; sie hat drei Wurzeln, die sie tragen und sich weit in die Breite erstrecken; die eine liegt im Asen-, die zweite im Reifriesenlande..., die dritte liegt über Nebelheim, und unter dieser Wurzel ist der Hvergelmir, und Nidhögg benagt sie von unten. Unter jener Wurzel aber, die zu den Reifriesen hinüberliegt, ist der Mimirsbrunnen, in dem Scharfsinn und Verstand verborgen sind. Mimir ist der Name seines Besitzers, und dieser ist voll Weisheit, weil er aus dem Brunnen trinkt mittels des Hornes Gjallahorn. Hierhin kam eines Tages Allvater und verlangte einen Trunk aus dem Brunnen, bekam ihn aber erst, nachdem er sein Auge als Pfand hinterlegt hatte“⁵¹.

Von den Blättern des Baumes lebt die Ziege Heidrun, und aus ihrem Euter quillt

⁵¹ Snorra Edda (Thule 20/67).

der Inhalt der Bierbottiche⁵². Doch der Inhalt des Kessels, der Kesselfaft, wird im keltischen Spiel wieder über die Wurzeln der Weltesche ausgegossen und erhält den Baum frisch und grün⁵³. So werden die Kessel von Baum und Quelle, die im Grunde genommen e i n e s sind, gefüllt, und sie erquiden wieder den Baum im ewigen Kreislauf. — Wodan schöpft den Trank aus Mimirs Brunnen mit dem Gjallahorn, das am Fuß der Weltesche ruht⁵⁴. Es ist das gleiche Horn, das am Ragnarök ertönt:

„Wenn es soweit ist, steht Heimdall auf und bläht mächtig in das Gjallahorn, dann weckt er die Götter, und sie halten ein Thing ab. Dann reitet Odin zu Mimirs Brunnen und holt Rat ein von Mimir für sich und die Seinen. Es zittert die Esche Yggdrasil; voll Furcht ist alles im Himmel und auf Erden⁵⁵.“

Und die Äsen selbst: sie tragen ihren Namen von dem Baum her, der auch ihre Welt beschattet und beschützt; genau so, wie die Menschen von Äst und das heißt die Quelle „an sich“, zum Behälter des Lebenswassers.

Damit scheiden sich aus der verwirrenden Vielheit der Dinge und Bilder im Glauben des Germanentums deutlich absehbare Gruppen aus, die in ihrer Eigenart festzulegen Aufgabe der Forschung ist.

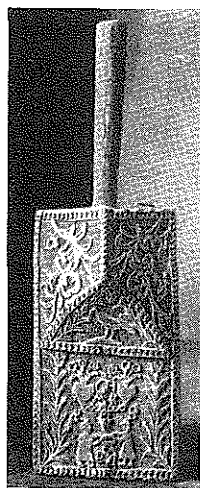


Abb. 8. Wäschepföcher aus dem Lande Salzburg von 1822.

Embla, Esche und Ulme, herflammen. Deshalb wird der Götterpfosten, der Hochstülpfeiler, zum Mittelpunkt des Hofes. Gleichberechtigt ist der Herdbalken, denn das Feuer, um das sich alles menschliche Dasein schart, ist ein starker Lebensmittelpunkt. Über dem Feuer hängt der Kessel, der Behälter des Trankes.

So sind die wichtigsten Erscheinungen im germanischen Lebenskreis erfüllt von einem Sinngehalt, der sie über ihr eigenes Dasein hinaus zum Symbol macht: der Baum, nicht als einzelner, sondern die Gesamtheit der Bäume, wird zum Welten- und Lebensbaum, — die Quelle, aus der das Wasser sprudelt,

Arminius als Feldherr in der Auseinandersetzung mit Germanicus in den Jahren 15 und 16 n. Ztw.

Don Hellmuth Gruf

Die Vernichtung der drei varianischen Legionen im Teutoburger Wald war die Tat, die Arminius zum Vorbild und Führer in den folgenden Kämpfen zwischen Germanen und Römern machte. Weit über sein Leben hinaus, bis in unsere Zeit hinein wirkte sein Beispiel. In ihm standen Staatskunst und Feldherrentum ebenbürtig nebeneinander.

Während Tiberius sich in den Jahren nach der Niederlage des Varus darauf beschränkte, die Rheingrenze zu sichern, suchte bald darauf der Sohn des Drusus, Germanicus, das zerschlagene Werk seines Vaters von neuem zu beginnen. Der Zustand der rheinischen Legionen war für sein Vorhaben denkbar ungünstig. Durch rücksichtslosen Einsatz seiner Person konnte er die entstehende allgemeine Meuterei unterdrücken und sich dadurch ein Heer schaffen, das ihm vertraute und bedingungslos folgte. An einen Feldzug mit weit gesteckten Zielen ins Innere Germaniens war nicht vor einer restlosen Vernichtung der Machtposition des Arminius zu denken.

⁵² Grimmsmal 25.

⁵³ Voluspá 19.

⁵⁴ Voluspá 127.

⁵⁵ Snorra Edda (Thule 20/110).

Arminius hatte ein germanisches Heer für den Überfall auf Varus zusammenbringen können. Nach dem Siege ging es wieder auseinander, und ihm blieb lediglich seine Gefolgschaft. Jede weitere Unternehmung gegen die Römer erforderte die Aufstellung eines neuen Heeres, die sich nur durch langwierige Verhandlungen und Vermittlungen zwischen den widerstrebenden Stämmen und ihren Führern erreichen ließ. Der erste Sieg war der Anfang seines großen Planes, der beinahe den ganzen germanischen Raum umfaßte und die endgültige Auseinandersetzung mit den Römern vorbereitete. Die Voraussetzung dafür war die Einigung wenigstens einer größeren Gruppe von Stämmen. Um diese zu erreichen, brauchte er Zeit. Ein römischer Einfall in germanisches Gebiet war für ihn günstig, weil dadurch die Bereitschaft der Stämme, zusammenzugehen, nur verstärkt wurde. Die Römer waren an Zahl so sehr überlegen, daß Arminius eine entscheidende Schlacht nicht wagen konnte, ohne das Ganze zu gefährden. Es kam darauf an, mit dem Gegner in lockerer Fühlung zu bleiben und ihn so zu beschäftigen, daß er unter ständigen Beunruhigungen auf dem Marsch und im Lager allmählich zermüdet wurde und dadurch die Möglichkeit zu einem sicheren Siege wie im Teutoburger Wald bot.

Während Germanicus, ehe er an seine eigentliche Aufgabe ging, auf eine rasche Entscheidung mit Arminius dringen mußte, suchte Arminius umgekehrt Zeit zu gewinnen und der Entscheidungsschlacht auszuweichen.

Die einzige Quelle für diese Kämpfe sind die Berichte in den Annalen des Tacitus. H. Delbrück fand die Schilderung der beiden wichtigsten Hauptschlachten „nicht nur unklar und widerspruchsvoll, sondern auch taktisch geradezu unmöglich“¹. Daher verweist er sie „in das Reich der Fabel“ und nimmt an, daß es sich um kleine Gefechte gehandelt hat. (S. 119.)

Der Lokalisierung der Germanicus-Feldzüge stellten sich große Schwierigkeiten entgegen. Besonders aus diesem Grunde bezweifelt Delbrück die Zuverlässigkeit des Tacitus und überträgt sein Mißtrauen auf die Schilderung der taktischen Vorgänge überhaupt. Nun hängt die Glaubwürdigkeit eines Gefechtsberichtes aber nicht in erster Linie von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Ortsbestimmung ab, sondern von der Feststellung, ob der taktische Verlauf als solcher technisch einwandfrei geschildert ist. Die Aussagen des Tacitus sind gerade in dieser Beziehung am klarsten. Darum soll hier versucht werden, die Schlachten der Jahre 15 und 16 n. Ztw. unabhängig von den Besonderheiten des Geländes mehr schematisch zu erfassen, weil sich so Plan und Durchführung durch die beiden Feldherren am besten deutlich machen läßt.

Im Jahre 15 n. Ztw. trafen die Gegner zum ersten Male aufeinander. Arminius wich dem auf Entscheidung drängenden Germanicus planmäßig in unwegsames Gebiet aus, bis er einen vorbereiteten Kampfplatz erreicht hatte. Es war eine offene Stelle, im Hintergrund durch Wald begrenzt. Hier schienen sich die Germanen festsetzen zu wollen. Der römische Feldherr schickte seine Reiterei gegen die sich bildende gegnerische Schlachtreihe vor, welche Arminius selbst führte. Die Germanen ließen den Angriff dicht herankommen und gingen dann stetig zurück. Je näher man dem Walde kam, um so schneller wurde ihre scheinbare Flucht. Die Reiterei der Römer folgte, durch den leichten Sieg unvorsichtig gemacht, in geringem Abstände. Ihre Ordnung lockerte sich. Kurz vor dem Waldbrand schwenkten die fliehenden Germanen plötzlich nach beiden Seiten ab, während auf ein Zeichen des Arminius aus dem Wald die dort bereitgestellten Hauptkräfte zum überraschenden Angriff vorbrachen. Germanicus hatte anscheinend sofort einige Kohorten nachgeschickt, aber auch deren Unterstützung kam zu spät. Sie wurden von den fliehenden Reitern mit zurückgerissen. Ein seitlich einsetzender germanischer Angriff drängte die aufgelösten römischen Verbände in einen Sumpf, der sicherlich seitwärts vom Wald lag. Im

¹ H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Berlin 1901, Bd. II, S. 118.

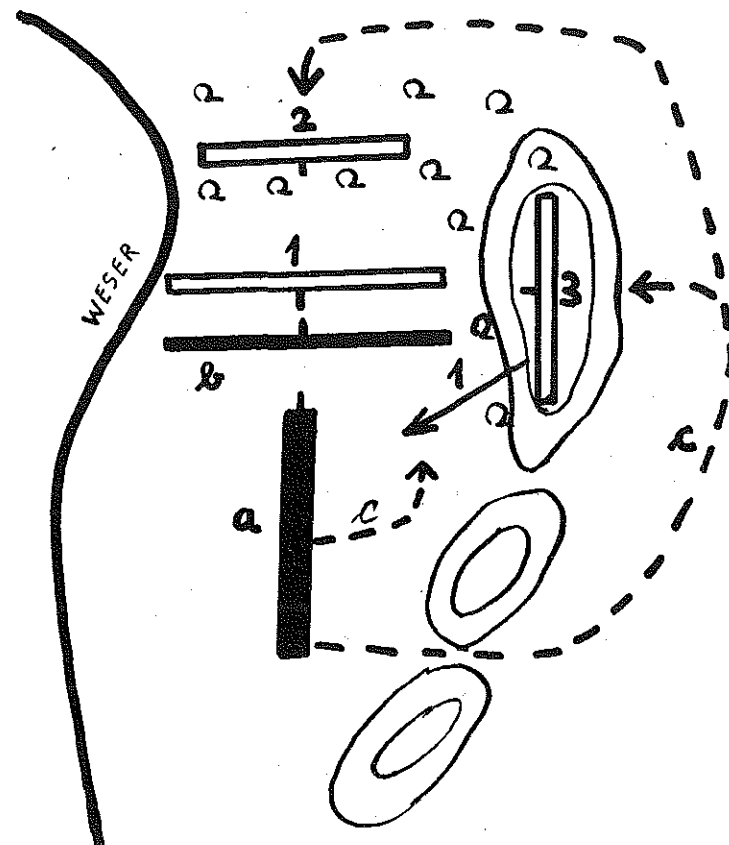
gleichen Augenblick führte Germanikus die Legionen in Schlachttordnung heran und nahm die Überlebenden auf. Die Germanen zogen sich nach diesem Erfolge, der von Tacitus (Annalen II, 63) kaum in seiner ganzen Auswirkung dargestellt wird, ohne sich mit den Legionen in einen Kampf einzulassen, in die Wälder zurück.

Durch planvolles Ausweichen und Einhalten des zahlenmäßig überlegenen Gegners hatte der germanische Feldherr erreicht, daß ihm das römische Heer an die Stelle folgte, an der er schlagen wollte. Die Jahreszeit war so weit fortgeschritten, daß Germanikus ohne einen weiteren Angriffsversuch zur Ems zurückkehrte. Dort verließ er vier Legionen auf die Flotte. Ein Teil der Reiter wurde längs der Nordseeküste mit allgemeiner Richtung auf den Rhein zurückgeschickt. Sein Unterfeldherr Caecina hatte die Aufgabe, mit 40 Kohorten den Rückzug zu decken und dann auf dem Landwege zu folgen. An den „Langen Brücken“ wurde er mitten im Sumpfe von Arminius überfallen. Nur unter großen Verlusten gelangten die Römer auf freies Gelände, wo sie sich in einem Lager verschanzten. Der Plan des Arminius, die Römer weiterziehen zu lassen und in günstigem Gelände wieder zu überfallen, wurde von den Germanen verworfen. Dagegen fand der Vorschlag seines Oheims Inguiomex Beifall, der das römische Lager im Sturme nehmen wollte. Der Sturm mißlang jedoch völlig; Caecina konnte ungehindert die Winterquartiere erreichen. An diesem Gefecht wird besonders deutlich, mit was für Führungsschwierigkeiten Arminius zu tun hatte. Nach der Mühe der Aufstellung eines Heeres mußte die Zustimmung der vereinten Stammesaufgebote erst für jeden größeren Einsatz erkämpft werden.

Im Jahre 16 n. Ztv. eröffnete Arminius die Feindseligkeiten durch die Belagerung von Aliso, die keinen Erfolg brachte. Germanikus rüstete sich zum entscheidenden Schlag. Er stieß, wieder unter Ausnutzung der Flotte, mit 8 Legionen, Reiterei und Hilfstruppen bis zur Weser vor. Der Fluß trennte das germanische vom römischen Heer. Am Tage nach der bekannten Unterredung zwischen Arminius und seinem auf römischer Seite kämpfenden Bruder Flavus zeigten sich Germanen, in Schlachttordnung aufgestellt, am jenseitigen Ufer. Sie scheinen zahlenmäßig nicht sehr stark gewesen zu sein. Das geht daraus hervor, daß Germanikus nur seine Reiterei gegen sie einsetzte. Delbrück (a. a. O., S. 129) lehnt diese Maßnahme als unverständlich ab, weil es doch sinnlos sei, nur die Reiterei gegen die gesamte Schlachttordnung der Germanen zu schicken. Zweifellos handelte es sich hier aber um eine von Arminius eingeleitete Täuschungsbewegung, um Germanikus zu einem unvorsichtigen Flußübergang zu veranlassen. Wir können schon in diesem einleitenden Gefecht eine Ähnlichkeit mit der oben besprochenen Schlacht im Jahre 15 n. Ztv. sehen, nämlich in der Aufgabenstellung für eine vorgeschobene Abteilung. Sie sollte auch hier, wenn der Gegner zum Angriff vorging, zurückweichen und ihn in vorbereitete Hinterhalte locken. Es gelang der cheruskischen Abteilung, auf diese Weise den Vataberfürsten Chariowalda und den größten Teil seiner Reiter zu vernichten. Der römische Reiterführer Stertinius begnügte sich damit, den Gegner aus der unmittelbaren Nähe des Ufers zu vertreiben, ohne ihm weiter zu folgen. Damit war für Germanikus die Voraussetzung zur Sicherung des Brückenbaues über die Weser gegeben. Nach Anlage starker Brückenköpfe vollzog sich der Flußübergang ohne Schwierigkeiten.

Am Abend vor der Schlacht erfuhr Germanikus durch einen germanischen Überläufer das von Arminius ausgewählte Schlachtfeld und anscheinend auch die geplante Aufstellung. Die späteren Maßnahmen des römischen Feldherren lassen einen Verrat von germanischer Seite als sicher erscheinen. Die Möglichkeit dazu war dadurch gegeben, daß Verwandte des Arminius sich beim römischen Heer mit einer kleinen Anzahl Hilfstruppen befanden.

Doch Germanikus war vorsichtig. Zur Überprüfung der Meldung des Überläufers trieb er sofort die Aufklärung vor. In der Nacht arbeitete er den Schlachtplan aus, den er am



Die Schlacht bei Idistaviso. Schematische Skizze über ihren schematischen Verlauf.

Zeichen: a: Heer des Germanikus auf dem Vormarsch. b: Heer des Germanikus in Schlachttordnung. c: Einsatz des Kerns der römischen Reiterei gegen den ersten cheruskischen Angriff; Umfassungsbewegung des Stertinius. 1: Germanische vorgeschobene Abteilung in Schlachttordnung; erster Plankenangriff der Cherusker. 2: Germanische Hauptstellung im Walde. 3: Höhenstellung der Cherusker.

anderen Morgen seinen Führern vorlegte. Am gleichen Morgen besetzten die Germanen ihre Ausgangsstellungen auf dem Idistaviso-Felde, das sich in wechselnder Breite zwischen Flußufer und vorspringenden Höhen und Abhängen erstreckte. In der Ebene selbst stand eine starke vorgeschobene Abteilung in Schlachttordnung. Hinter ihnen befand sich ein lichter Hochwald, in dem die Hauptkräfte verdeckt aufgestellt waren. Die Höhen an der einen Seite hatten die Cherusker besetzt. Die andere Flanke deckte der Fluß (Skizze). Der Plan des Arminius war demnach folgender: Die vorgeschobene Abteilung sollte beim gegnerischen Angriff bis auf die Hauptstellung im Wald ausweichen. Dann erfolgte auf die überraschten Feinde der germanische Hauptangriff, der im geeigneten Augenblick durch einen Plankenstoß der Cherusker von den Höhen herab unterstützt wurde.

Das römische Heer ging auf dem schmalen Uferstreifen vor, an einer Seite den Fluß und zur anderen die unübersichtlichen Höhenzüge. Die gallischen und germanischen Hilfstruppen bildeten die Spitze; ihnen folgten die Bogenschützen zu Fuß. Darauf kam das Gros, das sich folgendermaßen gliederte: vier Legionen, der Feldherr mit zwei prätorianischen Kohorten und auserlesener Reiterei, dann die übrigen vier Legionen. Als Schluß folgten die Leichtbewaffneten mit den reitenden Bogenschützen und die übrigen Kohorten

der Bundesgenossen. Delbrück (a. a. O., S. 130) findet auch in der Form des römischen Anmarsches zur Schlacht einen Beweis der unzuverlässigen Berichterstattung des Tacitus, denn es „leuchtet auf den ersten Blick ein, daß das keine Schlachtordnung, sondern höchstens eine mißverständene Marschordnung ist“. Dagegen ist einzuwenden, daß Tacitus hier eine außerordentlich klare Form einer mit Marschsicherung marschierenden Truppe schildert, die durch das Gelände und den Feind in der Nähe bedingt war. Die eigentliche Aufstellung in Schlachtordnung erfolgte erst später.

Der römische Heereszug erreichte den Anfang des Idistaviso-Feldes. Die Spitze war bereits an den auf den Höhen lauernden Cheruskern vorbeigezogen, als von dort ein Angriff kleinerer Abteilungen (catervae) — ähnlich vielleicht unseren heutigen Stoßtrupps — in die Seite des Zuges stieß. Germanicus ließ den Marsch nicht unterbrechen, sondern setzte den Kern der Reiterei gegen den germanischen Vorstoß an. Die Ausgangsstellung des römischen Gegenstoßes war deshalb so günstig, weil sich der Kern der Reiter ungefähr in der Mitte des Zuges befand. Von hier aus ließen sich die angreifenden Cherusker flankieren, ehe sich ihr Vorgehen auswirken konnte. Gleichzeitig schickte Germanicus den Stertinius mit den übrigen Reiterturmen, zu denen vielleicht noch Leichtbewaffnete kamen, seitlich heraus mit dem Befehl, die germanischen Stellungen zu umgehen und sie im Rücken anzugreifen. Er selbst wollte im rechten Augenblick zur Stelle sein.

Inzwischen war, davon unbehindert, das römische Gros gegenüber der vorgeschobenen germanischen Schlachtordnung auf dem ebenen Feld aufmarschiert und begann den Angriff. Die Germanen wichen, wie damals in der Schlacht des Jahres 15, auf den Wald zurück. Inzwischen hatte sich Stertinius im Rücken der Germanen bereitgestellt. Sein überraschender Vorstoß gelang. Er drückte zunächst die im Walde stehende germanische Hauptmacht auf das freie Feld hinaus. Sie stieß dort mit der auf den Wald zurückgehenden Abteilung zusammen. Gleichzeitig wurde der Rest der Cherusker von den Höhen verdrängt und geriet zwischen die beiden aufeinanderprallenden Abteilungen; unter ihnen befand sich Arminius. Die Lage war für die Germanen verzweifelt. Im Rücken und einer Flanke Stertinius, in der Front das römische Gros und auf der anderen Seite der Fluß. Arminius gelang es, die durcheinander geratenen Verbände zu ordnen. Durch Zeichen und Zuruf hielt er die Schlacht aufrecht unter vollem persönlichen Einsatz. Dabei wurde er schwer verwundet. Er entschloß sich, an der schwächsten Stelle der römischen Einkreisung, dort, wo die Bundesgenossen standen, durchzubrechen. Die Bogenschützen wurden überrannt, ebenso die zur Unterstützung eingesetzten rätischen und bindelitischen Kohorten. Die folgende Schilderung des Tacitus vom Gemetzel unter den Germanen ist weit übertrieben, der größte Teil des germanischen Heeres konnte durchbrechen. Auf beiden Seiten mußten starke Verluste gewesen sein. Germanicus war gezwungen, den Rückzug anzutreten.

Die Anlage der Schlacht auf dem Idistaviso-Felde beruht ganz deutlich auf den Grundrissen, mit der die Schlacht im Teutoburger Walde und besonders das Gefecht im Jahre 15 n. Zth. durchgeführt wurden. Die Ähnlichkeit mit dem Treffen im Jahre 15 geht so weit, daß die Aufgaben der vorgeschobenen schwachen Kräfte, in Verbindung mit den dahinter im Wald bereitgestellten Hauptkräften und kleineren seitwärts eingesetzten Abteilungen durch einen Vergleich beider Schlachten erst restlos deutlich werden. Wir haben also gerade in dem umstrittenen Bericht über die Schlacht auf dem Idistaviso-Felde eine selten klare Darstellung der Maßnahmen des Feldherrn Arminius. In der Planung ist diese Schlacht kühner als alle seine vorhergehenden Unternehmen. Man spürt, wie sicher er seiner Mittel ist, und wie das Gelände zum Ausgleich der zahlenmäßigen und materiellen Unterlegenheit der Germanen ausgenutzt wird. Arminius dachte auch hier nicht daran, sich den Römern in einer offenen Feldschlacht zu stellen. Er plante bei Idistaviso

lediglich, die Römer durch Wegnahme der Reiterei und Hilfstruppen der Bundesgenossen so zu schwächen, daß sie den Rückzug antreten mußten. Wie der weitere Verlauf des Feldzuges zeigt, waren wirklich entscheidende Schläge erst auf dem Rückmarsch des römischen Heeres zu erwarten, ähnlich wie beim Rückzug des Caecina an den „Langen Brücken“.

Wenn nicht Verrat im eigenen Lager die Erfüllung seiner Pläne zunichte gemacht hätte, wäre kaum ein römischer Soldat über den Rhein entkommen.

Die Jungfernsprungssage

Don Willt Mat

Ein sehr verbreitetes Motiv der deutschen Volkslage ist die Sage vom Jungfernsprung. Außerlich ordnet sie sich ein in die große Gruppe der Sprungsgagen, die überall dort erzählt werden, wo schroffe Felswände oder hochragende Felsnasen Anlaß geben zum Gedankenspiel um den Sprung oder Sturz in die Tiefe oder Erinnerungen tragen an tatsächlich geschehene Unglücksfälle. Der Schauplatz dieser Geschichten ist meist so, daß der Fels von der Rückseite her leicht zugänglich ist, und daß der Wanderer sich dann, etwa aus einem Wald heraustretend, plötzlich vor einem gähnenden Abgrund sieht. Diese Tatsache der Tarnung der Gefahr mag dem Fluchtmotiv Vorschub geleistet haben, das in den meisten dieser Sprungsgagen enthalten ist. Sie lauten dann etwa so: Ein Reiter jagt von Feinden verfolgt über die Höhe. Da plötzlich gähnt vor ihm der Abgrund. Hinter ihm droht der Tod. Er wagt den Sprung in die Tiefe. Und die Kühnheit siegt auch in der dichtenden Volksseele. Auf wunderbare Weise erreicht der Reiter, oft auch sein Pferd unverletzt den Talgrund.

Auch die Jungfernsprungssage klingt in ihrer gewöhnlichen Fassung ähnlich. Von einem küsternen Mann verfolgt (meist ist es ein Jäger oder ein Mönch) stürzt eine Jungfrau ahnungslos auf den Abgrund zu. Um ihre Unschuld zu retten, wählt sie kühn entschlossen den Todessprung. Ein Wunder geschieht. Unverletzt erreicht sie die Tiefe, während der Verfolger den Sprung nicht wagt oder mit zerschmetterten Gliedern liegen bleibt. Oft wird dann noch erzählt, daß dort, wo der Fuß der Jungfrau den Talboden berührte, eine Quelle entsprang. In unseren Sagenbüchern findet sich dieses Motiv, meist eingespinnen in eine längere Erzählung, mit romantischen Zügen mehr oder minder sentimental erzählt als rührendes Beispiel für jungfräuliche Keuschheit. Man wird in dem Drum und Dran fast immer leicht das Werk gefühlvoller Dichterlinge erkennen. Es soll die Aufgabe dieser Zeilen sein nachzuweisen, daß der echte Kern unserer Sage ganz anderer Herkunft ist, und die Wege anzudeuten, die von ihr aus zurückführen in germanisches Rechts- und Kultleben.

Man hat schon mehrfach hinter der Sage einen mythischen Hintergrund vermutet. Diese Ahnung führte Peisker aus Graz zu einer merkwürdigen Konstruktion¹, die ausgeht von der Szenerie von vier Jungfernsprungsgagen in der Steiermark. Nach dieser Theorie ist unser „Jungfernsprung“ eine Übersetzung des slawischen devinskok (deva = Jungfrau), das durch Verwechslung aus ursprünglich daevinskok (daeva = Satan) entstanden ist. Mit Hilfe des devinskok wird den Slaven dann ein zoroastrischer Mythos angedichtet und an den betreffenden Stellen lokalisiert. Als dann die Dahn'sche Sage bekannt wurde, ergab sich daraus natürlich, daß auch Dahn in der Rheinpfalz eine ehemalige slawische Kolonie sein mußte.

Eine Widerlegung dieser Konstruktion aus genauer örtlicher Kenntnis hat H. Pirchegger in der Zeitschrift für Volkskunde 1937, S. 112 ff. veröffentlicht. Pirchegger nennt

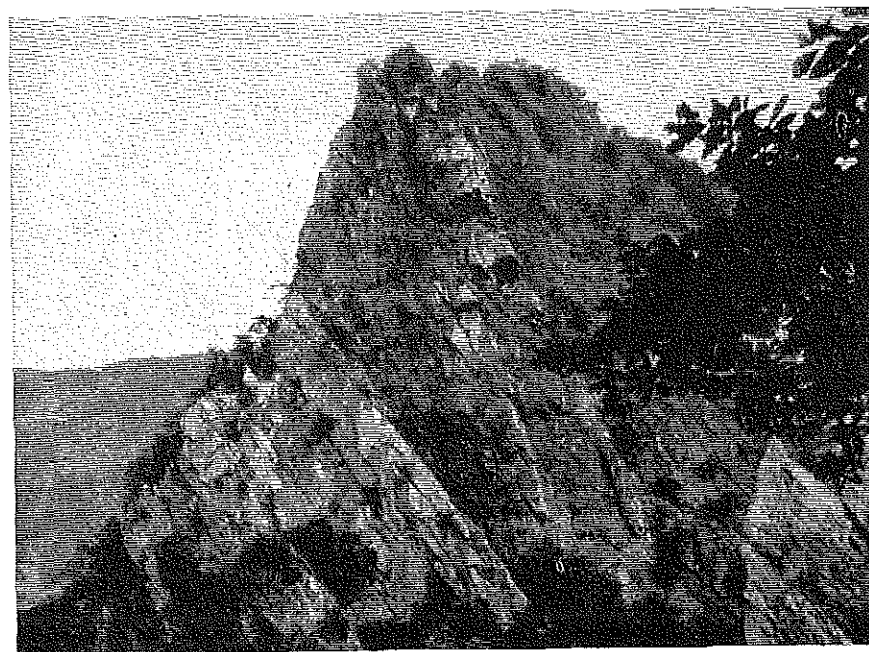
¹ Blätter für Heimatkunde 1926, S. 49 ff. — Auch mitget. von E. Schmied im Pfälz. Museum 1925, S. 294.

ferner eine Reihe weiterer Felsen des Namens „Jungfernsprung“, besonders aus der Steiermark und den Alpenländern, mit denen teilweise eine gleiche oder ähnliche Sage verknüpft ist. Eine neue Deutung gibt jedoch Pirchegger nicht, er vermutet aber, daß etwas Geheimnisvolles, Düsteres aus ferner Zeit dahintersteckt.

Bei einer nur oberflächlichen Überprüfung des deutschen Sagenschatzes konnte ich eine ganze Reihe von weiteren Lokalisierungen derselben Sage bzw. von Varianten feststellen, die über alle deutschen Felslandschaften verstreut sind. Ich nenne nur einige dieser Orte:

„Der Jungfernsprung“ bei Battenberg in der Rheinpfalz², der „Mädelsberg“ bei Pfuldingen in Schwaben³, der „Jungfernsprung“ bei Plettenberg in Westfalen⁴, eine Fußstapfe auf einer Steinplatte des großen Söllers im Heidelberger Schloß⁵, der „Jungfernsprung“ bei Arnstadt in Thüringen⁶, der „Jungfernsprung“ im Zorgetal bei Hohngeiß im Harz⁷, die „Klostrappe“ bei Thale im Harz⁸, der „Mägdesprung“ unweit Calbe a. d. Saale⁹, der „Mägdesprung“ auf dem Rugard bei Bergen (Pommern)¹⁰, der „Bärenstein“ bei Königsstein¹¹, der „Jungfernsprung“ auf dem Oybin bei Zittau in Sachsen¹², der „Jungfernsprung“ im Forstrevier Bindekiese in Sudetenschlesien¹³, der „Jungfernsprung“ bei Rainsbach in Mittelfranken¹⁴, der „Jungfernsprung“ bei Tiffen, der „Jungfernsprung“ bei Hochosterwitz, eine Hochwand am Millstättersee und die Rosaliengrotte bei Globasnitz, letztere vier in Kärnten¹⁵. In der Sage von der „Pfaffensprungsbrücke“ im Reußtal in der Schweiz wird die verfolgte Jungfrau von einem Priester gerettet, der sie in kühnem Sprung über die Schlucht trägt¹⁶.

Während bei den genannten Sagen trotz mannigfaltiger Ausgestaltung das Grundmotiv das gleiche bleibt, variiert dieses in den folgenden Erzählungen nach mancherlei Richtungen: Auf dem Urstein im Elsaß ließ einst ein Ritter von Nideck eine Jungfrau vom Teufel bewachen, die er geraubt hatte, weil sie ihm ihre Hand versagt hatte. Es gelang ihr vom Felsen herabzuspringen, doch vom Teufel gejagt brach sie schließlich zusammen. Die Glocken des nahen Klosters L'Hor brachen die Macht des Teufels und retteten die Jungfrau in letzter Minute. Wo sie zusammengebrochen war, sprudelt noch heute eine helle Quelle, die Fontaine de la dame blanche¹⁷. Bei Altenahr in der Eifel traf allabendlich ein junger Ritter seine Geliebte auf dem Wartturm über der Felswand. Als die beiden eines Tages den Vater im Turm hörten, sprang der Ritter, um seine Geliebte nicht dem Jorn des Vaters auszuweichen, in den Abgrund und kam unverfehrt davon¹⁸. Mit der Weinsberger Weibersage verknüpft erscheint unser Motiv in einer Sage vom Schloß Neuenberg an der Sülz im Rheinland. Der Ritter hat seine Gattin unschuldig eingekerkert. Doch ließ er ihr sagen, wenn sie weder bei Tag noch bei Nacht, weder allein noch in Begleitung, noch über Gras, Erde und Stein das Schloß verlasse, solle sie wieder in Gnaden aufgenommen sein. Da bauten die Zwerge eine Brücke vom Schloß ins Tal,



Die Klostrappe im Harz (aus E. Diesel, Das Land der Deutschen)

und in der Morgendämmerung ging die Schloßfrau über die Brücke ins Tal und trug ihren schlafenden Gemahl auf dem Rücken. Dieser ließ sich dadurch von ihrer Unschuld überzeugen¹⁹. Mit dem Genovevamotiv verflochten findet sich das Motiv in der Sage von Hildegard auf Prohnitz (Kärnten)²⁰. Das Dorf „Mägdesprung“ im Harz und die Fußstapfe auf einem nahen Felsen erinnern an den Sprung eines Riesenkindes von der einen Seite des Tales auf den jenseitigen Berg²¹. Die Sage vom Felsenstein im Harz lautet: Ein Jüngling und eine Jungfrau flohen vor einer Riesenüberschwemmung auf einen einsamen Felsen. Da spaltete sich der Fels zwischen den Liebenden und drohte sie zu trennen, aber fest waren ihre Hände ineinander verschlungen, und während die Felswände sich auseinanderbogen, stürzten beide in die Tiefe²². Bei der Staufenburg in Thüringen heißt ein Felsen Jungfernkuppe. Ein Fußabdruck im Stein erinnert an eine Jungfrau, die hier viele Jahre lang nach ihrem Liebsten Ausschau hielt²³. Als die Drachenburg bei Großdrachdorf im Vogtland von Feinden zerstört wurde, flohen die Burgfrau und ihre Tochter und stürzten sich von einer Felsbank in die Elster²⁴. Von einem Todesprung aus Liebeskummer berichtet eine Jungfernsprungssage auf Stramberg im ober-schlesischen Ruhländerchen²⁵. Der Rösselsprung beim Felsenloß Schauenstein in Niederösterreich erinnert an den kühnen Ritt und Sprung einer Ritterstochter bei der Flucht vor einem mit Waffengewalt werbenden Freier²⁶. Ähnlich lautet eine Sage von Geroldsee im Elsaß²⁷. Auf dem Rabenstein in Oberösterreich hütete eine Hirtin ihre Herde. Sie kam dem Rand

¹⁹ Schell, Bergische Sagen, Elberfeld 1922, 708, u. 713.

²⁰ Rappolt, Kärnten, S. 241.

²¹ Rahlo, a. a. O. Nr. 119.

²² Gräffe, a. a. O. I, 586.

²³ Gräffe, I, 508.

²⁴ Eifel, Sagenbuch des Voigtlandes, Gera 1871, Nr. 910.

²⁵ Ulrich, Nr. 94.

²⁶ Böttinger, Niederösterreichische Sagen, Wien 1924, Nr. 136.

²⁷ Stinzi, Sagen des Elsaßes, 1930, S. 71.

² J. W. Hebel, Pfälz. Sagenbuch. 1912, Nr. 188.

³ Laistner, Rebellsagen, S. 109 ff.

⁴ Archivnr. 30 159 (Archiv der Lehr- u. Forschungsstätte für Volkserzählung, Märchen- u. Sagenkunde im Ahnenerbe e. V.), Aufgez. von Woesie.

⁵ Baader, Volksagen aus dem Lande Baden, 1851, Nr. 353.

⁶ Bechstein, Sagenbuch des Thüringer Landes, 1862, III, Nr. 19.

⁷ Graeffe, Preussisches Sagenbuch, 1868, I, Nr. 664.

⁸ Rahlo, Sagen des Harzes, 1923, Nr. 118.

⁹ Ruhn & Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 137.

¹⁰ Lemme, Volksagen von Pommern und Rügen, Nr. 194.

¹¹ Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen, 1903, Nr. 1112.

¹² Meiche, a. a. O., Nr. 1113.

¹³ A. Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien, Troppau 1867, S. 129.

¹⁴ Archivnr. 156 008.

¹⁵ Graber, Sagen aus Kärnten, 1927, Nr. 594–596.

¹⁶ Herzog, Schweizer Sagen, Aarau 1871, Nr. 177.

¹⁷ Stöber, Sagen des Elsaßes, Straßburg 1892, II, 67.

¹⁸ Gräffe, a. a. O. II, 104.

zu nahe und stürzte über den Felsen. Weil das Mädchen aber recht fromm war, wurde es von der Muttergottes beschützt und nahm keinen Schaden²⁸.

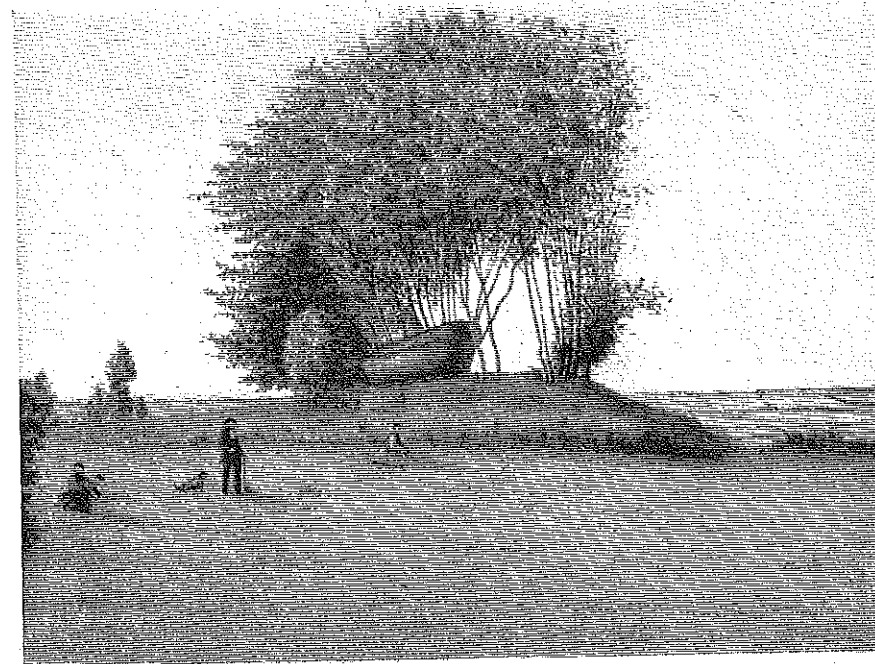
Die Sagen dieser zweiten Gruppe, die beliebig vermehrt werden könnten, stehen unzweifelhaft mit der eigentlichen Jungfernsprungssage in enger, wenn auch verschiedenartiger Beziehung. Im ganzen gesehen wird man sie aber kaum alle als Sproßformen der Jungfernsprungssage betrachten können. Vielmehr erscheint ihnen ein gemeinsames Grundelement eigen zu sein, das sich nach verschiedener Richtung entwickelte. Die älteste mir bekannte Aufzeichnung der Jungfernsprungssage findet sich bei Abraham a Sancta Clara²⁹. Dort wird sie zur Verherrlichung des christlichen Keuschheitsideals erzählt als Beispiel dafür, daß Gott selbst die Jungferschaft in Schutz nimmt. Sicher hat Abraham den Stoff zu seinem Predigtmärlein aus dem Volk aufgegriffen; vielleicht stammt die Umgestaltung eines alten Stoffes in ein süßliches Exempel, das dann später von der Romantik mit Freuden aufgegriffen wurde, nicht einmal von ihm. Daß aber eine solche Umgestaltung vorliegen muß, läßt schon der Vergleich mit der zweiten Gruppe der erwähnten Sagen vermuten. Weitere Überlieferungen der Jungfernsprungssagen zeigen uns den Weg.

Die Dahner Jungfernsprungssage wird auch so erzählt³⁰: Ein Mädchen, des unzüchtigen Umgangs mit dem Pfarrer angeklagt, erbot sich, um ihre Unschuld zu beweisen, vom Felsen herunterzuspringen. In der Tat verstauchte sie sich bei dem Sprung nur den kleinen Finger. An der Stelle aber, wo dies geschah, entsprang augenblicklich eine Quelle. Der Sprung als Gottesgericht zum Beweis der Unschuld ist mir auch aus anderen Sagen bekannt. Der Ritter Gerhard von Steinbach an der Wupper war des Verrates und Mordes angeklagt. Vergeblich forderte er den Kläger zum Gottesgericht im Zweikampf heraus. Gott zum Zeugnis anrufend, sprengte er über eine Felswand hinab in die Wupper. Der geglückte Sprung bewies seine Schuldblosigkeit. Auch die oben erwähnte Neuenberger Sage sei noch einmal angezogen³¹. Der Baumeister der Kirche St. Wolfgang in Niederösterreich sprang zur Widerlegung des Vorwurfs, er habe den Bau mit unrechtem Gut gefördert, vom Giebel der Kirche herab. Bis zu den Knien fuhr er in die Erde, blieb aber unverfehrt³². Ähnliches steckt wohl auch hinter der Erzählung vom „Schusterstein“ bei Schlochau in Ostpreußen. Man erzählt, ein Verbrecher sollte begnadigt werden, wenn er dort ein Paar Schuhe arbeitete. Er war fast fertig, da entglitt ihm der Hammer. Er griff hastig danach und stürzte in die Tiefe³³.

Wenn nach dem Zeugnis dieser Sagen der Sprung oder Felsensturz als Gottesgericht gelegentlich vorkommt, so scheint es mit dem Felsensprung einer Jungfrau zum Beweis ihrer Unschuld doch noch eine besondere Bewandnis zu haben. Der Felsen erscheint in unseren Sagen vorzüglich als Prüfstein jungfräulicher Reinheit. Daß dieser Gedanke auch unserer Verfolgungssage zugrunde liegt, beweist die Tatsache, daß nach den meisten Fassungen an der Aufsprungstelle eine Quelle entspringt zum Zeichen der Unschuld. Das Motiv der Quellerweckung als Unschuldsbeweis ist ja auch anderweitig bekannt und braucht hier nicht durch Beispiele weiter erhärtet zu werden.

Offenbar aber steckt hinter dem Gottesgerichtsgedanken noch ein älteres Motiv, das den Felsensprung als Todesstrafe kannte.

So berichtet eine dritte Fassung unserer Dahner Sage: Eine Jungfrau war zum Tode verurteilt worden. Man ließ ihr aber die Wahl zwischen der Todesstrafe und dem Sprung vom Felsen. Sie wählte den Sprung und verletzte sich nur an einer Zehe. Wo sie



Bruttkamp bei Mbersdorf (aus G. F. Meyer, Schleswig-Holsteiner Sagen)

auf den Boden fiel, entsprang eine Quelle³⁴. Auch hier Parallelen: der Totenfels bei Zoppothen im Vogtland soll seinen Namen daher haben, daß einst Verbrecher hinabgestürzt wurden³⁵. Am Jungfernsstein bei Leippa in der Lausitz sollen der Sage nach einer heidnischen Göttin Jungfrauen geopfert worden sein³⁶. (Ob diese Sage hier angezogen werden darf, ist freilich zweifelhaft, da mir die Szenerie unbekannt ist.) Bedeutend ist aber eine Parabel aus den *Gesta Romanorum* (3. Kap.), die in fremdem Gewand eine Sammlung mittelalterlicher Sagen enthalten. Sie lautet nach der Übersetzung von Graesse wörtlich: „Es herrschte einmal ein gewisser Kaiser, der das Gesetz gab, daß, wenn eine Frau ihrem Mann untreu geworden wäre, sie ohne Mitleid von einem hohen Berge herabgestürzt werden sollte. Nun begab es sich aber, daß eine Frau ihrem Gatten die Treue gebrochen hatte und nach dem Gesetz von einem hohen Berg hinabgestürzt worden war. Allein sie glitt so sanft den Berg hinab, daß sie durchaus nicht beschädigt wurde. Sie wurde also vor Gericht geführt, und der Richter, welcher sah, daß sie nicht gestorben war, gab den Befehl, daß sie noch einmal hinabgeworfen werden und sterben solle. Da sprach aber dieses Weib: Herr, wenn Ihr so tut, handelt Ihr gegen das Gesetz: dieses will, daß niemand für ein Vergehen zweimal bestraft werden soll. Ich, die ich einmal die Treue verletzt hatte, bin einmal dafür vom Berg herabgestürzt worden, und Gott hat mich auf wunderbare Weise gerettet. Darum darf ich nicht noch einmal hinabgestürzt werden. Da sagte der Richter: Du hast ganz klug dich verantwortet: gehe hin in Frieden; und so wurde das Weib gerettet.“

Wir spüren in diesen schon halb in christliches Lebensgefühl getauchten Berichten immerhin noch die Strenge altgermanischer Lebensauffassung. Wir wissen, daß die germanische Sippe rücksichtslos alle aus ihren Reihen austieß, die die Sippenehre verletzt

²⁸ Depin, Oberösterreichisches Sagenbuch, Linz 1932, S. 328.

²⁹ Weinkeller, 337.

³⁰ Baader, Nr. 198.

³¹ Schell, Nr. 526.

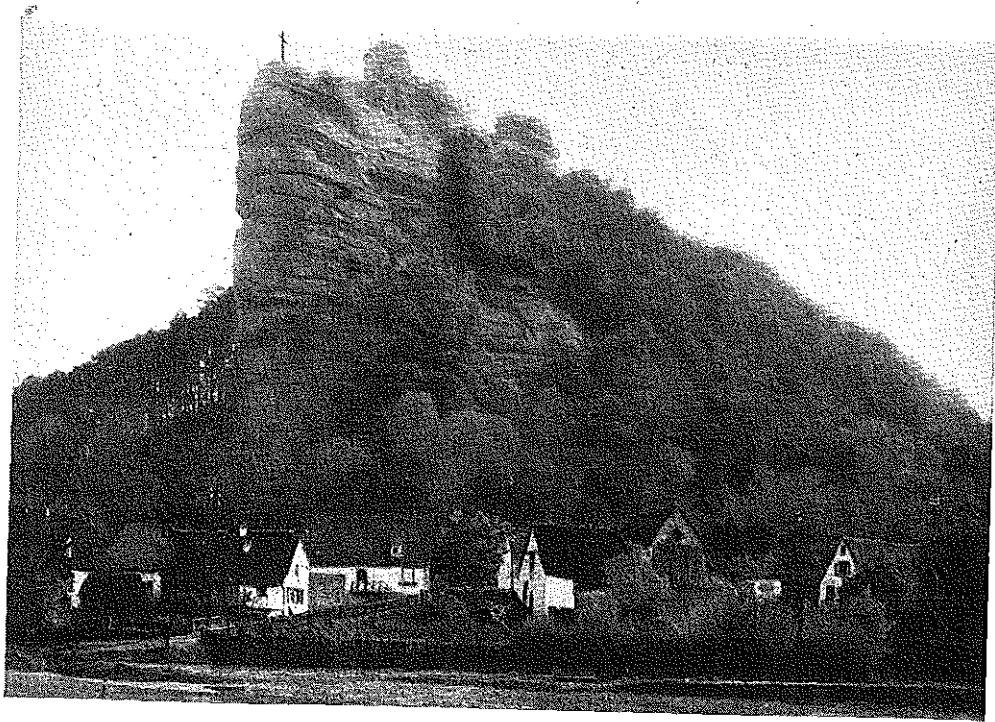
³² Calliano, Niederösterreichische Sagen, 1924, II, S. 36.

³³ Archivnr. 121 256 (ausgez. von Hempler).

³⁴ Panzer, Nr. 216.

³⁵ Eifel, 931.

³⁶ Haupt, Sagenbuch der Lausitz, 1862, Nr. 20.



Der Jungfernsprung bei Dahn (aus Häberle, Die Pfalz am Rhein)

und das Sippenheil gemindert hatten, und daß sie eine Vernichtung des Schänders forderte. Die entehrte Frau wurde als Schänderin der Sippe betrachtet; denn sie belastete die Reinheit des Blutes und brachte damit größeres Unheil in die Sippe als ein feiger Mann. Wir haben eine Menge Belege dafür, daß bei allen germanischen Stämmen die Sippe sich in diesem Falle eines weiblichen Mitgliedes ohne weiteres durch Tötung entledigen konnte³⁷, wie auch dem Mann bei Ehebruch seiner Frau Tötungsrecht zustand³⁸. Die harte, aber notwendige Ausmerzung der Geschändeten im Interesse der Gemeinschaft wird nun aber zur Vergeltungsmaßnahme, die gleiches gegen gleiches setzt. Diese Auffassung einer andern Welt tritt uns in den Verteidigungsworten der Verurteilten in dem erwähnten Beispiel aus den *Gesta Romanorum* entgegen. Die Unerbittlichkeit der Vernichtung ist gemildert durch die Möglichkeit einer Rettung, an die Stelle des ehernen Gesetzes von der Reinerhaltung des Guten und der Vernichtung des Schlechten tritt der Triumph des göttlichen Wunders im Gottesurteil. Dieses bildet aber sicher die Vorstufe zur eigentlichen Jungfernsprungssage und verrät sich aus dieser noch deutlich durch das Quellverwedungsmotiv.

Die Ausbildung des Frauenjagdmotives scheint wohl ins späte Mittelalter zu gehören, dessen ungeheurer Spannung zwischen Weltflucht und Sinnengier, zwischen himmlischer und irdischer Liebe, sie geistig angehört. Gleichwohl mögen in das Verfolgungsmotiv auch mythische Elemente wie die Jagd des Wilden Jägers auf Waldfrauen und Moosweiblein eingeschlossen sein.

So bot die aus alten Erinnerungen und mythischem Bestand sich formende Sage der Predigt Stoff zu einem beliebten Exempel und der Schäfer- und Schauerromantik eine rührselige Geschichte. Wir finden die Jungfernsprungssage, bald christlich, bald romantisch

³⁷ Amira, *Die germanischen Todesstrafen*, 1922, S. 7 ff.

³⁸ Amira, S. 15 ff.

gefärbt, heute über den ganzen deutschen Raum verbreitet und können sie in dieser Form wohl als Wandersage ansprechen. Wo sie aber anknüpfte, fand sie offenbar ältere verwandte Erinnerungen vor. Die dreifache Überlieferung der Dahn-Sage, die Sprungvarianten ohne das Jagdmotiv, ferner zahlreiche Flurnamen, wie „Jungfernsprung“, „Magdstein“ u. ä., ohne eine lebendige Sage weisen zum mindesten eindringlich auf diese Tatsache hin.

Die Zusammenstellung mit andern Sagen aber läßt uns hier ein noch tieferes Problem von großer Bedeutung erkennen, das jedoch nur angedeutet werden kann. Es ist die Frage der Beziehung der Frau zum Felsen im germanischen Kult und Glauben, die in der ganz besonderen Bedeutung des Felsens in der Volkslage weiterlebt. Weit verbreitet ist in Deutschland, besonders in Thüringen, das Sagenmotiv von der am Felsen umgehenden Weißen Frau oder von der im Felsen verzauberten, auf Erlösung harrenden Jungfrau. Neben diesen Hinweisen allgemeiner Art gibt es aber im besonderen eine Menge von Sagenberichten, die die Felsen zeugen lassen von unglücklicher oder treulofer Liebe, von Liebessehnsucht und Liebesklage, oder in engerem Anschluß an die Elemente der Jungfernsprungssage sie in anderer Weise zu Prüfsteinen der Frauentreue oder zu Zufluchtsstätten für gehezte Unschuld machen.

Einige Beispiele: Auf einem Felsen in Mecklenburg beteuerte eine Jungfrau ihrem Verlobten ihre Unschuld, indem sie ihren Fuß so fest auf den Felsen setzte, daß die Fußspur noch heute zu sehen ist³⁹. In der Stubnitz auf Rügen fand man unter den Priesterinnen der Hertha eine Unreine dadurch heraus, daß sich auf dem Opferstein neben ihrem Fuß der eines Kindes abdrückte. Sie wurde von der Stubbenkammer hinab ins Meer gestürzt, fand aber nicht den Tod, sondern blieb unverletzt und wurde von ihrem Geliebten gerettet⁴⁰. —

Der Lotterfelsen auf dem Schneeberg im Elsaß ist ein „Wagstein“, der durch Stoßen in eine schwingende Bewegung versetzt werden kann. Die von ihren Männern des Treubruchs angeklagten Frauen mußten vor den versammelten Priestern hier im Gottesgericht ihre Unschuld beweisen. Bewegte sich der Stein unter dem Druck ihrer Hände, so waren sie gerettet. Sonst aber waren sie überführt und des Lebens verlustig⁴¹. Nach Stöber sind derartige Steine in Frankreich als pierres branlantes und in England als rockingstones bekannt und werden dort ebenfalls mit alten Kult- und Rechtsgebräuchen in Verbindung gebracht.

Der Madstein im Ringiztal im Speßart soll einst von einer Jungfrau zum Beweis ihrer Unschuld getragen worden sein. Andere erzählen, er habe sich vor einer Verfolgten aufgetan und das Mädchen in sich eingeschlossen, bis die Verfolger vorübergezogen waren⁴². Auf dem Brautberg in Mecklenburg liegt ein Stein, der einst aus der Luft fiel und eine Braut im Hochzeitswagen zerschmetterte, als sie einen Meineid schwur⁴³. Nach einer anderen Sage wurde der Hochzeitswagen selbst mit seinen Insassen in Stein verwandelt⁴⁴. Auf einem Felsen beim Brutsee bei Schleswig sitzt in der Pfingstnacht ein wunderschönes Mädchen und kämmt singend ihr goldenes Haar. Geschichten von unglücklicher oder treulofer Liebe und dem Tod im See am Hochzeitstag wissen die Sagen von ihr⁴⁵. Von dem „Magdbett“, einer flachen Felsmulde auf dem Brocken, weiß eine Sage, daß dort ein junger Knappe seine vor der Gier des Burgherrn geflohene Geliebte auf weichem Moospfuhl tot auffand⁴⁶.

³⁹ Bartisch, Mecklenburg, I, 432 f.

⁴⁰ Gräffe, II, Nr. 470.

⁴¹ Stöber, II, 68.

⁴² A. v. Herrlein, Sagen des Speßarts, 1851, S. 83.

⁴³ ⁴⁴ Bartisch, Mecklenburg, I, Nr. 596, Nr. 593, Nr. 591.

⁴⁵ Müllenhoff-Wenzing, Sagen 1921, Nr. 194.

⁴⁶ Gräffe, I, Nr. 543.

Daß der Nimbus, der nach diesen Belegen über vielen Felsen liegt, als letzte Erinnerung an heilige Stätten der Eheschließung zu gelten hat, beweisen weitere Belege. Von einem der als „Bruttkoppel“ oder „Bruttkamp“ bezeichneten flachen Steine in Mecklenburg heißt es, daß hier in alter Zeit, als es noch keine Kirchen gab, die Brautleute mit ihren Eltern und Verwandten sich versammelten, sich auf den großen Stein setzten und dann getraut wurden⁴⁷. Auch das Mailehen wurde ja an manchen Orten draußen im Freien auf Felsen ausgerufen⁴⁸. Auf der „Bruttklippe“ beim Hohnkopf im Harz sollen sich Riesen verbunden und der Fuß der Riesenjungfrau in den Felsen eingedrückt haben. Alljährlich am 1. Mai bestreuten dort Mädchen den Fels mit Blumen und sangen dazu. Das sollte „sich aufs Heiraten“ beziehen⁴⁹. Eine flache Erhebung inmitten des Steilabsturzes des Simetsberges am Königssee heißt der „Heiratsstein“. Wer dort einen kleinen Stein hinaufwirft, so daß er liegenbleibt, soll noch im selben Jahre heiraten⁵⁰.

Diese Hinweise mögen hier genügen. Sie lassen uns jedenfalls erkennen, daß die verschiedensten Formen der Jungfernsprungslage eine tiefe Verankerung in der kultischen und mythischen Bedeutung des Felsens haben. Mögen manche Motivübertragungen und Wanderungen auch stattgefunden haben, sicher handelt es sich bei den meisten Felsen um alte Kult- und Dingstätten, an denen die Sippengemeinschaft auch die Weihe eines jungen Paares zur Ehe vornahm. Es liegt nahe, besonders angesichts der Opferhinweise der lektierwähnten Belege, auch darüber hinaus an eine mythische Bedeutung des Felsens zu denken. Dann ist es aber kein Zufall, daß diese heiligen Stätten der Eheweihe wie Mahnsteine des reinen Gewissens in der Volkslage weiterleben, bei aller Umbiegung und Veränderung der Lebensauffassung und des Liebeserlebens in einem tausendjährigen Kulturkampf.

Die Fundgrube

Der Name Hütler

Von Gilbert Trathnigg

Die letzte Deutung des Namens „Hütler“ stammt von R. Schiffmann (ZNF XV [1939] 3 f.). Er lehnt die Ableitung des Namens von „Hütte“ mit der Begründung ab, daß die Überlieferung des Namens mit Media d und Zwielauf dagegen spräche. Dagegen glaubt er nachweisen zu können, daß der Name mit dem Ortsnamen Landshut (Gemeinde Unterweißenbach, Oberdonau) zusammenhänge und deshalb der Ahnengau des Führers nicht das Waldvier-

tel, sondern das Mühlviertel in Oberdonau sei.

Bei der kritischen Betrachtung dieser Deutung fällt zunächst auf, daß Schiffmann mit seiner Behauptung, daß erst im Taufbuch von 1807 die Schreibung Hüttler auftaucht und erst der Vater des Führers sich Hütler geschrieben habe, vollkommen fehlerhaft ist. Es ist nicht recht verständlich, warum er sich nur auf die Veröffentlichungen in der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde 1933 S. 154 und in dem Ostmärkischen Volkskalender 1939 S. 159 stützt und die große Arbeit von R. Koppenstei-

ner, die neben dem Stammbaum auch die Urkundenveröffentlichung bringt, außer acht läßt. Aber selbst dann, wenn diese Arbeit noch gar nicht erschienen wäre — sie liegt schon längere Zeit vor — wäre die Behauptung sehr gewagt, denn es ist ja bei der Aufstellung von Ahnentafeln gar nicht möglich, alle Schreibungen des Namens zu berücksichtigen und außerdem haben nur wenige Sippenforscher für die Forderungen der Namenforscher Verständnis und legen sich nicht selten auf eine Namensform fest.

Aus der Veröffentlichung Koppensteiners geht zunächst folgende Namenreihe hervor:

(1) Hütler — (2) Hütler — (4) Hiedler Hütler († 1829) — (16) Hiedler, Hüttler, Hütler, Hüttler (geb. 1675) — (64) Hüttler — (128) Hiedler, Hüttler, Hüttler, Hüttler — (256) Hiedler, Hüttler, Hüttler — (512) Hüttler — (1024) Hüttler, Hüttler, Hüttler. (Um 1571.)

In dieser Liste der Vorfahren des Führers habe ich die Namensformen, die sich aus den Urkunden für jeden einzelnen finden lassen, zusammengestellt. Hierdurch fällt bereits die erste Grundlage für die Deutung Schiffmanns! Wieviel übrigens von „festen“ Namensformen zu halten ist, mag ein Beispiel aus dem Häuserkaufsprotokoll zu Spital und Schwarzenbach 1796—1845 f. 55 (13. 5. 1824) zeigen: in dieser Urkunde schreibt der Beamte stets Hiedler, der übergebende Vater aber unterschreibt als Hütler, der übernehmende Sohn Hüttler. Dieses Beispiel zeigt, daß ständig bei der Deutung von Familiennamen mit einer nicht zu kleinen Schwankungsbreite gerechnet werden muß. Selbstverständlich sind alle bekannten Lautgesetze zu berücksichtigen, aber es sind auch die Schwankungsmöglichkeiten zu beachten, die sich aus Verhören, eigener Willkür und aus Schreibgewohnheiten verschiedener Art ergeben.

Um einen sicheren Boden für die weiteren Untersuchungen zu haben, empfiehlt es sich, die bisher bekannten Familiennamen Hütler, die mit der Ahnenreihe in Zusammenhang stehen, gleichfalls zu sammeln. Dazu mögen noch jene Formen kommen, wo die Träger wahrscheinlich Vorfahren oder Verwandte der direkten Vorfahren waren. Um das Verbreitungsgebiet des Namens zu kennzeichnen, füge ich hinter dem Namen Jahreszahl und Ort an.

Hütler (Oberdorf 1435, Raabs 1450) Hütler (Rasing 1457) Hütler (Raabs 1455) Hüttler (Rottfarn 1568) Hüttler (Schweid 1571) Hüttler (Rottfarn 1586, 1671) Hüttler (Lempach 1571) Hüttler (Weitra 1571) Hüttler (Überlendt 1671) Hüttler (Gut Wasen bei Weitra 1581) Hütt-

lererin (Weitra 1585) Hüttler (1585 Weitra) Hüttler (Schafberg 1599) Hüttler (Schafberg 1609) Hüttler (Schafberg 1601) Hiedler (Großwolfgers 1627—31) Hüttler (Großwolfgers 1633) Hüttler (1635) Hüttler (Großwolfgers 1648) Hüttner (Neustift 1655) Hüttler (Großschönau 1640) Hüttler (Harmannstein 1654) Hüttler (Stierberg 1675) Hiedler (Stierberg 1681) Hüttler (Großschönau 1658) Hiedler (Großschönau 1660) Hiedler (Harrud 1662).

Besonders lehrreich ist der Beleg Hüttner 1655 aus Neustift.

Sprechen schon die hier angeführten Formen viel mehr für die Deutung Hütler = Hüttler (Häusler oder Salzthüttler) als für eine andere Ableitung, so läßt sich auch sonst noch zeigen, daß die Meinung Schiffmanns wenig für sich hat.

Beginnen wir zunächst gleich mit der Ableitung von Hütler vom Ortsnamen. Dieser ist jedenfalls zu Land und mhd. huot (e) „Gut, Aussicht“ zu stellen. Dies würde trefflich zu der Mehrzahl der Einwohner passen, die in der älteren Zeit Waldaufseher, Jäger u. dgl. waren. In den Matrizen und Dokumenten werden sie nach Schiffmann als Hiedler, Hiedler, Hütler und Hütler geschrieben. Allerdings dürfte auch hier schon eine Vermischung zweier Ableitungen vorliegen: Hiedler, Hütler usw. zu „hüten“ und zu „Hütte“. Wäre Schiffmann von dieser Berufsbezeichnung ausgegangen, so wäre diese Deutung nicht unbedingt abzulehnen gewesen. Zwar ist der Familienname (ebenso wie der Berufsname) zu hüten meist „Hüter“, jedoch sind örtliche Abweichungen immer möglich. Hier von und von „Hütte“ sind wohl die Familiennamen Hütler und Hiedler, die im untern Mühlviertel nicht selten abzuleiten, nicht aber — abgesehen von möglichen Ausnahmefällen — von dem Orte Landshut, der keine größere Bedeutung besaß. Eine größere Wahrscheinlichkeit hätte diese Deutung erst, wenn man neben den „Kurzformen“ auch Vollformen wie Landshüttler u. ä. sowie das Schwanken zwischen beiden Formen nachweisen könnte. Schiffmann hat in dieser Hinsicht nichts beigebracht. Ich konnte bei der Nachprüfung, die ich allerdings an Stichproben beschränken mußte, gleichfalls nichts finden. Verstärkt wird die Schwierigkeit dieser Deutung noch dadurch, daß Landshut erst sehr spät — 1449 — bezeugt ist. Die Waldviert-

¹ So bezeichnet Tarneller, Programm des R.R. Oberghymnasiums Meran 1891/92, einen Hofnamen Hütt- oder Jägerhäusl (S. 13) und einen Hofnamen Hüttler (14). Zu diesem gehört der R.R. Hütther (1537), Hütter (1716) Hütter (1755). Das Gut heißt 1693 Hütgudl.

⁴⁷ Müllenhoff-Menzing, Nr. 147 und Nr. 336.

⁴⁸ Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 1898, S. 179 f.

⁴⁹ Gräffe, I, Nr. 542.

⁵⁰ R. Hauschofer, Alpensagen, 1890, S. 46.

⁵¹ Eine Reihe weiterer Belege bei Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, 1939, S. 262 ff.; ferner bei Ohlhaber in Mannus XXIX, 1937, S. 243 ff. (hier vor allem Belege, die an Großsteingräber anknüpfen); über Steinsetzungen sowie germanische Wall- und Burganlagen als Verlobungsplätze in Germanien, 1935, S. 212 f.; 1937, S. 64; S. 119 f.; S. 339 f.; S. 361 f.; S. 380.

ler Belege des Namens treten aber schon seit 1435 auf, sind also älter als der erste Ortsnamenbeleg. Dies läßt zumindest für das Waldviertel eine Ableitung des Namens von Landschut außerordentlich unwahrscheinlich erscheinen.

Übrigens sind auch die Einwände, daß überliefertes d und der Zwielaute gegen die Ableitung von Hütte sprächen, in doppelter Hinsicht nicht stichhaltig. Sie sind, wie wir bei der Namensträgerliste sahen, keineswegs die allein belegten, sondern wechseln mit anderen Formen ab. Innerhalb der ersten Liste ist t 12mal, tt 7mal und d 5mal, innerhalb der zweiten Liste sind t 13mal, tt 8mal und d 6mal belegt. Die d-Formen sind also ganz klar in der Minderheit und stellen nur eine Nebenform dar, die durch die Nachbarschaft des -l- der Ableitungssilbe hervorgerufen sind. Das Schwanen von einfachem und doppeltem t spielt überhaupt keinerlei Rolle. Hier ist das Schwanen in mundartlicher Schreibung der älteren Zeiten und in Familiennamen die Regel. Daß aber auch das Schwanen von d, t und tt auch ohne Einfluß von folgendem l vorkommt, mag die Geschlechterfolge Faderl-Erathnigg in Wegweiser I (1935) 133 — mit folgenden Formen zeigen: Bäterl (1681) — Faderl-Bäderl (1760) — Baderl (1808) — Baterl und Faderl. Andere Linien des gleichen Geschlechtes schreiben Faderl seit 1735, jedoch kommt die Form Bäterl bis 1765 bei ihnen vor. Für das starke Schwanen der Familiennamen möchte ich als Beispiel noch den Namen Edelhardt in der Ahnentafel Franz Sturm, Wien anführen: Egelhart, Efelhart, Effelhart, Egelhart, Edhart, Edlhardt, Desselhart, Deelhhardt, Edlhardt, Egelhart, Desselhart. Zum Schwanen zwischen d und t außerhalb der Familiennamen führe ich aus Schmeller II 187 an: Rott „Ordnung, Reihe, Tour“, Rottleute und Rodleute, Roodpferd, roodweis, abrooden, Roden usw. oder I 1189 Hüttrauch, Hütt-rach, Hüdrieh, Puttrach, Hüttrich. Nicht viel besser wie mit dem ersten Einwand, steht es mit dem zweiten wegen des Zwielautes. In der ersten Liste finden sich i 5mal, ü 2, ie 9, üe 6, ue 3mal und in der zweiten y 3, ie 10, ü 2, üe 8, ue 3mal. Auch dieses Schwanen ist durchaus normal. So finden wir etwa Hüttendorf um 1695 als Hietten-dorf belegt und der Familienname Kiesel erscheint vor 1700 in den ersten Belegen als Kisl, späterhin als Kisl, Kisel und Kiesel. Auch diese Belege ließen sich noch durchaus erweitern. Da es sich aber um eine immer wieder zu beobachtende Erscheinung bei Familiennamen handelt, dürfte dies doch zu weit führen.

Ob nun der Name Hittler, der meiner Überzeugung nach unbedingt zu „Hütte“² zu stellen ist, einfach anderwärtigem „Häusler“ entspricht oder so viel wie „Hüttenknecht“ bedeutet, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Dies hängt nicht zuletzt davon ab, wie weit überhaupt die Möglichkeit besteht, daß Vorfahren des Führers vor 1400 bei der Salzfischfahrt beschäftigt waren. Die Hüttler oder Hüttenknechte transportierten das Salz, das vorzeitig ausgeladen und in Hütten aufbewahrt wurde, zu Lande weiter. Übrigens wäre auch noch auf Hütteler „Zimmermann“ zu verweisen. Solange aber der Beleg aus Kaufbeuren nicht durch ostmärkische ergängt ist, kann er freilich noch nicht zur Deutung herangezogen werden.

Basstöseliedchen aus dem Meserland

Von August Meier-Böke

In Heft 6, 1938, dieser Zeitschrift berichtet Edmund Weber S. 204 über sogenannte „Lurpfeifen“ im Kreise Byrmont mit der Bitte um Beibringung weiterer Belege. Meine Sammlung von Bastlöselreimen aus dem westlich anschließenden Gebiet kennt in dieser Richtung nur „Fleitpuipn“ bzw. „Blaatpuipn“, hochdeutsch etwa „Flötpfeife“. Einmal erscheint „Blaarpupn“, der Ausdruck „Lurpfeife“ nirgends. Dagegen gibt es die ähnliche Benennung „Blurding“ jedoch für eine andere, einfachere und einteilige Art Bastinstrument. Abb. 1 zeigt dieses sogenannte „Blurding“, das in einfachster Weise durch ruckartige Loslösung mit der Hand von glatten, meist vorjährigen, also einjährigen, Kliederhölzlingen gewonnen wird. Auch Stengelteile von freischem Roggen werden durch einfaches Herausschneiden zu Blurdingern hergerichtet, wobei das „Mundstück“ durch Plattkauen für die Tonerzeugung zugeeignet wird (vgl. Abb. 1). Der erzeugte Ton ist in beiden Fällen dem einer Rehsiepe ähnlich, der urtümlichsten Art des Blurdings, das nur noch aus einem Laub-, bzw. Grasblatt besteht. Beim Anblasen wird es zwischen die zusammengelegten Daumen und Daumenballen geklemmt. Die Handhöhlungen dienen als Resonanzboden.

Das Zeitwort „bluren“ bedeutet nun soviel wie jaulen oder jämmerlich weinen

² Zur Bildung des Namens mittels der Ableitungssilbe -ler zu Hütte wären etwa zu vergleichen: Stadler, Häusler, Koblter, die gleichfalls zur Hausbezeichnung gebildet sind. Von Grundstücks- oder Hügel-, Gewässer- oder Siedlungsbezeichnungen sind auf gleiche Weise abgeleitet: Gariler, Dretler, Dörfler, Winkler, Bachler, Kofler, Driller und Tobler.

(hd. = plärren). Mundartlich ist im Meserland ein Kind, „dat jümmer an'n Blurn is“, ein „Blurhans“. Man sagt zu ihm: „Niu lot endlic diu ewiget Blurn sin.“ Es liegt nahe, die Byrmonten „Lurpfeifen“ mit unseren Blurdingern wort-



Basstöseliedchen aus dem Pippischen, aufgenommen 16. Mai 1928; Ort: Langenholzhausen i. L.

gleich zu setzen und in Lurpfeife eine Kümmerform zu erkennen mit ausgefallenem Anfangs-B, als Ergebnis des bekannten Sprachschwundgesetzes. Doch bedarf diese Annahme einer eingehenden landschaftlichen Untersuchung, um als gesichert gelten zu können. Sachlich sind „Lurpfeifen“ und „Blurdingen“ zweierlei, und Bastlöseliedchen, wie Weber eines anführt, werden in meinem Arbeitsgebiet allgemein nicht bei der Herstellung von Bastinstrumenten der Art Abb. 1 gesungen. Bei vollem Kästestieg genügt ein Handruck für die Lösung. Klopfen und Begleitlied erübrigen sich da. Die Anwendung von Bastlöseliedchen beschränkt sich auf die eigentlichen Bastpfeifen der Art Abb. 2. Zumeist aus älteren oder mehrjährigen Sprossen hergestellt, ist die Bastlösung nicht möglich ohne längeres Klopfen mit dem Messergriff (wobei die Klinge als Griff gefaßt wird). Eine solche Flötpfeife ist dreiteilig, besitzt einen „Blud“ (Abb. 2a), die Hülse mit dem „Lod“ (b) und dem verschiebbaren „Stöpsel“ (c). Durch geschicktes Auf- und Abführen des Stöpsels oder „Pinnns“ ist es möglich, beliebige Weisen „abzuslöten“. Die Lebensdauer von Blurdingern und Flötpfeifen findet jeweils ihr Ende mit dem Eintrocknen des Bastes, d. h. sie beträgt 1–3 Tage. Doch gehören diese sachlichen Einzel Dinge bereits in das Gebiet der Urgeschichte der Musik. Urgeistesgeschichtlich bedeutsamer ist die tiefere volkstümliche Schicht, die aus dem überlieferten Sinngehalt und Textinhalt der Bastlöselieder zu erschließen ist. Beispielsweise gebe ich nach Wort und Weise den gebräuchlichsten Reim des Gebietes, unter nachdrücklicher Betonung, daß diese Reime bzw. Stabreime nicht gesprochen, sondern durchweg gesungen, bzw. „hergeleiert“ werden. Die Varianten gebe ich jeweils in Klammern hinter den gängigsten Ausdrücken, die

für die Untersuchung entscheidenden Ausdrücke in Sperrdruck.

Art 1, auffordernd (vgl. nebenstehende Liedweise), hat meist diesen Wortlaut: „Fleitpupn, Fleitpupn, wut diu baule (wanehr wut diu) ferg (roip) suin?“

Morgen in'n Dage, (Maidag Maidag)
Wenn de aule Heye kummt, met'n bunten Stode (stumpen Meste).
(Wenn de aule Vogel (oder Hahnel) Eier leggt)
(Schaff'n Korf vull Eier hebbn)
Hüt af (Rust aff), Hoor aff, ollet, wat da uppe sit.
Art 2, erzählend, beginnt so:
„Wui wit'n (et woll mui'n) Fleitpupnen mafen,
De woll nich gohn. Do schmeit et se öbern Trohn (= Wagentrahe oder -spur).
Da kamm de aule Heye her (de aule Kerl), de schneid't den Rättken den Stert aff.“

In Schwelentrup gibt es die weiterführende Form:

„Rättken leip den Berg herup, woll'n bieten Säftken halen (= Saft, zum Anfeuchten der Rinde, wozu gewöhnlich der Mundspeichel verwendet wird)

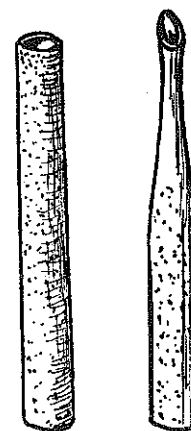


Abb. 1. Blurding (1:1)

„Es se wier herunnerkamm, stond ne
blinne Heze dor.
Seu reinn se int den Weg. Rie, rie, ras,
herunner was de Baf.“
Eine Afendorfer Fortsetzung:
„Es de Heze herupperging, was
de Puipn dreie (trocken)

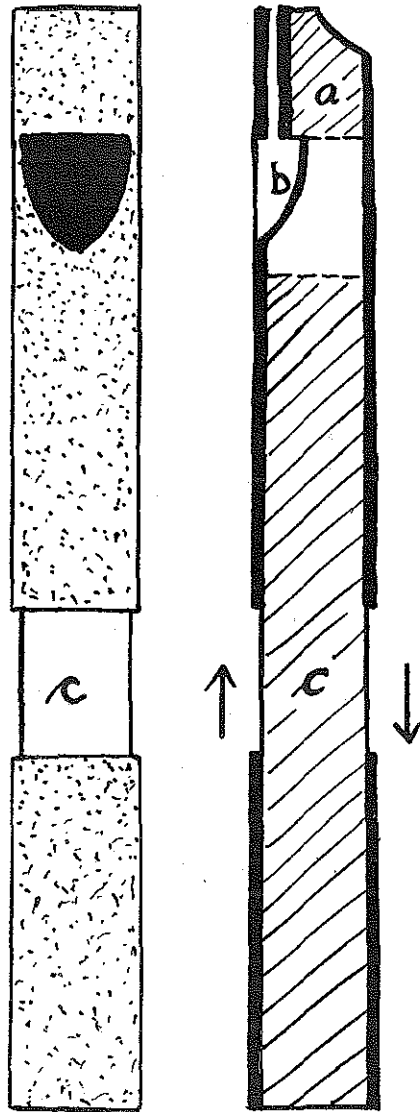


Abb. 2. Flötpfeife.

„Es se wier herunnerkamm, was
de Puipn reie, reie, reie (reif).“
Harkemissen bei Hohenhausen singt:
„Schid e't Rättken na Blomberg,
Soll'n Pott bull Eier halen.
Dst da wierkamm, schneidt e't Rätt-
ken Stert aff.“

Die Toller Jungen singen:
„Schmuit ef se öbert Mühlenrad.
Kamm da Boddern und Melfe aff.“
Und die benachbarten Osterhägener:
„Wenn seu denn nich düget, schmoit ef se
inne Mühlen.“

Eine vergleichende Textübersicht ergibt
offenbare Beziehungswiederholungen zwi-
schen der Bastlösetätigkeit einerseits und
Dingen wie Hexen, Raken, Maitag, Ber-
gen, Vögel, Eiern, Butter und Milch an-
dererseits, Beziehungen, die dem Unbefan-
genen zunächst nur als Ausdruck zufälliger
jahreszeitlicher Gleichläufigkeit der Erschei-
nungen vorkommen mögen, bei näherer
Betrachtung jedoch uralte Zusammenhänge
wahrscheinlich machen, wofür auch die starke
Verwendung des Stabreims ins Gewicht
fällt. Maitag ist der 1. Mai, der Walpurgis-
tag, an dem bekanntlich alle Hexen auf
Besenstielen zum Blocksberg fahren, wofür
in unserm niedersächsischen Gebiete der
Brocken im Harz zuständig ist. In der vor-
gelegten Textüberlieferung erscheint er ein-
fach als „Berg“ (Schwelentrup), weiterhin
in den Allgemeinausdrücken, einen Berg
voraussetzenden „herupperging“, „herun-
nerging“ (Afendorf, Schwelentrup).

Im Weserland hat beinahe jedes Dorf
seine eigenen Hexenberge, -brinke oder
-plätze, die zumeist in unmittelbarer Nähe
der alten Verkehrswege gelegen sind und
als dörfliche Sammelpunkte für die große
Ausfahrt zu deuten sind, ursprünglich je-
doch wohl als Festplätze der Mai feiern,
Kürorte von Maitönig und Maitönigin,
was dann später zur Teufelshochzeit um-
gestempelt wurde (sekundär kirchlich).

Auch das bekannte Verkehrsmittel der
Hexenreiterinnen, der Besenstiel, ist im
Text als „Hexe met'n bunten Stode“ (vgl.
Viedfassung) vertreten. Daneben erscheint
als Reittier in der weserländischen Über-
lieferung die Rake. Hier berührt sich mittel-
weserische Volksgläubigkeit mit schleswig-
holsteinischer. Hamkens bringt für bei-
des, Besenstiel und Raketier, die betref-
fenden Belege auf den Abb. 1 und 2 sei-
nes Aufsatzes über „Heidnische Bilder im
Dome zu Schleswig“ (Germanien 6, 1938).
Als wichtigen Einzelzug der Übereinstim-
mung weise ich hin auf das geringelte
Raketier bzw. seinen Ringelstert. Nichts
anderes bedeutet „bunter Stod“, der im
Volksmund und in der sachlichen Übung
der Hütungen einen durch Baststreifen-
ringelung „bunt“ gemachten Stab bezeich-
net. So viel ergibt sich mit aller Deutlich-
keit: der Zusammenhang zwischen den
Hexen und den Rättens unserer Überliefe-
rung ist ein dunkler Nachklang des Ver-

hältnisses zwischen Frigg, der Urmutter,
und ihrem herdhäusgebundenen Heiligtier
Rake. Es erübrigt sich, auf ihr Raken-
gespann, warum also auch die Hexen auf
Raken reiten, hinzuweisen.
Doch nun zur Kernfrage: was hat das
alles mit Flötpfeifen und Blurdingern, in-
sonderheit mit der Herstellung dieser Bast-
instrumente zu tun?

Otto Plafmann weist mich hin auf
den im volkskundlichen Schrifttum vielfach
belegten Glauben, daß der Sitz der bösen
Geister zwischen Rinde und Stamm sei. Es
kann hier nicht auf die Grundlage dieses
Volksglaubens eingegangen werden, aber er
erklärt uns mit einem Schläge die gesamte
Schlage. Vor der Lösung des Bastes müs-
sen die bösen Geister vertrieben werden, zu
denen auch die Hexen gehören. Sie vertei-
digen hartnäckig ihre Stellung, versteht sich.
Da muß nachgeholfen werden: Gegen Zan-
ber mancherlei Art wird angewandt Dro-
hung, Verlockung, Wort- und Klopfsauber.

Verprechung: „Schast'n Korf voll Eier
hebben!“ Und von Butter und Milch ist da
die Rede. Wesentlichsten Erzeugnissen des
bäuerlichen Lebensjahres, Segen der Erde,
Opfergabe an die Himmlischen und Unter-
irdischen, zu aller Zeit.

Bedrohungsmotive: „Schmuit ef se in
de Mühlen“ oder „öbert Mühlenrad“. Noch
heute kann man Krankheiten zu bestimmter
Stunde (insbesondere während einer Be-
erdigung) in fließendes Wasser abtun. So
heißt es z. B. in Langenholzhausen in be-
zug auf lästige Wurzeln:

„Et waske mui de Worchel aff, de nimmt
de Dane met in juin Graff.“

Bannungsgedanken: „do schmeit ef se
öbern Trohn“. Wege- und Wagenträhn gel-
ten im Volk als Bannungslinien, gewisser-
maßen Reichsgrenzen zwischen Diesseits
und Jenseits.

„Do schneid't e'n Rättken 'n Stert aff.“
Im volkskundlichen Spruchgut muß man

noch mehr als anderswo zwischen den Zei-
len lesen. Volksmund äußert sich sprung-
haft. Unausgesprochener Wunsch ist: so wie
der Räckstert soll sich auch der Bast vom
Stock lösen. „Es et wier herunnerkamm,
heer et witte Büxen an“ (Beispiel König,
Pyramont). Das ist bereits Anschauungs-
bild der vollzogenen Lösung, das bastbe-
freite, weiße Holz erscheint!

Schachjuchen

Beim Lesen des Kinderverses:

„Hier ist Grün und dort ist Grün —
Wohl unter meinen Füßen“ erinnerte ich
mich eines ähnlichen Verses, den wir als
Kinder um die Jahrhundertwende bei einem
Kreisspiel gesungen haben:

Grünes Gras, grünes Gras
Unter meinen Füßen,
Welches du am liebsten hast
Sollst du herzlich grüßen.

Die Kinder bilden einen Kreis, in der
Mitte desselben steht ein einzelnes Kind.
Der Vers wird so lange von den im Kreise
herumgehenden Kindern gesungen, bis ein-
mal bei den Worten:

welchen du am liebsten hast —
sollst du herzlich grüßen,

das Kind aus der Mitte sich vor ein von
ihm erwähltes Kind stellt (der Kreis bleibt
nun stehen) und dieses unter folgender
Gebärde, die größte Hochachtung und Ehr-
furcht ausdrückt, begrüßt. Erst neigt es das
Köpfchen und hält dabei Arme und Hände
so vor sich hin, daß die mit der Nagel-
seite einander berührenden, nach einwärts ge-
bogenen Fingerspitzen auf die Herzgegend
zeigen. Dann richtet es sich wieder auf und
öffnet die Arme weit als Willkommgebärde.
Nun wechseln diese beiden Kinder die Plätze
miteinander und das Spiel beginnt von
neuem. Annie Breslin.

Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod
denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Über-
zeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fort-
wirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unseren
irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentliche nie untergeht, sondern
unaufhörlich fortleuchtet.

Goethe

Die Bücherwaage

F. Adama van Scheltema, *Die deutsche Volkskunst und ihre Beziehung zur germanischen Vorzeit*. Meyers kleine Handbücher 15/16. Mit 194 Abbildungen auf 64 Kunstdrucktafeln. Bibliographisches Institut N.-G. Leipzig 1938. In Leinen RM. 5,20.

Es ist zu begrüßen, daß ein Kunsthistoriker vom Range Scheltemas es unternommen hat, sich eingehend mit den Beziehungen der deutschen Volkskunst zur germanischen Vorzeit zu befassen. Gerade für Letztere bringt ja Scheltema umfassende Einzelkenntnisse sowie eine großzügige Übersicht mit, deren Fruchtbarkeit sich schon in seinem älteren Werke „Die Kunst unserer Vorzeit“ bewährt hat. Nur wenige Werke können wie dieses dem Leser die großen Linien und zahlreichen Einzelheiten, sichere Ergebnisse und eine Fülle von Anregungen vermitteln. Aus diesem Grunde wird jeder Leser, der die älteren Werke Scheltemas kennt, mit recht hochgespannten Erwartungen das vorliegende Buch in die Hand nehmen, die allerdings zum Teil nicht erfüllt werden. So steckt das Buch zwar voll von schönen Einzelbeobachtungen, von Anregungen und Hinweisen, von trefflich gelungenen Einzeluntersuchungen, die besonders dem Weiterwirken einer gleichen Grundhaltung, gleichem Gestaltungswillen und der wesentlichen Entprechung gewidmet sind. Besonders wichtig ist es, daß Volkskunst und Kunst der germanischen Vorzeit als eine naturverbundene künstlerische Gestaltung erkannt und begriffen werden. Andererseits aber tritt diesen Vorzügen gegenüber die historische Forschung zu stark in den Hintergrund. Die großen Linien, die von der Vergangenheit zur Gegenwart führen und sich in zahlreichen Einzelheiten immer wieder beweisen lassen, werden zu stark vernachlässigt. Und doch sucht man gerade solche Untersuchungen in einem Werk, das sich zur Aufgabe gemacht hat, die Beziehungen von altgermanischer und deutscher Volkskunst zu untersuchen. Solche Entwicklungsreihen von einzelnen Gegenständen, Kunst- und Schmuckformen ebenso wie von einzelnen Bräuchen, die sich von ältester Zeit bis zur Gegenwart verfolgen lassen, sind von verschiedener Seite bereits erarbeitet worden. Sie zusammenzufassen und zu vervollständigen, wäre eine wichtige Aufgabe gewesen, deren Durchführung allgemein sehr erwünscht gewesen wäre. Leider hat van Scheltema sich ihr nicht unter-

zogen und sich vielmehr der „vergleichenden Untersuchung“ zugewendet. So wertvoll es ist, wenn er dadurch deutlich zu machen sucht, daß die „Volkskunst in der Tat ganzheitlich geartet ist, weil sie in allen einzelnen Gattungen durch die gleiche geistige Struktur, das gleiche vorzeitlich-bäuerliche Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt bedingt wird“, daß „gleiches und in der gleichen Lebensform wurzelndes Kunstvolles zu den gleichen Ausdrucksformen drängt“ und damit auch „die traditionelle Weisehaltung so mancher in der Vorzeit gewonnener Kunstformen ermöglicht“ — eine fühlbare Lücke bleibt dennoch bestehen, die vieles nur als Arbeitsannahme erscheinen läßt, was sonst hätte bewiesen werden können. Auf alle Einzelheiten zu verweisen, in denen man anderer Meinung sein darf oder wo Einzeluntersuchungen, die Scheltema übersehen hat, bereits andere Ergebnisse erbracht, würde zu weit führen. Der große Stoffumfang — Scheltema untersucht nicht nur die Volkskunst im engeren Sinn, sondern schließt auch mancherlei Brauchtum in seine Untersuchung mit ein — mußte ja dazu führen, daß andere Untersuchungen und Darstellungen mit als Unterlage herangezogen wurden, die ihn nicht immer gut berieten. So muß die Stellung Scheltemas zur Frage der symbolischen Motive ebenso befremden wie die Verknüpfung des Alters der Gestalten der germanischen Götterwelt und die Überschätzung der Bedeutung der Sonnenberehrung und der Fruchtbarkeitskulte. Trotz dieser Schwächen ist das Erscheinen des Buches zu begrüßen. Dem Anfänger wird es wenig bedeuten, vielleicht ihm auch in mancher Hinsicht eine nicht unbedingt gültige Vorstellung vermitteln. Wer aber in das Wesen der Volkskunst wie der Volkskunde überhaupt tiefer eingedrungen ist, wird den Wert des Buches trotzdem zu schätzen wissen und reiche Anregungen und Hinweise erhalten.

Gilbert Trathnigg.

Detering, Alfred, *Die Bedeutung der Eiche seit der Vorzeit*. VIII u. 198 S., 107 Abb. Curt Rabitsch, Leipzig 1939, Broschiert 13,50 RM.

Die Arbeit von Detering schließt eine fühlbare Lücke in der Literatur über die Eiche in der Frühgeschichte, indem sie allerorts zerstreutes Material sammelt, sichtet und nach dem Stand der neuesten Forschungsergebnisse verarbeitet.

Allgemeiner Aufbau und Einteilung des Stoffes müssen als sehr zweckmäßig bezeichnet werden.

Teil I „Naturgeschichtliches“ behandelt erschöpfend die oft strittigen Fragen über die Wandlung des Eichenwaldes seit den Zeiten, für die ein Nachweis der Eiche möglich ist.

Teil II „Die Eiche in der Heilkunst“ gibt Einblick in ein Spezialgebiet, zu dem sich der Nichtfachmann — mangels leicht greifbarer Literatur — nur schwer Zutritt verschaffen kann; der Kritik des Schrifttums ist aber etwas überreichlich Raum gelassen.

In Teil III „Der wirtschaftliche Nutzen der Eiche“ werden mit außerordentlicher Sorgfalt die verschiedensten Verwendungsmöglichkeiten der Eiche und ihrer Nebenprodukte zusammengetragen; nur der Abschnitt „Waffen“ kommt dabei etwas kurz weg.

Viel wertvollen Stoff bringt Teil IV „Die Eiche in der Totenruhe“. In knappen Zeilen wird das Thema von allen Seiten beleuchtet.

Die recht schwierige Bearbeitung des Teiles V „Einiges über die Eiche im Glaubensleben der Vorzeit“ ist glücklich gelöst und aus den vielerlei Deutungen sind diejenigen herausgestellt, die nach den neuesten Forschungen den meisten Anspruch auf Richtigkeit erheben können.

Wertvolle Anmerkungen und eine umfangreiche Fundliste schließen sich an. Den Abschluß bildet ein Schrifttumsverzeichnis mit über 200 Angaben einschlägigen Schrifttums; für denjenigen, der sich mit einer der angeschnittenen Fragen weiterbeschäftigen will, ein nicht zu unterschätzender Hinweis.

Erwähnung verdienen auch die 107 sehr guten Abbildungen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die gründliche und auch für den Laien leicht verständliche Arbeit für den Vorzeitforscher verschiedenster Prägung, den Botaniker, den Forstmann, den Kunsthistoriker und Künstler, vor allem aber auch für jeden Leser von großem Wert ist, der sich in das Wesen und die Umwelt unserer Vorfahren vertiefen möchte.

Fuchs.

Dr. Hans Georg Gundel: *Untersuchungen zur Taktik und Strategie der Germanen nach den antiken Quellen*. Diss. Marburg 1937.

In dieser Untersuchung sind die Quellen von den Anfängen bis zur Schlacht bei Adrianopel (378 n. Chr.) auf ihre Auswertbarkeit für die germanische Taktik und Strategie gesichtet. Die Abgrenzung militärischer Begriffe wurde in engem Anschluß an Clausenitz sauber durchgeführt. Der erste Hauptteil behandelt

die germanische Taktik und gibt in knapper Form einen Überblick der germanischen Truppengliederung, Truppenbewegung und des Gefechtes. Hierbei setzt sich der Verfasser mit den quellenmäßig nicht zutreffenden Anschauungen Delbrücks über den Keil auseinander, indem er den Keil nicht als eine feststehende, sondern natürliche taktische Einheit darstellt, deren Größe starken Schwankungen unterworfen war. Wünschenswert wäre in der Folge ein näheres Eingehen auf die Stellung der Gefolgschaften im germanischen Heeresverband gewesen.

Von besonderer Wichtigkeit ist der zweite Hauptteil, worin der Nachweis geführt wird, daß eine germanische Strategie vorhanden war. Die enge Verbindung von Kriegsführung und Politik wird durch die Betrachtung einer Reihe germanischer Führer deutlich gemacht.

Ein besonderes Verdienst dieser Arbeit ist die berechtigte Ablehnung der auf Grund falsch verstandener Schlieffen'scher Gedanken auf die frühe Kriegsgeschichte übertragene Begriffe: Vernichtungs- und Ermattungs-Strategie, die in die ihnen gebührenden Grenzen zurückgewiesen werden. Gruß.

Als wir zu der Liebsten gingen, Gedichte und Erinnerungen aus jungen Tagen. Von Heinrich Sohnrey, mit einem Nachwort von Wilhelm Stapel. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin. 2,50 RM.

Des verdienten völkischen Vorkämpfers Sohnrey ist anläßlich seines hohen Geburtstages allüberall gedacht worden. Als eine besonders schöne Geburtstagsgabe, sowohl für sich selbst wie für vor allem für seine Leser, hat Sohnrey diese Auswahl seiner Gedichte und Erinnerungen aus jungen Tagen veröffentlicht, die nun den Mann und sein Werk, die Tiefe seines dichterischen Empfindens, die Gestalterkraft seines Gemütes und Mundes auf das schönste offenbart. Wenn man auf diesen Blättern Sohnreys Dichtung gefolgt ist und wenn man dabei all des andern legensreichen Schaffens in diesem Leben gedenkt, drängt sich wohl jedem eine Fülle dankbaren Empfindens auf, und man ist glücklich, daß W. Stapel in seinem Nachwort dafür meisterhafte Worte gefunden hat. Wie er in sehr ernsthafter, kritischer Prüfung die volksliedhaften und die balladenhaften Gedichte, das Melodische oder das Sinnenfreundliche untersucht, ist damit das Denkmal einer echten Würdigung errichtet, die einen Teil der Würde in sich selbst trägt. Die schönste und, wie wir glauben, bleibende Feststellung über Sohnreys großes Werk ist hier getroffen, indem Stapel beschreibt, wie in und mit Sohnrey unsere Volk selbst singt und klingt.

Friedhelm Kaiser.

G. Schwanies, *Führer durch Saithabu*. (Neubearbeitung.) Schleswig 1938. Zul. Verlag. — 80 RM.

In 48 Seiten gibt Verfasser, mit Hilfe von 24 Abbildungen und Karten, einen guten Überblick über Lage, Bedeutung und Geschichte von Saithabu. In knappster Form erfährt der Leser alles, was er bei einem Besuch Saithabus wissen muß. Besonders ausführlich — so weit bei so kurzen Überblicken überhaupt — „ausführlich“ gesprochen werden kann, — sind die neuesten Grabungen und ihre Ergebnisse berücksichtigt. — 98.

Dr. phil. Heinrich Thme, *Der Volksbegriff der deutschen Volkskunde in seiner geschichtlichen Entwicklung = Junge Forschung*.

Untersuchungen zur Geistesgeschichte 5. Halle (Akademischer Verlag) 1939, 93 S. 8°.

Thme will die geschichtliche Entwicklung des Volksbegriffes innerhalb der deutschen Volkskunde geben, ein nicht ganz leicht zu bewältigendes Thema, das zu seiner Durchdringung und Darstellung andre Voraussetzungen erfordert als Thme dieser Arbeit nach mitbringt. Thme hat sich die Sache sehr leicht gemacht. Aus annähernd 200 Büchern und Aufsätzen volkstümlichen Inhaltes hat Thme eine neue Arbeit hergestellt, die infolge ihrer lediglich zusammenstellenden Tätigkeit ohne jede eigene kritische Wertung und ohne jeden Einsatz für die volkstümliche Prinzipienarbeit leider so gut wie wertlos ist.

Harmjanz-Berlin.

Zeitschriftenchau

Viele Blätter, 1939, Heft 3. Gustav Schwanies, *Der Einfluß der Vorgeschichte auf das Geschichtsbild unserer Zeit*. Die Vorgeschichtsforschung hat unser Geschichtsbild revolutionierend umgestaltet. Begründet wurde die wissenschaftliche Vorgeschichtsforschung von einem Liebhaber, dem dänischen Kaufmann und Münzforscher Thomsen, dessen „Zeitsaden der nordischen Altertumskunde“ ein kühner Vorstoß in ungekannte Möglichkeiten des geschichtlichen Denkens war. Gegen die Umgestaltung des Geschichtsbildes, zu der die Vorgeschichtsforschung zwang, wehrten sich manche Gelehrte lange Zeit. Als Beispiel eines Forschers, der seine humanistischen Vorurteile nicht aufgeben wollte, wird Viktor Dehn genannt, dessen großartiges wissenschaftliches Lebenswerk im übrigen keineswegs verkleinert wird. Das Neue, das die Vorgeschichtswissenschaft in die Geschichtsauffassung hineingetragen hat, gründet sich auf die Erschließung der alteuropäischen Kultur und damit der Anfänge unserer Geschichte. Die ältere Geschichtsschreibung begann die Geschichte mit den Stadtstaaten des Orients. „Eine vernünftige Prähistorie hat niemals die Überlegenheit des Südens auf vielen Gebieten geleugnet, sie hat in ihren Anfängen diese sogar zu einem Dogma erhoben, man denke an Sophus Müller und auch an Oscar Montelius. Aber sie hat sich, auf die Dauer immer entschiedener, dagegen gewehrt, jeglichen

Besitz des Alteuropäers als orientalische Einfuhr zu bewerten und hat schließlich darauf aufmerksam gemacht, daß jene Hochblüte des alten Morgenlandes nur eine Episode im Verlauf der Menschheitsentwicklung darstellt, eine Episode von der verhältnismäßig kurzen Dauer einiger Jahrtausende, aber inhaltlich von eminenter Bedeutung. Dieser Entwicklung gegenüber ist Europa Bauernland geblieben. In bäuerlichen Kulturen ist für alles das, was im fernen Orient zum erstenmal auf der Welt vom Menschenhand erbracht und von Menschenhand erschaffen wurde, gar kein Bedürfnis und Verständnis vorhanden gewesen. Das Bauerntum des flachen Landes hat sich seit Urzeiten seine eigene Zivilisation und Kultur geschaffen, die allen seinen Bedürfnissen genügt. Die dabei zutage tretende Kultur braucht nicht geringer zu sein als die des Städters, wenn man als Kultur das betrachtet, was sie wirklich ist, nämlich nicht Besitz technischer und organisatorischer Vollkommenheiten, sondern Wertung.“ Schwanies betont, „daß der Schlüssel in das von so vielen hervorragenden Forschern im Laufe der letzten Jahrzehnte errichtete monumentale Gebäude der europäischen und indogermanischen Archäologie von einem noch jungen deutschen Forscher geliefert worden ist, der sich durch diese seine Tat in Reih und Glied stellt mit so manchen, die wie Boucher de Perthes, Thomsen, Schliemann und andere als

Außenleiter richtunggebend ins wissenschaftliche Getriebe eingriffen; von Alfred Rust. Er ist nicht nur der Entdecker des eiszeitlichen Nordeuropäers, dessen Wohnstätten er auf Grund selbst gefundener neuer Methoden ermittelt hat, sondern auch der Nachfahren jener Tundrenjäger, die vor zehntausend Jahren schon die umwohnenden Völker durch ihre hohen geistigen Fähigkeiten übertrafen, archäologisch erwiesen durch geniale technische Erfindungen.“ — Carl Schott, *Urgermanische Siedlungs- und Wirtschaftsformen in Skandinavien*. „Bis in die jüngste Zeit waren die Vorstellungen über das vorgeschichtliche Landschaftsbild und die Wirtschaftsverhältnisse Mitteleuropas ganz von den Anschauungen der Humanisten über die Barbaren beherrscht. Wohl hatten Männer wie Justus Möser und Ernst Moritz Arndt, ebenso viele Landwirtschafts- und Sprachwissenschaftler des vorigen Jahrhunderts, die Haltlosigkeit dieser Anschauungen über die fruchtbare Sumpf- und Urwaldwildnis Germaniens und die kulturelle Unfähigkeit und das angebliche Nomadenleben der Germanen gezeigt. Aber selbst ein so bedeutender Forscher wie August Meitzen stand noch ganz unter dem Einfluß der Idealisierung der Naturvölker, die von den Griechen ihren Ausgang genommen hatte, und legte so in seinem die Siedlungsgeographie der ganzen Welt für Jahrzehnte bestimmenden Werk diese kommunikativen Idealzustände für die Frühzeit der Germanen zugrunde. Es war das große Verdienst Robert Gradmanns, daß er durch seine Steppenheide-theorie diese Anschauungen wenigstens teilweise widerlegte und erstmalig ein wissenschaftlich begründetes Bild der vorgeschichtlichen Kulturlandschaft Mitteleuropas entwarf. Gradmann zeigte, daß der Mensch in Mitteleuropa bereits seit Jahrtausenden als Bauer den Boden bestellte. Aber auch er billigte ihm nur geringe kulturelle Fähigkeiten zu. Gradmann stand ganz unter dem Einfluß der modernen archäologischen Forschung, die unter Vernachlässigung unserer eigenen Vorzeit die Kulturen des Mittelmeeres und vor allem Kleinasiens in den Vordergrund ihrer Arbeiten stellte. Als Wiege der Kultur sah man die Steppe an. Den Urwald hielt man für den vorgeschichtlichen Menschen für schwer durchdringbar, ja einige sogar für kaum betretbar, und seine Rodung durch den Stein- und Bronzezeitbauern für unmöglich. Man forderte daher zur Deutung der vorgeschichtlichen Bauernsiedlung Mitteleuropas ehemalige Steppenlandschaften, die man auch nachweisen zu können glaubte.“ Die Steppen-

heidetheorie ist heute überholt. Die neuere Forschung zeigt, daß die Urheimat der Germanen ein geschlossenes Laubwaldgebiet war, in dem die Germanen als Waldbauern in Einzelsiedlungen lebten. Seit alter Zeit kannte man Verfahren, den Wald zu roden und ihm den nötigen Raum für Acker und Weide abzugewinnen. „Die germanische Kultur hat sich im Laufe der Jahrtausende im nordischen Laubwald entwickelt und steht vollkommen selbständig neben den gleichzeitigen Oasen- und Stadtkulturen des Orients, mag auch ein Teil der Kulturpflanzen von dort übernommen sein. Noch heute, nachdem seit Jahrhunderten der Urwald bis auf kleine Reste vernichtet ist, bildet der Wald und der aus dem Jahrtausendelangen Zusammenleben mit dem Wald geformte Geist die Grundlage der modernen Kultur. Das ist das Erbe des Germanentums, das unsere Zeit wieder ganz zu begreifen beginnt.“ Der Verfasser fügt seinen Ausführungen ein umfangreiches Schriftenverzeichnis an. — Walther Heinrich Vogt, *Die deutsche Leistung in der Erforschung des altnordischen Schrifttums*. An der Erforschung des altnordischen Schrifttums haben deutsche Gelehrte wesentlichen Anteil. „Die deutsche Forschung ist auf vielen Gebieten richtunggebend, ja entscheidend gewesen und ist es auch heute.“ Der knappe aber instruktive Überblick von Vogt über die Leistungen der deutschen Forschung ist dankenswert. — Viktor Wäschitius, *Antik und Seele Dänemarks*. Aus gründlicher Kenntnis des Landes und Schrifttums heraus schildert W. die dänische Volksseele. Das dänische Volk kann den Anspruch erheben, in seiner Eigenart anerkannt und geachtet zu werden. „Hierzu sind wir Deutsche gern bereit und bestreben uns nach bestem Vermögen, in Dänemarks Antik die besten Züge der dänischen Seele zu erkennen. Wir tun dies, weil wir wissen, daß wir damit auch ein Stück germanischen Erbgutes kennenlernen; wir tun dies also unsererseits. Es sei aber der Wunsch ausgesprochen, daß die Selbsterkenntnis der einzelnen germanischen Völker endlich so stark und tief werde, daß sie das gemeinsame Fundament ihres Daseins entdecken und bejahen und auf diesem ihr Leben aufbauen.“ — *Jahresband der Wissenschaftlichen Akademie des NSD-Dozentenbundes der Christian-Albrechts-Universität Kiel*, 1938. Otto Scheel, *Die Heimat der Angeln*. Auf Grund eingehender Forschungen kommt Scheel zu der Auffassung, daß die Heimat der Angeln nicht die schleswigsche Halbinsel Angeln, die Landschaft zwischen Schlei und

Flensburger Förde, ist. Der Bedasche Bericht ist nach seinen Darlegungen nicht zuverlässig. Es stehen bessere Quellen zur Verfügung, insbesondere die Geographie des Ptolemäus und die Germania des Tacitus. Ptolemäus gibt an, daß die Angeln an der mittleren Elbe saßen und eine sehr starke Völkerschaft waren. Ihre Nachbarn sind die suebischen Semnonen einerseits, andererseits die Langobarden gewesen, die, soweit sie nicht weiterwanderten, im Sachsenverbände aufgingen. Daß die Angeln von der kimbrischen Halbinsel zur mittleren Elbe gewandert waren, läßt sich nicht begründen. Sch. betont, daß er auf Grund über Jahre sich erstreckender, stets erneuter Prüfung der gesamten Überlieferung zu seinem Ergebnis gekommen ist. — **Gothislandza**, Blätter für Danziger Vorgeschichte, 1939, Heft 1. „Mit dem vorliegenden 1. Heft der ‚Gothislandza‘, Blätter für Danziger Vorgeschichte, wird eine neue Folge der bisherigen von W. La Baume begründeten und herausgegebenen Zeitschrift des Danziger Museums ‚Blätter für deutsche Vorgeschichte‘ begonnen. Der alte Name wurde in einer Zeit gewählt, als die Volkstumsgegensätze besonders scharf aufeinanderprallten, als es galt, den germanischen Charakter der vorgeschichtlichen Besiedlung im Weichselland gegen Angriffe zu erweisen. Dieser Beweis ist heute nicht zum wenigsten durch die Arbeiten La Baumes erbracht. Auch weiterhin wird die Zeitschrift den damals ins Auge gefaßten Zielen dienen.“ „Durch alle vorgeschichtlichen Epochen hindurch, von der jüngeren Steinzeit an bis zur Wikingerzeit, ist ein ähnlicher, ständig wiederkehrender Vorgang im Weichselmündungsgebiet zu erkennen: das Einstürmen nordischer und germanischer Kräfte durch dieses Völkertor in das weite Hinterland. Einen dieser bedeutsamen Vorgänge erzählt uns Jordanes. ‚Gothislandza‘ ist das Weichseltor, ist die auf dem Umschlag angedeutete Landschaft.“ Das schön ausgestattete Heft enthält Aufsätze von Wolfgang La Baume, Ernst Peterßen, Reinhard Schindler und Kurt Langenhein. Der Vektore, der als Herausgeber zeichnet, steuert dem Heft die beiden besonders beachtenswerten Beiträge bei: 1. „Nochmals ‚Spuren der Wikinger um Truso‘“, in dem er seinen Aufsatz, der im Elbinger Jahrbuch, Heft 11, 1933, erschien, weitergeführt, und 2. „St. Albrecht bei Danzig — eine vorchristliche Kultstätte“. In dem letzteren Aufsatz wird in gründlicher Weise der Nachweis geführt, daß St. Albrecht eine vorchristliche Kultstätte war. — **Zeitschrift für Angewandte Photographie**, Jahrgang 1, Heft 3, Juni 1939. G. v. Kuja wa, Luftbild und Vorgeschichte. „Unter den Methoden, die die archäologische Wissenschaft in der jüngsten Zeit anwendet, ist eine der interessantesten und jedenfalls auch bedeutendsten die Anwendung des Luftbildes.“ Der Verfasser bringt vor allem archäologische Luftbildaufnahmen aus England, wo die Bedingungen zur Herstellung derartiger Photographien in mehrfacher Hinsicht günstig sind. Sehr schön sind die Aufnahmen von Stonehenge und White Horse, sowie die des Cerne Giant, jener merkwürdigen, am Hang des Berges eingeschnittenen Figur. — **Forschungen und Fortschritte**, 15. Jahrgang, Nr. 22, 1. August 1939. Erwin Wieneke, Zur westslawischen Religion. Die in mehrfacher Hinsicht Neues bringenden Untersuchungen W.s sind auch für die Germanenfunde von großer Bedeutung. Der drei- und mehrköpfige Gott der Westslawen beruht nach W. auf einer Fehlbildung. Triglav bezieht sich ursprünglich auf den Berg, auf dem die Kultstätte liegt; es handelt sich um ein dreihügeliges Heiligtum. W. bestreitet überhaupt das Vorhandensein von Götterbildern bei den Slawen. Sobald man die Quellen sorgsam befragt, zeigt sich, daß sicher bezeugt sind nur Insignien der Götter, insbesondere heilige Waffen (Schild, Lanze, Schwert). Die Tempelanlagen der Westslawen beruhen auf germanischem Einfluß. Die reichen Tierornamente der slawischen Kultgebäude sind von der bekannten germanischen Tierornamentik herzuleiten. W. versucht zu begründen, daß Rethra Stettin sei und deutet die Bezeichnung Rethra als „urbs tricornis“, als dreihügeliges Heiligtum. Der in Rethra verehrte Gott, der fälschlich als Triglav bezeichnet wurde, war vielmehr, wenn Rethra mit Recht in Stettin zu suchen ist, Svarozic. Der Verfasser wird seine neuen Auffassungen demnächst in einem umfangreichen Werk genauestens begründen.

D. Guth.

Der Schluß des Aufsatzes über den Runenstein von Sparloesa erscheint im Oktoberheft.

Dem Septemberheft unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt des Verlages Ferdinand Enke, Stuttgart, bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptchriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin-Dahlem, Bäckstr. 16. Anzeigenleiter: Werner Meyer, Berlin C 2, D. A. 2. Bz.: 11 500. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C 2, Raupachstr. 9.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

Oktober/November

Heft 10/11

Die Götlichen sind bei den Kämpfenden

Zu den Mitteilungen des Tacitus in seiner Germania, die am eindrucksvollsten durch die germanische Wirklichkeit späterer Zeiten bestätigt werden, gehört die Schilderung der Germanen im Kampfe, besonders die von den Herzögen und ihrer Gefolgschaft (Kap. 7). Wenn es dort heißt, die „Priester“ hätten im Felde die Strafgewalt, ‚velut deo imperante quem adesce bellantibus credunt‘ (auf Befehl der Gottheit, die sie den Kämpfenden nahe wähen), so steht das in unmittelbarem Zusammenhange mit der folgenden Nachricht, daß sie Sinnbilder und Feldzeichen aus den heiligen Hainen mit in die Schlacht nehmen. Die Germanen glaubten, das ist der Sinn, an die Gegenwart der Gottheit im Kampfe; ihr Gesetz war das Kriegsgesetz selbst, und in den Feldzeichen war ihre Anwesenheit ver sinnbildlicht.

Wir kennen aus späterer Zeit noch andere Vorstellungen von göttlichen Wesen, die die Anwesenheit des Gottes im Schlachtgewühl versinnbildlichen. Es sind vor allem die nordischen Walküren, deren Flügel über den Kämpfenden rauschen, und deren Fuß den Helden dahinnimmt, um ihn für ewig in des Walvaters Schar aufzunehmen. Mit Unrecht würde man in diesen „Freundinnen Odins“ eine einseitige, sippenfeindliche Sondererscheinung sehen; sicher sind diese Schlachtenwählerinnen ursprünglich eng verwandt mit den Folgegeistern der Sippen, den „Fylgjen“, die als Schutzgeister bei den Fechtenden weilen. Gerade an dem Zusammenhang der Schilderung in Tacitus' Germania kann man sehen, wie sich diese Vorstellungen in der Wurzel berühren. Ist doch anschließend die Rede von den Sippenverbänden, in denen die Germanen kämpfen, und weiterhin von den Frauen, die schon oft die schon wankende und weichende Schlachtreihe wieder zum Stehen gebracht haben, und denen etwas Heiliges und Seherisches innewohnt. Der Gedanke liegt nahe, daß von Anfang an zu diesen Sippenverbänden auch jene Sippengeister gehörten, die bei dem kämpfenden Sippenverband gleichzeitig Fylgjen und Walküren sind. Denn die Unsterblichkeit, an die die germanischen Krieger glaubten, war ja ein Wiedereingehen in den Schoß der Sippe, aus dem auch der Einzelne immer wieder zu neuem Leben her-

vorgeht. Es ist jener Glaube, den Marcus Annaeus Lucanus staunend besingt, wenn er auch ihm als Südländer unverständlich bleibt:

Die nördlichen Völker fürwahr sind
glücklich in ihrem Wahn, da jener größte der Schrecken
nicht sie bedrängt, die Furcht des Todes. So stürzen die Männer
mutig entgegen dem Stahl und sterben mit williger Seele.
Hier heißt feig, wer das Leben schont, das doch wieder zurückkehrt.

So nimmt auch der über dem Kampfe waltende Folgegeist später häufig die vertraute Gestalt des Sippengeistes, die Schwanengestalt an, die mit dem Kinderbringer und Sippenwahrer bis heute verbunden geblieben ist. Es ist zuweilen die Geliebte selbst, die in dieser Schwanengestalt den Helden in dem Kampf begleitet; wie in jener tragischen Erzählung von Helgi, der in der Schlacht mit dem hochgeschwungenen Schwerte die in Schwanengestalt über ihm schwebende Folge trifft und später daheim die Geliebte mit tödlicher Wunde vorfindet. Wir dürfen vielleicht auch in den „merwip“, denen Hagen auf der Fahrt in das Hunnenland ihre Schwanenhenden raubt, um sie zu der todbringenden Weissagung zu zwingen, einen letzten Nachklang jener Folgegeister erblicken, die dem Helden in den tödlichen Kampf folgten.

Von allem Anfang an aber haben diese „Schlachtenröcherinnen“, wenn sie auch aus dem Bereiche der Sippe stammten, ihren Charakter als unerbittliche Vollstreckerinnen des Kriegsgeschickes nie verleugnet. Denn von Tacitus erfahren wir ja auch, daß die Frauen selbst im Kampfgetümmel erschienen, wenn die Reihen wankten; um gerade durch den Hinweis auf ihr Weibtum den Kampfesjorn zu beleben. Wir haben aus späterer germanischer Zeit Zeugnisse genug, die diese Schilderung fast bis in jede Einzelheit bestätigen. So springt im fernen Winland jene Grönländerin Freydis, als die Männer vor den Skrälingen fliehen, auf einen Hügel, ein scharfes Schwert auf ihre entblößte Brust legend, und so zwingt sie Umkehr und Sieg herbei. Fast um dieselbe Zeit war es, als Robert Guiskards tapfere Gemahlin, die Langobardin Sigilgaita, in der Griechen Schlacht mit flatternden Haaren und mit erhobenem Speere in den Kampf stürzte, die weichenden apulischen Truppen zum Kampfe und zum Siege zwingend.

So gibt es keinen wurzelhaften Gegensatz zwischen den germanischen Frauen als Hüterinnen der Sippe, und den Walküren und Schildmaiden. Die Frau ist Trägerin göttlicher Gesetze und göttlichen Willens; so werden auch die Vollstreckerinnen des göttlichen Willens im Kriege als weibliche Wesen gedacht; und gerade hierin liegt die Einheit im Denken und in der Tat, die ein männliches und kriegstüchtiges Volk auszeichnet. Darin verschwindet die Vorstellung von einem grausigen und sippenfeindlichen Kriegsgott, und auch von seiner angeblich aus Sippe und Volk herausgelösten kriegerischen Gefolgschaft. Das Gesetz der Sippe und seine höchste Steigerung, das Gesetz des Volkstums, erkennt auch jene äußerste Notwendigkeit als zu seinem Gesamtbereich gehörig an, und es sieht im Schlachtentode nicht nur eine tragische Notwendigkeit, sondern eine Erfüllung dieses höchsten Gesetzes. Darum sind es die Folgegeister der Sippe selbst, die Walküren und die Schwanhilden, die in ihren Armen die Todgeweihten zu ihrem ewigen Ursprunge zurückführen. Darum sind sie es aber auch, die selbst dieses Geschick im Auftrage des Walvaters vollstrecken. Denn keinen schöneren Ausdruck des Unsterblichkeitsglaubens konnte es geben, als daß der im Kampfe Fallende von den Armen der weiblichen Sippengeister aufgenommen wird, wenn er treu und tapfer war; und daß er von diesen göttlichen Wesen, zu denen die Ahnfrauen und die toten Geliebten gehören, selbst erwählt wird. Nicht das Gesetz des Todes wird hier erfüllt, sondern das Gesetz des Lebens; und nichts Tröstlicheres kann es geben, als von den Welterinnen dieses Lebens selbst erforen und aufgenommen zu werden.

Eine spätere Zeit, die der Frau eine völlig andere Aufgabe zuwies — im besten Falle die der willenlos Dulddenden — wußte mit diesen Vorstellungen nichts mehr anzufangen. Und doch sind sie stark genug gewesen, um auch noch in christlicher Zeit durch eine völlig fremde Schicht durchzubrechen, vielfach angeglichen an die Engelvorfstellungen, die ja im letzten Ursprung mit jenen Vorstellungen Gemeinsames haben. Wenn im Heliand der Engel im rauschenden Federgewande die Wolken durchstößt und als des Allwaltenden Bote seine Botschaft überbringt, so hat der Dichter damit gewiß eine germanische „Wolftendrur“, und kein christliches Wesen geschildert, denn in irgendeiner wirklich christlichen Legende wird man solche Vorstellungen vergeblich suchen. Auch der von Herkunft durchaus nicht germanische Erzengel Michael hat sich so sehr den germanischen Folgegeistern angeglichen, daß er bei Langobarden und Normannen gewaffnet in den Reihen der Kämpfenden erscheint und bei den letzteren gar unmittelbar an die Stelle des alten Kriegsgottes Ihr getreten ist, dessen Tag (der spätere Michaelstag) auf die Zeit des alten Herbst- und Totenfestes fällt. Frauengestalten wie Thorgerd, Freydis und Sigilgaita beweisen, daß die alten Schildmaide und Schutzgeister auch in christlicher Zeit noch längst nicht ausgestorben waren; nur findet man sie nicht in den Schilderungen mönchlicher Chronisten und Dichter, die zwar den Männern auch in der Darstellung den alten Heldentrog nicht nehmen konnten, den Frauen aber eine Aufgabe zuerteilten, deren Ziel von vornherein der Heiligschein war. Wo zufällig die alte Helden Sage in die Hände eines Mönches geriet, findet man die Frauen völlig verändert, während den Helden selbst nichts von ihren alten Tugenden fehlt. Das tritt deutlich zutage, wenn der gleiche Stoff in der Heldenliedüberlieferung und in mönchlicher Umbildung vorhanden ist; ein seltener Fall, der bei dem alten Biede von Walthar von Aquitanien vorliegt. Selbst ein so mannhafter deutscher Mönch wie Ekkehard von Saint Gallen macht hier keine Ausnahme: seine Hiltgunt ist passiv, furchtsam und zurückhaltend, wenn sie auch bewundernd zu ihrem Helden aufschaut. Ganz anders die Hiltgunt in dem alten angelsächsischen Bruchstück des Waltharliedes: sie ist noch eine von jenen germanischen Frauen, die als Mahnerin bei dem Kämpfenden ist, ihn zum Fechten anfeuert und an die Taten der Ahnen erinnert, ganz wie die Frauen der Germanen in Tacitus' Schilderung. Es lautet scheinbar sehr christlich, was die dem zögernden Walthar zuruft, und doch ist es im Grunde dasselbe, was nach Tacitus' Germania der germanische Krieger glaubte, daß Gott den Kämpfenden nahe ist:

Den Sieg wird verleihen, der sonder Wank
richtend und ratend des Rechtes waltet:
Wer auf des Helden Hilfe vertraut,
dem Göttlichen glaubt, dem gibt er sie ganz,
wenn er der Arbeit sich ernstlich beleiht.

Das stimmt zum Teil wörtlich überein mit dem, was König Heinrich I. nach Widukind von Corvey (I. 38) vor der Ungarnschlacht bei Riade seinen Mannen sagt: „Seht eure Hoffnung auf die göttliche Hilfe; nicht sollt ihr zweifeln, daß die göttliche Kraft wie in früheren Schlachten euch auch heute zur Seite ist!“ Es ist auch hier der alte germanische Glaube, daß die Göttlichen den Kämpfenden zur Seite stehen; die Zuversicht, die einst den Kämpfern der rauschende Flug der Walküren oder die unmittelbare Gegenwart der Frauen gab, strahlt hier von dem Könige und seinem Siegesbanner aus, bei dessen Anblick die Krieger „Hoffnung und großes Vertrauen gewinnen“. Denn in ihm und im König selbst wohnt die göttliche Siegeskraft, wie uns viele nordische Quellen dieser Zeit berichten. Darum ist es bis in unsere Tage germanisches Gesetz geblieben, weder den Führer noch die Fahne im Kampfe zu überleben.

Die Zeiten und die Waffen haben sich geändert; das Heer der Germanen kämpft nicht mehr in Sippenverbänden, es ist von einem Gedanken zusammengeschweißt, der weiter

greift, der aber doch nur eine Erhöhung und Erweiterung jenes ursprünglichen Gedankens ist. Das Vergängliche ist nur ein Gleichnis, aber die Gleichnisse sind ewig; denn immer wird nur das Heer siegreich sein, bei dem die Geister der Sippen und der Großsippe unseres Volkes weilen. Wenn Volk wider Volk steht, so entscheiden allein diese Geister, die seit der Vorzeit bei unseren Feindern und ihren Fahnen gestanden haben. Sie sind und bleiben die Walfüren, ob sie nun im Schwirren der Pfeile und Speere sprachen oder heute im Verstummen der Granaten und im Pfeifen der Geschosse sprechen. Vor dem furchtbaren Ernst dieser Sprache verstummt alle billige Phrase und aller Scheinmut. Wessen Haupt aber einmal von der Walfüre berührt wurde, dem ist auch der Sinn jener alten Bilder und Vorstellungen aufgegangen, die im Grunde doch mehr sind als Bild und Vorstellung. Er begreift die tiefere Wahrheit des alten germanischen Glaubens, daß im heißesten Kampfe das Göttliche den Kämpfern am nächsten ist, und daß alle, die dort bleiben, unmittelbar eingehen in „Helgafell“, in den ewig wiederkehrenden Strom von Sippe und Volk.

Pl.

An unsere Leser!

Infolge der allgemeinen Einsparungsmaßnahmen erscheint dieses Heft unserer Zeitschrift als Doppelheft für Oktober und November. Da diese Maßnahme sehr eilig durchgeführt werden mußte, waren wir zu unserm Bedauern nicht in der Lage, unsere Leser und Freunde eher zu unterrichten. Wir bitten dafür um Verständnis und hoffen überhaupt, daß alle Leser und Bezieher „Germanien“ die Treue halten werden. Wir unsererseits werden bemüht sein, auch in dem notwendig kleineren Rahmen unsere Leistungen zu verstärken. In einer Zeit, da der seit vielen Jahren von uns unermüdlich vertretene völkische Gedanke seine höchste Bewährung im kämpferischen Einsatz findet, wollen wir in treuer Gesinnungsgemeinschaft auch um unser „Germanien“ zusammenstehen.

Das nächste Heft unserer Zeitschrift wird zum 1. Dezember erscheinen.

Verlag und Schriftleitung „Germanien“.

Wissenschaft und Kunst gehören der Welt, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören.

Goethe.

Zur Deutung der Sparlösa-Inschrift

Von Friedrich W. Müller

Im August-Heft gaben wir eine genaue Beschreibung sowie einen Vorschlag zur Lesung jener aufsehenerregenden, neuentdeckten Inschrift am Runenstein von Sparlösa. Wir wiesen bereits bei der Besprechung der einzelnen Runenzeichen auf die zahlreichen Schwierigkeiten hin, denen der Versuch einer eindeutigen Lesung begegnet. Auch der folgende Vorschlag einer sprachlichen und inhaltlichen Deutung, der von Otto Jungners Aufsatz im Fornvännen 1938 ausgeht, erhebt nicht den Anspruch, das letzte Wort in dieser Angelegenheit zu sein. Jungners Deutung wird in manchen Fällen berechtigtem Mißtrauen begegnen. Jedoch ist unter den klar verständlichen Teilen der Inschrift genug an Neuem und Wichtigem, das uns dazu berechtigt, manches Zweifelhafte in Kauf zu nehmen.

Die Inschrift ist zum größten Teil ohne Zweifel in stabreimenden Langzeilen geschrieben, die Jungner folgendermaßen abteilt und übersetzt:

Runentext	Lautgerechte Umschrift	Übersetzung (F. W. M.)
I A: iuls kAf: Airikis sunR kaf aRikR	Öyuls gaf, Æirikis sunR, gaf AlrikR.	Djuls gab (Glück), der Sohn des Erif, Alrif gab (Glück).
II,1 -t --iA kAf rAul At kiAltj.	Æt haila gaf raul at gialdi.	Laut gab das Geschlecht Siegesruf zum Entgelt.
II,2 A sA (A)tAfpiR ub sA (A)lfapiR suAp Ai Atu libA.	A sa atfapiR, umb sa alfapiR, suaap æi attu leifa.	Sorge trug Urbater, Sorge trug Albater, daß stets (die Seinen) hatten ihr Brot.
II,3 -a MA sna tu auk tAkAR, Alriks ulu-iR uk p-t Aiuisl:	(Daup)a ma sna; do auk DagR, Alriks olyfir, ok pat Öyuisl.	Gestöhn bringt der Tod; es starb auch Dag, Alriks Oberpriester, und dazu Djuls.
III,1 --siks nu --rA ui pat sikmar Aiti makuR airikis	--sigis nu (a ær)ra ui, pat Sigmar (h)æiti maguR Æirikis.	Es geht nun die Kunde an des Tapferen Grab, daß „Sigmar“ man nennt den Sohn des Erif.
III,2 maki niaru	Mægi Niaru	Zum Sohn der Nacht (Dag) strebe drum!
III,3 pu na	py na!	
III,4 Aft Aiuis(l) uk rAp runaR pAR rAkupukutu (u)iu pAR suAp Alirik ulubu fApi.	Aft Öyuisl. Ok rap runaR, pæR ræginkundu, uiu par suap Alrik olyfir fapi.	Zu Djuls' Gedächtnis! Nun rate die Runen, die götterentstammten, geweihte, hier, die Alriks Hauptpriester rihte.

Maagerechte Reihen der linken Seite:

1. uiur am	Veor æm.	Des Heiligtums Hüter bin ich.
2. (h)iuuk r(unæR) p(aR) sa r(abi)s k(uni) snu i bin-i	Hiok runaR pæ r - sa rabi's kunni -, snu i bændi.	Ich schlug diese Runen - rate sie, wer's versteht - ich wand sie im Bände.
3. --i kunR uk lius	(Fari ?), kunnr ok ljus!	(Jahre er hin?) ruhmvoll und licht!
4. ----iu	----- jo (?)	(Zu Freyr lenke er sein) Roß! (?)

I. Zu dem Zeitwort *kAf* „gab“ auf der Vorderseite der Inschrift fehlt scheinbar das Objekt. Jungner schließt aus dem monumentalen Aussehen des Steines und dieser Seite im besonderen, daß es sich um eine sakrale Inschrift handelt. So stellt er *kAf* zusammen mit dem altnord. *gæfa*, f., „Glück“ (vgl. *gæfumadr*, m., „Glücksman“) und setzt hier ein, allerdings in dieser Bedeutung nicht belegtes, Verbum *gæfa* „Glück geben“ voraus. Im schwedischen Volksglauben der frühen Zeit war es der König, der als oberster Priester und Mittler zwischen den Göttern und Menschen gute Ernte und Frieden, also Glück gab³. Auf dem Stentoftenstein in der Landschaft Blekinge⁴ findet sich in einer Inschrift, die auch sonst der unseren nahe steht, das Satz: *hApawolAFR gAf j(ara)* = „Hathuvolf gab gutes Jahr, gute Ernte“. — Das Hauptargument für Jungner, die *Sparlösa*-Inschrift mit dem schwedischen Fruchtbarkeitskult, dessen Mittelpunkt Uppsala war, in Verbindung zu bringen, war die *Ynglingasaga*, der erste Teil von Snorri's *Heimskringla*. Hier begegnen uns dieselben Namen, die der *Sparlösa*-Stein nennt, *Alrik*, *Erik* und *Dag*, nur *Sjuls* fehlt. Die betreffende Strophe aus dem *Ynglingatal* des norwegischen Stalden Thjodolf aus Hvin (Ende des 9. Jahrhunderts, südliches Norwegen) lautet:

Yt. 18 (nach Finnur Jonsson):

Fell Alrekr,
þars Eireki
bróður vöpn
at bana urðu,
ok hnakkmars
með höfudfetlum
Dags friendr
of drepask kóðu.

Yt. 19: Frát madr ádr
eykja greidi
Freys afspring
í folk hafa

Übersetzung von F. Niedner,

Thule 14, S. 46:

Alrik fiel,
wo Erik'n jah
brachte um
Bruders Waffe.
Beid', heißt's, sich
zur Hel sandten
mit der Hengste
Hauptgeschirren.
Nimmer in Fehd'
Freys Abkömmling'
röteten sonst
Rohgebisse⁵.

Diese drei Namen kommen auf västergötischen Inschriften sonst nur sehr selten vor. Wie ist diese eigenartige Übereinstimmung nun erklärbar? — Das Königsgeschlecht der *Ynglinge* in Uppsala wurde nach der *Heimskringla* im Anschluß an die Kämpfe *Yngjalbs* des Arglistigen über ganz Skandinavien versprengt. Der *Yngling* *Olaf* der Baumsfäller kam nach Värmland und Harald Weißbein nach dem südöstlichen Norwegen. Der schwedische Frühgeschichtler Birger Nerman datiert diese Vorgänge in die Mitte des 7. Jahrhunderts. Es wäre denkbar, daß nach reichlich 100 Jahren Nachkommen des *Ynglinger*-geschlechtes, die die Tradition der Namen und des Fruchtbarkeitskultes aufrechterhielten, in Västergötland saßen.

II, 1. Daß die Rückseite des *Sparlösa*-Steines auch syntaktisch eine Fortsetzung der Vorderseite ist⁶, geht aus dem *At kiAlti* hervor. Was gab das „Geschlecht“ zum Entgelt? — In dem Worte *raul*, das allerdings nirgends belegt ist, sieht Jungner ein Kompositum, zurückgehend auf ein altes **raubul*, dessen erster Bestandteil *raub-* in dem Worte *ualraubaR* = „Kampfsplatz-Beute“ des Röststeines (S. Bugge, *Röl III* S. 16ff.) steckt, während das zweite Glied *-ul* in dem altisl. *ýla*, angels. *gylan*, nhd. *jodeln* wiederkehrt, und dementsprechend „Kriegsgeschrei, Siegesruf“ bedeuten soll. — Das Gefolge entgalt die Gabe des Fürsten also mit „Beuterufen“, das heißt mit Siegesgeschrei nach tapferem, siegreichem Streiten. — Die Zeichen 36—38 faßt Jungner als Adverbialsuffix auf und ergänzt ein *haila* (vgl. aisl. *hálga*) „laut“.

II, 2. Die Gruppen 55—57 und 65—67, *sAt* bzw. *sAl* löst Jungner in *sA* *At*— bzw.

sA *Al*— auf (in Runeninschriften wird Doppelvokal sehr häufig nur durch ein Zeichen ausgedrückt). Z. 54, A, wäre dann die prädikativ gebrauchte Präposition altisl. *á*. *Sjá á* und *sjá um* bedeutet im Altisl.: „für etwas sorgen“. — Wofür sorgten *Atfadir* und *Alfadir*? Die zweite Hälfte der Langzeile sagt es: daß ihnen nie die Nahrung mangelte. Da wir uns hier im Bereich des vanischen Fruchtbarkeitskultes befinden, ist mit *Alfadir* (jedenfalls zu *ala*, erzeugen, gebären, ernähren) Freyr gemeint, *Atfadir* bezieht Jungner auf *Erik*. Ich würde hier allerdings, auch wegen des Parallelismus, in *Alfadir* und *Atfadir* eine Person sehen, nämlich beide Male Freyr. Freyr galt ja als Stammvater der *Ynglinge*, vgl. oben Str. 19 des *Ynglingatal*. —

II, 3. Die erste Halbzeile ist wohl die schwierigste der ganzen Inschrift. Einen sehr interessanten Deutungsversuch Jungners, den er aber selber verwirft, übergehe ich; auch der zweite ist fragwürdig genug. Danach ist *sná* verwandt mit neunorweg. *snaa* „eifrig suchen“, das auf eine ältere Bedeutung „suchen, ausspähen, seufzen, sich sehnen nach etwas“ zurückginge. Das ergänzte (*daup*) *a* wäre lich zu dem norweg. Beinamen *Erri* und dem isl. *iara*, *erra*, f., „Kampf“, ahd. *ernust*, „Kampf, Ernst“. *Erri* also „der Tapfere, der Kämpfer“.

III, 2/3. *py* könnte die kausale Partikel „deshalb“ sein, vgl. schwed. *ty*, „denn“. Dem *na* würde das altisl. *ná*, „erreichen“, hier: „zu erreichen suchen, streben, vorwärts eilen“, entsprechen. *Njara*, verwandt mit engl. *narrow*, nhd. „Nehrung“ (vgl. altisl. *Njorvasund*, die Meerenge von Gibraltar), stellt Jungner mit altäsch. Ausdrücken wie *nearo nihtwaco*,

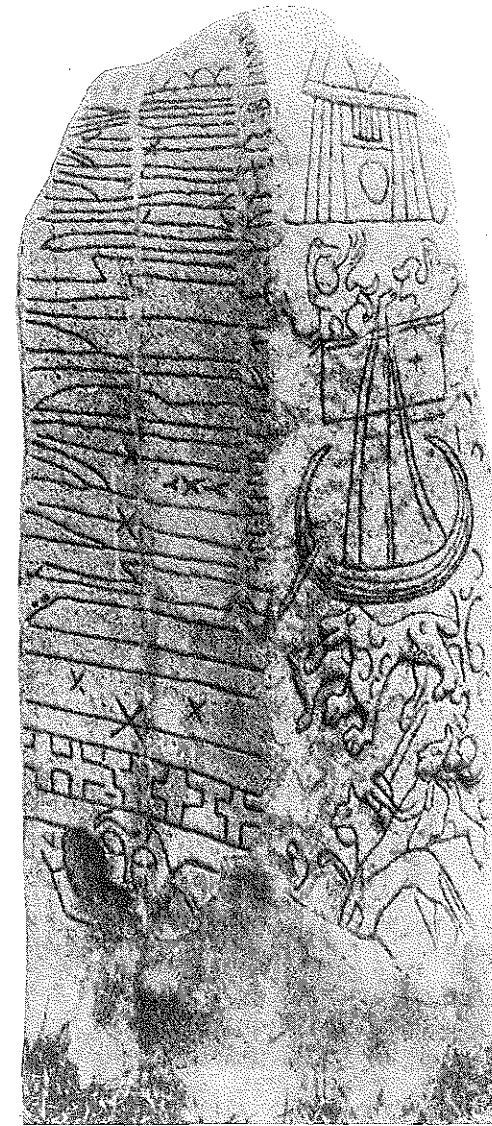


Abb. 1. Vorderseite und rechte Seite

dann entweder *Dat.* Sing. des altnord. *daupi*, m., „Tod“, oder *Alt. Plur.* zu dem Adjektiv *daudr*, „tot“. Zu übersetzen wäre also entweder „über den Tod muß man klagen“ oder „nach den Toten muß man Sehnsucht haben“. Das letztere ist allerdings inhaltlich weniger wahrscheinlich. — In der zweiten Langzeile ist *Asrik* jedenfalls eine Fehlschreibung für den Genitiv *Alriks*; das *s* ist nachträglich — an der falschen Stelle — eingefügt. Bei *glyfir*, eigtl. „Eulenpriester“, das heißt allgemein „Seher, Priester“, denkt man an *Dag* den Klugen aus der *Ynglingasaga*, der durch einen Sperling Kunde aus aller Welt empfing⁸.

III, 1. Die zweite Langzeile ist klar: „daß der Nachkomme des *Erik* den (Wei-) Namen *Sigmar*, der Siegesberühmte, erhielt“. (*RA* in der zweiten Kurzzeile gehört wahrschein-

nihtes nearwe, narouua naht zusammen; es würde also bedeuten: „die beklemmende, dunkle Nacht“. „Sohn der Nacht“ ist eine typische dichterische Umschreibung für den Tag, also hier den Namen Dagr. — Das ganze ist also eine künstlerisch eingekleidete Aufforderung an den toten Djuls, seinem Vorfahren Dag ins Totenreich zu folgen. Eine besondere dichterische Wirkung beruht, wenn wir die zweite Reihe richtig aufgefaßt haben, in dem Gegensatz, daß Dag, dessen mythisches Seitenstück Snorri als „schön und licht“ bezeichnet, hier als Sohn der dunklen, drückenden Nacht umschrieben wird. Jungner hält Dagr sogar für einen Beinamen des Sonnengottes Freyr selbst, auf den die reiche Bildzierung auf der rechten Seite des Steines ohne Zweifel hinweist: oben sehen wir das Haus des Sonnengottes, darunter ein Schiff (wir denken an Freys wunderbares Schiff Skíðbladnir, von dem Snorri erzählt) und schließlich den Gott selbst, von dem die Lokasenna sagt, daß er „der beste aller starken Reiter sei“.

III, 4. Damit ist die feierliche Apotheose des Toten beendet. Auf den beiden rechten Reihen der linken Seite finden wir erst die eigentliche Gedächtnisinschrift. Im Anfang, eindeutig, die Mitteilung „Zum Gedächtnis an Djuls (steht dieser Stein)“. Darauf eine Aufforderung an den Leser, die Runen zu raten, die Alfris Priester malte. — Rakinukutu werden die Runen genannt. Wir kennen das Wort aus einer anscheinend sehr alten Stelle der Havamal (Str. 80):

pat er pa reynt,
er þu at runom spyrr,
inom reginkunnum,
þeim er gærðo ginnregin
ok fáði fimbubulr --

Das ist erprobt,
wenn du nach Runen fragst,
den götterentstammten,
die die mächtigen Götter machten
und die der Riesendichter malte --
(Übers. v. W. Krause)

Ferner findet es sich auf dem Runenstein von Rölöby (kurz vor oder um 600)¹⁰: runo/fahi raginakudo. — Bei der Lesung des uui am Anfang der dritten Kurzzeile ist vorausgesetzt, daß ʒ. 209, die letzte Rune von rakinukutu, zweimal zu lesen ist. Uui wäre eine asyndetisch neben rakinukutu gesetzte Bestimmung zu runaR, die mit got. weihs, ahd. af. wih zusammenhängt.

Die querlaufenden Reihen der linken Seite. Nachdem am Schluß der 5. Reihe „Alfris Priester“ als Färber der Runen selber hervorgetreten ist, stellt sich nun der Priester in ʒh-Form vor. Nach der auf diesem Stein alleinstehenden Linksläufigkeit und der offensichtlichen Unbeholfenheit der Ritzung zu schließen, ist es auch der Priester selbst gewesen, der diese Zeilen ritzte. Uur auf der schrägen Fläche geht zurück auf ein vé-vorþr¹¹, „Wächter des Heiligtums“ und lehrt im Hymirlied der Edda als Beinamen Thors (Véorr) wieder. Auf dem Rölöby taucht, wahrscheinlich in derselben Bedeutung, ein uiauari auf. — Die beiden darüberstehenden Reihen bieten der Lesung trotz starker Verkürzung keine großen Schwierigkeiten. Vier Worte sind, wie die Umschrift oben zeigt, nur mit ihren Anfangsbuchstaben angedeutet, aber die Formel sa rabi er kunni ist durch eine Reihe ähnlicher Beispiele auf Runensteinen gut belegt¹².

Der Rest ist nicht so klar. Snu ist wohl ebenfalls 1. Sing., nicht Imperativ. Die Präposition i ist hier prädicativ aufzufassen, = „ich flocht in (die Runen) (magische) Bände“, daß kein Frevler die Ruhe der Toten störe.

In der obersten Reihe erkennen wir zwei bekannte Worte: kannr ok ljöss. Diese Charakteristik bezieht sich ohne Zweifel wieder auf Dag, von dessen mythischen Namensvetter, dem Sohn der Nacht, Snorri in seiner Edda sagt, daß er ljöss ok fagr, „licht und schön“ gewesen sei, und den Yngvar, einen Abkömmling jenes Ynglings Alfris, nennt der Skalde Thjodolf ljóshamr, „hellhäutig“.

Die beiden Runen auf der obersten Fläche des Steines, iu, bedeuten, wenn sie ein

selbständiges Wort bilden, „Pferd“ (vgl. altisl. jör, m., „Roß“). Jungner mutmaßt dazu eine Inschrift etwa des folgenden Inhalts: „Möge der Tote nun sein Pferd zu Freyr lenken!“¹³

* * *

Über die Typologie der Runen sagt Jungner, außer gelegentlichen Bemerkungen, daß das eine oder andere Zeichen dieser oder jener Reihe angehöre, nichts. Ich will daher im folgenden versuchen, von hier aus eine Datierung zu geben.

Das Runenalphabet des Sparlösa-Steines ist eine eigenartige Mischung aus der dänischen und der schwedisch-nordwestischen Reihe. Vertreten sind alle Runen außer h. Die Runen f, g, r, k, i und l sind ohnehin in den beiden jüngeren nordischen Alphabeten gleich. Das u entnimmt die Sparlösa-Inschrift stets der dänischen Reihe (35 Fälle), das þ ausnahmslos der schwedisch-nordwestischen (12 Fälle). In allen übrigen Fällen finden wir hier Typen des dänischen und des schwedisch-nordwestischen Alphabetes nebeneinander.

- n = ʒ schwed.-norm.: 7 mal (18, 132, 194, 204, 252, 257, 266)
- = ʒ dänisch: 3 mal (91, 169, 176)
- s = i schwed.-norm.: 9 mal (105, 131, 143, 164, 185, 215, 249, 251, 273)
- = ʒ dänisch: 10 mal (5, 15, 16, 55, 65, 73, 90, 125, 128, 246)
- R = i schwed.-norm.: 2 mal (157, 267)
- = ʒ dänisch: 7 mal¹⁴ (19, 62, 72, 102, 115, 196, 199)
- b = ʒ schwed.-norm.: 3 mal (64, 84, 228)
- = ʒ dänisch: 1 mal (255)
- t = ʒ schwed.-norm.: 4 mal (57, 80, 93, 120)
- = ʒ schwed.-norm.: 3 mal (33, 142, 151)
- = ʒ dänisch: 3 mal (47, 98, 180); unsicher 2 mal (52, 208)
- a = ʒ schwed.-norm.: 4 mal (154, 158, 171, 247)
- = ʒ dänisch: 3 mal (147, 166, 238)

Der erste Gedanke, der sich dem Beobachter eines so ausgewogenen Mischverhältnisses aufdrängt, ist der an zwei Zeitstufen der Ritzung. Das ist nicht möglich, da die Inschrift inhaltlich ein Ganzes bildet, wie wir oben gesehen haben. Eine zweite Möglichkeit wäre die, daß zwei Runenmeister zweier verschiedener „Schulen“ am Werke waren. Jungner rechnet damit, daß Zeile 4 und 5 der linken Seite von einem weniger geübten Helfer geritzt wurden. Die Abbildungen geben dafür keine schlüssigen Anhaltspunkte, nur, daß die Sorgfalt der Ritzung gegen Ende immer mehr nachläßt. Jungner bleibt den Beweis für seine Behauptung auch schuldig. Entscheidend für die Ablehnung der Theorie von der „zweiten Hand“ ist: die Formen wechseln auch innerhalb kleiner, äußerlich und inhaltlich in sich abgeschlossener Einheiten, in denen man unmöglich mit zwei Bearbeitern rechnen kann, ʒ. B. 246 : 251, 105 : 115, 166 : 171, 93 : 98. — Bleibt nur die Möglichkeit, daß zur Zeit der Ritzung beide Runenreihen im Schwange und dem Runenmeister geläufig waren. O. v. Friesen bemerkt schon zu der ihm damals allein bekannten Vorderseite des Steines, daß die Inschrift auf Grund der Form ʒ für A, statt des sonst üblichen ʒ, „aus der ältesten Stufe der Wikingerzeit herrühren müsse“¹⁵. Unter den Runen der jüngeren Reihen ist ʒ für A nur in den allerfrühesten Inschriften zu beobachten, in der normalen dänischen Reihe gilt es ja als h. ʒ ist bekanntlich die alte j-Rune und hat sich typologisch folgerichtig auf dem ʒ des frühesten gemeingermanischen Futhark entwickelt¹⁶. Aber schon zwischen 550 und 650 schwand j im Anlaut¹⁷, und die alte j-Rune machte den Wandel ihres Namens von *jara > är mit, erhielt also den Lautwert eines reinen a (A)¹⁸. Auf dem berühmten Eggjumstein, den man aus sprach-

lichen und archäologischen Gründen heute fast allgemein in den Anfang des 8. Jahrhunderts setzt¹⁹, begegnet nun die A-Rune in der Form \mathbb{X} ; Wolfgang Krause bezeichnet das als Spätform innerhalb der gemeingermanischen Reihe.²⁰ — Andererseits findet sich \mathbb{X} neben \mathbb{A} nur noch um 800 und kurz danach. Um 900 verliert das Zeichen endgültig den A-Charakter und wird im dänischen Alphabet als Zeichen für h verwandt. Danach muß die Sparlösa-Inschrift also zwischen dem Anfang des 8. und dem Ende des 9. Jahrhunderts gerichtet worden sein. Da wir aber eine gewisse Zeitspanne zwischen unserem Denkmal und dem Eggjumstein, der ja im großen ganzen noch urnordische Runen trägt, annehmen müssen, ist Jungners Datierung der Sparlösa-Inschrift auf die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts vom runologischen Gesichtspunkt der frühestmögliche Zeitpunkt.

Der Sparlösastein gehört also zu den ältesten Inschriften des jüngeren Futhark überhaupt. Die Tatsache der weitgehenden Mischung von schwedisch-nordwestischen und dänischen Runen einerseits und die zentrale Lage der schwedischen Provinz Västergötland zwischen Norwegen und Dänemark andererseits gibt vielleicht einen Beitrag zur Geschichte der jüngeren Runenreihen. Man hat früher Dänemark als Heimat des jüngeren Futhark angesehen. Dann wäre

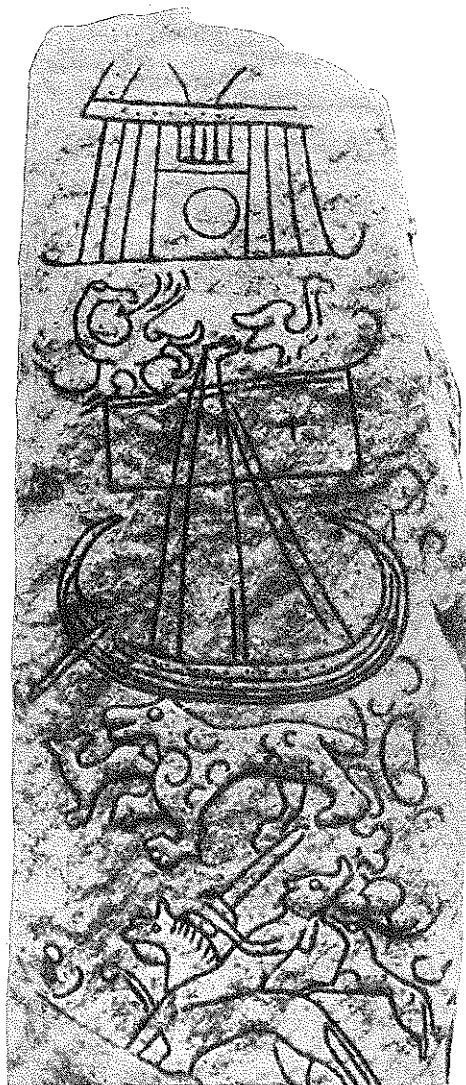


Abb. 2. Die rechte Seite

dazwischen (z. B. \mathbb{M}). Die Blütezeit der dänischen Runen liegt in Dänemark erst zwischen 900 und 1030²⁵. — Andererseits tritt um 800 in Norwegen eine zweite Art von Runen auf, die nach dem um 850 anzufangenden Stein von Rök auch Rökkunen genannt wird. Diese schwedisch-nordwestischen Runen herrschen in den beiden Ländern der skandinavischen Halbinsel bis ins 10. Jahrhundert, bis am Anfang des 11. Jahrhunderts die er-

die Frage, wie älteres und jüngeres Futhark entwicklungsgeschichtlich zueinander stehen, besonders schwierig. Neuere Forschungen haben indes ergeben, daß gerade im letzten Jahrhundert des urnordischen Alphabets, der Übergangszeit von 600—700, fast keine Runendenkmäler in Dänemark zu finden sind²¹, wohingegen es in Norwegen und dem südlichen Schweden, vor allem den Provinzen Västergötland und Blekinge²², noch eine ganze Reihe gibt²³, daß also Dänemark nicht das Ausgangsland der sogenannten dänischen Reihe von 16 Runen gewesen sein kann²⁴. Als Ausgangsland der dänischen Runen nimmt Arnz die Landschaft Blekinge an; dann muß sie sehr rasch nach Süden gedrungen sein, denn der Stein von Felsnaes auf Fünen (um 800), der den ältesten Typ

dieser Runenreihe zeigt, hat noch gemeingermanische Formen

starke dänische Reihe nach Schweden dringt und um 1100 auch Norwegen erobert. Beide Reihen, die dänische und die schwedisch-nordwestische, haben ihr gemeinsames Ausgangsgebiet jedenfalls in Südnorwegen und den angrenzenden schwedischen Provinzen (vgl. Arnz, Handbuch S. 154). Hier hat im Gegensatz zu Dänemark die Runentradition niemals abgerissen.

Am Ende des 8. Jahrhunderts oder um 800, der Zeit der Rikung des SparlösaSteines, war also die Trennung beider Reihen und die vorübergehende Abwanderung der dänischen Runen nach Süden noch nicht vollzogen. Hieraus erklärt sich das regellose Durcheinander beider Typen.

Ein weiteres lehrt der SparlösaStein. Südnorwegen, Blekinge und Västergötland sind zwar die gemeinsame Ausgangsstellung beider Alphabete gewesen (was seinen Grund wohl in den politischen Ereignissen haben wird), aber hier sind sie sicherlich nicht beide entstanden. Denn die letzten, größeren urnordischen Inschriften, die Steine von Eggjum, Vatn, Tveito und Sölvesborg, die sich wie gesagt gerade in diesen Landschaften finden, sind ja nur 50 bis 70 Jahre älter als der SparlösaStein, und dieser zeigt ein Nebeneinander zweier in ihrer typischen Eigenart schon ausgebildeter Alphabete, nicht aber eine gemeinsame Urform, aus der sich beide selbständig hätten entwickeln können. Beide Reihen müssen ihre feste Prägung, d. h. die ihnen eigentümliche Verknüpfung von Laut und Runenzeichen, unabhängig voneinander erhalten haben, wenn auch die Übereinstimmung in der Zahl der Runen und in der Auswahl der gegenüber dem gemeingermanischen Futhark geänderten Zeichen nicht zufällig sein kann. Eine gemeinsame nordische Urform, wie sie Arnz S. 155 für diese Zeit anzunehmen scheint, ist nach dem Befund des SparlösaSteines sehr unwahrscheinlich. Wir werden den Ort der Bildung des schwedisch-nordwestischen Alphabetes weiter ostwärts in Schweden suchen müssen; ob gerade auf Gotland, wie D. v. Friesen (Hoops Reallexikon IV S. 29) annahm, bleibe dahingestellt. Denn abgesehen von dem gewichtigen Zeugnis des Steines von Rök ist es in Schweden im 9. und 10. Jahrhundert allein herrschend.

Auf weitere Fragen runologischer Art, die wohl mit Hilfe einer genauen typologischen Vergleichung aller Runenzeugnisse der Zeit um 600—900 eine vorläufige Lösung finden könnten, kann hier nicht weiter eingegangen werden. Auch Lesung und Deutung der Inschrift kann noch manche Revision erfahren, ich erinnere an die von Jungner manchmal mit allzu großer Kühnheit erschlossenen Wörter und Begriffe wie *plyfir*, *raul*, *KAF*, *haila*, *snä* u. a. Neue, glücklichere Vorschläge werden möglicherweise ansprechendere Ergebnisse mit sich bringen.

Auf jeden Fall ist der SparlösaStein für die politische und geistig-religiöse Geschichte des ostnordischen Raumes ein um so wichtigeres Zeugnis, als wir hierfür nur sehr bruchstückhafte Quellen mittelbarer Art haben, Missionsberichte und gelegentliche Exkurse in der westnordischen Geschichtsschreibung, Sagaliteratur und Staldendichtung. Gerade weil Schweden zur Sagazeit stets als etwas „rückständig“ galt, wußten wir gerne mehr über seine altentümlichen Gesellschafts- und Kultformen. Auf Überraschungen, die die gesamte altnordische Kultur- und Geistesgeschichte erheblich korrigieren können, müssen wir stets gefaßt sein. Die gute vorgeschichtliche Bearbeitung des schwedischen Raumes bedarf dringend einer Ergänzung von Seiten der Literatur- und Kulturgeschichte, sonst besteht die Gefahr, daß wir uns auf Grund des zwar verhältnismäßig sehr umfangreichen, aber doch zeitlich und räumlich recht begrenzten isländisch-nordwestischen Schrifttums ein einseitiges Bild vom frühnordischen Menschentum, seinem Tun und Denken machen.

¹ I, II, III = Vorderseite, Rückseite, linke Seite; 1, 2, 3 usw. = Zahl der Reihen von links bzw. oben gerechnet. — Zweifelhafte Runen tragen unten einen Punkt, unlesbare sind mit — bezeichnet, ergänzte stehen in Klammern ().

² Snorri berichtet in der *Ynglingasaga*, die Schweden hätten den Ynglingerkönig Domaldi in einer Hungersnot den Göttern als Blutopfer dargebracht, denn „sie waren darin einig, daß an diesem bösen Jahr ihr König Domaldi die Schuld trüge“. (*Thule* 14, S. 41.)

⁴ Nach Krause 2. Viertel des 7. Jahrhunderts. Der Stein hat, obwohl im allgemeinen in urnordischen Runen geritzt, typologisch schon Verwandtschaft mit dem Sparlösa-Stein, so in der Form der A-Rune (s. W. Krause, *Runeninschriften im älteren Futhark* Nr. 51).

⁵ Der zugrunde liegende Vorgang (den Snorri sicherlich erst aus diesen Strophen des Skalden- gedichtes rekonstruiert hat) ist der: die beiden Brüder Alrekr und Eirkr, Könige in Uppsala und Enkel des Königs Dagr, sollen sich — aus Rivalität um die Königsmacht oder aus Jäh- zorn bei einem Reiterwettkampf — gegenseitig mit den Gebissen ihrer Pferde erschlagen haben.

⁶ Solange nur die Vorderseite bekannt war, mußte man natürlich hier nach einem Sinn- abschuß suchen. D. v. Friesen las (*Runorna* S. 175): A iulskaf AirikissunRkAfAlrikibu = Aisl. æ Jöisl gaf Eiriks sonr, gaf Alriki by = „Einst (?) gab Jöisl, der Sohn des Eir, dem Alrik den Hof“. D. h. der Stein wäre ein Rechtsdokument für eine Besitzübertragung. — Das doppelte gaf wäre hiernach allerdings unverständlich.

⁷ „die Sippe, Gefolgschaft, das Volk“: einen ähnlichen Begriff erfordert der Sinn. Da vor 3. 33, t, wahrscheinlich nur eine Rune verlorengegangen ist (die drei Stäbe davor sieht Jungner als Ornament an), ist die Lesung att wahrscheinlich.

⁸ Vgl. *Thule* 14, S. 43f. — Bestehend ist Jungners Vermutung, daß der Name Sparlösa auf ein altes Sparv-lösa (schwed. sparv, „Sperling“) zurückgehen und das nur eine reichliche Meile entfernte Vara mit dem Vorvi der *Ynglingasaga* identisch sein könnte.

⁹ Daß es sich bei dem Reiter um Frekr selbst handelt, schließe ich aus der spitzen Mütze, die der Reiter trägt und die der bekannten kleinen Frekrstatuette aus Södermanland gleicht.

¹⁰ Der Fundort dieses Steines liegt ebenfalls in Västergötland, nicht weit von Sparlösa. Dieses „uralte Heimort der Runen“ (A. Heusler) scheint also in dieser Gegend zu Hause ge- wesen zu sein. Vgl. W. Krause, *Runeninschriften im älteren Futhark* Nr. 52 und Jan de Vries, *Altgermanische Religionsgeschichte* II S. 137.

¹¹ Vordr v. vestalls, „Wächter des Altars“ nennt Thiodolf den Alf, Alriks Sohn!

¹² Vgl. Brate-Bugge, *Runverser* S. 303, 201ff., 332.

¹³ Das ist allerdings völlig unbeweisbar, da auf der oberen Fläche keine Spur von Runen außer diesen beiden zu finden ist. Selbst wenn sich mit absoluter Sicherheit nachweisen ließe, daß nach der Richtung oben ein Stück von dem Stein abgeschlagen wurde, ist damit noch nicht erwiesen, daß dieses Stück überhaupt Runen getragen hat. Ich sehe in es nichts weiter als eine Bezeichnung für „Pferd“ in magischem Sinne, wie wir sie in urnordischer Zeit auf einer Reihe schwedischer Brakteaten (Krause Nr. 31–33) in der Form ehu (mit mehreren Abwandlungen) und auf den Bildritzungen des Eggjumsteines und des Roessteines (auf Gotland, gegen 800) finden. Auf dem letzteren findet sich übrigens genau die gleiche Form in, allerdings in syn- taktischem Zusammenhang, iudinudrak, was Krause (Nr. 53) übersetzt: „Dieses Pferd, d. h. diesen Schadenzauber (?), trieb Udd“. — Zu den ehu-Brakteaten vgl. neuerdings K. H. Schlot- tig in *Festschrift für Nedel* (Beiträge zur Runenfunde und nordischen Sprachwissenschaft, Leip- zig 1938) S. 74ff., der eine andere Lesung vorschlägt.

¹⁴ 3. 27, die Schlussschleife der Vorderseite, ist nicht mitgezählt, da unsicher.

¹⁵ *Runorna* S. 175.

¹⁶ S. D. v. Friesen in Hoops *Reallexikon* IV S. 18 und Abb. 2.

¹⁷ Adolf Noreen, *Altisländische und altnordische Grammatik*, 4. Aufl., Halle/Saale 1923, S. 231 u. Anm. 2.

¹⁸ Vgl. A. Jóhannesson, *Grammatik der urnordischen Runeninschriften*. (Germanische Biblio- thek 1, I, 11) Heidelberg 1923, S. 70.

¹⁹ So Krause, Reichardt und Arntz neuerdings (im „Handbuch“ setzte Arntz den Eggjumstein schon um 600 an). Magnus Olsen, Ad. Noreen und A. Jóhannesson datieren ihn auf ca. 700.

²⁰ W. Krause, *Runeninschriften im älteren Futhark*, Halle/Saale 1937, S. 531 (109). — Übrigens findet sich auf dem Eggjumstein auch schon f für urnord. <.

²¹ D. v. Friesen, in Hoops *Reallexikon* IV S. 28. — S. Arntz, *Handbuch der Runenfunde* S. 154.

²² Blekinge gehörte möglicherweise im 7. Jahrhundert politisch zu Norwegen.

²³ W. Krause, *Runendentaler im älteren Futhark* S. 671 (249), verzeichnet seit der Mitte des 6. Jahrhunderts keine einzige dänische Inschrift mehr. Im 7. und Anfang des 8. Jahr- hunderts zählt er aus Deutschland zehn Inschriften (nur kleinerer Art auf Schmuckstücken und Waffen), aus Blekinge sechs Inschriften auf Stein, je ein Zeugnis aus Gautland und Got- land und sieben Inschriften aus Norwegen, wovon er allein fünf, nämlich vier Steine und eine Spange, ins 8. Jahrhundert setzt.

²⁴ Hierzu tritt noch ein formaler Grund: die Form der t-Rune im jüngeren dänischen Futhark, die nur von der skandinavischen Halbinsel gekommen sein kann (s. Arntz, *Handbuch* S. 153f.).

²⁵ S. Arntz, *Die Runenschrift*, Halle/Saale 1938, S. 105. — Johs. Brøndum-Nielsen, *Run- orna* (Handbuch Kultur VI S. 114f.).

Der Ring von Odenhausen, eine Trevererfestung aus der Zeit Cäsars

Don Wolfgang Dehn, Trier

Die ältesten zuverlässigen schriftlichen Nachrichten über die Bewohner des Rhein- und Mosellandes verdanken wir dem römischen Feldherrn Cäsar, dessen politisches und mili- tärisches Geschick die Grenzen des römischen Imperiums bis zum Rhein vorschiebt. In dem von Cäsar selbst verfaßten Bericht über die in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts v. Z. durchgeführten Feldzüge zur Eroberung Galliens erscheinen auch mehrfach die Bewohner des Mosellandes, der durch seine Reiterei berühmte Stamm der Treverer. In ihrem Gebiet gründete Augustus später die Augusta Treverorum, den römi- schen Verwaltungsmittelpunkt des Trevererlandes, aus dem das heutige Trier erwachsen ist und so den Namen des Trevererstammes über die Jahrhunderte hinweg bewahrt hat. Cäsar so wenig wie andere antike Schriftsteller haben eindeutige Vorstellungen über die völkische Zugehörigkeit der zwischen Gallien und Germanen siedelnden Treverer; man zählt sie heute meist zur Stammesfamilie der Belgen, ohne sich über ihre völkische Eigenart ganz im klaren zu sein.

Ausführliche Mitteilungen über die Unterwerfung der Treverer hat uns Cäsar leider versagt. Ein glücklicher Umstand will es aber, daß wir vielleicht ein Denkmal jener Kämpfe zwischen Römern und Treverern besitzen, in deren Verlauf das Moselland ein Teil des Römischen Reiches wurde. Es ist dies der Steinwall bei Odenhausen, den die Einheimischen den Ring, allzu Gelehrte lieber den Hunnenring nennen.

Unter den im alten Trevererland nicht seltenen vorgeschichtlichen Wallanlagen gehört



Aufn. Rhein. Landesmuseum, Trier
Abb. 1. Der Hauptwall des Rings von Odenhausen

der Ring von Okenhausen nach der Mächtigkeit seiner Wälle wie nach der Ausdehnung des von ihnen umschlossenen Raumes zu den eindrucksvollsten Anlagen nicht nur des Rheinlandes, sondern ganz Westdeutschlands. Über zehn Meter hoch erhebt sich noch heute der Hauptwall aus zum Teil nur mühsam bewegbaren Quarzblöcken. Er riegelt die noch 500 Meter weiter laufende Südwestspitze eines langgestreckten Bergrückens ab, der im Verein mit anderen Höhenzügen das Hunsrück-Hochwaldgebiet nach Süden abschließt. Der Platz ist sehr geschickt gerade da gewählt, wo die Verkehrswege von der oberen Nahe über den Primstaleinschnitt auf die Hochwaldhöhe und weiter zur Mittelmosel führen. Nach Süden genießt man einen weiten Rundblick über das Hügelland der oberen Nahe und an der Prim. Bei richtigem Wetter erscheint in der Ferne der eindrucksvolle charakteristische Umriß des Donnersberges in der Pfalz, den eine mächtige Wallanlage aus der gleichen Zeit krönt.

Wie ein erstarrter Lavaström schwingt sich der Hauptwall (Abb. 1) in flachem Bogen über vierhundert Meter von Bergflanke zu Bergflanke. Wo an den Enden des Hauptwalles der steile Hang beginnt, schließt sich ein niedriger stärker verstärkter Randwall an, der die Bergnase ganz umzieht, so daß eine etwa dreieckige umwallte Fläche von rund zehn Hektar Ausdehnung entsteht (Abb. 2). In mäßigem Abstand begleitet diesen oberen Randwall tiefer am Hang ein zweiter, der im Osten aus dem oberen Wall herauswächst; im Westen endet er frei. Hier führt auf einer schwachen Berglehne der alte Weg vom Primstal herauf zum Eingang der Feste, der sich noch heute als eine Lücke im Wall zu erkennen gibt. Von beiden Seiten biegen die Wallenden zum Tor etwas ein, der weiter ansteigende Innenraum gewährt einen guten Überblick über diese gefährdetste Stelle der ganzen Anlage. Mit voller Absicht ist der Eingang an den Hang gelegt, der Weg führt so vom Tale herauf, daß der andringende Feind dem Verteidiger seine schildlose rechte Seite zuwenden mußte. Vom Tor läßt sich der Weg ins Innere noch weiter verfolgen bis zur höchsten Höhe inmitten der Wallanlage.

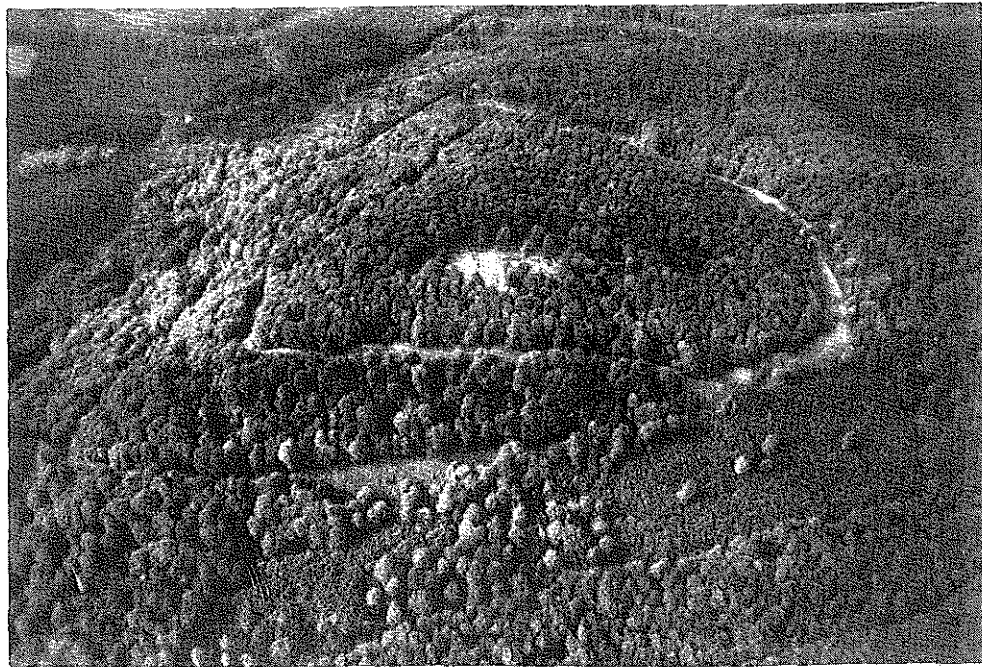


Abb. 2. Luftbild des Rings von Okenhausen
Freigegeben durch D. L. M. 5304/37/13



Abb. 3. Die Pfostenlöcher der Toranlage auf dem Ring von Okenhausen
Aufn. Rhein. Landesmuseum, Trier

Nahe der Nordostecke sprudelt im umwallten Raum nicht weit vom Tor eine Quelle, die heute zwar in heißen Sommern bisweilen versiegt, aber früher stärker geflossen sein dürfte. Für trockene Zeiten sorgt ein Wasserjammelbecken, das als Mulde am Randwall heute noch gut erkennbar ist.

Schon vor über vierzig Jahren hat der Gründer des Trierer Landesmuseums, Felix Hettner, den Spaten auf dem Ring von Okenhausen angelegt. An der Quelle konnte er Funde aus dem letzten Jahrhundert v. Ziv. machen. In großzügigem Maßstab hat aber erst nach 1933 die rheinische Provinzialverwaltung die Ausgrabung dieses bedeutenden Vorzeitdenkmals ermöglicht. Noch ist der Grabungsplan nicht ganz durchgeführt, aber schon jetzt verdienen die Ergebnisse eine Bekanntgabe in weiteren Kreisen.

Zunächst galt die Untersuchung dem Wall und der Toranlage. Daß sich unter den Steinwällen des Ringes die Reste geschichteter Mauern mit Holzbalkenversteifung, aber ohne Mörtelverband, verbargen, durfte man aus zahlreichen anderen Grabungen schließen (vgl. Germanien 8/1939); auch Cäsar beschreibt die Mauern der gallischen Festungen mit der ihm besonders auffälligen Holzkonstruktion, er nennt diese Art zu bauen geradezu „Gallische Mauer“ (murus gallicus), und diese Bezeichnung hat man als Fachausdruck übernommen, wenngleich die Holz-Steinmauer auch außerhalb des gallischen Bereiches vorkommt. Geschichtete Mauerteile oder gar Aussparungen für senkrechte in den Fronten stehende Holzbalken, wie man sie z. B. am Ringskopf bei Allenbach, vom Altkönig im Taunus oder vom Donnersberg und der Heidenmauer über Dürkheim in der Pfalz kennt, sind allerdings auf dem Okenhauser Ring nicht eindeutig feststellbar; der brüchige Quarzit bietet dazu keine günstigen Erhaltungsbedingungen. Das sichere Zeichen für eine auch hier einst vorhandene Mauer in der Murus-Gallicus-Technik sind jedoch bis zu 0,20 Me-

ter lange vierkantige Eisennägel bzw. -stifte, mit denen die Holzbalken vernagelt waren. Senkrechte Balken sind in der Mauer vielleicht nie vorhanden gewesen.

Einen weiteren Nachweis der gallischen Mauer erbrachte die Aufdeckung des Tores. Unter der Masse der verstürzten Steine konnten in mühevoller Arbeit acht mächtige steinverkeilte Pfostenlöcher festgestellt werden, deren lockere Füllung sich gut vom gewachsenen Boden abhob. Sie ergaben den klaren Grundriß eines Torbaus (Abb. 3). Zu beiden Seiten der sechs Meter breiten Torlücke endet die Mauer in einer durch drei Pfosten gestützten Stirn. Die mit kleinen Steinplättchen gepflasterte Tordurchfahrt ist durch zwei weitere Pfosten in zwei Fahrbahnen von 2,50 Meter Breite geteilt, die auch für Wagen noch befahrbar waren. Wie der Aufbau des Tores im einzelnen zu denken ist, kann natürlich aus dem Grundriß allein nicht erschlossen werden. Man möchte sich am ehesten einen ordentlichen Torturm vorstellen, von dem aus die schwache Stelle, die das Tor in jeder Festung bildet, gut verteidigt werden konnte.

Im Innenraum wurden an verschiedenen Stellen durch Suchschnitte Siedlungsspuren nachgewiesen, eine größere Flächendeckung auf der höchsten Mittelfläche erbrachte eine große Menge von Pfostenlöchern, in denen sich noch die vierkantig behauenen Balken abzeichneten, von Abfallgruben und länglichen Verfärbungen ab, die möglicherweise zu Bauten in Blockbautechnik gehören. Vollständige Grundrisse sind bisher noch selten, sicher sind zwei kleine schmalrechteckige bzw. nahezu quadratische Bauten von 3,50 bis 5,50 Meter Länge und nicht über 3,50 Meter Breite. Die am dichtesten bestedelte Mittelfläche war noch von einem Sohlgaben umgeben, der aber weniger der Verteidigung diente, als vielmehr eine Art Abgrenzung bedeutete. Die Funde bestehen wie überall in Siedlungen vor allem aus Scherben, Metallresten, darunter Bronzeschmuck; Waffen und Gerät aus Eisen sind selten. Alle gehören sie mit wenigen Ausnahmen dem letzten Jahrhundert v. Zm. an und berechtigen uns also, den Ring als eine Trevererfestung anzusprechen.

Die mächtigen Wallmauern des Ringes können nur unter einheitlicher Planung und unter straffer Führung errichtet sein. Nicht unerhebliche Menschenmengen waren notwendig, um den Bau zu Ende zu bringen. So ist es wohl nicht unbegründet, im Odenhauser Ring eine Gauburg zu sehen, von der aus der Südteil des Trevererlandes beherrscht werden konnte. Auf der starken Festung saß der Gaugraf — es mag ein Arda gewesen sein, der auf Treverermünzen erscheint — mit seinen Mannen. In Zeiten der Not flüchteten sich die Bewohner des Umlandes mit ihrer Habe hinter die schützenden Mauern und verstärkten zugleich die Reihen der Verteidiger. Aber auch in friedlichen Zeiten war der Ring Mittelpunkt der Landschaft, hier war der Sitz der Verwaltung, hier kam man zu Märkten und Festen zusammen, hier stand das Heiligtum, das alle einte. Natürlich sind solche Vorstellungen aus den Beobachtungen im Boden nur schwer zu beweisen; einen Hinweis auf diese Rolle des Ringes von Odenhausen gibt uns aber eine kleine römische Kapelle auf der höchsten Erhebung im Innern des Rings. Sie war, wie die Weihgaben einer nichtrömischen Bronzediana und eines Sandsteinebers zeigen, einheimischen Gottheiten geweiht und führte gewiß nur eine Überlieferung fort, die in älterer Zeit wurzelt.

In der gewaltigen Umwälzung, die das Erscheinen der Römer und die Einbeziehung des Trevererlandes in den Verband des Römerreiches darstellt, hat, so möchte man meinen, auch der Odenhauser Ring eine Rolle gespielt. Indutiomar mag hier im Kampfe mit seinem nachgiebigen und den Römern zuneigenden Schwiegervater Cingetorix das Volk zum Freiheitskampf aufgerufen haben. Sichere Nachrichten darüber fehlen uns. Das Schicksal der treverischen Unabhängigkeit war jedoch bald besiegelt. Nach der Eroberung durch die Römer mußte die Gauburg verlassen werden. Nur das Heiligtum blieb. In den Wirren der ausgehenden Römerzeit verschwand auch dieses und der schützende Wald deckt seitdem Burg und Heiligtum der Treverer.

Grundsätzliches zur Runen- und Felsbildforschung

Von F. Altheim und E. Trautmann

Der schwedische Gelehrte A. Nordén hat jüngst unseren Arbeiten über die Val Camonica¹ eine ausführliche Besprechung gewidmet². Er kommt zur Ablehnung unserer Ergebnisse. Schon weil er einen Ruf als Kenner nordischer Felszeichnungen genießt, darf man an seinen Ausführungen nicht vorübergehen. Wir beabsichtigen nicht, unsere eigne Beweisführung zu verteidigen; dazu sehen wir keinen Anlaß. Wohl aber sollen die Grenzen und Lücken von N.s Urteil aufgezeigt werden.

N. scheidet zwei Fragenkreise: die Felszeichnungen selbst und dann die Inschriften der Val Camonica „in ihrem möglichen Zusammenhang mit den Runen“. Wir folgen ihm in dieser Scheidung und machen mit dem zweiten Fragenkreis den Anfang.

1. Die Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit N. ergreifen wir um so lieber, als sie auf grundsätzliche Fragen führt. Sie bedürfen auf dem Gesamtgebiet der Altertumswissenschaften mehr denn je der Klärung. Einen bezeichnenden Fall bedeutet bereits die Frage der Zeitstellung.

Wir glaubten zwar nicht die Entstehung des runischen Futhark selbst³, wohl aber die entscheidenden Voraussetzungen, die Kenntnisnahme des nordetruskischen Alphabets, in das letzte Jahr des Kimbernkriegs setzen zu müssen. N. leugnet diese Ansetzung und verweist darauf, daß über die Alpenländer „in der frühen römischen Eisenzeit ein lebendiger Handel nach Norden ging“. Er stellt sich also, wenn wir diese Andeutungen weiter ausführen, die Sache so vor, daß mit dem Handel „allmählich“ auch die Schrift den Germanen zugekommen sei.

Wir legen hier keinen Wert darauf, daß für N.s Behauptung kein Beweis erbracht ist und erbracht werden kann. Wichtiger ist der Gegensatz der grundsätzlichen Einstellung. N.



Abb. 1. Roccia delle iscrizioni, Val Camonica

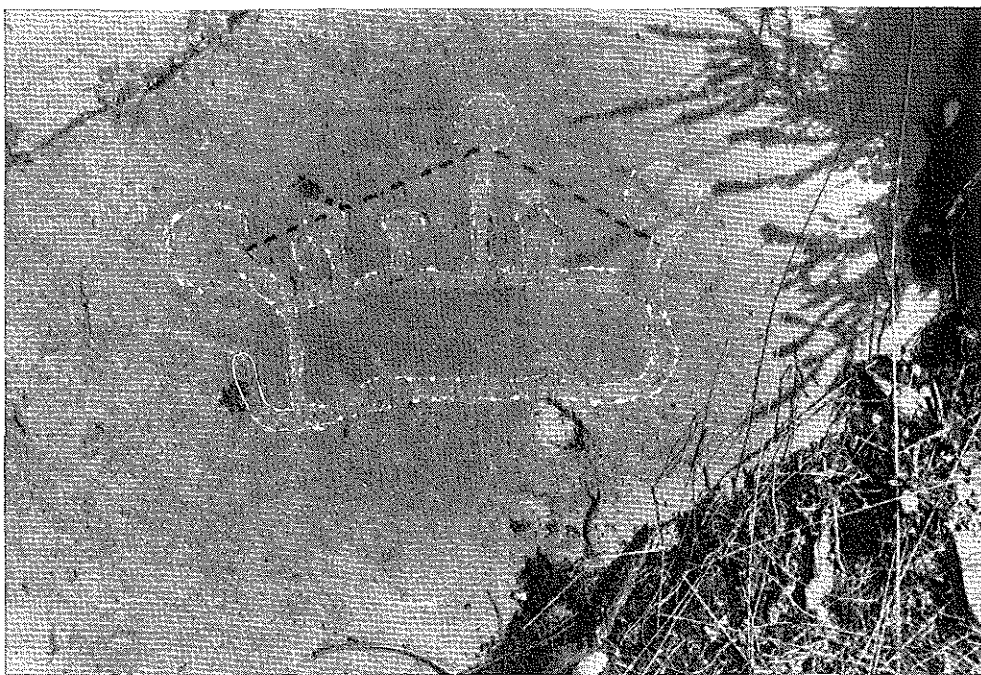


Abb. 2. Ram, Val Camonica. (Die punktierte Linie zeigt den nach N.'s Ansicht zu fordernden Giebelumriß)

scheut sich offenkundig, ein bestimmtes Datum anzunehmen, überhaupt den Vorgang zeitlich und örtlich zu präzisieren. Er ist für die allmähliche, unmerklich sich vollziehende Entwicklung. Sie verwirklicht für ihn über Vorstufen und Übergänge hinweg das Ideal einer lückenlosen Kontinuität, die von einfachen Anfängen zur vollendeten Gestaltung hinführt. Und doch spricht N., durchaus mit Recht, von einem „epochemachenden Ereignis“. Nimmt man das ernst, so ist damit gesagt, daß die Schöpfung des Futhark einen Einsatz bedeutet, der gegenüber allem Vorangehenden etwas Neues hinstellt. Sie ist eine Schöpfung im strengen und eigentlichen Sinn, eine bewußte und verantwortliche Tat, und das führt weit weg von jener allmählichen, in unerkennbarem und unbewußtem Dunkel abrollenden „Entwicklung“.

Solch entscheidende Tat mußte auch in einem entscheidenen Zeitpunkt vollzogen werden. Zur fruchtbaren Schöpfung gehört der fruchtbare Augenblick. Diese kimbrische Wanderung, die die Germanen zum ersten Male nach Süden blicken ließ, die sie in neue Bewegung brachte und aufwühlte, schuf die Bereitschaft auch zur geistigen Tat. So wurde der Übergang von der Sinnbildschrift zur Lautschrift erstmalig gewagt und damit etwas getan, das für die Zukunft von unabsehbaren Folgen war. Wie der Kimbernzug als kriegerisches Ereignis den Eintritt der Germanen in die Geschichte bedeutete, so das Runenfuthark daselbe auf geistigem Gebiet. Auch da wurde die Vorgeschichte verlassen und der erste Schritt zu geschichtlicher Bewußtheit vollzogen.

Von dem Zeitanfang des Runenfuthark kommen wir zu dem der Val-Camonica-Inschriften. Sie seien „wahrscheinlich älter und ursprünglicher als die gewöhnlichen norditalischen Alphabete“, vielleicht „sogar die ältesten epigraphischen Denkmäler, die wir von Norditalien überhaupt besitzen“, zitiert N. Die Feststellung ehrt uns als Finder, aber wir müssen die Ehre zurückweisen. In Bologna gibt es viele etruskische Inschriften, die früher entstanden sind; auch die Alpentäler haben ältere gebracht. N.'s Berufung auf F. Ribezzo

und G. Verdinelli besagt wenig. Denn keiner von beiden war imstande, die ihm vorliegenden Inschriftenproben richtig zu lesen. Und seit dem Erscheinen von F. Wharmoughs zweitem Band der *Prae-italic dialects* (1933) ist die Forschung auf eine neue Grundlage gestellt worden. N. hat, wie seine Zustimmung zu dem Zeitanfang von Ribezzo und Verdinelli zeigt, davon keine Notiz genommen.

Grundsätzlich müssen wir daran festhalten, daß in den Alpentälern bodenständige Inschriften im nordetruskischen Alphabet erst seit der keltischen Invasion eintreten (Vom Ursprung der Runen 28; 33f.). Auch diesmal handelt es sich nicht um allmähliche Entwicklung, sondern um die unmittelbaren Folgen eines einschneidenden politischen Ereignisses. Die Zurückdrängung der Etrusker aus der Poebene, das Nachrücken der Gallier ist in der Kunst (vgl. jetzt Verf., *Röm. Mitt.* 1939, 1f.) und in der Sprache deutlich. Die 1928 auf dem Ritten bei Bozen gefundene Inschrift eines sakralen Birkenstabes (PID. 2, 1 Nr. 189 bis) hat jetzt zur Nachprüfung der Inschriften im Bozener Alphabet geführt. Sie ergab den Nachweis einer rein etruskischen Sprache „mit einer sehr durchsichtigen gallischen Übersichtung in den Personennamen“ (C. Battisti, *Studi Etr.* 12, 364).

Ein dritter Punkt, auf den wir eingehen müssen, ist N.'s Stellung zu den vorrunischen Sinnbildzeichen. Er äußert sich zu der allgemeinen Frage „Runen und Sinnbilder“ nicht. Aber er bestreitet, daß in den Inschriften und auf den Felszeichnungen der Val Camonica solche Zeichen vorkommen. Eine Begründung seiner Ansicht haben wir nicht entdecken können; auf S. 33 steht eine einfache Ablehnung, nicht mehr. Aber es läßt sich noch vermuten, wie N. dazu gekommen ist.

N. bezieht nach eigener Angabe seine Kenntnisse über die Sinnbildtheorie aus den Arbeiten von Krause, Arntz, Nedel — also aus solchen, die über die Sinnbildzeichen handeln, die später ins Runenalphabet übergingen. Da er dort die von uns festgestellten Zeichen nicht gefunden hat, verwirft er auch unsere Deutung. Eine bessere weiß er nicht zu geben und zieht es vor, von Zeichen, „deren Herkunft bislang noch nicht erklärt ist“,



Abb. 3. Skälv, Ostergötterland

zu sprechen. In Wirklichkeit ist aus der Masse der vorrömischen Sinnbilder nur ein kleiner Teil ins Futhark übernommen worden. Wir hatten dafür auf eine Arbeit seines Landmannes G. Nilsson (Jahresschr. f. Vorgesch. 13, 134f.) verwiesen — es trifft also nicht zu, daß nur deutsche Forscher (N. auf S. 32) die Sinnbildtheorie vertreten. Inzwischen ist P. Grimms Untersuchung über die Salzburger Kultur erschienen, die Nilssons Ergebnisse bestätigt und erweitert (ebendort 29, 48f.).

P. Grimm ist eine Entdeckung von besonderer Tragweite gelungen (a. D. 59f.). Zwei Salzburger Scherben weisen Ritzungen auf, die von ihm mit südskandinavischen Felszeichnungen verknüpft werden konnten. Die Jagdszene auf Taf. XXXIV stimmt weitgehend mit ähnlichen Darstellungen aus Övile, Tanum und Gultorna überein (P. Grimm, a. D. Taf. XXXVI). Auch außerhalb von Bohuslän findet sie in Skålv (Östergötland) eine Parallele (Taf. XXXVI, 4). Das zeigt, daß man auch die Sinnbildzeichen aus beiden Bereichen miteinander verknüpfen darf. Bei der Scheibe von Fossum (Vom Ursprung der Runen 50f.; Abb. 21—22) zieht N. es vor, von „nachlässig ausgeführten“ Bildern von Anbetern oder Sonnenstrahlen — darüber läßt er mit sich reden — zu sprechen. Statt anzuerkennen, daß eine sorgfältige, am Original und Abguß durchgeführte Untersuchung gegenüber den älteren schwedischen Veröffentlichungen eine neue Sachlage geschaffen hat. Das Kammzeichen, der halbgeteilte Kreis, der Kreis mit den nach unten auslaufenden Strahlen, die alle auf der Scheibe von Fossum erscheinen, kehren unter den Sinnbildern der nordischen Kultur Mitteldeutschlands wieder (P. Grimm, a. D. 49, Abb. 15). Die Entsprechung zwischen den Felsbildern und Scherbenritzungen wird durch die der beiderseitigen Sinnbildern bestätigt.

Es bleibt noch ein letzter Punkt. N. meint, das Alphabet der Val-Camonica-Inschriften gebe dem „Runologen“ keinen „Anknüpfungspunkt für den Nachweis eines neuen Zeichens als Urform einer Rune“ (S. 27). Auch dies müssen wir bestreiten. Ein mit Recht angesehener Runenforscher wies uns brieflich darauf hin, daß die Form des n auf der Inschrift Nr. 4 (Vom Ursprung der Runen 12f.; Abb. 5) die langgesuchte Vorstufe für runisches 𐌺 abgebe. Von der üblichen norditalischen Form 𐌺 lasse sie sich weit schwerer ableiten. Um die Nachprüfung zu erleichtern, wird hier eine Teilaufnahme beigefügt (Abb. 1). Sie gibt zweimal den Buchstaben n; die Form links zeigt eine Verkürzung des schräg abwärts gerichteten Beistrichs, die zu seinem Schwinden bei der entsprechenden Rune bereits überleitet.

Auch eine Besonderheit auf einer unserer ältesten Runeninschriften, der Langenspiße von Dahmsdorf (erste Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Z.), findet jetzt ihre Erklärung. Dort senkt sich der Querstrich, entgegen der üblichen Schreibweise, gegen den Schriftbeginn hin abwärts. Diese Anomalie wird auch bei einigen anderen Runendenkmälern, die sämtlich zu den ältesten gehören, festgehalten und stellt eine Altertümlichkeit dar. Denn das entsprechende n unserer Inschrift aus der Val Camonica zeigt die gleiche Erscheinung. Die Schrift ist linksläufig wie Dahmsdorf, und der Querstrich verläuft von links unten nach rechts oben. Diese Eigentümlichkeit hat das älteste Futhark noch bewahrt.

Damit ist nicht nur die Ableitung einer Rune gelungen, sondern dieses Ergebnis ließe sich geradezu dafür anführen, daß die Schöpfer des Futhark ein Alphabet gleich dem der Val Camonica vor Augen hatten.

2. Wir kommen zum zweiten Teil, den Felszeichnungen selbst. Hier sind zunächst Zustimmungen N.s zu verzeichnen.

„Niemand wird leugnen“, so sagt er, „daß ganze Ritzungsflächen in der Val Camonica so wirken, als wären sie unmittelbar von den Bilderflächen Bohuslans und Östergötlands kopiert.“ Als „unantastbar“ bezeichnet er unsere zeitliche Bestimmung, daß die Felszeichnungen in Südschweden die unmittelbaren Vorgänger der norditalischen gewesen sind. Aber schon beginnen die Einwände. Daß nordische Einwanderer die Sitte nach Italien



Abb. 4. Puntebedra, Nordwestspanien

mitgebracht hätten, könne nicht widerlegt, aber auch nicht bewiesen werden. Einen Grund, sie besonders zu stützen, sieht N. nicht.

Wir gestehen, überrascht zu sein. Die Inschriften der Val Camonica sind in einer indogermanischen Sprache abgefaßt, und diese steht der latino-faliskischen Gruppe der Italiker so nahe, daß sie ihr zugerechnet werden muß. Über die Besung und Deutung der Inschriften



Abb. 5. Etenberg, Östergötland

ten wagt indessen N. sich nicht zu äußern. Er bekennt, daß dies über die Grenzen seiner Zuständigkeit hinausgehe. Das sind goldene Worte, aber man muß sich danach richten. Wir wissen nicht, wie eine indogermanische Einwanderung in Italien bindender bewiesen werden könnte als durch Übereinstimmung der archäologischen und sprachlichen Tatsachen. Wenn N.s Kompetenz sich auf die ersteren beschränkt, so sind dadurch die zweiten noch nicht widerlegt.

Wir kommen zu den Einzelheiten. N. stimmt mit uns darin überein, daß das Vorkommen von Schiffszeichnungen ein „unabweisbares Kennzeichen“ dafür sei, daß eine Felsritzung von einem Nordländer ausgeführt wurde. Bei dem Felsbild von Ram (Abb. 2) bestreitet er, daß es ein Schiff darstelle. Es sei die begonnene, aber nicht abgeschlossene Zeichnung einer Hütte. Wenn wir N. recht verstehen, so deutet er das quergelegte Rechteck (das übrigens keines ist!) als den Oberstock, die Aufbauten als die Stützen, die das steile Giebeldach der typischen Val-Camonica-Hütte tragen. Diese vermeintlichen „Stützen, auch die kleineren“, haben nun an ihrem oberen Ende knopfartig Verdickungen, die den Abschluß markieren und zeigen, daß die Stützen nicht weiter hinaufgeführt werden sollten. Wären sie Dachträger, so müßten alle diese Verdickungen entweder die Auflager oder die Bekrönung des Daches bedeuten; dann müßten sie zugleich alle in Form des Giebeldreiecks angeordnet sein. Ein solches Dreieck aber läßt sich durch sie nicht legen, und damit bricht N.s Deutungsversuch zusammen.

In Wirklichkeit handelt es sich natürlich um ein Schiff. Wir sind in der Lage, ein nordisches Vergleichsstück aus N.s eigenstem Arbeitsgebiet zur Verfügung zu stellen. Es stammt aus Stälv (Östergötland) und wurde von uns in der Nachbarschaft der Felszeichnung Ostergötlands bronsalder, Abb. 153, S. 92, aufgenommen; auf N.s Tafel CXIX ist es freilich nicht verzeichnet (Abb. 3).

Wieder läßt sich neben den archäologischen Beweis der sprachliche stellen. Mit dem Vorkommen der gleichen Schiffsdarstellungen in Südschweden und in der Val Camonica

hatten wir eine Liste zusammengestellt, die Übereinstimmungen der Worte für Meer, Wasser und Schifffahrt im Lateinischen und Germanischen zeigt. N. spricht von einem Einfall, der unserem Urteil kein gutes Zeugnis ausstelle. Wir bedauern: die Liste stammt nicht von uns, sondern von R. Much⁵, dem auch N. ein Urteil in dergleichen Fragen nicht absprechen wird. Sie gehört in die lange Reihe germanisch-lateinischer Wortgleichungen, auf deren Bedeutung gerade jüngst Forscher wie S. Gutenbrunner⁶ und S. Arng⁷ hingewiesen haben. Die einschlägigen Arbeiten sind diesem Kritiker unbekannt geblieben.

Eine weitere Fehlerquelle sucht uns N. auf religionsgeschichtlichem Gebiet nachzuweisen. Er erklärt die Übereinstimmungen zwischen nordischer und italienischer Felsbildkunst mit dem Hinweis darauf, daß die mythischen Vorstellungen der verschiedenen Völker eine weitgehende Gleichheit zeigen. So hätten gleichartige Glaubensvorstellungen auf beiden Seiten zu gleichartigen Bild Darstellungen geführt. Ein unmittelbarer Zusammenhang der Felsbildkunst bleibe darum unerweislich.

Wiederum ist an eine grundsätzliche Frage gerührt. Sie ist mit der Zurückführung der Darstellungen auf die zugrunde liegenden Vorstellungen nur auf eine andere Ebene verlagert. Denn es handelt sich nicht nur um religiöse Inhalte, um „Motive“ als solche. Mindestens so wichtig ist die geistige Form, die diese bei den einzelnen Völkern erhalten. Die Erdmutter ist den verschiedenen Indogermanenstämmen, den Semiten, den afrikanischen und vielen anderen Religionen gemeinsam. Was diese dennoch scheidet und bewirkt, daß eine Erdmutter im afrikanischen Bereich etwas durchaus anderes darstellt als bei den Griechen oder den Germanen, ist die geistige Prägung, die der Grundvorstellung jeweils gegeben wird. Sie macht jede Gottheit zum unverwechselbaren Eigenbesitz der einzelnen Völker und ihrer Religionen.

Geistige Form ins Künstlerische umgesetzt ist Stil. N. glaubt, daß die „arktischen“ Felszeichnungen Norwegens und Schwedens ohne Bruch in die bronzezeitlichen über-



Abb. 6. Großer Bildersjöen, Raquane. Val Camonica

gehen. Die auch von ihm anerkannte Verschiedenheit des Stils erklärt sich ihm, „voll zufriedenstellend“ als Folge des Übergangs der Jäger- zur Ackerbaukultur. Wir können eine solche, im primitiven Sinn ökonomische Erklärung nicht mitmachen. Der Wechsel der beiden Kulturstufen erklärt allenfalls, warum in den arktischen Felsbildern die Wildtiere die bevorzugte Stellung einnehmen und später nicht. Aber er erklärt keinesfalls: warum der Stil der Darstellung sich geändert hat; warum der Mensch mit einem Male im Mittelpunkt steht; warum an die Stelle des Umrisses die Silhouette tritt; warum die Größenverhältnisse sich geändert haben; warum das Verbreitungsgebiet der arktischen und bronzezeitlichen Felsbilder sich nicht deckt, sondern nur an einzelnen Orten ineinander übergeht; warum keine Stilübergänge, sondern nur eine zeitliche Überschneidung und gemeinsame Benutzung derselben Felsbildstellen vorliegen. Für alles dies gibt es nur eine Erklärung, und sie ist das Auftreten eines neuen Volkes. Die arktische Felsbildkunst ist vor- und nicht indogermanisch, die bronzezeitliche ebenso zweifellos indogermanisch. Dadurch bestimmt sich die Stellung der Val Camonica. Wir geben drei Felsbilder, das erste aus Nordwestspanien (Abb. 4), das zweite und dritte aus Ostergötland und der Val Camonica (Abb. 5–6). Alle sind sie aus der Bronze- oder frühen Eisenzeit; alle enthalten sie einen nach rechts laufenden Hirsch. Die inhaltliche Übereinstimmung könnte nicht vollständiger sein. Um so schärfer ist der Unterschied des Stils.

Die Hirschdarstellung aus Pontevedra ist im kalligraphischen Zug des Umrisses ausgewogener und gefälliger. Es kommt dem Verfertiger darauf an, die Gesamterscheinung des Tieres in einer einzigen, tiefeingeschliffenen Linie einzufangen, deren gleichförmig-wohlgerundeter Verlauf die Masse des Rumpfes und der Beine unter einheitlichem Kontur zusammenfaßt, dessen Ausläufer in der Kurbatur des Geweihs ausschwingen. In Ostergötland, in der Val Camonica verzichtet man auf die Gefälligkeit der Linie; man vermeidet sie geradezu, indem man den Umriss ausfüllt und an die Stelle des bloßen Konturs die Silhouette treten läßt. Auch die Übergänge sind weniger glatt, die Einzelheiten schärfer abgefeilt. Gliedmaßen und Rumpf, Kopf und Geweih werden deutlich geschieden und in ihrer Eigenform herausgestellt. Die akzentuierte Bewegung, das Gegeneinander der Richtungen wird gesucht, und man bedient sich ihrer als Mittel, um den Aufbau des körperlichen Gewächses, um Bewegung und eine charakteristische Lebendigkeit zur Anschauung zu bringen.

Auch stilistisch schließen sich die Felsbilder des südlichen Schweden und der Val Camonica zusammen. Es bestätigt sich, was sich bereits aus dem inhaltlichen Vergleich ergeben hatte. Inhaltliche, stilistische und sprachliche Tatsachen — sie weisen alle darauf hin, daß hier tatsächlich eine Einwanderung aus dem Norden stattgefunden hat.

Wir fassen zusammen und stellen zunächst unseren Gegensatz im Grundsätzlichen fest. Darüber hinaus ist ein entscheidender Mangel n.s. das Fehlen der Autopsie. Wenn man sie beim Archäologen verlangt, muß man beim Felsbildforscher die Forderung mit gleichem Nachdruck erheben. Ein zweiter Mangel beruht darin, daß n. zur Beurteilung der italischen Verhältnisse nicht die Voraussetzungen mitbringt. Wie die Dinge heute liegen, ist die Ursprungsfrage der Runen auch ein Stück altitalischer Geschichte.

¹ Wörter und Sachen, N. F. 1, 1938, 12 f.; Vom Ursprung der Runen. Deutsches Ahnenerbe, Reihe B, 1939.

² Berichte zur Runenforschung 1, 25 f.

³ Dies, gegen N. S. 25, wo er unsere Meinung falsch wiedergibt; vgl. Vom Ursprung der Runen 63.

⁴ Für die Einzelheiten sei auf Arnh-Beiß, Gesamtausgabe der älteren Runendentmäler, Band I, verwiesen. S. 10: Datierung; S. 13 f.: Form des n.

⁵ In: Germanen und Indogermanen 2, 549 f.

⁶ German. Frühzeit 22.

⁷ Vme Congr. internat. des linguistes, Brüssel 1939. Rapports 131 f.

Neue Felsbildfunde in Amerika

Von Heinz Joachim Graf

Die rührige amerikanische Altertumsforschung hat im letzten Jahrzehnt wieder eine ganze Reihe neuer Entdeckungen zu verzeichnen. Mit zu den bedeutendsten gehören die Felsbildfunde, die man 1930 im Staate Pennsylvania an mehreren Stellen im Gebiete des unteren Susquehanna machte und über die Donald A. Cadzow 1934 im 3. Bande der Publications of Pennsylvania Historical Commission unter der Überschrift: Petroglyphs (Rock Carvings) in the Susquehanna river near Safe Harbor, Pennsylvania ausführlich berichtet hat.

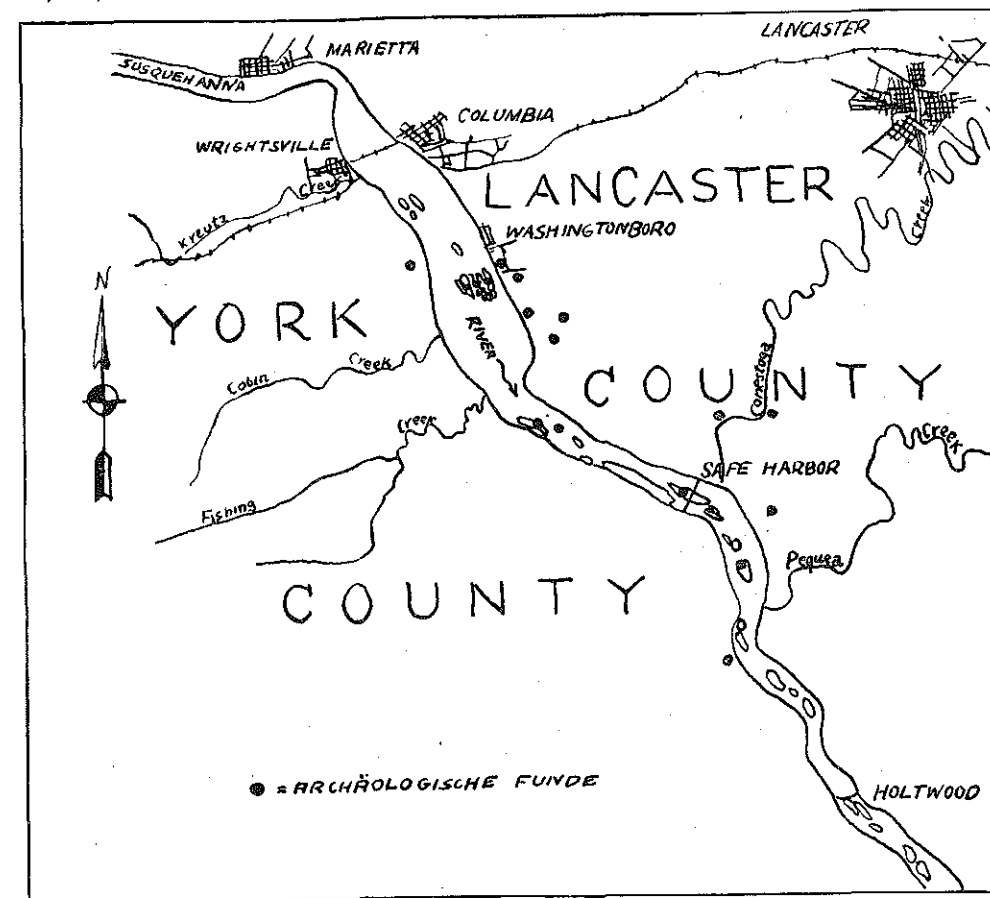


Abb. 1. Umgezeichnet nach Cadzow a. D. S. 8 (Graf)

An sich sind diese Felszeichnungen am unteren Susquehanna in Pennsylvania und Maryland den Gelehrten schon seit Jahrzehnten bekannt. Die erste genaue Auskunft über sie erschien bereits 1871 in den Verhandlungen des Anthropological Institute of New York. Es handelt sich um Felsritzungen auf den sogenannten Big and Little Indian Rocks, ungefähr eine halbe Meile unterhalb des neuen Staudammes bei Safe Harbor. 1889 besuchte Dr. W. J. Hoffmann diese Denkmäler, legte Skizzen von ihnen an und bestimmte sie als algonkisch. Ungefähr zur gleichen Zeit wurde die Gegend von Professor B. Frazer besucht, aber erst im April 1930 begann eine Expedition der Historischen Kom-

mission des Staates Pennsylvania unter Leitung von Donald A. Cadzow mit der planmäßigen Erforschung und auch Bergung dieser Denkmäler.

Die erste wichtige Inschriftengruppe fand sich dabei ungefähr drei Meilen oberhalb von Safe Harbor auf Walnut Island, einer felsigen Insel inmitten der reißenden Strömung des Susquehanna. Es ließen sich 21 Gruppen von Felsritzungen nachweisen, die zweifellos aus einer ganz anderen Zeitstufe stammten als die auf den Big and Little Indian Rocks

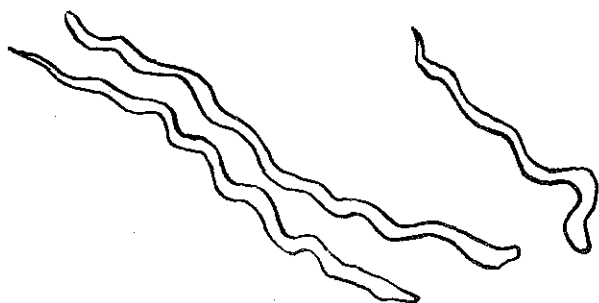
LITTLE INDIAN ROCK



Figur 1



Figur 2



Figur 3



Figur 4

Abb. 2

einige Meilen flussabwärts. Vielfach waren die Denkmäler infolge des reißenden Stromes in situ zerstört; so beispielsweise auf Big Island gegenüber der Stadt Washington Borough. Einige ungewöhnlich interessante Felsbilder fanden sich dagegen nicht weit von der Bahnstation Creswell auf der Lancaster-Seite des Stromes.

Infolge des ungewöhnlich trockenen Sommers 1930 war es der Expedition möglich, nicht nur Abgüsse auf Walnut Island vorzunehmen, sondern auch auf den Big and Little Indian Rocks Denkmäler zu beobachten und zu retten, die bis dahin viele Jahre

lang teilweise vom Wasser des Holtwood-Dammes überflutet waren. Im Sommer des Jahres 1931 wurde dann sogar ein großer Teil der Felsbilder durch eine geschickte Drill-Bohrungs-Methode von dem übrigen Fels gelöst und für weitere Forschungen gerettet.

Die außerordentlich reichen Ergebnisse der Expedition sollen uns hier nur insofern kurz beschäftigen, als sie Vergleichsstoff für unsere eigene Felsbildforschung liefern. Dabei interessiert uns vor allem auch die Ausdeutung, die die amerikanischen Gelehrten dem aufgefundenen Sinnbildgut von ihrer Blickrichtung her geben.

D. A. Cadzow beschreibt und deutet a. D. S. 38 ff. folgendermaßen:

Figur 1: „Menschliche Gestalt mit erhobenem rechten Arm. Bei gewissen Algonkin-Stämmen war das Erheben der rechten Hand ein Zeichen für Frieden. Die linke Hand zeigt Verrat an.

Demütiges Gebet an den Großen Geist (Great Spirit).“

Figur 2: „Menschliche Fußspur.“

Figur 3: „Sie zeigt Flußbänke oder Schlangen an.

Die Schlange erscheint in der Algonkin-Mythologie als ein böser Geist. Sie versinnbildlicht Heimlichkeit, ist sie aber mit einer Feder geschmückt, so bedeutet sie Tapferkeit.

Ein mächtiger böser Geist, der vermutlich unter Wasser leben mußte, wird oft durch einen Schlangenleib verkörpert.“

Figur 4: „Menschliche Gestalt mit ungewöhnlich großen Händen.“

Diese wenigen Beispiele zeigen wieder einmal, wie viele Vergleichsmöglichkeiten das amerikanische Material bietet, und wie wichtig es für unsere eigene Felsbildforschung, vor allem aber ihr besonderes Hauptgebiet, die Sinnbildkunde ist, die Veröffentlichungen der Amerikanistik in weitestem Umfange mit entsprechender methodischer Vorsicht zu berücksichtigen. Sobald wir uns nicht mit äußeren Formvergleichen und voreilig aus ihnen gezogenen Schlüssen begnügen¹, sondern exakt und vorsichtig den Sinnbereich der auf europäischen und amerikanischen Seite gestaltgleichen Symbole und möglicherweise ihre Entwicklungsgeschichte untersuchen, vermag uns die vergleichende Methode wirklich fruchtbare Erkenntnisse zu schenken.

¹ So ist eben nicht jede Schlangenlinie gleich als Schlange zu betrachten. Vgl. unsere Figur 3; es sind in jedem Falle alle nur möglichen Kriterien zu beachten, und nichts ist dringlicher, als zuerst bei der Untersuchung des Symbols die möglicherweise vorhandenen Bedeutungsschichten sorgfältig zu trennen, nebeneinanderzustellen und schließlich vergleichend zu betrachten.

Unsere Väter sind durch die Gewohnheit längst abgehärtet worden, daß sie sich durch ihre ausgearteten Nachkommen noch in ihren Gräbern martern lassen müssen. Allein, was das allerunerträglichste ist, so machen jene die griechischen und römischen Altertümer zu Bollwerken, mit welchen sie sich wider die Deutschen verschanzen. . . . Es sei auch nach wie vor erlaubt, gut römisch zu essen, gut römisch zu trinken, gut römisch zu wohnen, gut römisch zu schlafen. Zerreiße nur nicht die Bande der Natur, und störe nur nicht die Asche eurer vermoderten Väter. Laßt euren Blutsfreunden Gerechtigkeit widerfahren!

Gottfried Schüze 1754

in der Schrift „beweis, daß die alten Deutschen und nordischen Völker weit vernünftiger Grundsätze in der Religion gehabt haben, als die alten Griechen und Römer.“

Pferd und Wagen in ihrer glaubensmäßigen Bedeutung

Don Volkmar Kellermann

Eine größere Anzahl von Grabgefäßen, die uns aus der germanischen Vorzeit überliefert sind, tragen Darstellungen, denen eine religiöse Bedeutsamkeit nicht abzuspüren ist. Besonders häufig und klar treten uns solche Zeichnungen in der frühostgermanischen Kultur entgegen, und so sollen die Äußerungen dieses Volkstums hier als Ausgangspunkt dienen. Auf den Gefichts- und Mühnurnen findet sich eine Gruppe von Zeichnungen, die einen Reiter oder ein lediges Pferd zeigen, letzteres ist entweder allein dargestellt oder es wird von einer Hand geführt, die aus dem Urnenleib hervorkommt: der Hand des Toten. Hierbei erinnern wir uns der zahlreichen Sagen, die von einer Pferdeverwandlung der Toten zeugen und zu derer, die den Verstorbenen beritten erscheinen lassen. Einige seien hier angeführt:

Ein hartherziger Edelmann erzürnte sich eines Tages über seinen Gärtner derart, daß er ihm bei Todesstrafe gebot, den großen Baum vor der Einfahrt des Schlosses ohne fremde Hilfe zu fällen und binnen zwei Stunden ins Schloß zu bringen. Als der Gärtner ratlos vor dem Baum stand, nahte ein Gefährt mit vier schwarzen Rappen bespannt, das ein graues Männlein lenkte. Es schlug mit einer hölzernen Hacke rund um den Stamm auf den Erdboden, und der Baum stürzte. Ein kleines Würzelchen mußte der Gärtner noch mit seiner Stahlgart durchschlagen, dazu war das Männlein nicht imstande. Den Baum hob es auf den Wagen und peitschte die Pferde, die ihn laut schnaubend auf den Schloßhof brachten und Feuerflammen aus den Mähren schnoben. Der Edelmann erschraf darüber sehr, da rief ihm das Männlein zu: „Schöne Pferde, was? Hier die beiden sind deine Eltern, und die Vorderpferde deine Großeltern. Wenn du und dein Weib dich nicht ändern, werde ich wohl bald mit Sechsen fahren!“ Sprach's und verschwand. Nur der Baum blieb als Wahrzeichen vor der Tür liegen. (Aus Kunow, Kr. Ramin¹.)

Als einmal ein Mann durch den Wäldsch ging, kam ihm ein Pferd entgegen; das drehte sich auf dem Wege um und ließ den Mann nicht vorbeigehen. Da er nun ausweichen und über die Heide gehen wollte, sah er einen Menschen an einer Fichte hängen. — Das Pferd war ein Gespenst. (Mündlich aus Guben².)

Tote erscheinen überall in Pommern öfters des Nachts beritten. Sie schaden nicht, wenn man von der Begegnung schweigt, sonst aber muß man sterben. Ein Schimmelreiter ohne Kopf, der nachts um zwölf Uhr um eine hohle Eiche sprengte, soll der Geist eines Mannes sein, der sich dort erhängte. (Gammendorfer Forst, Kr. Grimmen³.)

Diese drei Beispiele mögen genügen. Wenn das Pferd in den Überlieferungen dämonische Züge angenommen hat, so ist dies nicht zum wenigsten auf Einflüsse der Kirche zurückzuführen, die immer bestrebt war, solche „heidnischen“ Gebräuche und Vorstellungen, die doch Ausdruck eines alten und tief verwurzelten Glaubens sind, entweder zu vernichten oder, wo dies nicht gelang, wenigstens umzuformen. — Die Rolle des Pferdes im Glauben der Germanen soll im folgenden noch näher erörtert werden.

In seiner Arbeit: Das Pferd im Totenglauben⁴ warnt Malten davor, hier einen

indogermanischen Glaubensbestandteil zu sehen. Solche Vorstellungen könnten vielmehr überall dort aufkommen, wo je das Pferd gezüchtet worden sei. Dabei ist von Malten vergessen worden, daß gerade die Pferdezüchtung zuerst bei den Germanen betrieben wurde und sich von hier aus überall dorthin verbreitete, wo indogermanisches Volkstum auftritt⁵. Die kultische Bedeutung des Pferdes aber folgert schon aus einer Pferdeopferung der jüngeren Steinzeit von Trälleborg⁶.

Wir haben aus den oben wiedergegebenen Sagen erkannt, daß der Tote sich in ein Pferd verwandeln kann; diese Vorstellung geht Hand in Hand mit der anderen, daß der Tote auf einem Pferde reitend gedacht wird. Hier sind die Sagen von der Wilden Jagd einzuordnen. In dunklen, stürmischen Nächten, besonders in der Zeit der Wintersonnenwende, braust die Totenschar durch die Lüfte mit heiserem Gehen, Läuten, Rufen. An der Spitze reitet der Nachtläger, der auch allein erscheinen kann. Sein Name: Wode, Waur, Wuid usw. und der seines weiblichen Gegenstückes: Fru Wode (in Norddeutschland) weist auf Wodan, den Totengott der späten Überlieferung. Sein achtfüßiges Roß Sleipnir findet sich als Nebelroß noch in Tirol⁷. Dem Vorwichtigen, der Jagen

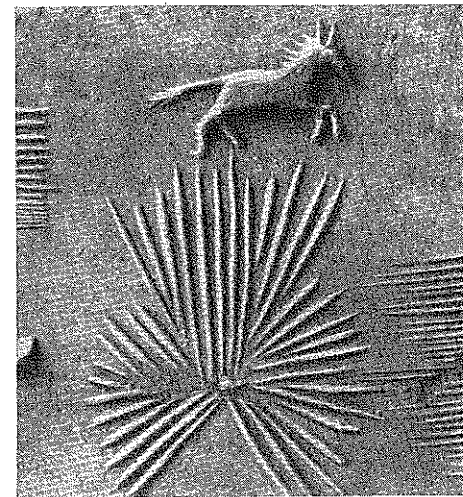


Abb. 2. Weihnachts-Lebkuchenmodell, Lüneburg

bürgen klopft der Wilde Jäger als Todestgott an die Tür, er reitet auf einem kopflosen Pferd, dem Schimmel oder Rappen⁸. Sein Nachfolger, der Teufel, verfügt ebenfalls über einen Pferdefuß, seine Herleitung aus der Todestgotttheit, die sich wieder aus dem ins Jenseits reitenden Ahn entwickelt, scheint gewiß; so kehrt in Oldenburg der Tote als Mensch mit Pferdefüßen wieder⁹, und zahlreiche Sagen aus dem Osten berichten davon, wie der Teufel die Toten mit Hufeisen beschlägt. — Diese seltsame Tierverwandlung weist uns aber den Weg zur Ausbeutung der Geleittiervorstellung. Das Pferd wird zum Führer in die Außenwelt, von der es eine Rückkehr ins Diesseits gibt¹⁰, im Gegensatz zu den dogmatisch-kirchlichen Vorstellungen, die sich aber im Volkstum mit den älteren, oben angedeuteten, vermischen haben. — Auch in den altindischen Veden wird berichtet, daß die Priester beim Roßopfer den Schweiß des Pferdes anfassen müssen, denn es weiß den Weg in die andere Welt; und in zahlreichen Märchen und Mythen ist ebenfalls davon die Rede¹¹. — Die griechischen Aristionvasen, mit Zeichenbrand gefüllt oder auf dem Grab stehend, zeigen einen Pferdekopf; auch ist es hellenischer Volksglaube, daß ein Pferd im Traum den Tod bedeutet¹². Es bleibt auch zu vermuten, daß die griechischen Unterwelts- und Todestgotttheiten pferdegestaltig waren, bei Poseidon scheint es gewiß¹³.

Hierzu stimmen die Überlieferungen im nordgermanischen Gebiet. In Dänemark erscheint der „helhest“, das Pferd der Hel, dem die alten Skandinavier einen Scheffel Hafer gaben¹⁴. Die Bauern von Mielberg legen noch jetzt einen Scheffel Hafer auf den „Festenberg“; die Gabe wird nachts von „Jemand“ geholt¹⁵. Hier erscheint die Beziehung zu den

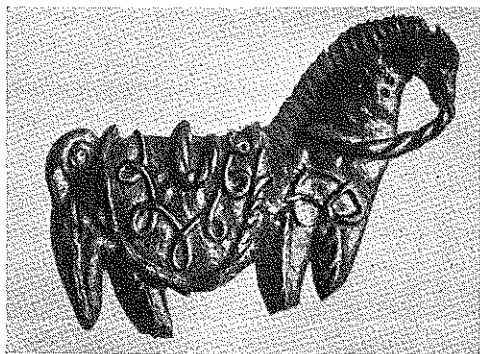


Abb. 1. Gebackenes Pferd (Weihnachten), Gossensaß

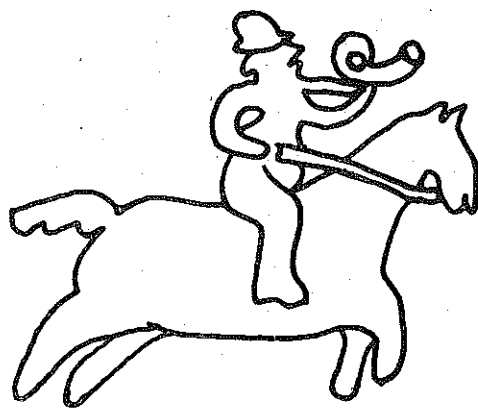


Abb. 3. „Wilber Jäger“,
Weihnachtsgebäl aus Bäumeburg

König aufgenommen über ganz Schweden, und es wurde ein Roß aus Thing geführt und entzweigehauen und zum Essen verteilt, und mit dem Blute röteten sie die Blutbäume.“ (Hervör-Saga, Kap. 16.) — In der Eyrbyggja-Saga (Thule 7; 39) wird berichtet: „Auch Thorbjörn der Starke besaß dort ein Gestüt, das er oben auf der Bergweide grasen ließ, und erwählte sich davon gewöhnlich ein Roß aus, um es auf dem Herbstopferfest zu schlachten.“ — Schon aus der jüngeren Steinzeit ist uns ein Fund bekannt, der eindeutig auf eine Pferdeopferung weist. Und zwar fand man in Ustorpä bei Trälleborg in Schonen die Reste eines jungen Pferdes, in dessen Stirn ein abgebrochener Steindolch steckte, der zur Gruppe der jüngsten steinzeitlichen Formen, der sogen. Fischschwanzdolche gehört¹⁸.

Das Essen von Pferdefleisch erregt dann das Mißfallen der Kirche, und wir dürfen wohl annehmen, daß es sich hier nicht um ein

Toten im Berge¹⁶ besonders deutlich. — Es ist auch dänische und deutsche Sitte, zur Einweihung eines Friedhofs zuerst ein Roß zu begraben¹⁷.

Aus allen diesen Vorstellungen wird es deutlich, warum Pferdeopfer bei den Germanen Brauch waren. Bei der Schilderung des großen Opferfestes von Upsala erwähnt Adam von Bremen ausdrücklich Pferde, die nach der Opferung an den Bäumen im heiligen Wald aufgehängt wurden. Ganz ähnliches wird in den Sagas erzählt: „Svein, der Schwager des Königs, ... bot den Schweden an, die Opfer vor ihnen zu verrichten, wenn sie ihm das Königtum gäben. Dem stimmten sie alle zu. Da wurde Svein zum

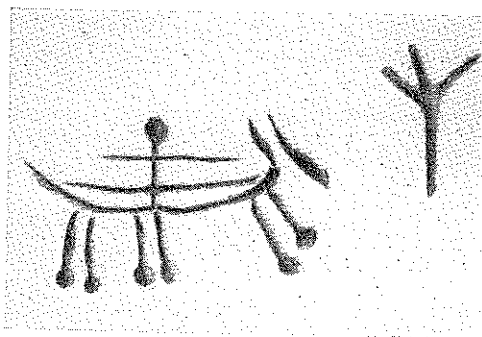


Abb. 4. Dzhöft, Kr. Puzig

gewöhnliches Genußmittel handelt, sondern um eine religiös bedeutsame Speise. So schreibt Papst Gregor III. an Bonifatius: „Du berichtest, daß einige Leute wilde Pferde, mehr aber noch zahme Pferde essen. Das darfst du in Zukunft um keinen Preis mehr dulden!“, worauf Bonifatius das Essen von Pferdefleisch bei Todesstrafe verbietet. Trotzdem war es zum Beispiel noch im Jahre 1318 zu Königsfelden Brauch, Pferde bei Leichenfeiern zu opfern¹⁹.

Dem Haupte des Opferpferdes wohnt ganz besonders weisssagende und heilsame Kraft inne. Dazu berichtet Sago²⁰: „Grep stellte den Kopf eines geopferten Pferdes auf eine Stange und sperrte durch einen Pflock das Maul weit auf, damit der Feind aus dem

Land abgewehrt sein sollte.“ Verwandte Vorstellungen bewegen noch heute den Bauern, wenn er Pferdeköpfe auf die Äcker stellt, um die Saat zu schützen. Allgemein verbietet Gregorius I. den Franken, Tierhäupter als Opfer darzubringen (Epist. IX, 11), und endlich sei hier noch des weisssagenden Roßhauptes in dem deutschen Märchen von Falada gedacht²².

Thorir, einer der ersten isländischen Landnehmer, wanderte durch zwei Jahre mit seiner Frau hinter seiner Stute Skalm her und siedelte sich endlich dort an, wo sie sich mit ihrer Last zur Ruhe legte (Landnamabok 23).

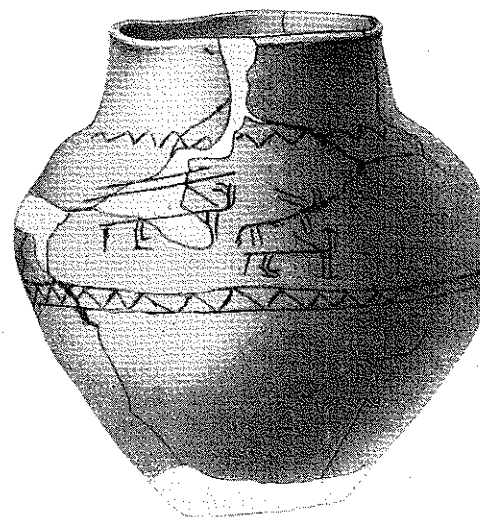


Abb. 7. Hoch Kelpin, Kr. Danz.-Höhe

folge umsieht, so stirbt bald noch jemand aus der Familie (Ostpreußen). Wenn das Pferd im Finstern schnarcht, sieht es den Tod (Ostpreußen), und wenn es vor einem Haus scheut, so stirbt bald jemand darin (Rheinland, Westfalen). In der Lausitz horchen die Mädchen am Weihnachtsabend an der Tür des Pferdestalls; wenn ein Pferd wiehert, heiraten sie im nächsten Jahr²⁶. Im Harz glaubt man, schwangere Frauen müßten, um zur rechten Zeit gebären zu können, einen Schimmel aus ihrer Schürze Hafer fressen



Abb. 6. Schneidemühl

Aus mehreren Sagas ist uns bekannt, daß Pferde der Gottheit geweiht wurden und besondere Kräfte in sich bargen, wie zum Beispiel die Geschichte von Freyfaxi, dem Pferde des Isländers Brand, der nach ihm den Namen Faxibrand erhielt, zeigt. Vielleicht ist auch die Inschrift des Runensteines von Roes, der eine Pferderitzung aufweist, hier einzuordnen („iu pin Udr rak“ = Diesen Hengst trieb Udd)²³.

Bei den isländischen Pferdekämpfen wird es besonders deutlich, wie eng das Roß mit seinem Herrn verbunden ist. In ihm ist sein Besitzer anwesend, und oft folgte den Hengstbeißereien eine bewaffnete Auseinandersetzung ihrer Herren²⁴. Schon auf einer Grabplatte von Kibit finden wir einen Hengstkampf dargestellt, und gleiches ist auf wikingischen Grabsteinen wiedergegeben²⁵.

Die „Heiligkeit“ des Pferdes ist vom Bauerntum unserer Tage nicht vergessen: Aus seinem Verhalten kann man Schlüsse auf die Zukunft ziehen. Wenn eines der Pferde am Leichenwagen sich nach dem Ge-

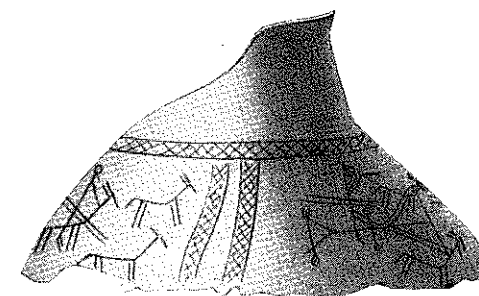


Abb. 8. Wittkau, Kr. Glatow, Berlin

Abb. 5. Mehrwalde, Kr. Marienwerder

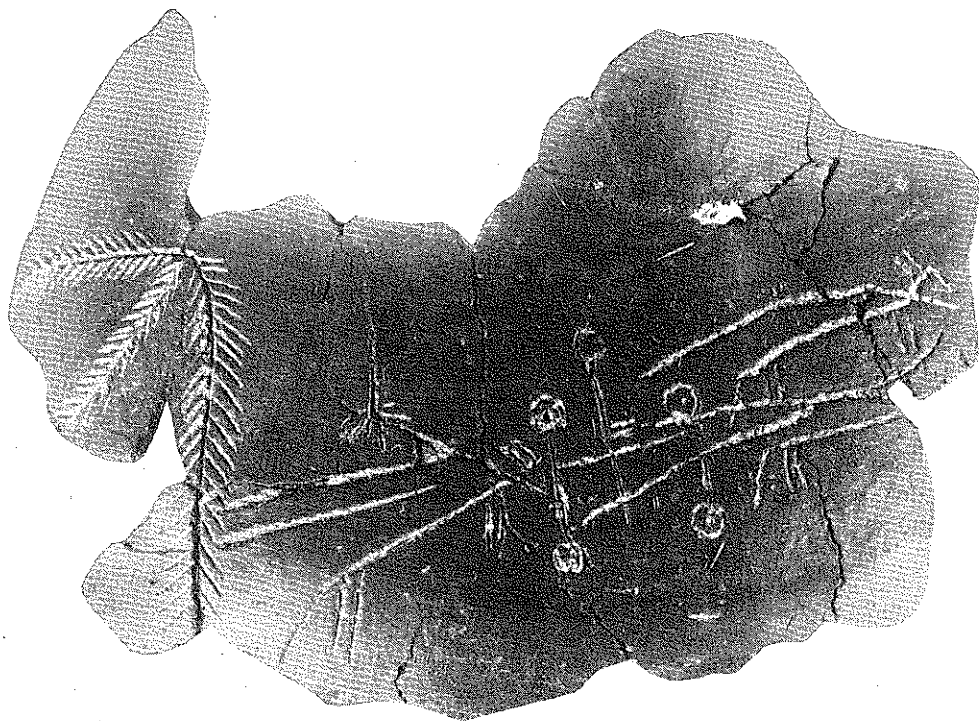


Abb. 9. Eindeuben, Kr. Flatow

lassen und ihn bitten, für ihre baldige Entbindung zu sorgen²⁷. So ist das Pferd, wie diese wenigen Beispiele zeigen, mit den wichtigsten Geschehnissen des menschlichen Lebens, mit Geburt, Hochzeit und Tod, eng verbunden.

Das gleiche bezeugen auch die Denkmäler der sächlichen Volkskunde. Das Anbringen von Pferdeköpfen oder Kopfschädeln am Haus, das glückbringende Hufeisen, weisen auf die Heilsamkeit des Pferdes hin. Ein Kopfschädel schützt das Haus vor Wetterschaden, Krankheit und anderem Unheil²⁸. Der Schimmelreiter der Fasnacht oder der Schnabbut

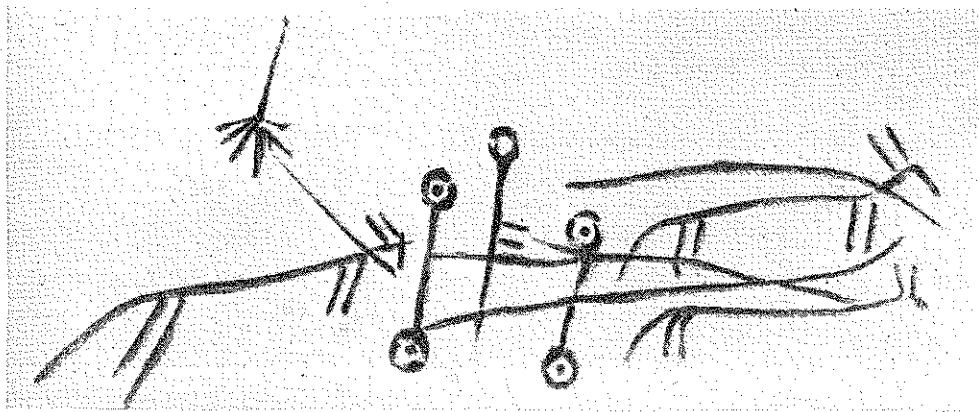


Abb. 9a. Umzeichnung von Abb. 9

Pommerns zeigen die Wirksamkeit des Pferdes im Brauchtum. Besonders aufschlußreich ist ein Reim von den Klöcklerzügen zur Adventszeit in Rärnten:

Unt'n im Moos,
Liegt a toat's Roß,
Js hint und vorn off'n,
Seint die Klöckler draus g'schloff'n.

„Hier erscheint wieder der ganze Körper des Pferdes als ein Füllhorn des ersehnten Überflusses und Segens“, schreibt Karl v. Spieß dazu²⁹.

Die rheinische Kirmes wird durch einen Kopfschädel dargestellt, den man nach Beendigung des Festes vergräbt, um ihn übers Jahr wieder hervorzuholen³⁰.

Ich möchte endlich noch auf einige Denkmäler der Volkskunst hinweisen, die das oben Gesagte bestätigen. So auf das gebadene Roß aus Gossensaß, das mit vielerlei Heilszeichen besetzt ist (Brezel, Hörnchen, Spirale und Schleife; Abb. 1); oder auf die Model aus Lüneburg mit dem über ein Strahlenbündel springenden Pferd (Abb. 2). Wenn dann noch der Wilde Jäger auf manchen dieser weihnachtlichen Gebäckbrote erscheint (Abb. 3), so ist die Beziehung zu den alten Totenvorstellungen sinnfällig³¹. Wie stark auch im Christentum die alten Anschauungen von der Heiligkeit des Pferdes weiterbestehen, zeigt eine Urkunde von 965: der Erzbischof Bruno von Köln vermacht hier dem hl. Pantaleon „alle seine Stuten, mit Ausnahme derer, die in der Kirche selbst schon vor dem Stifter waren“, den „Koffen Gottes“³². Von Tempelgestütten berichtet schon Tacitus bei der Erzählung vom Pferdeorakel in seiner Germania, Kap. 10. Priester und Könige begleiten den von heiligen Pferden gezogenen Kultwagen. (Vgl. weiter unten.)

Die Darstellungen aus der Vorzeit und besonders auf den Grabgefäßen der frühen Ostgermanen ordnen sich klar in diesen Rahmen ein. Immer wieder finden wir das Pferd abgebildet, das der Tote im Leben benutzte und auf dem er ins Jenseits hinüberreitet. Seien es die durchbrochenen allemannischen Schmuckscheiben oder der bekannte Reiterstein von Hornhausen. Zwischen den zahlreichen Sinnzeichen des Kriemhilden-Brunholdenstuhls bei Bad Dürkheim finden wir das Pferd neben dem Sonnenrad, und der Wagen von Trundholm zeigt es, eine goldbelegte Scheibe ziehend. Im Südbengland, bei Uffington Castle, Berkshire, finden wir, nicht weit von einer eisenzeitlichen Wallburg, die riesenhafte Darstellung eines laufenden Pferdes³³; „auf einem großen Platz davor, sicher einem altfächsischen Opferplatz, versammeln sich heute noch zur Zeit der Sommer-sonnenwende die Bauern“³⁴.

Gäufig wird das Pferd im germanischen Raum mit dem Toten zusammen begraben

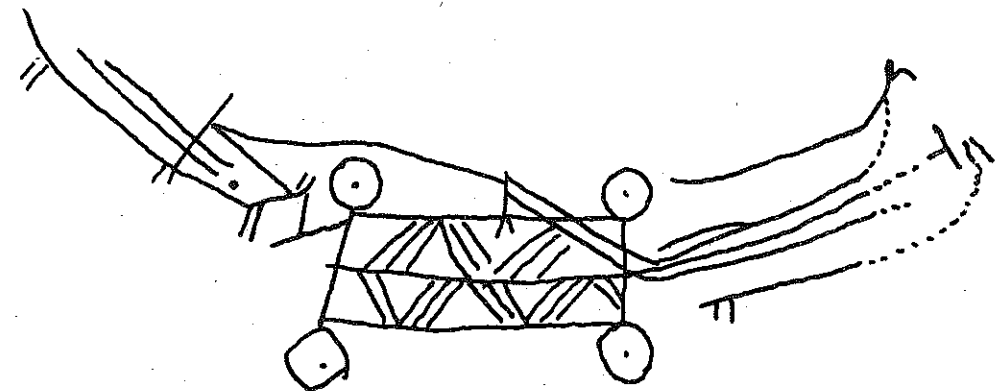


Abb. 10. Lamenstein, Kr. Dirschau

(Wiskauten, Neukölln, Wandalengräber Schlesiens, Mitteldeutschland, Niedersachsen usw.). Die Darstellung der Urne von Orhöft (Abb. 4) zeigt, wie das Pferd, das seinem Herrn folgt, nun sinnbildlich die Führung ins neue Leben übernimmt; auf einer Urne von Rehrwalde erscheint das Pferd zusammen mit dem Zeichen des Todes (Abb. 5). Sicher sind auch die zahlreichen Berichte von Umritten (zum Beispiel Beowulf) hier einzuordnen³⁵. Die Totenjagd, die in der Wilden Jagd der Volksfage als ein später Nachklang weiterlebt, findet sich besonders eindringlich in den Zeichnungen (Hoch-Relpin, Dobrin; Abb. 6—7). Die Urne von Wittkau (Abb. 8) leitet über zu den Wagentdarstellungen, die ebenfalls als mit dem Totenkult verbunden zu betrachten sind.

Hier ist der Tote auf einem Wagen stehend dargestellt, hinter ihm führt die Hand der Urne ein lediges Pferd (Abb. 9). Oder aber ein Reiter mit Waffe ist hinter dem Wagen abgebildet (Abb. 10); dieser Reiter geht auch wieder dem Wagen voran (Abb. 11). Vielleicht haben wir es hier mit der Darstellung des Ahn zu tun, der den Verstorbenen zu den versammelten Sippengeossen hinführt; zu beachten ist die Übereinstimmung mit den Volksfagen, die die Wilde Jagd auf einem Wagen einherziehen lassen. Einige Beispiele:

Im Kreis Neustettin glaubt man, die Wilde Jagd zöge auf einer Art Fuhrwerk, mit feurigen Rössen bespannt, dahin. Der Jäger selbst, der mit Fuchsen und Klappern dahinfährt, ist schwarz, hat einen Pferdefuß und wird auch der Duebel oder Beelzebub genannt. (Aus Tempelburg, Nr. Neustettin³⁶).

In Göttemitz auf Rügen erscheint der

Wagen als „Sackelbergs Gespann“ oder „Helmwagen“³⁷. — An die Heiligkeit des Wagens erinnern Sagen wie die vom „goldenen Wagen“ von Bunzlau³⁸ oder der Wagenumzug bei der Spergauer Lichtmeß; endlich auch der Schiffswagen im Faschnachtsbrauchtum.

Wagen bei Bestattungen im Original mitzugeben, ist auch sonst bei den Endogermanen Sitte. Ich erinnere nur an die Wagentgräber der Hallstattfürsten (mit vierrädrigen Wagen) und die der keltischen Marneultur (zweirädrige Wagen). Ebenfalls wird uns von der Totenfahrt Brynhilds im umzettelten Wagen aus der Wikingzeit berichtet³⁹. —

Wenn das gesamtindogermanische Volkstum mit seinen Denkmälern zum Vergleich herangezogen wird und wenn man nicht vergißt, auch das Volkstum unserer Tage sprechen zu lassen, dann kann der Versuch, die Vorzeitdenkmäler zum Reden zu bringen, nicht mißlingen!

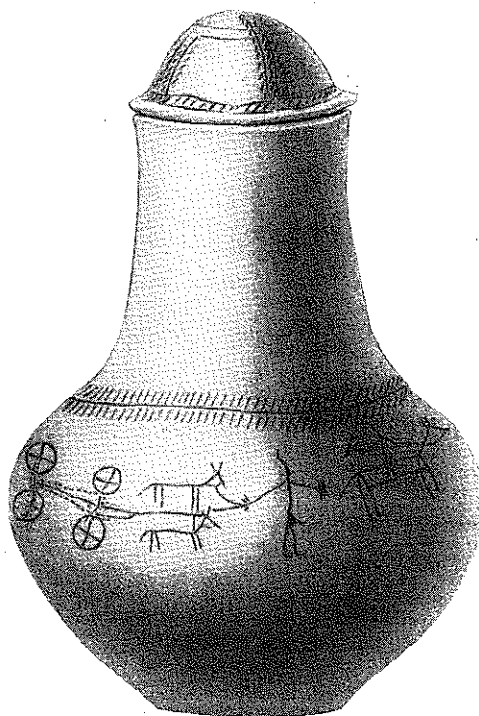


Abb. 11. Darstlub, Nr. Puzig, Thorn

Nachtwächter hinter zwei Kindern herjagend auf einem Hundefuhrwerk³⁷.

Auch Frau Gode erscheint mit Vorliebe in den Zwölften mit einer Meute. Zu sehen ist sie aber nicht; andere wieder berichten, daß sie einen Knecht bestrafte, der einen ihrer Hunde schlug. Einen Zimmermann, der ihre Deichsel, die gebrochen war, reparierte, belohnte sie reichlich. (Aus der Prignitz³⁸.)

Daß die Auffassung von der auf einem Wagen dahinfahrenden Wilden Jagd urtümliche Züge aufweist, bezeugt auch die Benennung des Stern-

Anmerkungen:

- ¹ Jahn: Volksfagen aus Pommern und Rügen, Nr. 390.
- ² Gander: Niederlausitzer Volksfagen, Nr. 22.
- ³ Jahn: a. a. O. 531.
- ⁴ Jb. d. kaiserl. arch. Inst. XXIX/1914, S. 179 ff.
- ⁵ v. Spieß: Deutsche Volkskunde als Erschließerin... S. 198 ff.
- ⁶ Vgl. auch die neuen Ausgrabungsergebnisse Reinerth's im Dümmersee (Oldenburg), die klar ergeben, daß schon in der Jungsteinzeit das Pferd im Norden gezüchtet wurde.
- ⁷ Laistner: Nebelsagen 1879, S. 91 ff.
- ⁸ Malten: a. a. O.
- ⁹ Buttk: Volksaberglaube 3, 473.
- ¹⁰ Spieß: a. a. O., S. 107.
- ¹¹ „Denn die Menschen kannten den Weg zur Himmelswelt nicht, aber das Pferd kannte ihn. So nimmt es sie zur Himmelswelt mit.“
- ¹² Apastambagrantaśūtra 13, 4; erläutert durch Śaittirīyabrāhmaṇa 3, 8, 22, 1.
- ¹³ Malten: a. a. O.
- ¹⁴ Malten: a. a. O.
- ¹⁵ v. Berger: Deutsche Pflanzenfagen 1864.
- ¹⁶ Vgl. Hartmann im Archiv für Religionswissenschaften 1937.
- ¹⁷ Grimm: Deutsche Mythologie 4, 956.
- ¹⁸ Vgl. „Mannus“ VII, 72; abgebildet in Ebert's Reallexikon, Band 9, Taf. 95a (Erfolm).
- ¹⁹ Rothholz: Deutscher Unsterblichkeitsglaube 1867, S. 163 f.
- ²⁰ Sago V, 114.
- ²¹ Zum Beispiel Sloet: De dieren in het Germaansche volksgeleef en volksgebruik; 156—157.
- ²² Vgl. Spieß: Mannus a. a. O., S. 136 ff.
- ²³ W. Krause: Was man in Runen rihte, S. 34.
- ²⁴ Grönbeck: Kultur und Religion der Germanen, Bd. II, S. 153; vgl. Gluma 38, 51; Grettir R. 29; Njala 264 ff.
- ²⁵ Vgl. isländisches heftaping (de Bries: Altgerm. Religionsgesch. II, § 91).
- ²⁶ Buttk: a. a. O., 40.
- ²⁷ Bröhle in Zeitschr. f. dtische Myth. I, 206.
- ²⁸ Montanus: Deutsche Volksfeste... 32.
- ²⁹ Spieß: Mannus a. a. O., S. 135.
- ³⁰ Lippert: Christentum, Volksglaube und Volksbrauch.
- ³¹ M. Höfler: Weihnachtsgebäude.
- ³² Freytag: Das Pferd im germanischen Volksglauben (Festschr. z. 50jährig. Bestehen d. Friedrichs-Realgymn. zu Berlin; Berlin 1900).
- ³³ Abgebildet in: Luftbild und Vorgeschichte, Berlin 1938, S. 62.
- ³⁴ Nach Jung: German. Götter und Helden, aus Hindringer: Weitheroß und Rostweide, 1935.
- ³⁵ Vgl. hierzu: Redel: über das kultische Reiten in Germanien; „Germanien“ 1933, S. 7—9.
- ³⁶ Jahn: a. a. O. 33.
- ³⁷ Haas: Volksfagen aus Pommern, 67.
- ³⁸ Der Hund oder Wolf tritt auch sonst als Totentier auf; vgl. „Germanenerbe“ 1938, S. 34 f.
- ³⁹ Ruhn: Märktische Sagen, S. 75.
- ⁴⁰ F. V. Grohmann: Sagen aus Böhmen, 1862, S. 97 ff.
- ⁴¹ Weinhold: Altnordisches Leben.

Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt: er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt; — wobei er den Tod betrachtet, wie das Winken der Augen, welches das Sehen nicht unterbricht.

Schopenhauer

Erwecker der Vorzeit

Gustav Klemm und seine Gedanken über „aktive und passive Menschenrassen“.

Gustav Klemm und sein Werk verdienen von uns heute Beachtung wegen der Weite und Zeitnähe einiger Gedanken über „aktive und passive Rassen“. Dabei muß man sich bewußt bleiben, daß die Grundlage seiner Ansichten sich von denen unserer Zeit sowohl weltanschaulich wie wissenschaftlich grundlegend unterscheiden. Ein „Vorläufertum“ in diesem Sinne können wir nicht erwarten.

Friedrich Gustav Klemm wurde am 12. November 1802 in Chemnitz geboren, kam am Ende des Jahres 1831 als Bibliothekar an die königliche Bibliothek nach Dresden, war dort von 1852–1864 Oberbibliothekar und starb in Dresden am 26. August 1867. Von seinen Werken nenne ich: „Handbuch der germanischen Altertumskunde“, Dresden 1836, „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit“, Leipzig 1843–1852 (10. Band), und „Allgemeine Kulturwissenschaft“, Leipzig 1854–1855.

Bei der Darlegung von Klemms Ansichten über die Rassen der Welt beziehe ich mich auf sein Werk „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit“. Wie im Einzelmenschen Körper und Geist in Wechselwirkung miteinander verbunden sind, so auch in den Rassen. Nach den geistigen Eigenschaften, denen die körperlichen Merkmale vorangestellt und zugesellt werden, unterscheidet Klemm zwei große Gruppen, die völlig verschieden sind: Die aktive Rasse und die passive Rasse der Menschheit. Es muß von vornherein gesagt werden, daß der Rassenbegriff bei Klemm etwas ganz anderes ist als der biologisch begründete Begriff unserer Zeit. Die Unterlagen für eine Rassenbestimmung dieser Art waren ihm fremd, sie mußten es sein. Seine Ansichten über die körperliche Beschaffenheit der Rassen und über deren Verbreitung haben daher heute geringen Wert. Sie sind durch unsere Grundlagen z. T. bestätigt, z. T. überholt.

Die passive Rasse ist in Klemms Anschauungen als Urbbevölkerung fast überall vorhanden. Vorzugsweise liebt sie das wärmere Klima, Gegenden, die keinen harten Lebenskampf erfordern. Die aktive

Rasse stammt aus dem Himalaja und dem Kaukasus, von hier breitete sie sich über die ganze Welt aus. Ihre geistigen Anlagen trieben sie zur Welteroberung, sie verursachten Völkerwanderung und Entdeckungen. Über die Wegsteine der Wanderzüge der aktiven Rasse sagt Klemm: „Es sind dies zum Teil die Grabhügel derer, welche unterwegs ihrem Schicksal erlegen sind, vornehmlich aber jene Felsinschriften und Bilder, die in allen Teilen der alten wie der neuen Welt vorkommen und die wir später näher betrachten werden.“ (4. Bd., S. 236.) Die aktive Rasse kam selbst bis zu den fernsten Inseln der Südsee, zu den Papuas, bei denen es „Herrscher von hoher Gestalt, lichtgefärbten Haut und zum Teil mit blonden Haaren...“ gibt.

Im Grunde sind aktive und passive Rassen für Klemm zwei geistige Lebens- und Weltanschauungsformen, zwei verschiedene Stellungen zu den Fragen des Lebens. Auch hier kommt er zu Aufstellungen, die heute zu einem Teil mit dem biologischen Rassenbegriff unterbaut und verbunden werden können. „Daher finden wir auch bei den passiven Nationen eine geistige Trägheit, eine Scheu vor dem Forschen, Denken, vor dem geistigen Fortschritt. Die passiven Nationen haben Gesetze, aber kein natürliches Recht, sie haben eine Seelenkunde, aber keine Philosophie, sie haben Heilmittel und Kenntnis des menschlichen Körpers, dennoch aber keine Medizin, mit einem Worte, eine eigentliche lebendige Wissenschaft fehlt ihnen...“ (Bd. I, S. 199). „Die passiven Nationen schaffen nicht, sie ahmen nach, sie gehen im gewohnten Gleis fort, in Wissenschaft und Kunst wie im Privatleben und im öffentlichen.“ (Bd. I, S. 149). „In geistiger Beziehung sehen wir als den hervorstechendsten Zug (der passiven Rasse) das Streben nach Ruhe und dieses träge Dahinträumen des Daseins wird nur durch die erwachenden körperlichen Triebe auf so lange unterbrochen, bis diese befriedigt sind.“ (Bd. IV, S. 3.) Diesem Bilde der passiven Rasse steht folgendes der aktiven Rasse gegenüber: „In geistiger Hinsicht finden wir vorherrschend den Willen, das Streben nach Herrschaft, Selbständigkeit,

Freiheit; das Element der Tätigkeit, Raßlosigkeit, das Streben in die Weite und Ferne, den Fortschritt in jeder Weise, dann aber den Trieb zum Forschen und Prüfen, Troß und Zweifel.“ (Bd. I, S. 197.) „Diese Völker wandern ein oder aus, stürzen alte wohlbegründete Reiche, gründen neue, sind kühne Seefahrer, bei ihnen ist Freiheit der Verfassung, deren Element der stete Fortschritt ist; Theokratie und Tyrannei gedeihen nicht, obschon diese Nationen für alles Erhabene Sinn zeigen und ihre Kraft dafür dransetzen. Wissen, Forschen und Denken tritt an die Stelle blinden Glaubens; hier gedeihen Wissenschaft und Kunst und diese Nationen haben darin das höchste geleistet. Der Geist dieser Nationen ist in steter Bewegung, auf- und absteigend, aber immer vorwärts strebend.“ (Bd. I, S. 197.) „Erst die aktiven Nationen machten das Unsichtbare zum Gegenstand der fortschreitenden Untersuchungen, erst sie traten heraus aus ihrem Ich und stellten sich demselben betrachtend gegenüber und gelangten so aus dem Bekannten auf das Unbekannte, aus dem Sichtbaren auf das Unsichtbare schließend zu der Idee von einer höchsten Gottheit, zu der Erkenntnis der menschlichen Seele, ihrer Eigenschaften, ihrer Kräfte, ihrer Bestrebungen.“ (Bd. I, S. 219.) Vergleichen wir hiermit Klemms Anschauungen über die Germanen, so dürfen wir wohl vorzugsweise an diese denken, wenn er die aktive Rasse meint: „Bemerkenswert ist ferner, daß diese germanischen Stämme, trotzdem daß die andern, die wir die romanischen nennen dürfen, ihnen an Anzahl überlegen sind, ihnen auch überall Bahn gebrochen, dennoch ein geistiges und

sittliches Übergewicht über jene gehabt haben und daß ihnen die Pflege des Fortschrittes der Menschheit vorzugsweise von der Vorsehung anvertraut zu sein scheint, wie sie auch sämtliche christliche Throne von Europa besetzt haben.“ An den Schluß sei eine Betrachtung Klemms über die Staatsverhältnisse bei aktiven und passiven Rassen gestellt. In passiven Staaten gehen Revolutionen meist nicht das Volk, sondern nur die Herrschenden an. „Anders ist es bei den aktiven Nationen, wo jeder Anteil nimmt, wo geistige Interessen, wo Ideen die Revolution machen, wie in Griechenland und in den germanischen Staaten, wo fortschreitende, über das ganze Volk sich verbreitende Kultur, wachsender Wohlstand ein allgemeines Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten hervorrufen. Es ist eine wesentliche Eigenschaft aller aktiven Völker, namentlich aber der des germanischen Stammes, daß die Angelegenheiten des Volkes wohl von einem Einzigen geleitet, nicht aber von diesem Einzigen zu seinem alleinigen Nutzen gewendet werden.“ (Bd. I, S. 222.)

Wir finden hier Gedanken geäußert, die man heute mit dem Begriff Rassen Seele bestimmen würde. Wenn Klemm aber eine Mischung seiner beiden Rassen noch für vorteilhaft ansehen kann, so zeigt auch das die Unkenntnis der Zeit von den Grundlagen und den Lebensbedingungen einer Rassen Seele. Diese Hinweise mögen genügen. Klemm war ein Mann, der sich um die großen Fragen mühte und Antworten und Gedanken fand, die heute von anderen Grundlagen her einen neuen Sinn bekommen.

L. W. Schulte.

Aus der Landschaft

Eine masurische Hochzeitstruhe

Von Walter Schlusnus

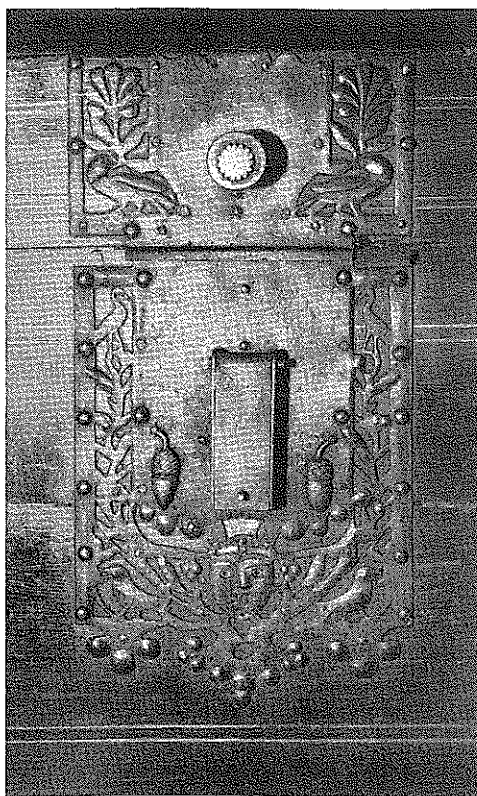
Ein wahres Kunstwerk handwerklicher Arbeit stellt eine Hochzeitstruhe aus dem Kreise Sensburg (Ostpr.-Süd) dar, von der sich ein Schwesterstück gleicher Art in einer Sensburger Stadtfamilie befindet. An dieser Truhe kann man deutlich die deutsche

Tradition eines volkskundlichen Sinngehaltes und hoher handwerklicher Wertarbeit in Masuren nachweisen. Gleichzeitig erhält man einen Eindruck von der Kraft und dem Familienstolz des deutschen Bauern in Masuren. In mächtigen Ausmaßen hat sie ein masurischer Tischler aus Löben im Jahre 1860 aus schwarzer Moorediche — aus einem Torfbruch des väterlichen Stammhauses in



Die Truhe von Gurfeln

Gurfeln, Kr. Sensburg, zutage gefördert — gezimmert. Ebenso stammen die Schmiedearbeiten von einem Löhener Meister. Der Preis allein für die Schmiedearbeiten betrug je Truhe 40 Taler, woraus schon ohnehin ersichtlich ist, welche hohe Bedeutung dieser Arbeit zugemessen wurde. Weiße Einlegearbeiten verzieren die durch Eisenbänder aufgeteilten Flächen. Deckel und Endbeschläge zeigen eine gediegene und formschöne Handschmiedekunst. Der bedeutungsvolle Sinnbildgehalt des schmiedeeisernen Schlosses entspricht der besonderen Einschätzung und Bestimmung dieser Truhen. Sie wurden als Brauttruhen den Töchtern von den Eltern in den neuen



Das Schloß der Hochzeitstruhe

Hausstand mitgegeben. Der Zahl der Töchter entsprechend hatte es ursprünglich drei dieser Brauttruhen gleicher Art gegeben. Die dritte, die im Stammhause Gurfeln bei der Hoferin blieb, ist im Weltkrieg bei der Niederbrennung des Gehöftes durch die Russen mit vernichtet worden.

Das Schloß dieser masurenischen Hochzeitstruhe enthält in bedeutungsvoller Anordnung eine Reihe von germanischen Sinnbildern, die sich zu einer wunderbaren Einheit fügen: Aus einem Gefäß mit einer fünfzackigen Krone, an deren beiden Stirnseiten sich geweihartige Auswüchse befinden, spricht der doppelt geteilte Lebensbaum. Zu beiden Seiten seiner Wurzeln befinden

den sich die paarigen Vögel, die im ganzen indogermanischen Kulturbereich die Bedeutung der Lebensträger besitzen. Auf den Spitzen der beiden Äste ist je ein Storch zu sehen, den wir noch überall im Volksglauben als den Kinderbringer kennen. In der Mitte des Lebensbaumes befinden sich zwei Eichen, vielleicht als Zeichen des Fruchtbarkeitssegens. Auf dem übergreifenden Schloßteil des Deckels sind zu beiden

Seiten eines Sonnenstrahlenkreises, dem Zeichen ewigen Weltenlaufs, zwei deutlich als Raben erkennbare, zueinander gekehrte Vögel ausgearbeitet, deren jeder einen elfblättrigen Zweig im Schnabel trägt. So ist diese masurenische Hochzeitstruhe ein schönes Denkmal deutscher Volkskunst und Gesittung in Masuren, dem südlichen Teile der ostpreussischen Heimat.

Die Bücherwaage

Hanns A. Potraz, *Das Pferd in der Frühzeit*. Kl. 8°, 215 Seiten. Carl Hinrichs Verlag. Seestadt Rostock 1938.

Grundlage dieser Untersuchung ist der vom Verf. übersehene und erläuterte „Rikfulitext“, der, im 14. Jahrhundert v. d. Zt. von einem Manne namens Rikfuli aus dem Lande Mitanni (Borderrassen) in hethitischer Sprache verfaßt, eine Sammlung von Vorschriften darstellt, wie Pferde für Rennen vorbereitet werden sollen und einen außerordentlich hohen Stand der Pferdezüchtung verrät. Die Pferderennen in Mitanni sieht Verf. als züchterische Leistungsprüfungen an, da Wettkämpfe, kulturelle wie auch sportliche, den Hethitern fremd gewesen zu sein scheinen. Wie Potraz ausführlich darlegt, war das Pferd in Borderrassen von alters her bekannt, doch wurden durch die Arier, die im 2. vorchristlichen Jahrtausend, vermutlich von Nordiran her, einwanderten, neue Anschauungen über seine Verwendung verbreitet. Die dem Rikfulitext zugrunde liegende pferdezüchterische Überlieferung ist als mitgebrachtes Gut jener Arier anzusehen, die sich im Lande Mitanni niederließen. Jedenfalls waren diese schon vor ihrem Einzug in Borderrassen im Besitze einer hochentwickelten Pferdezüchtung. Daß die Züchtung und Haltung des Pferdes im Abendland bereits in der Jüngeren Steinzeit und Bronzezeit geübt wurde, schließt d. Verf. aus verschiedenen Erscheinungen. Auf diese Frage will Potraz in einer Veröffentlichung der vor- und frühgeschichtlichen Pferdegebiße (Trensen u. dgl.) näher eingehen. Daß in Mitteleuropa Trensenknebel schon in der Älteren Bronzezeit in Gebrauch standen, zeigt ein einwandfrei datiertes Stück aus der frühbronzezeitlichen Ansiedlung von Böhmenkirchen in Niederdonau; die Bedenken, die d. Verf. bezüglich der Zeitstellung des Fundes von Gleinau in Mitteldeutschland (aufgezäumtes Pferd von

einem Begräbnisplatz der Amjetitzer Kultur) hegt, dürfen daher als unberechtigt oder zumindest als stark gemindert betrachtet werden. Die vorliegende, gedankenreiche Arbeit, die einer von R. Ladenberg gegebenen Anregung entsprang, eröffnet neue Ausblicke auf den Ursprung und das Alter der Pferdehaltung, eine Frage, die bekanntlich in der Behandlung des Indogermanenproblems erhebliche Bedeutung beigemessen wird, so daß man den angekündigten weiteren Untersuchungen des Verf. auf diesem Gebiete mit größtem Interesse entgegensehen darf.

Kurt Willboser, Wien.

Nordisches Blutserbe im süddeutschen Bauerntum, Bd. 2, die Ostmark, mit 32 farbigen und 16 schwarzen Tafeln von Oskar Just und Wolfgang Willrich, Geleitwort von Reichsbauernführer R. Walther Darré. Verlag F. Bruckmann, München. — Zu dem ersten Bande dieses Wertes, den wir in „Germanien“ 1938, Seite 270 besprochen haben, ist jetzt eine wertvolle Ergänzung erschienen, die das Bauerntum der deutschen Ostmark behandelt. Reichsbauernführer R. Walther Darré gibt einen geschichtlichen Überblick über das Erscheinungsbild des Deutschen in der deutschen Geschichte und weist nach, daß die Sonderentwicklung der Stämme trotz aller ausgeprägten Besonderheiten niemals den Reichsgedanken ausgelöscht hat. Gerade das deutsche Bauerntum der Ostmark, das ja aus mehreren deutschen Stämmen zusammengewachsen ist, ist — davon überzeugen uns auch hier wieder die farbigen und einfarbigen Bilder von O. Just und W. Willrich — ein treuer Hüter des germanischen Blutserves; im Donaulande nicht weniger als in den Alpengebieten. Den starken Anteil des nordischen

Blutes an dem deutschen Volkstum in Kärnten und Österreich haben wir ja in unseren ostmärkischen Sonderheften und in dem Buch „Deutsches Land lehrt heim“ wiederholt hervorgehoben. Dieses Buch von Darre, den Malern Just und Willrich gibt eine eindrucksvolle bildhafte Ergänzung dazu.

„Bauernmöbel“ von Joseph Maria Rih, Bibliographisches Institut A.-G. Leipzig.

Das kleine, sehr sorgfältig ausgestattete Buch stellt eine Beschreibung der stilgeschichtlichen Entwicklung unsrer Bauernmöbel dar. Es beschäftigt sich mit den verschiedenen, wechselseitigen Einflüssen der bürgerlichen und bäuerlichen Lebenskreise, zeigt die Besonderheit der Schmuckformen in den einzelnen deutschen Landschaften auf, und gibt einen Einblick in die vielfältige schöpferische Begabung des deutschen Bauerntums in seinen stammesmäßigen Verschiedenheiten.

Leider ist es sehr nüchtern und allzu sachlich geschrieben, so daß der Laie nicht viel Gewinn davon haben dürfte, so fleißig und gewissenhaft die Arbeit auch sonst sein mag.

Die Sinnbilder, die ja das eigentliche Wesen der Bauernkunst ausmachen, sind zwar hier und da erwähnt, aber in ihrer Bedeutung kaum gewürdigt, wenn man von dem letzten Satz absehen will, in dem darauf hingewiesen wird, daß „das Bauernmöbel in seiner Zier mitgeholfen habe, die Sprache unsrer alten Sinnbilder zu überliefern.“

Uns scheint, als ob dazu etwas mehr zu sagen wäre.

Einige gute, z. T. bunte Abbildungen beleben den Text und geben dem Büchlein ein freundliches Gesicht.

Anne Marie Koeppen.

Reinhard Prinz, *Die Schöpfung der Gísla Saga Súrsonar*. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der isländischen Saga. Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-Gesellschaft Nr. 45. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.

Eine gelehrte Arbeit, die von großer Sorgfalt und Belesenheit zeugt. Um so weniger brauchen wir einen grundsätzlichen Einwand zu verschweigen: wenn Prinz von „volkstümlicher Stilisierung“ als einem Kunstmittel der Sagaverfasser spricht, so tut er ihnen unseres Erachtens ganz gewiß unrecht — berechneter Wirkungen bedurften sie nicht. Wir sind einig mit dem Verfasser, daß die Saga auch literarische Bestandteile enthalte, und diese zu behandeln ist durchaus verdienstlich. Nur darf man sich nicht von der Methode verführen

lassen, die Saga nur als Literatur und den Sagaschreiber zuletzt als „Literaten“ im modernen Sinne zu sehen. Wenn Verf. letzteres auch wohl nicht behaupten will, so ist es doch nur noch ein kleiner Schritt weiter auf seinem Wege. — Die Materialzusammenstellungen sowie die Behandlung mancher Einzelfragen werden dem Fachmann willkommen sein.

Hans Bauer.

Zu dem vorstehend besprochenen Werke bringen wir noch die folgenden Ausführungen:

Um die Frage, ob die isländische Saga eine naive Nacherzählung geschehener Ereignisse ohne Anwendung schriftstellerischer Kunstmittel oder eine bewußt künstlerische Formung bestimmter besonders interessanter, ursprünglich auf wirklichen Ereignissen beruhender literarischer Stoffe ist, geht seit langem der Streit der Fachgelehrten. Die letzte Ansicht herrscht seit Andreas Heuslers Berliner Akademieabhandlung von 1913 „Die Anfänge der isländischen Saga“ bei den meisten festländischen Nordisten, während die erstgenannte Meinung von dem Norweger Knut Liestøl in seinem Buch „Upphavet til den isländske Eddesaga“ (Oslo 1929) in Übereinstimmung mit den meisten isländischen Gelehrten vertreten wurde. — Natürlich ist das nicht ein rein abstrakter Gegensatz der Anschauungen wie zwischen „naiv“ und „sentimentalisch“; daß den Isländerjagas ein wahrer, geschichtlicher Kern zugrunde liegt, gibt Heusler zu, und Liestøl erkennt an, daß eine gewisse literarische Formung des Erzählgutes stattgefunden hat, nur um den Grad der Anerkennung des einen und des anderen streitet man sich.

Zur Lösung dieser Frage versucht die Arbeit von Prinz durch Analyse einer bestimmten, in ihrer Überlieferung besonders variantenreichen Saga (— es gibt darunter zwei voneinander stark abweichende Fassungen, i. Islendinga sögur Bd. 25, Reykjavík 1922 —) beizutragen.

Nach meiner Meinung ist aber die Basis, die die Untersuchung einer, wenn auch mit der bedeutendsten und variantenreichsten, Isländerjaga für die Lösung des ganzen Problems abgeben kann, zu schmal; die Frage, wie der reine Tatsachenbericht, das sog. „volkstümliche Erzählgut“ und endlich die formende und verdichtende Hand des Schriftstellers sich zueinander verhalten, wird sich so weder für die Einzelsaga noch gar für die ganze literarische Gattung lösen lassen, weil beide in Wechselbeziehung zueinander stehen. Solange bleibt die Entscheidung eine Sache der subjektiven Ansicht des Lesers.

F. W. Müller.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptchristleiter: Dr. Otto Pfaffmann, Berlin-Dahlem, Bückerstr. 16. Anzeigenleiter: i. B. Gerd Richter, Berlin-Dahlem. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

Dezember

Heft 12

Des nordischen Gedankens Verheißung und Erfüllung

Von Theobald Bieder

Die Germanenkunde verläuft seit Jahrhunderten in Kurven: einer ehrlichen — auch jeder Wissenschaft standhaltenden — Begeisterung folgt ein Zeitalter der Ernüchterung, einem Hochstand ein Tiefstand. Um die letzte Jahrhundertwende konnte man häufig Arbeiten begegnen des Titels: „Die Entdeckung des germanischen Nordens durch Griechen und Römer“. — Wie anders aber wirkt das Zeichen auf uns ein, wenn wir die Germanen als Träger und Erreger der europäischen Geschichte von altersher geschildert finden! Da fallen alle Abhängigkeiten vom Süden oder vom Orient ab; da brauchen die Germanen nicht auf den glücklichen Zufall zu warten, „entdeckt“ zu werden; da stehen sie vollwertig da im Bewußtsein ihrer eigenen geschichtlichen Sendung. So ist der Standpunkt der Gegenwart, und so ist der Standpunkt, den viele Germanenforscher vor hundert und mehr Jahren eingenommen haben. Daran, daß sie der heutigen Forschung nicht mehr bekannt sind, trägt der verdunkelnde Charakter eines liberalistischen Zeitalters schuld. Eine Grenze läßt sich etwa mit dem Jahre 1848 ziehen; wer sich später noch zu gleich hohen Gedanken bekennt, ist wenigstens in der für die Germanenkunde glücklichen Zeit vor 1848 aufgewachsen.

Wie Hammerschläge mußten den damaligen Lesern die Worte Knut Jungbohn Clements in die Ohren dringen: „Kein Volk in der Weltgeschichte hat von einem so kleinen Raum so mächtig und weithin gewirkt, als das Volk der nordgermanischen Ebene, und darum ist seine Geschichte die merkwürdigste und wichtigste, die der Nachwelt überliefert ist.“ So geschrieben in der „Nordgermanischen Welt oder unsere geschichtlichen Anfänge“, 1840. Wie? Die germanische Geschichte wäre wichtiger als die der Griechen und Römer oder der Babylonier und Ägypter? Man stelle sich unsere „Schulweisheit“ um 1900 vor! Clement arbeitete aber nicht nur mit geschichtlichen Mitteln, sondern auch mit denen einer gut angewandten Rassenkunde, denn er legte Gewicht auf „Körperbildung, Haar und Augenfarbe“ bei den verschiedenen Menschenarten. Und darum wirkt seine Darstellung noch heute überzeugend.

Noch einen Schritt über Clement hinaus bedeutete das Werk Wilhelm Lindenschmits (Bruder des uns bekannteren Ludwig Lindenschmit) „Rätsel der Vorwelt, oder: Sind die Deutschen eingewandert?“, 1846. Völlige Übereinstimmung mit Clement herrscht bei ihm, wenn er die Germanen eben auch nach ihren Rassenmerkmalen in Europa bodenständig sein läßt. Die Erweiterung des Clementschen Standpunktes liegt im folgenden: Nach Lindenschmit war Europa in Vorzeiten von einer weit verbreiteten Rasse bevölkert, die rein germanisch war. Diese Rasse wurde aber im Laufe der Zeiten allmählich durch fremde, von Süden, Westen und Osten her andrängende Rassen auf ihre ursprüngliche Heimat zurückgedrängt. Aus Mischungen mit ihnen sind die Halbgermanen hervorgegangen, die wie ein Gürtel die „Germania magna“ umschließen. „Fast alle Völkerschaften Europas“, schreibt Lindenschmit, „sehen wir, bis von Spaniens Westküste her, in gleichnamige Hälften zer Sprengt, davon immer die eine sich unter dem Schatten germanischer Wälder birgt“. Und ferner: „Aus der von Tacitus sorgfältig beschriebenen Gleichartigkeit der Stämme schließe ich nun, daß das hier zusammengeschobene Volk nur Trümmer eines großen Ganzen vorstellt, welches einst den Weltteil ungestört besaß, und sowie es zur Macht gelangte, auch strahlenförmig wieder auseinander eilte, um die alten Sitze einzunehmen, deren Erinnerung es erweislich keineswegs verloren hatte.“ So ergab sich für Lindenschmit ein germanisch bestimmtes Europa der Vorzeit und auch ein solches des Mittelalters. Und nicht nur für ihn! Aus vielen Werken jener Zeit klingt uns der Gedanke eines germanischen Europas entgegen.

Wir verlassen einstweilen das Gebiet der Geschichte, um nachher wieder darauf zurückzukommen. Aus dem geschilderten Gedanken konnten sich leicht Sonderforschungen ablösen, die zum Beispiel auch das Sprachgeschichtliche Gebiet berührten. Eine solche Arbeit liegt vor in dem Buche Ernst Jäfels „Der germanische Ursprung der lateinischen Sprache und des römischen Volkes“, 1830. Wie kam dieser Mann, wohlbestallter Professor am Friedrichswerderschen Gymnasium Berlins dazu, gegen die geheiligte klassische Philologie Sturm zu laufen und die Römer schlankweg als Abkömmlinge der Germanen zu erklären? Uns Heutige, denen die Sprachwissenschaftlichen Arbeiten Friedrich Kluges und die Werke des Rassenforschers Hans F. K. Günthers bekannt sind, würde ein solches Ergebnis nicht sonderlich überraschen — aber vor hundert Jahren mußte das wirklich wie ein Revolutionsversuch wirken. Es mag da eingeschaltet werden, daß Ernst Jäfel nicht einmal der erste seines Zeichens war. Bereits 1686 war zu Regensburg eine Schrift über den germanischen Ursprung des Lateinischen erschienen („Dissertatio de origine germanica latinae linguae“ von Joh. Ludwig Prass), über die die von Leibnitz mitgeleiteten „Acta Eruditorum“ schon im Juli des gleichen Jahres eine recht verständnisvolle Besprechung brachten. Aber damals lebte man im Zeitalter des Barock, in dem man eine Meinung wie „daß der Griechen und Römer Sprachen von der Teutschen abstammel seyen“ gern und oft hörte. Sprachwissenschaftliche Glanzleistungen durfte man dabei nicht erwarten.

1830 sah es anders in dieser Hinsicht aus. Da hatte die junge indogermanische Sprachforschung schon ihre Schwingen erprobt, und man war doch unter Führung von Bopp (erstes Werk 1816), Rask und Jakob Grimm schon zu bestimmten Regeln und Schlüssen gekommen, gegen die ein Gymnasialprofessor nicht ohne weiteres verstößen konnte, wenn er sich nicht von vornherein unmöglich machen wollte. Für Ernst Jäfel waren die Anregungen zu seinem Werke aus England herübergekommen. Er hatte in dem gelehrten Werke Alexander Murrahs „History of the european languages“, 1823, (deutsche Ausgabe 1825 von Adolf Wagner, dem Onkel Richard Wagners) gelesen, „daß besonders aus dem bisher meist vernachlässigten Studium der

nordischen Sprachen Licht über die alten verbreitet werden könne“. Das gab den Anstoß und zugleich die Richtung des Forschens. Es hieß den ganzen Gang der Völkerwanderungen umkehren, der Natur und allen geschichtlichen Überlieferungen Hohn sprechen, wenn man annehmen wollte, bestimmte Wörter seien aus dem Lateinischen erst in das Germanische übergegangen und von da nach Persien und Indien weitergewandert. Das war Jäfels Meinung, der gleich Murray in der deutschen Sprache die reinste von allen erblickte, die vom indischen bis zum atlantischen Meere gesprochen werden. Auf weitere Einzelheiten seiner Forschung braucht hier nicht eingegangen zu werden; es sei nur festgestellt, daß Jäfel mit seinem Buche ein Werk geschaffen hat, das mit dem Nordischen Gedanken unserer Tage aufs beste übereinstimmt.

Nachdem hier auf ein englisches Werk (Murray) hingewiesen wurde, darf das Gegenwicht nicht fehlen: Italien! Da ist 1841 zu Mailand der erste Teil des „Atlante linguistico d'Europa“ von B. Biondelli erschienen. Das Werk war auf vier Bände von je 40 Druckbögen berechnet unter Beigabe eines Atlasses von 40 Tafeln. Ich vermute, daß nur die erste Hälfte des ersten Bandes erschienen ist (mit einer tabellarischen Übersicht und zwei Karten in Groß-Folio). Nur dieser Teil ist in meinen Besitz gelangt, und auch nur über ihn habe ich eine — von Lorenz Diefenbach verfaßte — Besprechung in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (Juni 1842) gefunden. Betrachtet man einmal das lithographierte Titelblatt der Kartenbeilage! Auf einem Postament steht ein Globus, auf den eine Muse mit dem Griffel Eintragungen macht. Auf dem Boden liegen wenige Bücher umher, deren eines den Titel „Bopp, Werke“ trägt; ein zweites enthält die Namen Grimm — Rask — Vater, und auf einem dritten prangt eine nordische Runenschrift!

Von den 261 Seiten des Bandes entfallen nicht weniger als 99 auf die Beschreibung der germanisch-skandinavischen Sprachen, und hier verfügt der Verfasser über eine so ausgedehnte Kenntnis der einzelnen wissenschaftlichen Leistungen, wie sie jedem Deutschen zur Ehre gereichen würde. War es nach alledem ein Wunder, wenn Diefenbach das Werk als „das Zeichen eines neuen Bundes des überalpischen Südens mit dem germanischen Norden“ begrüßte? Hier war es die Sprachwissenschaft, die von England aus über Deutschland nach Italien ein einigendes Band schlang.

Wir wenden uns nun wieder der Deutschen Geschichte zu. Da haben wir hier die „Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der Germanischen Reiche im westlichen Europa“ (erster und einziger Teil 1831) von Ludwig Kufahl hervor. Dem Verfasser scheint zwar „manches auf Asien als auf das Urland der Deutschen Nation hinzuweisen“; aber doch sucht er den Sitz der Germanen an Nord- und Ostsee fest zu begründen: „Fügen wir zu diesen ersten unmittelbaren und durchaus glaubwürdigen Zeugnisse (zum Beispiel Pytheas) von den ältesten Deutschen Anwohnern der Ostsee noch dasjenige, was Griechen und Römer durch die wandernden Gallier oder auf einem anderen uns unbekannten Wege von den frühesten Unternehmungen der Cimbern erfuhren: so erhellt, daß schon über vierhundert Jahre vor Christo Deutsche Stämme in ansehnliche Völkerschaften vereinigt die Südküsten der Nord- und Ostsee behaupteten. Und vielleicht werden einige Bemerkungen über den Namen und die Hauptstämme der Nation ihren Ursprung als solche in noch frühere Zeiten hinauf rücken.“

Diese Sätze sind ungemein wichtig. Wie lange hat es gedauert, bis die Atlanten für die Geschichte des Altertums auf die uralte Heimat der Germanen an Nord- und Ostsee Rücksicht nahmen? Als 1901 das Kartentwerk von Roderich von Erckert erschien, das der Heimat und den Wanderungen der Germanen vom Norden aus nachging, wirkte dies fast wie eine Offenbarung, obgleich schon 1899 Sieglins Schulatlas zur Geschichte des Altertums auf S. 27 gute Ansätze brachte.

Zu den „Unternehmungen der Kimbern“, auf die Kufahl angespielt hatte, gehört ein umfassender Artikel „Cimbri“ im 2. Bande der Paulyschen Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, 1842, verfaßt von F. D. Gerlach. Wir lesen da: „Die Übertreibung in Angabe der Zahlen wollen wir gerne einer Unsitte mehrerer römischer Historiker zugute halten; aber wir vermissen besonders ein aufmerksames Verfolgen der verschiedenen Unternehmungen der Kimbern, welche offenbar von allen römischen Schriftstellern viel zu sehr als rohe Barbaren hingestellt werden, da offenbar die ganze Unternehmung eine nicht gewöhnliche politische Entwicklung voraussetzt. Wenn man den nur fünfzig Jahre späteren Versuch des Ariovist mit dem Zuge der Kimbern vergleicht, wenn wir unter dessen Völkern die Charuden genannt finden, welche an die Kimbern angrenzten, wenn wir endlich erwägen, daß die Verdrängung des Ariovist aus Gallien unmittelbar die Gründung des Markomannenreiches in Böhmen zur Folge hatte, so werden wir in dem kühnen Zuge der Kimbern den ersten Versuch der Germanen erkennen, ihre Macht über die ursprünglichen Grenzen zu erweitern und die Herrschaft über den Süden und Westen Europas zu gründen.“

Solche Sätze aus dem Kreise der Alt-Philologen beweisen aufs neue die für die Zeit vor 1848 immer wieder feststellbare stärkere Einfühlung der Forscher in germanische Belange. Der Verfasser des Artikels (Gerlach) hatte allerdings schon 1835/37 einen guten Kommentar zur taciteischen Germania herausgegeben, in dem es zum 37. Kapitel heißt: „Abgesehen weder den Ursprung dieses Zuges (der Kimbern) noch alle einzelnen Begebenheiten desselben in das gehörige Licht zu setzen, ist dieses Ortes. Alles Außerordentliche in der Geschichte wird immer bis auf einen gewissen Grad unerklärlich bleiben, eben weil das Große und Gewaltige nicht mit dem Maßstab des Kleinen und Gewöhnlichen gemessen werden kann, und nur das Ähnliche vom Ähnlichen erfaßt wird. Zum mindesten gibt dieser Heereszug den Beweis einer großen inneren Bewegung in Germanien, die nächste Veranlassung mag gewesen sein, welche da will. Auch das ist im höchsten Grad bemerkenswert, daß diese Bewegung vom äußersten Norden ausging, welcher zu allen Zeiten als das eigentliche Vaterland des germanischen Stammes sich bewährt hat, von wo aus alle großen Erscheinungen hervorgegangen sind. Die Art und Weise, wie dieser wilde Völkerstrom den Namen der Germanen in die Geschichte eingeführt, war eine Ankündigung der Kämpfe zwischen den beiden mächtigsten Völkern des Westens, dessen Ausgang die Welt umgestaltet.“ — Diese Sätze sind nicht etwa 1937, sondern gerade hundert Jahre früher geschrieben worden! Zur Abrundung dieses Bildes nehme man noch den 776 Seiten umfassenden ersten Band der Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit („Die Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit“, übersetzt von Dr. F. Horkel, 1849), zur Hand.

Wir schreiben nochmals das Jahr 1837, das neben dem vorzüglichen Werke „Die Deutschen und die Nachbarstämme“ von Kaspar Zeuß auch die Übersetzung des Thomsenschen „Leitfadens zur Nordischen Altertumskunde“ brachte. Die Übersetzung ist ebenso wie der dänische Text im Jahre zuvor zu Kopenhagen erschienen. In dem Vorwort zur deutschen Ausgabe, das der dänischen fehlt und vermutlich von dem Übersetzer Prof. C. Paulsen in Kiel verfaßt ist, wird die Hoffnung ausgesprochen, daß sich vom Norden aus die Vorgeschichte Deutschlands und Großbritanniens aufhellen lassen wird. „Wir glauben sogar die Ahnung aussprechen zu dürfen, daß einst eine Zeit kommen werde, in welcher man von ganz neuen, tieferen und richtigeren Gesichtspunkten die entfernteste Zeit der westlichen Kelten und der östlichen Griechen, ja selbst verschiedener asiatischer Völker, wird überblicken können, so daß es nicht mehr bloß die Leibesbildung, die Sprachen und Mythen sein werden, welche von der ursprünglich nahen Verwandtschaft und der ältesten gemeinschaftlichen Heimat der längst getrennten Stämme zeugen.“ Und dies alles auf

dem Grunde der damals sich immer reicher entfaltenden Vorgeschichte des germanischen Nordens!

Der „Leitfaden“ war von der Königl. Gesellschaft für Nordische Altertumskunde in Kopenhagen ausgegangen; die gleiche Gesellschaft hatte schon zwei Jahre vorher die „Historisch-antiquarischen Mitteilungen“ hinausgehen lassen. Diese nur für die gelehrte Welt bestimmten und nicht im Buchhandel erschienenen Mitteilungen sind als ein Appell an Deutschland aufzufassen, sich an der Aufhellung der Vorzeit zu beteiligen. Hier war die Vorgeschichtsforschung „danke“ der staatlichen Zersplitterung nicht in derselben glücklichen Lage wie in Dänemark; aber es gab hier doch schon eine Anzahl von Museen, Privatsammlungen und Altertumsvereinen, und der Gedanke, daß die vorgeschichtlichen Altertümer der gemeinsamen nationalen Geschichte dienen, ist damals weiter verbreitet gewesen, als man heute im allgemeinen annimmt. Besonders hat diesen Gedanken gepflegt der Schlesier Johann Gustav Büsching, dessen hervorragende Bedeutung für die deutsche Vorgeschichte jetzt Hans Gummel in der „Forschungsgeschichte in Deutschland“, 1938, herausgestellt hat. Es sei mir gestattet, seinen Mitteilungen einige Ergänzungen hinzuzufügen.

Wo immer in Deutschland sich vorgeschichtliches Leben rührte (in Holstein: die „Darstellungen aus Norddeutschland“ des Hamburger Domherrn Friedrich Johann Lorenz Meyer, 1816; in Brandenburg: die „Abhandlungen vermischten Inhalts“ des Generalmajors Menu von Minutoli, 1816; am Rhein: „Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein“ von Wilhelm Dörw, erstes Heft 1819, zweites Heft 1821), hat er alle diese Erscheinungen in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur“ wie in einem Brennspiegel aufgefangen und ihnen so ausführliche Besprechungen gewidmet, daß sie fast die Werke selbst ersetzen. Und, was das wichtigste dabei ist: er hat überall die schlesischen Verhältnisse zum Vergleich herangezogen. Nur so konnten die Funde in Beziehung zueinander gebracht werden. Überall hat er aber auch die Anteilnahme an den vorgeschichtlichen Altertümern in ganz Deutschland zu wecken gesucht.

Büschings Mitarbeiter Friedrich Kruse war von ähnlichen Gedanken beseelt, als er in der Schrift „Etwas über das alte Schlesien vor Einführung der christlichen Religion, besonders zu den Zeiten der Römer“ (Erstdruck in Büschings „Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters“, 1819, Sonderdruck im gleichen Jahre mit dem Obertitel „Budorgis“) schrieb: „Die alten Gräber geben besser als der genaueste Erdbeschreiber oder Geschichtsschreiber die Plätze an, die einst bewohnt waren, die Verhältnisse der Macht, des Reichtums, der Bildung. Aus ihnen kann das alte Deutschland sich wieder erheben, wenn mehr als bisher auf sie Achtung gegeben, und die Vergleiche mit den Angaben der Alten genauer angestellt wird.“ Büsching hat dieses Werk ausführlich in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, 1820, — teilweise sehr kritisch! — besprochen und den angeführten Worten Kruses folgende Sätze beigefügt: „So liegt in den Untersuchungen über die Altertümer Schlesiens schon der Keim einer Erforschung der ältesten deutschen Erdbeschreibung; möchte doch in allen Teilen Deutschlands ein recht reger Eifer sich dafür entflammen! Wir stehen auch hier an der Grenzschiede, auf der noch etwas zu tun ist; treten wir jetzt nicht noch mit aller Kraft hinzu, so verschwinden bald die letzten Spuren, und wir entbehren jedes durch das dunkle Labyrinth der Vorzeit leitenden Fadens. Einzelnes geschieht manches in Deutschland, hier und da forscht und sammelt einer in der Stille, aber es bleibt leider immer etwas Einzelnes... Wie unendlich reich ist das Österreichische! Wird wohl dieser Reichtum gehörig benutzt und in einen Mittelpunkt geleitet?... Wie berühmt sind die einzelnen Lande dieses großen Staats! Welch herrlicher Eifer in den einzelnen Gauen! Ihn kann nur eine große Akademie der Alter-

tümer und Wissenschaften in der Hauptstadt des Landes verknüpfen und binden, aber eine von denen Akademien natürlich, die schreibt und handelt und regsam allenthalben forscht, nicht eine der totgeborenen, deren wir manche haben.“

Im Schlußabschnitt seiner Besprechung bemängelt Büsching mit Recht Kruses „Entschuldigung“: „Alles dieses entschuldigt mich hoffentlich darin, daß ich auf kurze Zeit den griechischen Himmel verließ“ („Traurig, wahrhaft traurig ist es, wenn man auf solche Entschuldigungen trifft...“), und er schließt mit folgenden Worten: „Laßt uns erst des Vaterlandes Boden kennenlernen und befestigen, daß wir auf ihm nicht mehr schwanken und taumeln, nicht unter Resten der Vorzeit wie die Blinden wanden. Haben wir hier erst festen Boden gewonnen, dann werden wir auch sichern Auges in die Ferne blicken können, und die Nähe wird uns die Weite aufhellen.“

Welch herrliche Übereinstimmung mit den Gedanken des Vorworts zum Leitfadens zur Nordischen Altertumskunde von 1837!

So ist denn die „hervorragend nationale Bedeutung der deutschen Vorgeschichte“ schon fast hundert Jahre vor Gustaf Kossinna von Büsching erkannt worden, und so, wie die deutsche Vorgeschichte dem Nordischen Gedanken dient, ihn fördert und pflegt, so sind auch alle hier in kleiner und bescheidener Auswahl gebrachten Stimmen von etwa 1820 bis 1846 unter diesem Gedanken zu buchen. Bekanntlich ist der „Nordische Gedanke“ eine Prägung des Rassenforschers Hans F. R. Günther. Die Prägung des Begriffs ist also neu; der Gedanke selbst läßt sich Jahrhunderte weit zurückverfolgen. Ihn aus den ursprünglichen — vielfach verborgenen — Quellen zurückzugewinnen, war das Ziel meiner schon 1921/25 in drei Teilen erschienenen „Geschichte der Germanenforschung“. Das Vorstehende ist ein Auszug aus der Neubearbeitung des zweiten Bandes, der die Stimmen von 1806 bis 1870 in möglichster Geschlossenheit zusammenstellen wird.



Schlittenumfahrt mit Sonne, Mond und Zaubst.

Aus Claus Rubbeck, Atlanticae sive Mannheimii pars secunda. Uppsala 1689

Wildg'fahr und Wildmänner in Tirol

Don Hugo Reugebauer

Die Sage vom Wilden Jäger oder vom Wilden Heer ist auch in Tirol unter dem Namen „das Wildg'fahr“ oder die „Wilde Fuhr“, wie sie im Pustertal, das „Wildg'jaib“, wie sie in der Wildschönau heißt, weit verbreitet. Der Anführer dieses Wilden Heers ist bekanntlich Wodan, der oberste der germanischen Götter. Sein Gefolge bilden die Wilden Männer, ja, er selbst erscheint zuweilen als der Wilde Mann schlechthin. Wir wollen den Spuren dieser Sage in Tirol nachgehen, indem wir zunächst die der „Wilden Fahrt“, wie sie auch genannt wird, und sodann die der Wilden Männer verfolgen, wobei sich die weitgehende Übereinstimmung der beiden nebeneinander herlaufenden Überlieferungen und ihre gemeinsame Wurzel am deutlichsten zeigen wird.

Wie Ignaz Vinzenz Zingerle in seinem Buche „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol“¹ erzählt, zieht nach der Volkssage Heinrich der Welfe bei Lana als Wilder Jäger um. Auch der später sogenannte Pestreiter bei Kaltern, der schwarz und kopflos auf einem großen Schimmel sitzt, — Roß und Reiter werfen im Mondschein keinen Schatten! — war ursprünglich kein anderer als der Wilde Jäger. Erst später erlitt dessen Gestalt die in der Sagen Geschichte nicht seltene Umwandlung. In diesem Falle scheint die Phantasie des Volkes den Schwarzen Jäger mit dem Schwarzen Tod, wie die Pest in den mittelalterlichen Quellen genannt wird, in Eins verschmolzen zu haben. In Ulten ist die Wilde Fahrt als die Temper — so genannt nach Quatember als Zeit ihres Umzugs — bekannt. In Innsbruck zog sie einmal durch die obere Sillgasse. Im Vintschgau braust sie des Nachts durch die Gassen. An einem Hofe zu Stills zieht immer die Wilde Fahrt vorbei. Auch durchs Brizental tobt sie mit großem Lärm.² — Johann Adolf Seyls Buch „Volksagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol“³ enthält folgende wertvolle Beiträge zu dieser Sage: Die Wilde Fahrt geht durch das Lechtal, tobt bei Brigen, zieht durch den Sparrenberger Wald bei Oberbozen und fährt beim Stierl in Unterinn vorbei. In Signat und Oberbozen läßt sie sich am öftesten hören. Auch in Deutschneubau weiß man von ihr viel zu erzählen. Durchs Brantental braust sie besonders in der Dreikönigsnacht. Ein Alter mit Bärenstimme führt sie, es folgen Gespenster, ganz hinten watschelt eine krumme Gans nach. In der Dreikönigsnacht zieht sie auch vom Zischgl in Wälschnoben bis auf den Planberg. Bei Stills im Trafoital (s. o.) zog sie vorzeiten mit großem Lärm vorbei. Auch auf dem Wege nach Prägraten im Pustertal fahren die Geister der „Wilden Fuhr“ dahin, darunter Menschen ohne Kopf⁴.

Als Wohnung des Wilden G'fahrs nennt Johann von Alpburg in seinem Buche „Mythen und Sagen Tirols“⁵ einmal eine Felshöhle im Rosnerwaldgute bei Naturns und sagt, es habe „eine Gestalt, als ob zwei Wäule zusammengewachsen wären mit nur einem Kopf und nur einem Schweif, aber an jeder Seite zwei Paar Beine“. Er kannte also das Wildg'fahr, wie er selber gelegentlich bemerkt, auch als „ein einzelnes, umgehendes, grauenhaft spukendes Ungeheuer“. Auch bei Münster im Unterinntal geht ein solches Wildg'fahr um. Es ist ein mit großem Getöse dahinrollender Wagen voll fohlschwarzer Vögel, so groß wie Geier⁶. Alpburg bringt noch andere Beispiele bei, auf die wir jedoch hier nicht weiter eingehen wollen, da das Wilde G'fahr für uns zunächst als das in Betracht kommt, was es ursprünglich ist, nämlich als Totenheer. Es genügt daher ein Hinweis auf ein Wildg'fahr bei Vöran ob Meran, eines im oberen, zu Tirol gehörigen Talgebiet in der

¹ Innsbruck 1859.

² S. 4—8, 18 und 238.

³ Brigen 1897.

⁴ S. 36, 153, 232 f., 400 f., 517 und 656.

⁵ Zürich 1857.

⁶ S. 54.

Riß, auf die Entführung eines Kindes durch das Wildgejaid in der Wildschönau, wobei auch die in ganz Deutschland bekannte Sage wiederkehrt, man könne sich vor dem Wilden Heer dadurch schützen, daß man sich mit abwärts gewandtem Gesicht platt auf den Erdboden wirft, endlich auf die Wildg'fahrhöhle am Sonnenberg ob Naturns bei Meran, durch welche die Wilde Fahrt der Volksfage nach aus- und einzieht.⁷ Danach liegen also bei Naturns gleich zwei solche Behausungen der Unterirdischen, als welche sich die fahrenden Totengeister durch ihren Aufenthalt im Innern des Berges zu erkennen geben.

Ein ganz besonders charakteristischer Zug dieser Sage ist der von zerrissenen und stückweise an die Haustüren gehängten Leibern von Menschen oder von Saligen Fräulein, auch kurz die Saligen genannt, wie diese im Schoß der Berge wohnenden weiblichen Totengeister aus dem Gefolge der Frau Holle heißen. Zingerle, Hehl und Alpenburg wissen von solchen Opfern des Wildg'fahrs und der Wilden Männer wiederholt zu erzählen, womit schon die Zugehörigkeit dieser zu jenem bezeugt ist. Der erwähnte Sagenzug bildet eben gleichsam ein Bindeglied zwischen dem Wilden G'fahrs und den Wilden Männern, vielleicht das stärkste, aber nicht das einzige, wie sich allmählich zeigen soll.

Unter Zingerles Geschichten von der Wilden Fahrt befindet sich die von dem Männlein, das von der Fahrt in vier Stücke gerissen wurde. Eines davon hing dann an einer Haustür.⁸ Von den Wilden Männern erzählt er, sie seien als Feinde und Verfolger der Saligen⁹ bekannt, die sie wie Spinnweben zerrissen. Die Sagen vom Aufhängen von Leichenteilen an den Haustüren stimmen alle darin überein, daß dies zur Strafe für eine gewisse übermütige Neckerei geschehe. Jemand ruft nämlich dem Wilden Jäger oder dem Wilden Manne zu, er solle ihm doch auch ein Stück von seiner Beute geben, worauf er dann am nächsten Morgen die beschriebene Entdeckung macht. So hängt nach Zingerle der Wilde Mann einem solchen Übermütigen das Viertel einer Saligen, einem zweiten und dritten einen halben Leichnam an die Tür oder den Türpfosten, einem vierten ein Stück eines Wilden Fräuleins an den Nagel, einem fünften ein halbes Waldfräulein an die Tür.¹⁰ Wie Zingerle weiß auch Hehl dieselben Geschichten wie von der Wilden Fahrt, so auch vom Wilden Mann zu erzählen. So heißt es bei Hehl, das Wildg'fahrs habe einmal einem Necker einen halben Leichnam, einem zweiten ein halbes Weib, einem dritten einen Totenkopf an die Haustür geheftet. Ein armer Mann bittet ein Hündchen (!) um ein Stück seiner Beute und findet am nächsten Morgen einen halben Menschenleib an der Schnalle (Klinke). Auch der Wilde Mann hängt nach Hehl an eines Neckers Tür ein Stück eines toten Menschen, an die eines andern ein halbes Weib, an die Tür eines dritten eine halbe Kindesleiche und an eines Bauern Tür einen halben Menschen. Diesmal anscheinend ohne daß eine Neckerei vorausgegangen wäre.¹¹ Auch nach Hehl verfolgt der Wilde Mann genau so wie das Wildg'fahrs die Saligen, die in den Felsen wohnen — einmal zerreißt er sogar den Necker¹² —, desgleichen nach Alpenburg in der Geschichte von der Saligen ob Haid und dem Hirten. Dieser bittet sich von dem eine Salige verfolgenden Wilden Mann ein Viertel seiner Beute aus und findet es richtig am andern Morgen am Türpfosten. Alpenburg knüpft daran eine ähnliche Geschichte von dem Bauer in Hippach, dem der Wilde Mann eine der Länge nach auseinandergerissene Salige aufs Dach wirft.¹³

Nach Zingerle trägt der Wilde Mann als Stecken einen samt den Wurzeln ausgerissenen Baum. Er ist dicht in seinen Mantel gewickelt und trägt den breitkrempigen alten Hut tief in die Stirn gedrückt. Auch Zingerle erkennt ihn nach dieser Beschreibung als Wodan, den Anführer des Toten- oder Geisterheers. Er ist mit zottigen Haaren bewachsen, ein Zug der



Aus: Mhenerbe (Schmann)

Abb. 1. Der Wilde Mann als Schießscheibe. Im Buche der Schützengilde zu Brieg a. O., Bez. Breslau, v. 7. 6. 1656

Sage, der später erklärt werden soll. Einmal wird er geschildert mit rotem Bart und goldenem Bocksgespann. Da ist er also ausnahmsweise nicht der Kriegs- und Totengott Wodan, sondern der Bauerngott Donar, auf den diese Beschreibung Zug für Zug paßt. Der Wilde Mann hat Hunde bei sich und wohnt im Walde. In Ulten war sogar ein Wildemannspiel im Brauch. Leider wird nicht gesagt, ob es sich um ein dramatisches Spiel oder um einen Umzug nach Art der Berchten- und Schemenläufer handelt, der das Wildg'fahrs vorstellen sollte.¹⁴ Auch nach Hehl sind die Wilden Männer Jäger, die mit schwarzen Hunden jagen. Einmal wird ausdrücklich gesagt, daß zwei schwarze Hunde eines Wilden Mannes Begleiter, ein andermal, daß es große Hunde seien. Es fällt nicht schwer, in diesen zwei Hunden Wodans Wölfe wiederzuerkennen, die noch Hans Sachs Gottes Jagdhunde nennt. Daß der Wilde Mann auch Jagd auf ungetaufte Kinder macht, erklärt sich aus einer Verschmelzung dieser mit der Sage von Perchta, der Anführerin der ungetauft verstorbenen Kinder — man wird an Hekate, die hellenische Perchta, und die vorzeitig Verstorbenen (aoroi) in ihrer Gesellschaft erinnert — und mit der Sage von der Jagd der Wildmänner auf Salige. Die Volksfage kann eben ihre Elemente nur selten ganz rein auseinanderhalten. Auch der Wilde Mann jagt in der Dreikönigsnacht, mit der die Zeit der heiligen zwölf Nächte, also der germanischen Wintersonnwendfeier, endet. Im Bacher Wald in Eggen geht ein gespenstischer Schimmel (s. o.) und ein gespenstischer Wolf um, „ein Wolf, der doch kein rechtschaffener Wolf ist“. Dieser könnte ein Werwolf sein, der in der germanischen Kultsage eine so große Rolle spielt; man könnte jedoch auch an eine Beziehung auf Wodans Wölfe und somit auf den Wilden Mann und den Wilden Jäger denken. Sicher ist das bei dem gespenstigen Schimmel der Fall. Der Gott zeigt sich nämlich manchmal in der Gestalt des ihm geheiligten Tiers. Der Wilde Mann hat einen langen Bart, ist behaart, reißt Bäume aus (s. o.), führt auch mitunter eine lange Eisen-

¹⁴ S. 78, 82—84.

⁷ S. 69 f., 55.

⁸ N. a. O. S. 9.

⁹ Man beachte diese Schreibweise!

¹⁰ S. 24, 78, 79, 80.

¹¹ S. 232, 233, 239, 351, 401, 518.

¹² N. a. O. S. 241, 344, 346 f., 408.

¹³ N. a. O. S. 29 ff.

stange, geht manchmal ohne Kopf einher (s. o.), ein Zug, der ihn eindeutig in Wodans Gefolgschaft einreihet, er hat einen großen Hut auf (s. o.), kann also nur Wodan selbst sein. Wenn die Wilde Jagd vorüberzieht, müssen Türen und Fenster geschlossen werden. Daher ergrimmt der Wilde Mann über offene Haustüren¹⁵. Sehr beachtenswert ist endlich, was Hehl über die Wohnungen der Wilden Männer zu erzählen weiß. Bei der Ostalder Mühle in Spiz ist das Fanggenloch — die Fanggen sind den Saligen artverwandt — also ein Eingang in die Unterwelt, das Totenreich, die Behausung der Wilden Männer und Wilden-Fräulein, eben der Saligen. Wilde Männer haufen auch in Billnös, bei Unterinn, im Sarntal, auf dem Ritten, auf der Seiser Alm, in Deutsch- und Wälschnoben. Ein Wilder Mann, der Gletschmann genannt, geht um zwischen Gummer und Wälschnoben, beim Rohler und Kasmann vorbei, geht auch beständig auf dem Tierfer Weg von Gletsch bis zum Hartmannsbrunnen hin und her, hält also genau so wie das Wildg'fahr gewisse Wege ein. Auch unter den Felswänden des Rosengartens und seiner Umgebung gehen Wilde Männer um, darunter der sogenannte Focherer Wilde oder Hagemann, anscheinend kein anderer als der erwähnte Gletschmann, desgleichen in Tiers, auf dem Schlern, im Bacherwald auf Eggen (s. o.). Im Montiggler Walde haust ein Wilder Mann, und hinter Puntweil im Vintschgau gibt es sogar einen Wald Wildermann, weil da ein solcher sich aufhielt¹⁶. Wo immer also die Wilde Fahrt durchzog, da gab es auch Wilde Männer und

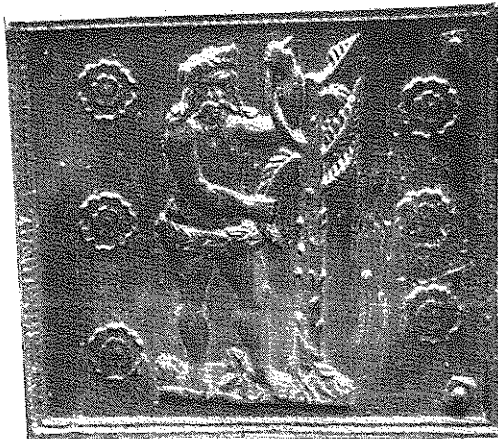


Abb. 2. Ofenplatte einer Sarzer Hütte um 1600 (Queßlinburg)
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

umgekehrt, selbst da, wo das nicht ausdrücklich überliefert ist, da selbst ein so fleißiger Sammler wie Hehl nicht alle Sagen dieser Art erfasst haben mag. Bedarf es da noch weiterer Beweise dafür, daß die Sagen vom Wilden G'fahr und von den Wilden Männern einer Wurzel entsprungen sind? Wir haben es hier augenscheinlich nicht mit zwei Sagen, darstellen, und nicht zuletzt die vielen Tiroler Wappen, die ihn im Schilde führen, wobei man sich bei der Wahl der Wappenemblem bald mehr, bald minder streng an die sagenhafte Überlieferung hielt. So erscheinen zum Beispiel als solche ein entwurzelter oder gestürzter Baum, ein gestümmelter Baumaft oder Prügel, ein halbgespaltener Baumstamm, den der Wilde Mann auseinanderreißt, ein Astprügel, ein Zweig, daneben aber auch eine Keule, die wie der Baum oder Prügel geschultert oder auch abgestreckt getragen wird, um nur die natürlichen Embleme zu nennen, die hier allein für uns in Frage kommen¹⁷.

Die eingangs erwähnte Übereinstimmung der Sagen vom Wildg'fahr und Wilden

sondern mit einer einzigen zu tun, wobei uns der Wilde Mann bald als einer unter vielen seinesgleichen, bald als einzelner oder als der Anführer der ganzen dämonischen Schar entgegentritt.

Wie weitverbreitet diese Sage in Tirol war, bezeugen auch die vielen Wirtschaftshäuser, die nach dem Wilden Manne genannt wurden, die Wandgemälde, die ihn

Mann erstreckt sich über Tirol hinaus auf ganz Deutschland. Das soll nun an den einzelnen Zügen der Sage, wie sie oben aufgezeigt wurden, dargetan werden. Wir wollen diesem Vergleiche die Angaben des bahnbrechenden und Richtungweisenden Werkes „Kultische Geheimbinde der Germanen“ von Otto Höfler¹⁸ zugrundelegen, das sich hierzu insofern vortrefflich eignet, als es von nahezu sämtlichen einschlägigen Quellen gespeist wird. Zur Ergänzung sollen Erich Jungs „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit“¹⁹ herangezogen werden.

Vorausgeschickt sei, daß das Wilde Heer ein solches ekstatisch rasender Totenkrieger ist. Diese Raserei kommt am stärksten in den Namen zum Ausdruck, die es auf alemannischem Sprachgebiet führt.

So heißt es in der Schweiz bei Luzern Wuotis Heer, ursprünglich Wuotanes her, in Schwaben Wuotes (statt Wuotis) Heer, im Elsaß (1516) Wuetten Hör, doch kommen diese und ähnlich lautende Namen der Sprachwurzel wuot auch in anderen deutschen Landen vor. In Bayern ist es unter dem Namen Wilde Fuhrleute, auch Wilde Schiffleute, mit deutlichem Hinweis auf den kultischen Schiffswagen (s. u.), im Rheinland als feurige Jagd, im Norden als Odens Jagd bekannt²⁰.



Abb. 3. Der Wilde Mann. Lüneburger Kuchennudel 17. Jh.
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

Chronik bemerkt bei der Schilderung des Wuotesheers, ein Teil der „wunderlichen Reuterei“ hätten keine Köpfe gehabt. Auch nach Mitteilung J. Agricolas in seinem Buche „Siebenhundertfünfzig deutsche Sprichwörter“ (Wittenberg 1592) erschienen im Wütenden Heer zu Eisleben und im ganzen Land zu Mansfeld Leute ohne Kopf. Der schwäbische Breithut (Wodan) fährt mit zwei, auch vier kohlrabenschwarzen Pferden ohne Köpfe. In diesen kopflosen Pferden lebt, wie uns dünkt, die Erinnerung an die germanischen Opferrosse weiter, die man nach der Tötung zu zergliedern pflegte. Der abgehauene Pferdekopf spielte dabei eine ganz besondere Rolle²¹, wie noch heutzutage Pferdeköpfe auf Dachgiebeln bezeugen. In der Straßburger Chronik von 1516 wird erzählt, im Wütenden Heer seien Mit-

In Tirol zieht also Heinrich der Welse als Wilder Jäger um. Als Führer der Wilden Jagd erscheinen in der deutschen Volks Sage auch Kaiser Karl, König Waldemar von Dänemark und König Artus. — Der Wilde Jäger sitzt als schwarzer kopfloser Reiter auf einem großen Schimmel. Schwarz ist sozusagen die Leifarbe des dämonischen Totenheeres, ein Zug der Sage, der in der gesamten Überlieferung bald mehr bald weniger deutlich hervortritt. Der Wilde Jäger ist oft selbst ohne Kopf. Die Zimmerische

¹⁸ 1. Band (1934, Frankfurt a. M.).

¹⁹ Zweite Auflage (München—Berlin 1939). Leider läßt nicht nur Jung, sondern auch Höfler die Tiroler Sagen vom Wilden G'fahr und von den Wilden Männern völlig außer acht. Diese empfindliche Lücke zu füllen ist der Hauptzweck der vorliegenden Arbeit.

²⁰ Höfler a. a. O. S. 70, 109, 313, 95, 103.

²¹ S. 328. In diese Reihe gehört sicher auch der Kopf des Rosses Falada in dem Märchen von der Gänsemagd bei Grimm, der die Gabe der Sprache und der Weissagung hat und über einem Tore angebracht ist. (Platzmann.)

¹⁵ S. 147, 342, 351, 346, 373, 374, 344, 345.

¹⁶ A. a. O. S. 24, 147, 235, 236 ff., 342, 344 ff., 351 f., 373 f., 481, 703.

¹⁷ Siehe die Beschreibung der Tiroler Wappen mit dem Wilden Mann als Wappenfigur bei Konrad Fischbacher, Wappen- und heraldisch-spragistische Studien aus Alt Tirol (Innsbruck 1937). S. 285—291.



Aufn. Ahnenerbe (Weigel)
Abb. 4. Der Wilde Mann auf einem Doppeldukaten
von Braunschweig-Lüneburg 1596



Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

Abb. 4. Der Wilde Mann auf einem Doppelbuckaten von Braunschweig-Lüneburg 1596

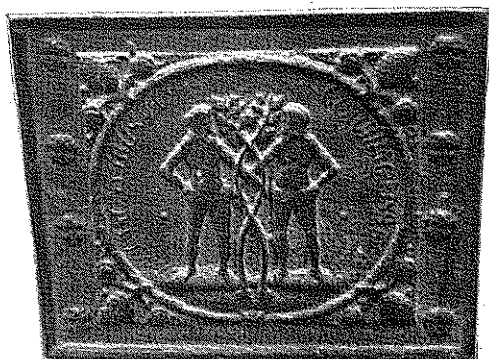


Abb. 5. Wilde Männer mit verschlungenen Bä-
men. Ofenplatte einer Harzer Hütte um 1600
(jetzt Quedlinburg)

schönau nicht vereinzelt da. Daß das Wilde Heer Menschen, die ihm in den Weg kommen, entführe, wird nämlich auch in Thüriger und Böhmer Wäldersagen erzählt. Als Zeit dieser Umzüge wird in Tirol meist die Dreikönigsnacht, also die letzte der hochheiligen Zwölf Nächte, genannt, in denen nach der elsässischen, schwäbischen, bayerischen und nordtirolischen Volks-
sage das Wütende Heer am wildesten tobt²².

über ganz bestimmte Wege, welche das Wilde Heer bei seinen lärmenden Umzügen einhält, bringt Höfler im Kapitel „Örtliche Gebundenheit des Dämonentreibens“ so viele Beispiele aus ganz Deutschland, leider mit Ausschluß Tirols, daß wir uns mit dem Hinweis darauf begnügen müssen. Im engsten Zusammenhang damit stehen die Nachrichten über die Wohnungen des Wilden Heeres, die in Tirol durchweg im Innern der Berge gelegen sind. Es sind also sogenannte Totenberge, in denen das Tiroler Wildg'fahr daheim ist, womit dieses zur Genüge als ein Heer von Totengeistern gekennzeichnet ist. Solche Berge sind in Schweden oft mit dem Namen Odins verknüpft, wie dort unser südgermanischer Wodan heißt. In Totenbergen hausen auch die Tiroler Saligen Fräulein, die vom Wildg'fahr und den Wilden Männern verfolgt werden. Da ist es nun höchst seltsam, daß nach dem Zeugnisse des Luzerner Stadtschreibers Rentwart Cysat aus dem 17. Jahrhundert dort auch das Wütende Heer die „seligen Leute“ genannt wurde, womit doch deutlich genug gesagt ist, daß das ganz andere Selige waren als die des christlichen Himmels, eben, wie schon bemerkt, die Verstorbenen. Cysat nennt nämlich als solche Selige „die lieben Seelen der Menschen, die durch Unfal, Kriegs- oder Nachrichters Gewalt sterbent vor jrem gesehten Zil“, also durchwegs Totengeister aus dem Gefolge Wodans²³.

Die Saligen Fräulein werden also in Tirol vom Wildg'fähr und den Wilden Männern geheßt und zerrissen. Auch in steirischen Sagen wird von dem Wildfrauen verfolgenden Wilden G'fähr erzählt. In anderen Gegenden Deutschlands sind es die Moosweibchen, welche der Wilde Jäger verfolgt und zerreißt, auch wohl ein Stück seiner Beute dem Reiter oder Spötter zuwirft, worauf schon Alpenburg hingewiesen hat, der an die Moos- und Holzweibchensagen im Vogtland und im Fichtelgebirge erinnert. Dagegen tritt der Zug der Sage, „daß der Wilde Jäger einem dämonischen Weibe nachsetze und die Erjagte dann quer vor sich hin über das Roß werfe“, der nach Höfler „über einen sehr großen Teil Deutschlands und des skandinavischen Nordens hin bekannt“ ist und sich auch in der Schweizer Sage von der Jagd des Wilden Jägers auf das Posterli oder Streggele (vom lat. striga, Hexe), ein Wildweib ausgesprochen hexischen Charakters, wiederfindet, in Tirol zurück. Auch die in Norddeutschland, Niedersachsen und Westfalen, in der Mark, in Schlesien und bei den Wenden des Spreenwalds heimische Sage, daß der Wilde Jäger dem Spötter eine Pferdekeule zuwerfe — ein Zug, der offenbar mit den germanischen Pferdeopfern zusammenhängt —, ist in Tirol unbekannt. Hierzulande tritt eben das Viertel oder die Hälfte einer zerrissenen Saligen an die Stelle der Roßkeule²⁴.

Die Sage von den Wilden Männern wurde in Tirol viel reicher ausgestaltet als in anderen deutschen Ländern. Um sich davon zu überzeugen, genügt ein Vergleich dessen, was Höfler im Kapitel „Wildmänner“ zu sagen hat, mit dem was wir selbst auszugsweise über diese Sagenform bringen konnten. Die bereits erwähnte innige Verbindung dieser mit der Sage vom Wilden G'fahr oder Heer erklärt es, daß in ersterer Züge auftauchen, die man sonst in letzterer suchen würde. Vor allem finden wir erst in den Tiroler Sagen vom Wilden Mann die genauere Beschreibung Wodans als des Wilden Mannes schlechthin. Da ist zunächst sein Mantel, in den er sich „dicht gewickelt“ hat. Im altnordischen Mythos heißt Odin geradezu der „Mantelmann“. Höfler spricht von Odinsnamen wie den altnordischen Grimr und Grinnir, „die diesen Gott als den Vermummten bezeichnen“.

²² G. 42, 278, 51, 38, 39, 79, 313, 37 ff., 46, 84 ff., 78, 75, 16.

²³ S. 33. S. auch S. 313 f., 251, 245.

²⁴ C. 55, 113, 68, 276, 143, 144, 278.

Ferner trägt der Wilde Mann den breitkremrigen alten Hut — alt bedeutet hier wohl altmodisch — tief in die Stirn gedrückt. Er trägt also einen sogenannten Schlapphut und das ist auch einer der vielen altnordischen Odinsnamen. Höfler schreibt: „es (nämlich das altnordische Schrifttum) zeigt uns Odins Antlitz durch einen tief in die Stirn hängenden Hut halb verhüllt“. In Schwaben heißt der Führer der Wilden Jagd Breithut oder Langhut, im Böhmer Wald trägt er einen breitkremrigen, in Schlesien einen blauen Hut, in Sachsen wird Wodan Blauhütel genannt. Auch nach schwedischem Volksglauben trägt Oden einen Hut mit breiter Krempe. Daß der Wilde Mann mit zottigen Haaren bewachsen ist, bezieht sich wahrscheinlich auf Wodans Mantel. Der altnordische Odinsname Lodungr scheint nämlich den Träger eines zottigen Mantels zu bezeichnen. Der Wilde Mann hat ferner Hunde

bei sich, mit denen er jagt. Der Hund ist wie das Roß ein Totentier und erscheint wie dieses im Totenzug. Manchmal erscheint der Wilde Mann selber als Hund, was damit zu erklären ist, daß der Gott nicht selten die Gestalt des ihm heiligen Tieres annimmt. In Schweden folgen Oden schwarze zottige Hunde nach. Im Odenwald geht ein schwarzer, lautgebender Hund um, von dem die Leute sagen, er sei der Wilde Jäger. Befate, die hellenische Totengöttin, wird in Hundegestalt, mit Hundekopf dargestellt. Auch der in-



Abb. 6. Grabstein des zu Glauring im Oberinntale bestatteten Magisters Sigismund Riss. Der „Bärenhäuter“ mit dem gespaltenen Baum

zu denken. Dieser Zug taucht zuerst in der Sage von der Mesniee Herlequin auf, wie das Wilde Heer in der nordfranzösischen Sage wohl westfränkischen Ursprungs heißt. Auch im altfranzösischen Gedicht von „Laque la Maudite“ kommen Bäume ausreißende Harlekinleute, zu deutsch Wilde Männer, vor. Als Tiroler Wappenfiguren erscheinen sie mit über die Schulter geworfenen ausgerissenen Bäumen, einmal führt einer eine eiserne Stange, die gleichfalls der Tiroler Volkslage entstammt (s. o.). Der Zorn des Wilden Mannes über offengelassene Haustüren erklärt sich aus dem geheimkultischen Charakter dieser Umzüge, wovon noch die Rede sein soll. Von dem was über die Wohnungen der Wilden Männer in der Tiroler Sage erzählt wird, ist besonders die Nachricht bemerkenswert, daß sie im Fangenloch bei der Gstaider Mühle in Spiz hausen sollen. Diese Höhle galt nämlich offenbar als Eingang in einen Totenberg. Totenberge aber haben wir bereits in Sagen vom Wildg'fahr als dessen Behausungen kennengelernt. Da nun die Sagen vom Wildg'fahr und den

dische Totengott Rudra wird von Hunden begleitet. Der gespenstische Schimmel, der im Bacher Wald in Eggen umgeht, ist selbstverständlich wieder Wodan, es war davon schon wiederholt die Rede. Auch daß der Wilde Mann manchmal ohne Kopf einhergeht, wurde bereits erklärt. Der Wilde Mann reißt Bäume aus. Es ist das vielleicht der einzige Zug der Sage, der sich nicht kult- (s. u.), sondern nur naturmythologisch erklären läßt. Die ausgerissenen Bäume haben wir uns nämlich ursprünglich als vom Sturm entwurzelt

Wilden Männern nahezu völlig übereinstimmen, so dürfen wir annehmen, daß nach dem Tiroler Volksglauben auch die Wilden Männer im Innern der Berge wohnen, auch wo das nicht ausdrücklich gesagt ist, das heißt aber, daß auch sie ursprünglich Totengeister sind²⁵. Wie sich also wiederholt gezeigt hat, gehören in der Sage Tirols die Wildmänner und Wildweiber zusammen; denn auch die Fanggen und Saligen sind solche Wilde Weiber — trotz der Feindschaft, die sie entzweit. Daß dies auch in anderen Gegenden Deutschlands der Fall ist, bezeugen nicht nur die bereits erwähnten Sagen von den Holz- und Moosweiblein; auch nach Jung sind der Wilde Mann und das Wilde Weib in ganz Mitteleuropa, besonders im Oden-, im Westerwald und in Hessen daheim, wo auch viele Ortsnamen an sie und die über sie umgehenden Sagen erinnern. In der Wetterau lebt der Wilde Mann noch als Balkenfigur in der ländlichen Holzbaukunst fort²⁶.

Der Grund, warum so viele Wirtshäuser den Wilden Mann im Schilde führen, hat erst Höflers Forschung erhellt. Er führt den Ursprung dieser Beschilderung auf das sogenannte Männerhaus zurück, in dem sich die Teilnehmer an den kultischen Umzügen, welche das Wilde Heer darstellten — es sei das hier gleich vorweggenommen —, zu kultischen Gelagen versammelten. Danach wären also solche Männerhäuser die ersten Wirtshäuser oder Gasthäuser zum Wilden Mann gewesen. Höfler drückt sich zwar nicht ganz so bestimmt aus, aber wir können das um so getrost tun, da wir wissen, daß zum Beispiel die sogenannten Schemenläufer in Tirol, deren Brauchtum allem Anschein nach auf dieselbe Wurzel zurückgeht, welcher der kultische Umzug der Darsteller des Wilden Heeres entsprungen ist, sich nach dem Umzug in gewissen Wirtshäusern zu versammeln pflegen, wo gleichfalls Gelage gefeiert werden, deren kultischer Charakter allerdings wie der des Schemenlaufs selbst trotz aller künstlichen Auffrischung schon längstens verflacht ist²⁷.

Vom Sinn der isländischen Dichtung des 13. Jahrhunderts

von Friedrich W. Müller

Betrachtet man die Überlieferung der altnordischen Literatur, jener reichsten Quelle unserer Kenntnis des frühen Germanentums, im Zusammenhang mit der des südgermanischen und angelsächsischen Schrifttums, so fällt auf, daß die Aufzeichnung dieser altnordischen Texte erst zu verhältnismäßig sehr später Zeit einsetzt und vor allem in einem nur sehr eng begrenzten Zeitraum erfolgt. Erst im 12. Jahrhundert läßt sich auf Island, wie auch in Norwegen, die Benutzung der lateinischen Schrift zur Aufzeichnung größerer Texte nachweisen; die ältesten uns erhaltenen Handschriften sind vorwiegend geistlichen Inhalts (das Christenrecht von 1117/18 sowie die ausgesprochen kirchlich gerichteten Fassungen der Sagas von Olaf dem Heiligen und Olaf Trygvason). Bis 1200 sieht es so aus, als sollte die altnordische Überlieferung das Schicksal der deutschen teilen und von einem gleichförmigen geistlichen Zweckchrifttum der Möglichkeit, auf Pergament späteren Geschlechtern erhalten zu bleiben, beraubt werden. Dann aber schenken uns das 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts jene Fülle von Aufzeichnungen rein „weltlicher“ Art, die es uns ermöglicht, unsere Kenntnis von den Kultur- und Glaubensverhältnissen der Germanen aus vorchristlicher Zeit wesentlich zu ergänzen. Die Aufzeichnung der isländischen Familiensagas und der großen Geschichtswerke überrascht in diesem Zusammenhang nicht so sehr; wenn in ihnen auch viele unschätzbare Nachrichten über das Glaubensleben unserer Vorfahren enthalten sind, so machen doch ihre Schreiber aus ihrer

²⁵ S. 68 ff., 71, 77, 73, 41, 42, 261.

²⁶ Jung a. a. O. S. 107 ff.

²⁷ Höfler a. a. O. S. 244.

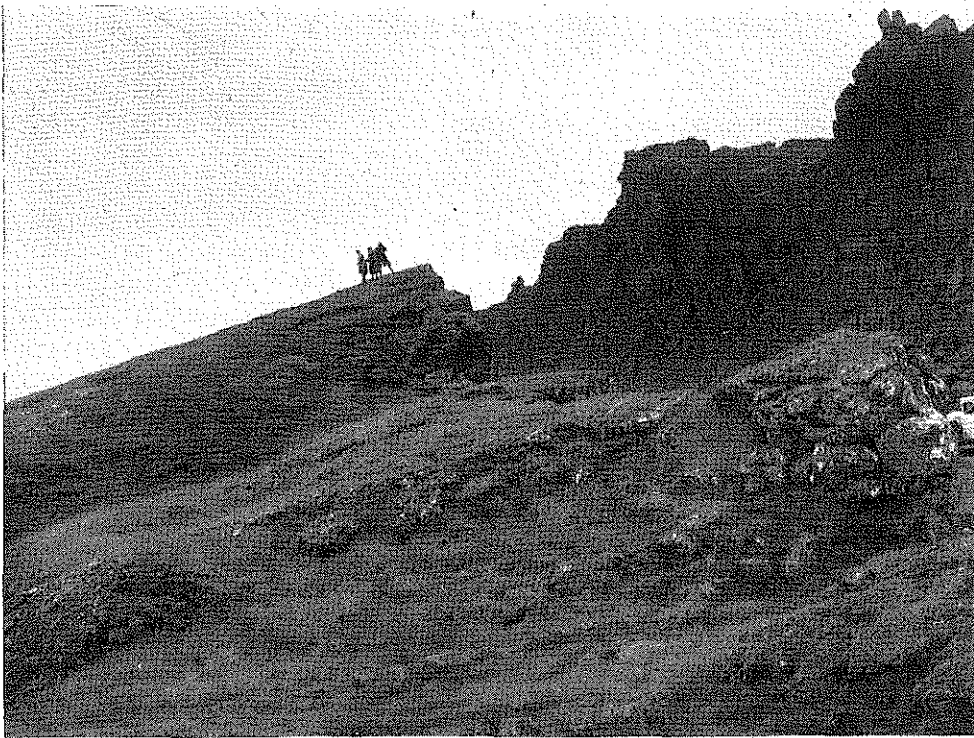


Abb. 1. Island. Thingvellir. Plattform des Löfberges oder Gesehberges.
Im Hintergrund schneidet sich tief die seltsame Erdspalte der Almánnagjá ein.
Aufnahme G. Pfeil

christlichen Einstellung kein Fehl. Daß aber mehr als 200 Jahre nach Einführung des Christentums auf Island nicht nur eine große Sammelhandschrift von alten Götterliedern aus 3. J. noch urheidnischer Zeit angefertigt werden kann und dazu ein Werk, das ausdrücklich den Zweck verfolgt, die Kenntnis von diesen alten Mythen und Sagen wachzuhalten, ist ein in der germanischen Befehrgeschichte einzig dastehender Vorgang. Ich meine die beiden Eddas. Daß auch die sog. Lieder-Edda, von der wir nur eine um 1265 angefertigte Abschrift besitzen, und deren Vorlage in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren ist, mit der Gestalt des Snorri Sturluson, des Verfassers der sog. Prosaischen Edda, in Zusammenhang zu bringen ist, steht außer Zweifel, wenn auch über das Verhältnis dieser Liederammlung zu Snorris Person noch keine einheitliche Meinung herrscht.

Snorri muß gewußt haben, daß er an einem geistigen Wendepunkt stand. Die große Zeit Islands war vorbei, die Zeit der selbstgewählten und stolz durch drei Jahrhunderte bewahrten „splendid isolation“ ging ihrem Ende entgegen. Snorri sah seine Zeit mit anderen Augen an als wir es heute tun. Wir kennen die Zeit, die nachher kam, können die Entwicklung der großen geschichtlichen und geistigen Mächte übersehen, die sich damals erst anbahnte. Wir wissen, was die Einführung des Christentums für die germanische Menschheit im allgemeinen und für Norwegen-Island im besonderen bedeutete, wir wissen „ex eventu“, daß nach 1250 wirklich eine andere Zeit für Island anbrach, sehen noch einen letzten Höhepunkt isländischer Dichtung in Asgrims „Lilja“ ausleuchten, und dann taucht Islands geistiges Leben unter in der langen, dunklen Zeit.

Sicherlich meint jede Generation, daß sie zu etwas Neuem, Besonderem bestimmt sei,

meint wahrere Gesichtspunkte und Maße zu haben, um die Dinge zu messen, als es die Väter taten. Und doch kommen in gewissen Abständen immer wieder Zeiten, in denen die Menschen das deutliche Gefühl haben, daß etwas zu Ende gegangen ist, über das sie nicht hinaus können. Es braucht nicht unbedingt die gewaltige, alle Nachfahren erdrückende Schöpfung eines einzelnen zu sein, es kann die durch Generationen hindurch immer mehr herausgebildete Vervollkommenheit einer bestimmten geistigen Richtung, einer Betrachtungsweise, eines Kunstideals sein, die sich immer mehr von dem Nährboden der lebendigen Empfindung entfernt, immer subtiler, kunstvoller und — dünner wird, bis schließlich einer mit hellen Augen den Finger ausstreckt und sagt wie in Andersens Märchen: „Aber er hat ja gar nichts an!“ Das ist der gefährliche Augenblick, denn nun ist der Bann gebrochen, nun schreit alles: „Er hat ja gar nichts an!“ und — verfällt ins gegenteilige Extrem.

Die Achtung vor der ehrwürdigen Tradition der Stabreimpoesie als der Dichtung, der viel stärker als beim Modernen vorhandene Sinn für das Magische in jeder Dichtung ließ auf dem abgeschlossenen Boden Islands eine völlige Abkehr vom Alten nicht zu: es ist bezeichnend, daß die Folkeviser¹ auf Island nie festen Fuß fassen konnte. Zudem ist die Entwicklung der norwegisch-isländischen Stalddichtung keine absolut gradlinige, folgerichtige: die Forschungen von Helmut de Boor und Jan de Vries geben uns Einblick in die geistig-religiösen Untergründe dieser scheinbar von Anfang an so inhaltsarmen Dichtungsart. Aber einmal, nach 1200, stockte der reiche Strom, und als er nach 1250 wieder einsetzt, da klingt er anders, wenn auch die Form wenig Veränderungen zeigt.

Was war geschehen?

Der erste Skalde, den wir kennen, Bragi der Alte, zeigt schon eine solche Formvollendung, daß er unmöglich wirklich der älteste gewesen sein kann, der diese Dichtungsart anwandte. Eine lange Tradition muß vorhergegangen sein, wie bei Homer. Die Kenningar zeigen schon bald nach Bragi so weitgehende Komplizierung, daß Snorri im Kommentar zum Hattatal ausdrücklich vor Nachahmung in diesem Maße warnt. Aber Hendinge² und Stabfegung, Zeilen- und Strophenlänge boten die Möglichkeit, Abweichungen zu bringen und Können zu beweisen.

Einmal aber kam der tote Punkt. Die Form der Skaldenstrophe, das Drottvaett, war auf alle erdenkliche Weise abgewandelt und variiert worden. Der auf dem Untergrund des Mythos ruhende Schatz der Ausdrucksmittel, die Kenningar und Heiti, hatten sich so weit von ihrem Ursprung entfernt, daß die Verbindung abzureißen drohte zu den Vorstellungen, die ihnen zugrunde lagen; die alten Mythen fielen allmählich der Vergessenheit anheim, und damit lag die Gefahr der Begriffsverwirrung nahe, und der tragende Grundgedanke der skaldischen Kunst ging verloren.

Man hat der Skaldendichtung oft zum Vorwurf gemacht, daß sie reine Formvirtuosität ohne Inhalt sei. Das trifft zu, wenn man von den sonst bekannten Dichtformen ausgeht. Man erkennt dann aber ganz den besonderen Charakter dieser Kunstgattung. So mußte man denn auch Eddik und Skaldik als zwei ganz verschiedene Gattungen ansehen, zwischen denen es keine Brücke gibt, wenn auch in den Eddaliedern vereinzelt Kenningar vorkommen und bekannte Skalden eddischer Form sich nähernde Gedichte geschrieben haben. Wie alt die einzelnen Eddalieder sind, wissen wir nicht genau. Einige von ihnen reichen sicherlich, wenn auch nicht in der vorliegenden Form, in urnordische Zeit zurück. Aber schon um 800 tritt die Skaldendichtung auf den Plan, und zwar im Stadium relativer Vollendung. Also auch sie muß älter sein, und Eddik und Skaldik müssen schon vorher nebeneinander bestanden haben. Der beiden gemeinsame Zug ist die Beziehung zum Mythischen.

¹ Die balladenartige Ritterdichtung des Nordens, in der zum Teil die germanische Heldensage fortlebte. Ihr äußeres Kennzeichen ist die Abkehr vom Stabreim und ihre Hinwendung zum romanischen Endreim. ² Binnenreime.

Der Ursprung der germanischen Dichtung, wahrscheinlich der Dichtung überhaupt, liegt im Mythischen, im Magischen. Was in gebundener Rede gesagt wird, hat eine ganz andere Kraft und Gültigkeit als der bloße Bericht mit kunstlosen, ungebundenen Worten. Es ist kein Zufall, daß ein großer Teil der ältesten literarischen Bruchstücke Beschwörungsformeln, Zaubersprüche sind, die auf der Vorstellung beruhen, daß die kunstvoll geformte Rede Macht auch über die sonst verschlossene außer- und übermenschliche Welt gibt und daß sogar — auch das gehört hierher — ein einziges Wort, der Name des Angeredeten oder der eigene, Gewalt gibt über den Menschen oder die Macht, der man seinen Willen aufzwingen will.

Man wende nicht ein, daß gerade im germanischen Bereich die ältesten vollständig erhaltenen Denkmäler Heldenlieder sind, also menschliche Geschehnisse schildern. Zugrunde lag wahrscheinlich, zum Beispiel bei den Eddaliedern aus dem Nibelungenkreis, ein geschichtlicher Vorgang, manchmal auch nicht. Allen gemeinsam ist aber, daß sie ganz starken, urtümlichen Sehnsüchten und Gefühlen der Menschenseele entspringen, die beispielhaft gestaltet wurden in einem Gedicht, in gebundener Rede. Es sind gar nicht so viele Saiten, die da angeschlagen werden, es sind die Stellen, bei denen der Mensch heraustritt aus seiner vegetierenden Einsamkeit, wo ihn ein Gefühl heraustreibt aus der dumpf-unbewußten Atmosphäre des Essen, Trinken, Schlafen, Frau- und Kinderhaben, Kämpfen und Sterben; wo die Urtriebe sich einmal kreuzen, wo Fragen auftauchen wie diese, was größer sei, Sippentreue oder Gattenliebe, Freiheitsdrang oder Mannentreue, wo der Tod, der große Unbestechliche, auf einmal ungerecht erscheint, wo der Mensch mit brutaler Gewalt auf sich selbst, auf die eigene Entscheidung zurückgeworfen wird. — Solche Fragen sind uralte und ewig. Jeder kannte das Gefühl, viele kannten den Zweifel, die große Verlassenheit, einige kannten das Befreiende und Erhebende der tätigen Entscheidung, und wenigen war ein großes und schweres Schicksal gegeben worden, die stärksten Mächte ihrer Seele hatten gegeneinander gestanden, und unerhört war das Geschehen, als sie die Entscheidung trafen. Die Menschen horchten auf: hier war etwas geschehen, was jedem von ihnen widerfahren konnte, hier waren Gefühle aufgerührt, die sie alle ahnten oder kannten. Und dann formte ein Dichter ein Lied daraus, das sich erhielt. Dieses Geschehen, dieses Erleben in Wirklichkeit oder in der Phantasie eines großen Dichters und tiefen Menschen, wurde beispielhaft für alle, die es hörten, weil es Widerhall fand in ihren Seelen. Spätere, mehr bewußte Zeiten, entwickelten die Lyrik. Die alte Zeit dachte gegenständlich, in Beispielen.

Sind es beim Heldenlied die Beziehungen der Menschen untereinander, die die tragenden Gedanken bilden, so sehen wir im mythologischen Lied, wie der Germane dem Göttlichen gegenüberstand. Wo der Germane das Göttliche zuerst und am stärksten als wirkende Macht erlebte, wissen wir nicht, auch sind hier die Beziehungen zu den andern indogermanischen Völkern noch ungeklärt. Gleichviel, wir sehen, daß auch hier der Germane die Empfindung nicht hymnenhaft abstrahiert, sich nicht passiv einem Gefühl hingibt, sondern sie durch tätige Gestaltung zu erfassen sucht. Wir fragen jetzt nicht: wie steht Odin zu Thor, wer ist älter, mächtiger, umfassender, wo wurde der einzelne Gott empfunden und aus welchen Anschauungen und Gefühlen entstand er? Wir stellen nur fest, daß zur klassischen Zeit Islands eine größere Zahl gestalthaft geschehener, göttlicher Wesen in der Literatur zu finden ist und — darauf kommt es jetzt an — daß über viele von ihnen eine Reihe von Eigenschaften und Taten zu berichten ist. Wir können heute feststellen, zum Beispiel im Fall Freyr — Freyja — Mjöd — Nerthus durch sprachliche und topographisch-archäologische Beobachtungen, daß zu Snorris Zeit die Beziehung dieser Götter untereinander nicht mehr die alte war. Wir sehen, daß sich um manche Gestalten neue mythische Geschichten ranken, aber wir bemerken auch Beinamen und kürzere, von uns nicht mehr ganz verstandene mythische Berichte, die noch dem einen oder anderen Gott

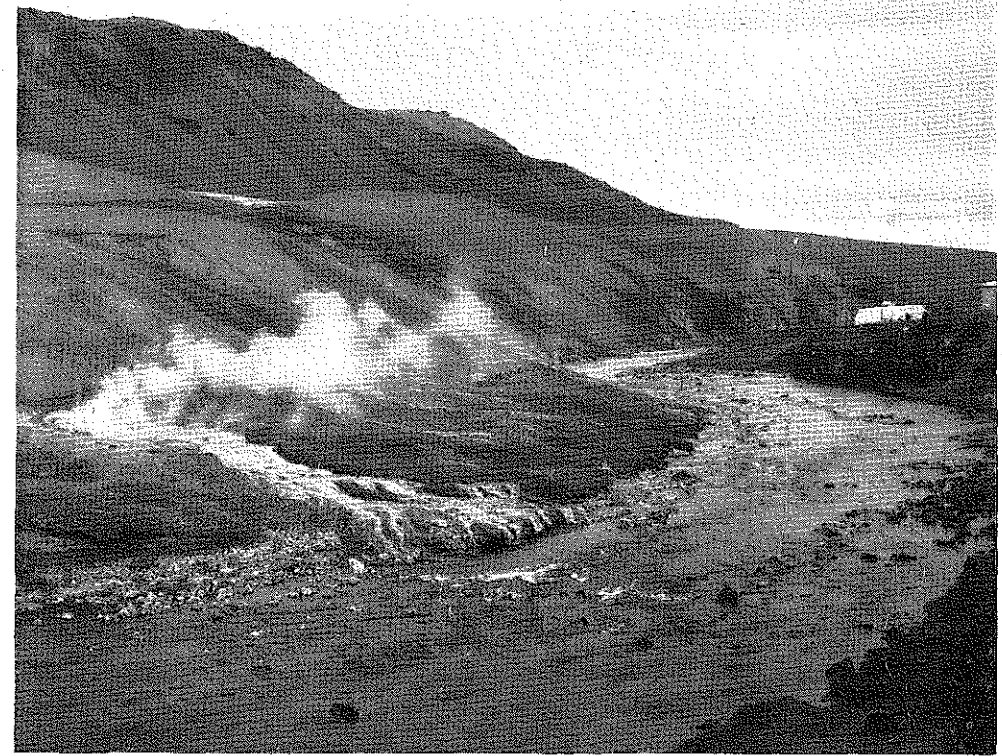


Abb. 2. Island. Warme Quellen bei Reyfir
Aufnahme G. Pfeib

anhasten, die aber weit zurückgehen müssen und die uns ahnen lassen, daß schon in alter Zeit, bestimmt schon zur Entstehungszeit der ältesten Heldenlieder, der Gott gestalthaft, tätig und erlebend gedacht wurde, m. a. W. daß der Mythos die Form des religiösen Denkens war (nicht sein Inhalt!). Die Art, wie man den Gott darstellte, steht natürlich in einer ganz bestimmten, eigentümlichen Beziehung zu seinem erlebten Charakter (in Snorris Götterhimmel gleicht kein Gott dem anderen), aber man glaubte nicht an den Hammer, sondern an Thor. Nannte man aber den Gott des Himmels, so meinte man Thor, den ganzen Thor.

Im Bewußtsein der Nordmänner der Spätzeit war also eine ganze Reihe von Geschichten deutender und beispielhafter Art vorhanden, die durch eine sprechende Umschreibung sofort lebendig gemacht werden konnten. Es war nicht die Aufgabe der Dichtung, Neues zu berichten; die alte heroisch-mythische Gestaltenwelt war noch lebendig genug, um die alten mächtigen und gleichbleibenden Empfindungen einer ungebrochenen Kultur-epoche hervorzurufen. Die alten Eddagedichte waren nicht berichtenden Charakters; sie waren eine künstlerische Verdichtung der bekannten Stoffe. Wie wird einfach der Vorgang erzählt. Es kam lediglich darauf an, die Akzente in besonderer Weise zu setzen, neue Züge im Seelenleben der Gestalten herauszuarbeiten. Voraussetzung dafür war, daß der sachliche Zusammenhang der angedeuteten Geschehnisse durch mündliche Erzählung von Generation zu Generation weitergegeben wurde.

Indem aber nun durch die zunehmende dichterische Behandlung der Stoffe die Menge der Gestalten, Namen, Beziehungen und Gesichtspunkte wuchs, mußte der Zusammenhang allmählich undeutlich werden. Es wurden Zusammenfassungen nötig. Sie geschahen

in Form der sog. Wissens- oder Kataloggedichte. Wir beobachten also hier schon, in der noch rein dichterischen Zeit, daß die bloßen Andeutungen durch Kennung oder Seiti auf mythischem und heroischem Gebiet nicht mehr ganz verstanden werden, daß man aber Wert darauf legt, die Verbindung mit dem mythischen Untergrund in der Dichtung nicht zu verlieren, auch wenn es nicht um eine erneute Behandlung des alten Stoffes geht, sondern der Gegenstand der Dichtung rein persönlicher, einmaliger Natur ist. Das ist das Eigenartige — und damit wechseln wir von den Eddaliedern zu den Stalpengedichten über —, daß auch diese Dichtform, die doch ihren Gegenstand fast durchweg den Tagesereignissen entnimmt, die Gelegenheitsdichtung im einfachsten Sinn des Wortes ist, ebenfalls nie der Beziehung zum Mythischen entbehrt. Zugrundeliegen muß eine an das Religiöse anknüpfende Auffassung der Gesellschaftsordnung, besonders die auch von den königlosen Isländern geteilte Auffassung, daß Fürst und Gefolgschaft, Kampf und Belohnung letzten Endes ihren Ursprung im göttlichen Bereich haben. Die Stalpengedichtung ist zum überwiegenden Teil an die Gestalten einzelner Fürsten geknüpft. Sie kann kein Zufall sein, diese ständige Vergleichung des Fürsten, seiner Umgebung und seiner Tätigkeit mit religiösen oder heroischen Vorbildern und Parallelersehnungen. Sie kann nicht bloße Schmeichelei sein, denn auch in Strophen kritischen und feindlichen Inhalts begegnen die gleichen mythischen Kennungen und Bilder, und der Gedanke an Ironie überzeugt selten. Wir denken an das alte schwedische Königtum, wo der König in unmittelbarer Beziehung zu den Göttern stand, wo er Priester war und dem Volke persönlich verantwortlich für das Wohlbefinden der Götter.

Der König stand aber nicht allein. Um ihn scharte sich eine Gefolgschaft mächtiger und edelgeborener Männer, die ihr Leben für den Führer wagten, sein Lob sangen, also in jedem Fall seinen Ruhm mehrten, und dafür reiche Geschenke von seiner Hand empfingen. Dieses gemeinsame, auf gegenseitiger Achtung beruhende Gefühl der Verpflichtung zueinander bildet das letzte gesellschaftliche Gerüst des Wikingerstaates, dem sich auch die Isländer, die sich in ihrer Heimat eine ganz andere äußere Form des Zusammenlebens gebildet hatten, unterworfen fühlten. Dieser Geist war nicht nur an den Fürstenhof gebunden: alle vornehmen Geschlechter lebten untereinander nach diesen Normen und aus dieser mythischen Grundanschauung. Ein Bauer in Island konnte „Balder des Schwerter“ heißen, eine Bäuerin „Sif des Goldes“.

Nun hatte sich durch die Auswanderung der Isländer das Bild aber doch verschoben. Sie hatten sich im Trotz herausgelöst aus dem überkommenen Zusammenhang, hatten sich eine eigene Form des Zusammenlebens auf streng konstruktiv-demokratischer Grundlage gebildet. Zwar lehrten viele als reisige Wikinger nach Norwegen zurück, unterwarfen sich bis zu einem gewissen Grade und für kurze Zeit auch wieder den Gesetzen der Gefolgschaft des Fürsten, aber doch immer in dem stolzen Bewußtsein, eine Sonderstellung einzunehmen. Sie waren frei, konnten das Treueverhältnis lösen, wann sie wollten, und waren überzeugt, dem König in nichts nachzustehen.

Jeder vornehme Isländer dünkte sich zu Hause ein Kleinkönig von der gleichen Macht und Selbständigkeit wie seine Vorbilder im Mutterland und mit dem gleichen Anspruch auf übermenschliche Beherrschung.

Wir sind gewohnt, unter dem gewaltigen Eindruck der Saga, die Zeit des isländischen Freistaates als die Krönung germanischen Wesens anzusehen, und vergessen leicht, daß wir uns auf einem künstlich abgetrennten Gebiet befinden, das auf Jahrhunderte ausgeschloffen war von der politischen und geistigen Weiterentwicklung der germanischen Welt. Wir verdanken Island unendlich viel an Verdichtung und Formung einer Seite altgermanischen Wesens, aber wir bemerken ja auch immer wieder, daß der Grundzug dieser spätgermanischen Weltanschauung tragisch ist. Die Urkräfte und -triebe der germanischen Seele wenden sich gegeneinander und vernichten sich gegenseitig. Sippenbande, Mannen-

treue, Frauenliebe, Ehrgefühl wenden sich gegeneinander und steigern den Menschen bis zur höchsten seelischen Anspannung und Leistung empor, aber die ruhige Fortdauer und Entwicklung verbürgende Ganzheit der Lebensanschauung geht verloren, der Mensch verzehrt sich innerlich in diesen Kämpfen. Was in den alten Heldenliedern die große Ausnahme war, das einmalige, wunderbare Geschehen, das dem Hörenden Kraft gab für die vielleicht einmal in seinem Leben eintretende Notwendigkeit der großen Bewährung, das wurde nun Dauerzustand. Groß und für alle Zeiten unvergänglich ist der Schicksalsmut dieser letzten Altgermanen, die, die Ahnung des Endes im Gemüt, unerschüttert den großen selbstgewählten Kampf mit dem schreitenden Schicksal zu Ende kämpften. Um das Erbe der Alten bewahren zu können, mußten die Isländer die Größe und Freiheit ihres Volkes verlieren, der Vergangenheit opferten sie ihre Zukunft³.

So mußte es kommen: nach dem letzten wilden Aufbegehren der Sturmlungenzeit bricht die jahrhundertelange dunkle Zeit über Island herein, die staatliche Selbständigkeit und damit die große Zeit des isländischen Bauern und Wikings geht verloren. Der reiche Baum des isländischen Schrifttums vertrocknet und erstarrt, das geistige Band zu den skandinavischen Mutterländern ist immer dünner geworden und schließlich gerissen. Während im Norden die fühlsame, sangbare Folkevisa aufkommt, die alten Stoffe wohl noch zum Teil lebendig sind, aber anders gesehen werden; während in Südgermanien die ritterliche Kultur mit neuen Stoffen und anderer Empfindungsweise zur Herrschaft kommt, pflegt Island das alte Erbe weiter, stemmt sich gegen die Zeit mit einer Energie und Beharrlichkeit ohnegleichen. Auch das Christentum ist machtlos gegenüber dieser Folgerichtigkeit. Wellenweise gewinnt es an Boden. Rängst haben sich die Bauern taufen lassen, aber der Christ muß es sich gefallen lassen, neben den alten heidnischen Göttern Fürstenkennungen zu tragen. Seine Ausnahmestellung und sein absoluter Machtanspruch wird nur theoretisch anerkannt, nicht praktisch verwirklicht. Aber es wird immer klarer, daß dieses Rückwärtsgekehrtsein vielleicht doch nur ein Willensakt ist, nicht die Folge wirklich ungebrochener Überlieferung. Der lebendige weltanschauliche Urgrund lag lange zurück, das religiöse Gefühl war unsicher geworden. (Aberglaube und Zauberglaube mußten Ersatz bieten, der Christ fand keinen ernsthaften Gegner mehr.)

Die konservative Form der Hoftonsrophe hatte eine große Menge von Umschreibungen und Andeutungen aus dem heroisch-religiösen Vorstellungsbereich erhalten, aber die zugrundeliegenden Mythen waren weithin in Vergessenheit geraten. Die Entscheidungsstunde der isländischen Kultur war gekommen. Entweder öffnete man sich den neuen Strömungen oder man mußte versuchen, das Alte wieder lebendig zu machen. Warum das erstere nicht geschah, wissen wir nicht genau. Vielleicht ahnte man, daß man mit der neuen, weichen Gefühlswelt der Folkevisa auch all die neuen Anschauungen der Zeit annehmen mußte, Kirchenherrschaft und königlichen Absolutismus, vielleicht war es also bewußt konservative Kulturpolitik einsichtiger Männer. Wahrscheinlicher ist, daß die ganze geistige Blickrichtung der Isländer überhaupt nach rückwärts gekehrt war und daß von der Gültigkeit dieser alten Werte das geistige Leben Islands überhaupt abhing. Die Isländer fühlten sich als Treuhänder der gemein-nordgermanischen Kultur und Geschichte überhaupt. Von den geschichtlichen Ereignissen bei den andern Völkern auf Jahrhunderte abgetrennt, konnten sie den Gang der Geschichte sine ira et studio betrachten. Die schweren Geburtswehen des Mittelalters in Europa fanden sie abseits stehend in stolzer Isolierung. Was an Neuem dennoch eindrang, wurde mit einer überlegenen Selbständigkeit ohnegleichen dem eigenen System angepaßt. Die Umstände, unter denen im Jahre 1000 das Christentum auf Island eingeführt wurde, haben kein Beispiel in der Geschichte der christlichen Mission. 200 Jahre hatte das Christentum praktisch-politisch nur geringen Einfluß, und im Gefolge davon geistig nur einen sehr geringen,

³ Ähnlich F. H. Schröder, *Germanische Heldendichtung*, Tübingen 1935, S. 7 ff.

äußerlichen und mittelbaren. Die Art, wie man selbstherrlich und selbständig die griechisch-römische Mythologie in Übereinstimmung mit dem eigenen Göttersystem brachte, übertrifft bei weitem die umgekehrten Versuche der Interpretatio Romana und unterscheidet sich durch ihre duldsame Großzügigkeit wesentlich von der Art, wie die christliche Kirche heidnischen Gottheiten gegenüber verfuhr.

Germanischer Lebensbaum in Kärnten

Don Georg Graber, Klagenfurt

Am westlichen Fuße des Kirchhügels von St. Peter im Holz, vier Kilometer westlich von Spittal an der Drau, hat Rudolf Egger 1910 die alte Friedhofskirche von Teurnia aufgedeckt. Sie stand in der Mulde rechts von der heutigen Reichsstraße, wo der Hang hinaufsteigt zum Fahrweg, der auf den alten Burghügel von Teurnia führt. Er ist heute gekrönt von der Kirche St. Peter im Holz. Schutzbauten sind über den erhaltenen Bau-resten aufgeführt und sichern sie vor weiterem Verfall.

Der Grundriß der spätantiken Friedhofskirche zeigt einen langgestreckten rechteckigen Saal, dessen ostseitige Ecken als Kapellen ausgebaut waren. Beide weisen einen halbkreisrunden Chorschuß auf. In der Mitte zwischen beiden Kapellen befand sich der Altarplatz der Friedhofskirche. Die rechte (südliche) Seitenkapelle birgt einen kostbaren Bodenschmuck. Der viereckige Raum für die Laien ist mit einem farbigen Steinteppich bedeckt, bestehend aus zwölf Mosaikbildern, die in einen besonderen Rahmen eingefügt sind. Oben an der Ostseite gegen das Presbyterium zu verläuft der Quere nach eine Doppelreife. Die äußere weist ein doppeltes Halbkreismuster auf, gegen die Mitte zu zweimal durchbrochen von einem Hakenkreuz. Dann folgt gegen die Bildmitte zu ein gleichlaufendes Mäanderband. In der rechten längslaufenden Einrahmung wechseln Kreise mit Rauten ab. Das west-

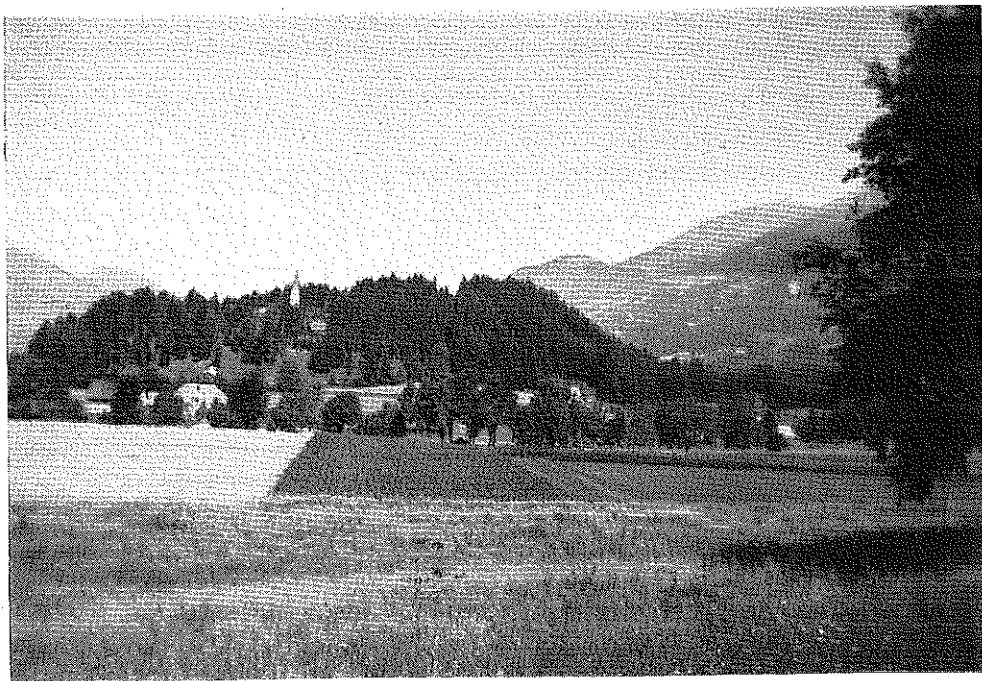


Abb. 1. Burghügel von Teurnia, heute St. Peter im Holz
Aufnahme des Verfassers

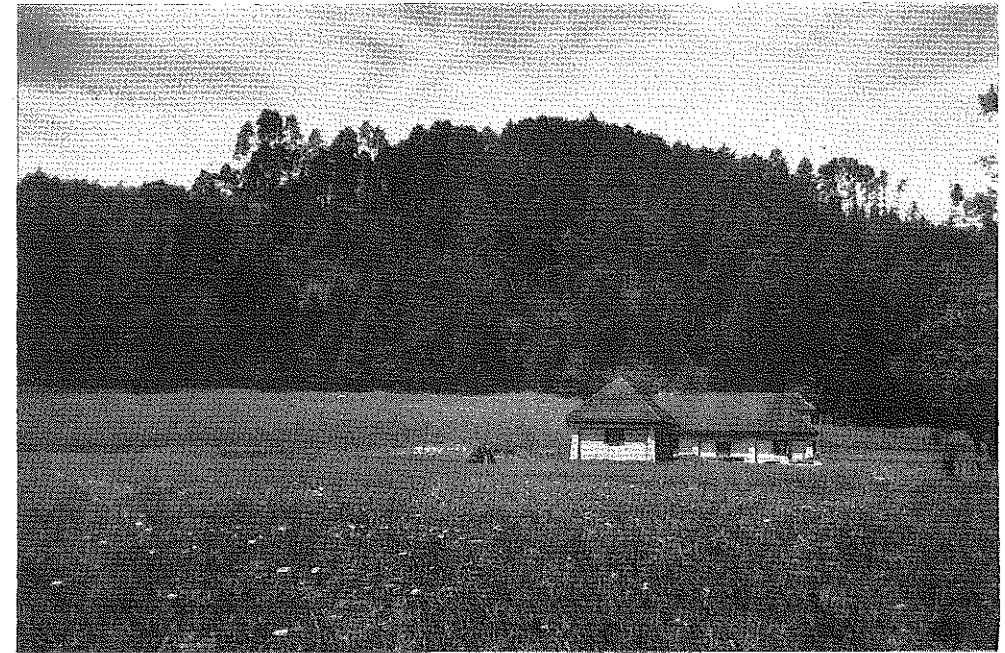


Abb. 2. Schutzbauten über der einstigen Friedhofskirche von Teurnia bei St. Peter im Holz
Aufnahme des Verfassers

liche Querband füllen Rauten, das linke Längsband aber bilden Hakenkreuze, von denen die acht oberen waagrecht stehen, während die sieben einhalb unten folgenden schief gestellt sind.

Zeigt schon dieser seltsame Rahmen der eigentlichen Bildertafel eine eigentwillige Durchbrechung von heidnisch-antiker Kunstüberlieferung, so überrascht noch mehr die Auswahl und Darstellung des in elf Feldern behandelten Bildstoffes. Für das zwölfte rechte untere Bildfeld ist dem römischen Handwerker, der einen fremden künstlerischen Entwurf ausführen mußte, entweder Zeit oder Lust zur Vollendung vergangen und er füllte es mit einem auch farbenmäßig nicht mehr richtig durchgeführten Schachbrettmuster. Möglich auch, daß dem Besteller der Vorwurf oder die Ausführung dieses letzten Bildes mißfiel und er selbst von seiner Herstellung Abstand nahm.

Die in den eben beschriebenen Rahmen eingefügten Bilder sind abwechselnd kreisrund oder rechteckig eingefast. Die erste Reihe oben zeigt, in runder Fassung beginnend, einen Adler, der mit ausgebreiteten Schwingen über einer Schlange flattert; ein Reh mit einer saugenden Ziege, einen Reiher der nach einer Schlange schnappt. In der zweiten Reihe, viereckig beginnend, die Inschrift des Stifters, im Mittelrund eine zweihenkelige Kelchbaze, überdeckt von einem nestartigen Gebilde, in dem eine Taube sitzt. Diese dreht den Kopf zurück, wie um den gehobenen rechten Flügel zu strahlen. Zu beiden Seiten des Kruges züngelt eine Schlange zur Taube empor. Rechts daneben im letzten Feld dieser Reihe steht ein Hirsch. Die dritte Reihe, wieder mit einem Kreis beginnend, zeigt ein Rind, in der Mitte den Lebensbaum, und wieder in einem Kreis eine Ente mit vier Rücken. Die unterste Reihe, mit einem Viereck beginnend, zeigt zwei Hasen, im Mittel-feld einen Storch, der eine Eidechse vom Boden auflieft, und endlich das Schachbrettmuster.

Über die Entstehung dieser seltsamen Bilderreihe gibt einigen Aufschluß die Inschrift des Stifters: *Vrsus v(ir) s(pectabilis) cum coni(uge) sva Vrsina pro voto sv(scepto)*

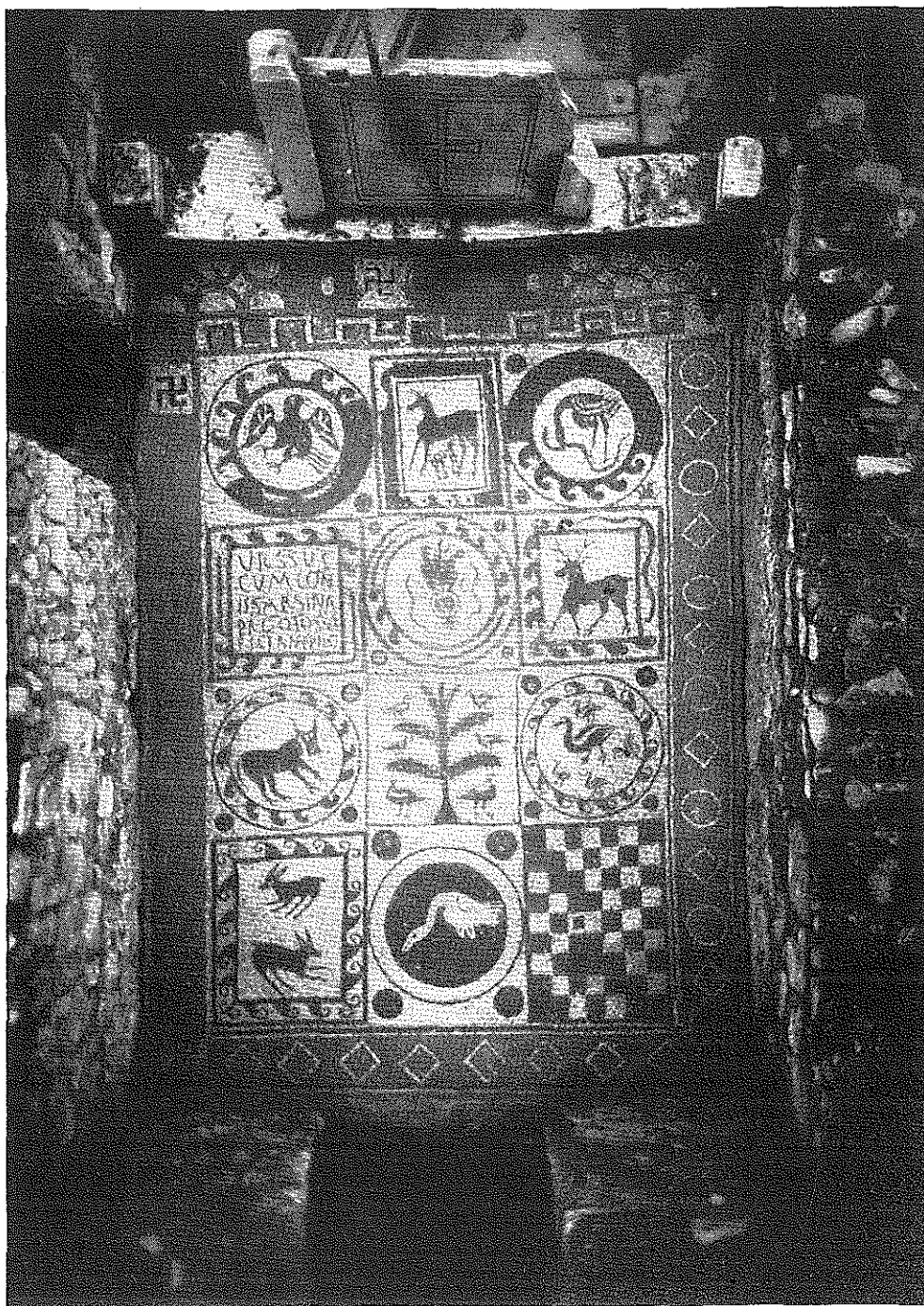


Abb. 3. Gesamtansicht des Mosaikbodens in seinem Zustande nach der Auffindung
Aufnahme des Geschichtsvereins für Kärnten in Klagenfurt

fecervnt hec. „Ursus, der Hochansehnliche, hat mit seiner Gemahlin Ursina auf Grund eines übernommenen Gelübdes dieses Werk ausführen lassen.“

Wer mag Ursus gewesen sein? R. Egger setzt die Erbauung der Friedhoffkirche ungefähr im frühen 5. Jahrhundert, das Mosaik mit seinen Bildern jedoch um das Jahr 500 an. Wie aus der Rangbezeichnung *vir spectabilis* geschlossen werden muß, war Ursus der höchste Landesbeamte, also Statthalter der norischen Provinz mit ihrer Hauptstadt Teurnia, die um diese Zeit dem Reiche des Ostgotenkönigs Theodorich zugehörten. Im Schutze seiner starken Hand erlebte Norikum damals eine späte Nachblüte gesicherten Friedens, der erst nach dem Zusammenbruch des Gotenreiches (553) und dem Slaweneinfall (vor 600) ein jähes Ende fand.

Daß Theodorich die seiner Herrschaft in Italien schützend vorgelagerte Provinz Norikum nur einem Manne seines eigenen Gefolges und Volkstums anvertraut haben kann, wird auch nicht durch den lateinischen Namen des Statthalters widerlegt. Germanische Scharführer auf römischem Gebiet haben um diese Zeit häufig lateinische Namen angenommen, da das Nationalbewußtsein noch wenig gefestigt war. Verbirgt sich somit im Fremdnamen Ursus das deutsche „Bär“, so dürfen wir in dem Stifter des Mosaikbodens wohl einen Ostgermanen vermuten, der in seiner Sprache Beremud, Berik oder so ähnlich gerufen wurde. Beide Namen sind für Ostgoten bezeugt. Als die Germanen in den Gesichtskreis Italiens traten, war doch überhaupt schon das ganze römische Heer von Germanen überlagert, Grund genug für die damaligen Vertreter des Christentums, in weitestem Maße auf die Anschauungen und religiösen Vorstellungen des germanischen Militärs Rücksicht zu nehmen. So begreifen wir, warum auf unserem seltsamen Steingemälde das Hakenkreuz als Sinnbild germanischer Weltanschauung so häufig und eindringlich Verwendung findet, daß es sowohl im oberen Querband wie im linken Seitenband in vielfacher Wiederholung gesetzt wurde. Seine Übernahme in den christlichen Gottesraum läßt die Achtung erkennen, die sich das Germanentum im damaligen Weltgeschehen bereits errungen hatte.

Und ebenso mitten hinein in die germanische Vorstellungswelt führt die Betrachtung des das ganze Mosaik beherrschenden Mittelbildes mit dem *Lebensbaum* und der darüber angebrachten Kelchvase. Anscheinend ein Nadelbaum, dessen Wipfel in einem Dreisproß endigt, trägt er links und rechts zwei breite Äste, ist also sechsästig. Auf dem Boden wie auf jedem Aste sitzen beiderseitig Vögel. Wie man in unseren Tagen den Krug mit dem Taubenest auf das Altarsakrament bezog, wollte man den Baum als Paradiesesbaum oder kirchlichen „*arbor vitae*“ deuten. Aber sowenig es gelingt, den Tieren des Bildwerkes irgendeinen christlichen Bedeutungsgehalt zu unterlegen, so sicher gehört der Baum des Mosaikbodens von Teurnia nicht in die christliche, sondern in die nordische Glaubenswelt.

Hier ist er seit Urzeiten mit dem Sagengut, dem Brauchtum und der Zeitordnung verbunden. Mit nordischen Völkern kam er in sehr frühen Zeiten und zu wiederholten Malen in den Südraum, wo er nun ebenfalls bildlich dargestellt und in fremden Kulturen nach Bedürfnis eingebaut wurde. Dabei ging die an ihm haftende Überlieferung in die Brüche, wurde durch Umwertung entstellt und von fremdartigem Beiwerk überwuchert. Aus der sinnhaften Deutung der bildmäßigen Überlieferung, der sorgfältigen Kritik der Denkmäler und des Volksbrauches vermögen wir in den tiefsten Sinngehalt des Lebensbaumes einzudringen.

Baum und Pflanze wurden seit alters als Lebewesen empfunden, weshalb ihnen geheimnisvolle Kräfte zugeschrieben werden. Schon auf den Felszeichnungen der Bronzezeit finden sich Fichtenbäume auf oder in Schiffen dargestellt, was auf alte Fruchtbarkeitsbräuche schließen läßt. Solch uralte Überlieferung von der Kraft und dem Segen, der von bestimmten Bäumen ausgeht, führt zum Brauchtum des Maibaumes, des Palm-

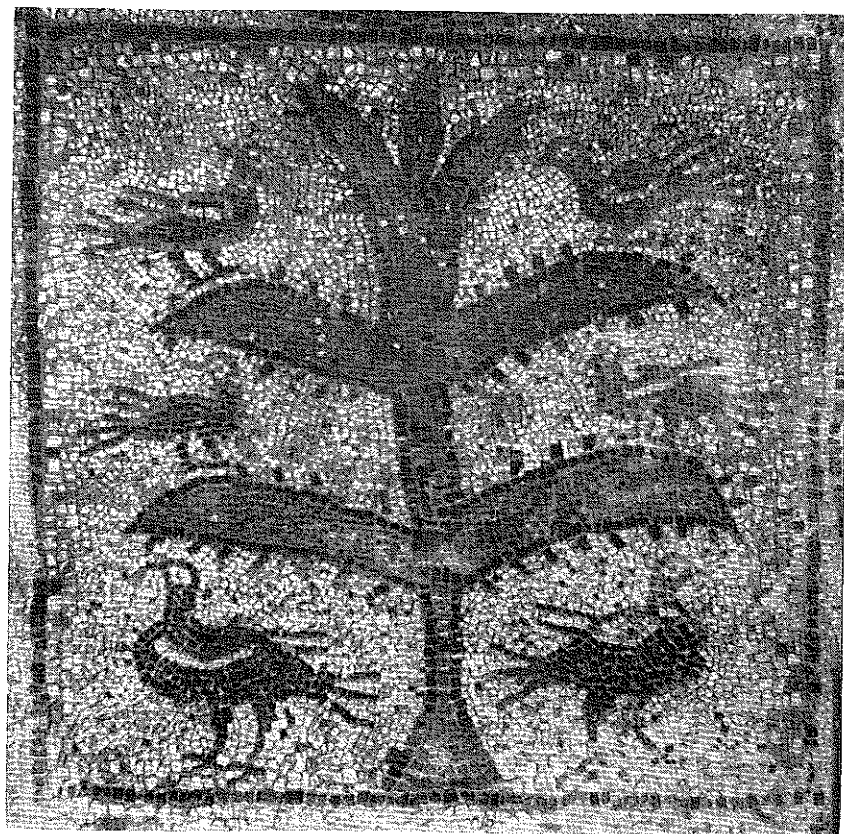


Abb. 4. Der Lebensbaum (an den Ästen sind die Nadeln angedeutet)
Aufnahme von Anton Trautwig, Klagenfurt

busches, der Lebensrute, der Johanniszweige und des Weihnachtsbaumes. Alle diese Bäume oder Zweige gewährleisteten Gesundheit, Wachstum und Fruchtbarkeit in Haus und Flur. Wie der bei der Geburt eines Kindes gepflanzte Lebensbaum für das Schicksal des einzelnen, so steht der Gemeindebäum für das Dasein der ganzen Dorfgemeinde. Darüber hinaus erweitert sich das Sinnbild des Baumes zum Weltenbaum. Der immergrüne Baum am Tempel zu Uppsala und der bei der Wohnung gepflanzte Schutzbaum der Sippe sind nichts anderes als eine in die menschliche Nähe gerückte Wiederholung des Weltenbaumes, an dessen Fuß die Lebensquelle sprudelt und über dessen Äste der Lebenssaft herabträufelt. Bei Geburt und Hochzeit werden lebende Bäume als Schicksalsbäume gepflanzt, mit dem Wunsch des Gedeihens. Schmückung und Einholung von Bäumen übt das Volk als Brauch nicht nur bei Hochzeit und Geburt, sondern im Nordosten Europas auch bei Einführungsbräuchen anderer Art, wie A. Haberlandt nachweist.

Stammbaum oder Familienbaum, Maibaum, Maistange und Hochzeitsstange sind in diesem Zusammenhange Sinnbilder des ewigen Lebens oder der ewigen Jugend im indogermanischen Weltbilde. „Die vergleichende Volkskunde kann mit Fug und Recht behaupten, daß die Baumgestalten des heimatischen Waldes mit ihrem über menschliches Leben hinausreichenden Wachstum seit alters dem deutschen Volk und seinen Nachbarn Sinnbild eines wenn auch nicht ewigen, so doch über alle Erinnerung hinausreichenden Wachstums und Gedeihens von Geschlecht zu Geschlecht bedeuten.“ So versteht man, daß ein Maibaum als Gedächtnisbaum für Verstorbene in der gleichen Art aufgerichtet werden kann

wie der Hochzeitsbaum, und daß ein Freund zum Gedächtnis des anderen einen frisch grünen Waldbaum aufstellt, wenn sich ihre Lebenswege scheiden. Von den Langobarden erzählt Paulus Diaconus (V, 34), daß sie ihren in der Ferne verstorbenen Lieben Gedankstangen zu setzen pflegten. In diesen haben wir nichts anderes als die Mai- oder Lebensstange zu erblicken, zumal ja von ihnen berichtet wird, daß sie oben eine hölzerne Taube trugen, die nach jener Richtung blickte, in der der Verstorbene gefallen oder sonstwie umgekommen war. Der Vogel ist in diesem Zusammenhange nichts anderes als das mit dem Lebensbaum stets verbundene, uns wohlbekannte Beiwerk. Die Auf-



Abb. 5. Der Krug mit dem Lebenswasser (im Rahmen die sogenannte Krabbe)
Aufnahme von Anton Trautwig, Klagenfurt

stellung solcher Lebensstangen mit Vögeln für die Verstorbenen bei den Langobarden weist auf Glaubensvorstellungen hin, daß der Schicksals- oder Lebensbaum auch über das Einzelleben des Menschen hinaus nach seinem Tode nachwirken soll.

Aus solchen Gedanken und Vorstellungen wird erklärlich, was der Lebensbaum gerade auf dem Boden einer Friedhofkirche, die doch hauptsächlich dem Gedächtnis der Toten dient, zu bedeuten hat. Er wurde hier dargestellt als Sinnbild stetigen Lebens der Geschlechter, als Lebensbaum, der in der Weltanschauung des Volkes immer wieder sinnvolle Bedeutung gewann.

Mit dem Baume sind zunächst die Lebensquelle, dann aber auch bestimmte Tiere, seien es schützende oder ihn bedrohende, ständig verbunden. Diesem Beiwerk, das infolge des Beharrens auf diesem Gebiete noch in die christliche Schicht hineinreicht, be-

gegen wir gerade auf dem Boden von Teurnia in einem Maße, das unser Staunen erregt. Die Vorstellung des Weltbaumes finden wir auch bei den Indogermanen in Vorder- und Zentralasien. Bei den Persern heißt er „Baum des Adlers“, weil der Sonnenvogel in seiner Krone sitzt. In der griechischen Überlieferung ringelt sich um seinen Stamm eine Schlange, Abbild des in der Erde ruhenden Lebens. Hirsche, Eichhörnchen, Vögel und Schlangen gehören alle zu diesem indogermanischen Vorstellungskreis vom Weltbaum.

So finden wir in Teurnia am Fuß und auf den Zweigen des Lebensbaumes die Vögel, in den anderen Bildfeldern einen Adler mit Schlange, Vögel anderer Art, wie Reiher, Ente und Storch und vierfüßiges Getier, wie Reh, Hirsch, Rind und Hasen. Es sind dieselben Leitformen, die wir aus der reichhaltigen Überlieferung des Lebensbaumes von überallher kennen. Der Künstler war bemüht, durch charakteristisches Beiwerk dem herkömmlichen Bildwerk den gewünschten Sinn zu verleihen. Der ganze Aufbau ist von einem einheitlichen Sinn, einer gewissermaßen zwingenden Weltanschauung getragen und

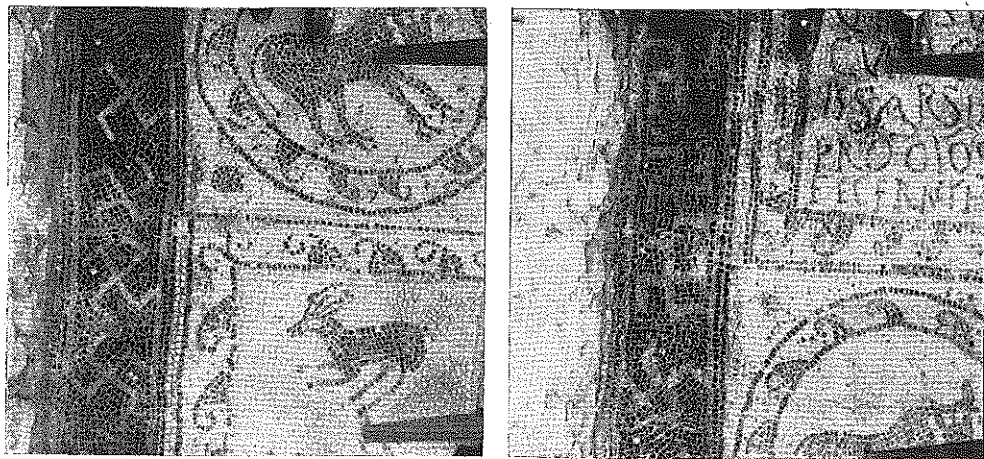


Abb. 6 und 7. Zeile aus dem linksseitigen Rahmenlängsband mit den laufenden Hakenkreuzen. Auf der Gesamtansicht erscheint dieser Streifen infolge ungünstiger Beleuchtung als dunkles Band. Aufnahme von Anton Trautig, Klagenfurt

weit entfernt von Rücksichten auf eine rein malerische Komposition. Ja auch die mit dem Lebensbaum untrennbar verbundene „Lebensquelle“, das Gefäß mit dem Lebenswasser, fehlt nicht in unserer Darstellung.

Die zweihenkelige Kelchvase über dem Bilde des Lebensbaumes ist nichts als ein Behälter mit dem „Lebenswasser“, das dem darunterstehenden Baume Gedeihen verheißt. In allen Spielformen gehört eben zum Lebensbaum die Lebensquelle oder wenigstens das Gefäß mit dem Lebenswasser.

Auf die nordische Herkunft des Entwurfes unserer Bilderreihe weist aber noch ein anderes Merkmal: das aus der nordischen und langobardischen Kunst her bekannte Motiv „der laufende Krabbe“, wie man dieses Gebilde fälschlich benannt hat. Es sind dies vermutlich Nachbildungen von treibendem Farnkraut, dessen Spitzen sich wie ein Bischofsstab einringeln. Sie werden zur Umrahmung von Flächen reihenweise gesetzt und können sehr wohl auch als züngelnde Flämmchen gedeutet werden. Sämtliche Einzelbilder des Mosaikbodens in Teurnia, mit Ausnahme des Lebensbaumes, des Storchs und des Schachbrettmusters, tragen teils durchlaufend, teils halbseitig diese nordische Umrahmung. Dem germanischen Auftraggeber der Bilderreihe hat sich hier unbewußt aus seinem heid-

nisch-religiösen Gedankenschatz heraus all das eingestellt, was sein im tiefsten Kern unberührtes Gemüt noch bewegte. So hat er in die fromme Stiftung, die er für ein christliches Denkmal spendete, alle altüberlieferten Züge aufnehmen lassen, die für ihn und seine Gemeinschaft gleichnishaften Sinn besaßen. Als äußeren Stempel drückte er dem Gesamtbilde das germanische Hakenkreuz auf, inneren unvergänglichen Wert aber gab er dem Kunstwerk, indem er darin sein geistiges Erbe aus der nordischen Heimat mit all dem Beiwerk aufschloß, das mitten in fremder Umgebung aus seiner Seele heraus nach Form und Gestalt drängte. Es ist in geschichtlicher Zeit das älteste bisher bekannte Bild des Lebensbaumes auf germanischem Boden.

Bereinzelt finden sich die „laufenden Krabben“ an Säulentopfverzierungen des Willstätter Domes, der ja außerdem das langobardische Flechtband in einzelnen eingemauerten Resten bewahrt, am schönsten auf einer in dem Tordurchgang eingemauerten Platte, die ursprünglich wohl im Abschluß des Altarraumes als Schrankenplatte gedient haben mochte. Wieder sehen wir hier den Lebensbaum in der Symbolik des Kirchenschmuckes eine hervorragende Rolle spielen. Dem die Mitte zierenden Kreuz tritt unter den Querbalken der in vollem Laube prangende Lebensbaum sogar in Dreiheit gegenüber.

Ist auch die mündliche Überlieferung vom Lebensbaume verstummt, so zeugen im Volksleben noch immer volkstümliche Zierstickereien und Darstellungen auf Bauernmöbeln, daß das mit ihm verbundene Wunschbild eines Heiltums in der Tiefe des Volksbewußtseins weiterlebt. Fernste Vergangenheit ist nicht tot, wenn sie als geistiges Erbe in der Weltanschauung des Volkes sich immer wieder in sinnvoller Bedeutsamkeit artgemäß erneuert. Das Blut der Vorzeit kreist auch im lebenden Geschlecht, wie die beiden „tausendjährigen“ Linden in den Klosterhöfen zu Willstatt, einst wohl als Schicksalsbäume gepflanzt, noch Jahr für Jahr sich belauben, ein schönes Sinnbild für die untrennbare Verbundenheit alles neuen Lebens mit seinen uralten Wurzeln.

Aus der Landschaft

Der Umzug der Metzgergilde

Im Märzheft dieses Jahrganges (S. 109 bis 115) brachte ich unter dem Titel „Die Metzgergilde beim Faschnachtsbrauch“ eine Darstellung des von Kerffenbrod beschriebenen Faschnachtsumzuges der Metzgergilde im alten Münster des 16. Jahrhunderts, der mancherlei Anklänge an die entsprechenden Feiern der Metzger im alten Nürnberg zeigt, wie sie im Nürnberger Schenbartbuch abgebildet sind. Der Nürnberger Schenbartlauf ist im Jahre 1539, also vor genau 400 Jahren, unter dem Einfluß der Geistlichkeit zum Erliegen gekommen. Dasselbe könnte man von dem Münsterischen Metzgerbrauche annehmen, der zwar um 1600 von Melchior Röschell (gest. 1606) in seiner Chronik von Münster, die die Jahre 1525 bis 1602 umfaßt, noch nach dem Vorbilde von Kerffenbrod beschrieben wird, der aber

sonst nirgendwo in der Literatur mehr erscheint. Gerade im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts neigte man ja unter dem Einfluß puritanischer Gedankengänge sehr zu solchen Verböten; wie auch der „Gute Montag“, ein Maigang der Münsterischen Gilden, im Jahre 1572 für einige Zeit untersagt wurde, um später freilich wieder aufzuleben. (Vgl. meinen Aufsatz „Die Münsterischen Gilden und der Gute Montag“, Heimat und Reich 1939, S. 6.)

Nun hat sich aber, wie ich jetzt erfahre, dieser Faschnachtsumzug der Metzger noch genau 350 Jahre länger erhalten, wenn auch in der schriftlichen Überlieferung n. B. nicht mehr davon die Rede ist. Seine altertümlichen Formen dürfte er allmählich eingebüßt haben, sonst aber kann man annehmen, daß er bis zum Jahre 1812, in dem vom französischen Kaiserreich die Gilden in Münster aufgehoben wurden, ohne



Der letzte Faschnachtsumzug der Meßger 1889
Aufn. Menemann. Stadtbild Münsfer

wesentliche Unterbrechung weiterbestanden hat. Der Brauch wurde von einer losen Vereinigung der Meßgergesellen weitergeführt und überdauerte auch den Krieg von 1870, obgleich er jetzt anscheinend häufiger um mehrere Jahre unterbrochen wurde. 1883 hatte dann noch ein Umzug stattgefunden, dem aber eine Reihe von Jahren folgte, in denen er unterblieb; obschon die alte Gilde im Jahre 1885 in der „Freien Fleischer-Zunft“ gewissermaßen wieder aufgelegt war. Mit der Neugründung war nämlich der alte Gildengeist nicht wiedererweckt; Uneinigkeit zwischen den Meistern und die Lockerung des Verhältnisses zwischen Meistern und Gesellen standen hindernd im Wege. Trotzdem hat sich die Zunft noch einmal, im Jahre 1889, zu ihrem Faschnachtsumzuge zusammengefunden; und ein glücklicher Zufall hat uns eine Lichtbildaufnahme dieses letzten Meßgerumzuges, der wahrscheinlich der letzte in Deutschland überhaupt gewesen ist, erhalten.

Einiges hat sich in den 300 Jahren allerdings geändert. Der Obmann, der früher zu Pferde das Banner führte, reitet auch hier noch, freilich ohne Fahne, als „Zugkommandant“ dem Zuge voran; hier ist es Meßgermeister Bernhard Schwarte, dessen Vorfahr Johann Swarte schon 1345 als Altmeister der Fleischhauergilde genannt wird. Die Meßgerkinder, die früher auf Rossen mitgeführt wurden, sind nicht mehr vorhanden; dagegen scheint die „Braut“, die von dem anderen Obmann geführt wurde, als „Prinzessin“ weiterzuleben, von dem „Prinzen“ geführt. Bei diesem letzten Umzug wurde sie, wie vielleicht schon früher, durch einen verkleideten Meßgergesellen dargestellt. Das Paar erinnert in etwa an das Paar, das beim Nürnberger Schembartanz im Vordergrund des Bildes zu sehen ist (a. a. D. Abb. 1). Der Ringeltanz wurde nicht mehr ausgeübt, doch wird die Fahne (auf unserem Bilde links) von einem Berittenen mitgeführt,

wie überhaupt auffallend viele Reiter in dem Zuge sind (vgl. Paul Koene, Der letzte Meßgerumzug 1889; Münsterischer Anzeiger Nr. 100 vom 1. III. 1938). Der Umzug hat seit 1889 nicht mehr stattgefunden; er soll jetzt wenigstens als Bestandteil des allgemeinen Rosenmontagszuges wieder aufleben. Das Bild von diesem letzten deutschen Meßgerumzuge ist jedenfalls ein wertvolles Gegenstück zu der Abbildung im Nürnberger Schembartbuch und trotz allem ein Zeugnis für die Dauerhaftigkeit eines gewachsenen Volksbrauches.

Platzmann.

Deutscher Bernstein vor 2000 Jahren

Bernstein aus Ostpreußen ist heute die große Schmuckmode der deutschen Frau. Er ist vielseitiger verwendbar als Edelsteine und Edelmetalle, für manche Zwecke schöner als diese und billiger.

Die Verwendung von Bernstein zu Schmuckzwecken ist aber nicht erst von heute, schon vor Jahrhunderten ist er verarbeitet worden, selbst in vorgeschichtlicher Zeit, denn wir finden Perlen aus Bernstein bereits in der jüngeren Steinzeit, also im 3. Jahrtausend v. Ztv. In allen folgenden Jahrhunderten vorgeschichtlicher Zeit hat seine Verwendung angehalten. Zwei glückliche archäologische Entdeckungen haben kürzlich den Beweis geliefert, daß um den Zeitwechsel die Germanen Ostdeutschlands einen schwallenhaften, offenbar planmäßig aufgebauten Handel mit samländischem Bernstein betrieben haben, der durch Mähren und Österreich nach Italien ging.

Die betreffenden mährischen Entdeckungen verdanken wir Ausgrabungen, die bei Malé Hradisko unweit der bekannten Textilstadt Proßnitz vorgenommen wurden.

Dort erhob sich knapp um den Zeitwechsel eine stadtbähnliche, durch steinerne Mauern befestigte Niederlassung der Kelten, eines indogermanischen Volkes, das damals ganz Süddeutschland, die österreichischen Donaugebiete, große Teile Böhmens, fast ganz Mähren und die Slowakei beherrschte. Dieses Volk betätigte sich hauptsächlich in Industrie, vor allem in Eisenwarenerzeugung. Solche Städte wie eine da bei Malé Hradisko ausgegraben wird, und wie wir ähnliche auch aus Böhmen kennen, waren Industrie- und Handelsplätze. Sie verhandelten aber nicht nur einheimische Erzeugnisse, sondern dienten auch als Umschlagplätze für Waren fremder Herkunft. Eine von diesen Durchfuhrswaren ist in Malé Hradisko durch die Ausgrabungen festgestellt worden, nämlich Bernstein, teils zu kleinen Perlen verarbeitet, überwiegend aber als

noch unbearbeitete Rohklumpen. Die chemische Untersuchung hat gezeigt, daß es Bernstein nordischer Herkunft ist; er hat nämlich den für nordischen Bernstein, zum Unterschied von rumänischem, ligurischem und anderem, kennzeichnenden Prozentgehalt an Bernsteinsäure. Der in Malé Hradisko gefundene Bernstein dürfte aus Ostpreußen stammen, an dessen Küsten dieses fossile Harz bekanntlich noch heute in großem Umfange gewonnen wird. Schon vor einigen Jahrhunderten ist den Umwohnern von Malé Hradisko aufgefallen, daß dort auf den Feldern viel Bernstein zu finden ist; davon berichten Schriftstücke des 16. und 17. Jahrhunderts. Da es außerdem eine Nachricht gibt, daß der bei Malé Hradisko vorkommende Bernstein von den Pfarrern der Umgebung als Räuchermittel verwendet worden ist, muß die ursprünglich im Boden stehende Menge an Bernstein keine unbedeutende gewesen sein.

Wie der Rohbernstein aus Ostpreußen nach Mähren gekommen ist, das erklärt ein Fund, der 1936 in nächster Nähe von Breslau entdeckt worden ist. Bei Erdarbeiten stieß man zufällig auf künstlich angelegte Gruben, die mit Rohbernstein angefüllt waren. Zu unterst lagen große Stücke, über ihnen kleinere. Etliche Stücke zeigen durch Schliff- und Schnittflächen das erste Stadium von Bearbeitung. Einer dieser angeschliffenen Brocken wiegt beinahe 2 kg. Insgesamt sind dort bisher fast 30 Zentner Bernstein gehoben worden. Er ist, wie die chemische Untersuchung ergeben hat, ostpreußischen Ursprungs.

Wann wurde dieses Bernsteinlager angelegt? Darüber geben Hausreste und Kleinfunde in seiner unmittelbaren Nähe Aufschluß; sie deuten auf die Zeit knapp um den Zeitwechsel, also auf dieselbe Zeit, in der die früher erwähnte Stadt der mährischen Kelten blühte.

Bernstein ist überall in Europa schon lange vor den Kelten als Schmuckstoff für Perlen, hin und wieder auch für Ziereinlagen auf Metallgegenständen verwendet worden. Aber wenn man alle aus vorgeschichtlicher Zeit herrührenden Bernsteingegenstände aus Europa außerhalb Schlesiens auf eine Waage legte, bekäme man etliche Kilogramm, also keine derart riesige Menge wie die in Breslau gefundene. Da aber auch in keltischer Zeit weder in Mähren noch in Schlesten und den angrenzenden Ländern Bernsteinschmuck eine größere Rolle spielte, können die Bernsteinlager von Malé Hradisko und Breslau nicht für eigenen Bedarf bestimmt gewesen sein, sondern müssen für den Handel in andere Gegenden

angelegt worden sein. Das dürfte Italien gewesen sein. Wir wissen, daß dort etwa seit Zeitwechsel Bernsteinmud große Mode war, und durch Einfuhr von nordischem Rohbernstein, der dann in Italien Verarbeitung fand, befriedigt wurde. Aus dem Bericht eines römischen Geschichtsschreibers erfahren wir, daß zur Zeit des Kaisers Nero ein römischer Ritter nordischen Bernstein in riesiger Menge hat holen lassen. Diese Bernsteinexpedition ging von Carnuntum, der römischen Lagerstätte an der Donau südöstlich von Wien, aus, schlug also wohl zunächst den Weg durchs Marchtal ein. Es ist uns nicht überliefert, daß der Römer bis nach Ostpreußen gezogen sei; vielleicht war das Ziel seiner Expedition eines der südlicher gelegenen Bernsteinmagazine der Art von Breslau oder Malé Gradisko.

Der nordische Bernstein gelangte in römischer Zeit, wie wir aus Berichten römischer Historiker wissen, durchs östliche Niederösterreich an die Adria. Besonders in Aquileia, westlich von Triest, bestanden kunstgewerbliche Werkstätten für Bernsteinverarbeitung. Daß der in Italien verwendete Bernstein tatsächlich nordischer Herkunft ist, haben chemische Untersuchungen bewiesen.

Wir erfahren also aus Funden wie aus historischen Nachrichten, daß von Oberitalien aus eine Bernsteinhandelsstraße durch

Mähren nach Ostdeutschland ging. Aquileia und Carnuntum sind zwei ihrer Punkte auf römischem Boden, weiter nordwärts sind offenbar Malé Gradisko und Breslau Stapelplätze für nordischen Bernstein gewesen. Von Carnuntum aus wird die Handelsstraße nach Norden höchstwahrscheinlich entlang der March und der Thaya bis in die Gegend von Lundenburg gegangen sein, dann in Abkürzung des großen Marchbogens in die Gegend von Malé Gradisko, von da wieder nordwärts zur March und aus deren Tal über einen der vielen leichten Übergänge über die schlesischen Grenzberge in die Breslauer Gegend. Wenn man eine Landkarte ansieht, erkennt man, daß Carnuntum, Malé Gradisko und Breslau auf einer geraden Linie liegen und daß Malé Gradisko annähernd die Mitte dieses Weges bildet.

Aus dem Zusammenhalten von Funden, historischen Nachrichten und geographischen Erwägungen erwächst also die Bernsteinhandelsstraße aus Ostdeutschland nach Oberitalien zu höchster Wahrscheinlichkeit, und es zeigt sich wieder, daß die Germanen den Römern keineswegs nur nehmend gegenübergestanden sind, und daß der deutsche Bernstein, der gerade in der Gegenwart wieder so beliebt ist, schon vor fast 2000 Jahren einen Siegeszug nach dem Süden angetreten hat. L. Franz.

Die Fundgrube

Was ist Mystik?

Die landläufige Auffassung verbindet mit diesem Wort die verschiedensten Vorstellungen. Zum mystischen Christtum rechnet man für gewöhnlich zum Beispiel die Werke des Bernhard von Clairvaux und des Angelus Silesius, aber auch die eines Meisters Eckhart, Jakob Böhme und Paracelsus. Ferner wird das jüdische Buch Zohar und anderes magisch-kabbalistisches Zeug dazugezählt. Ja, es fehlt nicht viel, daß auch noch der ganze geheimnisvolle Kram der Freimaurerlogen in denselben Topf geworfen wird. Wie sollen wir da zu einem klaren Begriff von der Mystik gelangen, wenn die widersprechendsten Dinge mit dem Wort bezeichnet werden. Die Frage: „Was ist Mystik?“ fällt zusammen mit der nach ihrer Bedeutung für die Erkenntnis deutschen

Wesens. Man hält die Mystik meist für ein haltloses Träumen über religiöse und vielleicht philosophische Vorstellungen. Allerdings geht das mystische Denken über das rein Verstandesmäßige hinaus. Das ist der eigentliche Sinn des Wortes Ekstase (griech. ekstasis, „das Heraustrreten“). Gerade zur Erforschung der höchsten Dinge, Gott, Welt, ewiges (das heißt wahres, echtes) Leben usw. genügt aber auch das durch den Verstand gebundene Denken nicht. Deshalb ist jedoch ein Verlassen der logischen Formen kein Sich-Verlieren ins Unmeßbare. Wir haben wohl Mittel, die Ergebnisse des mystischen Erlebens zu prüfen. Während der Verstand zu allgemeingültigen Sätzen kommt, ist das Erkennen des Mystikers artgebunden. Auf dem Boden der Rasse oder des Volkstums kann sein Glaube bestehen oder nicht bestehen. Hier finden wir den

Brüfstein für die Forschungen und Dichtungen der Mystik, die oft nur für Träumereien gehalten werden, und zwar vom reinen Verstandesmenschen, dessen Denken dafür ärmer, ja armselig, zu nennen ist. Ein Beispiel dafür aus der Geschichte ist die Ablehnung der seichten Aufklärung, des Nationalismus durch die Romantiker.

Unsere Aufgabe ist es, die deutschen Mystiker nach diesen Gesichtspunkten verstehen zu lernen. Dann werden wir eine klare Vorstellung von einem Geistesgebiet bekommen, das uns sehr viel zu sagen hat. Vor allem werden wir den Begriff der Magie fernhalten müssen. Mystik ist reines Erkenntnisstreben, Magie sucht erworbenes hohes Wissen in materialistischer Weise anzuwenden.

Unter den deutschen Mystikern steht an erster Stelle Meister Eckhart. Auf ihn genauer einzugehen, ist hier nicht der Raum. Ich verweise auf meinen Aufsatz „Höhepunkt deutschen Gottglaubens“ in „Nordland“, 7. Jahrg., Folge 18 (6. Mai 1939).

Will man sich einen Begriff von artge-

mäßer deutscher Gotteserkenntnis machen, so muß man zu seinen Werken greifen. Besonders die Predigten, die er in deutscher Sprache hielt, sind wertvoll für uns. Aber auch seine lateinischen Abhandlungen bieten eine Fülle prachtvoller Gedanken, wenn man über das zeitgebundene Beiwerk hinwegsieht.

Die „Deutsche Forschungsgemeinschaft“ veranstaltet seit 1936 eine Ausgabe sämtlicher Schriften des Meisters Eckhart. Diese erscheint im Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, in 8 Bänden. Bisher kamen zehn Lieferungen heraus. Das Werk ist nicht nur für die wissenschaftliche Welt bestimmt, sondern soll die weite Verbreitung finden, die den Gedanken Eckharts zu Unrecht bisher versagt war. Deshalb wurde durch Übersetzungen und Anmerkungen für Allgemeinverständlichkeit gesorgt, und der Preis (1 bis 2 RM. für die stattliche Lieferung von fünf Druckbogen) ist so niedrig gehalten, um die Anschaffung jedem zu ermöglichen.

Otto Paul.

Die Bücherwaage

Alfred Rust, Vor 20 000 Jahren. Eiszeitliche Renntierjäger in Holstein. Karl Wachholtz Verlag, Neumünster. 5 RM.

Neben der großen wissenschaftlichen Veröffentlichung „Das altsteinzeitliche Renntierjägerlager Meiendorf“ hat Rust auch den vorliegenden Band als volkstümliche Schrift herausgebracht. Um die Aufschlüsse, die die vorgeschichtliche Grabung bei Meiendorf gebracht hat, leicht verständlich zu erklären, wurde versucht, den Bericht in Form einer Erzählung zu geben, deren Anschaulichkeit durch 65 Bilder unterstützt wird. Rust ist es auf diese Art gelungen, ein lebendiges Bild von jenen Zeiten zu geben. Besonders erfreulich ist es, daß es ohne phantastische Ausschmückungen gescheit ist, das Buch durchaus lebendig und frisch zu schreiben.

Auf die große Bedeutung der Ausgrabung Meiendorf für die Erkenntnis der Vorzeit wurde schon bei der Würdigung der wissenschaftlichen Veröffentlichung in Germanien (1938) 301 hingewiesen. Es ist zu wünschen, daß die vorliegende Arbeit von Rust in weiteste Kreise dringe und sie mit den so reichen Ergebnissen deutscher Wissenschaft bekannt mache. K. Schmed.

Gertrud Dorla, Urgeschichte des Weizacker-Kreises Phryk. Schriften aus dem Pommerschen Landesmuseum Stettin, Stettin 1939.

Im Verlaufe der letzten zwölf Jahre hat in Pommern eine Reihe von Kreisen eine Darstellung ihrer Urgeschichte erhalten. Damit soll allen an der Geschichte ihrer engeren Heimat Interessierten ein Leitfaden in die Hand gegeben werden, der ihnen auch die Möglichkeit gibt, an deren weiterer Erforschung mitzuarbeiten, und zum anderen erhält der Fachmann eine Materialzusammenfassung, die seine weitere Gebiete umfassenden Studien zu fördern vermag. Diesen Forderungen wird das über den bisherigen Umfang hinausgehende Buch von G. Dorla voll und gerecht. Der Textteil gibt neben der Fundbeschreibung eine Darstellung der einzelnen Zeitabschnitte und ihrer Probleme in ihren allgemeinen Zusammenhängen und bietet jedem die Möglichkeit, sich genauestens darüber zu orientieren, was in seiner Ortschaft an Fundstellen vorhanden ist. Der von Rustos Dr. Eggers ausgezeichnet zusammengestellte, über 60 Tafeln fassende Bildteil gewährt eine gute Übersicht über den im Kreise Phryk vorliegenden Fundstoff und wird in weiten Kreisen der Urgeschichtsforschung leb-

haftes Interesse finden. Daß dieser Kreis eine so gründliche Bearbeitung und Darstellung erfährt, wird durch den Reichtum an Funden, zumal aus der jüngeren Steinzeit, gerechtfertigt. Die Hinterlassenschaft der handkeramischen Kultur zeigt, daß der in jüngerer Zeit so gerühmte Weizacker auch in der jüngeren Steinzeit Anziehungskraft für jenes Bauernvolk besessen hat. Wir erkennen weiter am Fundstoff den Reichtum und die Ausdehnung germanischer Kultur zur Bronzezeit und die zeitweise Besiedlung dieses Gebietes durch die Nordillyrer, bis sich wieder das germanische Volkstum durchsetzt und nach der slawischen Zwischenzeit dieser Boden durch die deutsche Kolonisation zurückgewonnen wird. W. v. Seefels.

H. v. Haver, Der germanische Schmied und sein Werkzeug. Hamburger Schriften zur Vorgeschichte und Germanischen Frühgeschichte. Herausgegeben von W. Matthies. Bd. II, 1939. Verlag Kurt Rabich, Leipzig.

Waffen, Schmuck und Tonware der germanischen Zeit sind wiederholt Gegenstand von Untersuchungen gewesen, aber weniger war dieses bei den Werkzeugen der Fall. Die wertvolle Dissertation von H. v. Haver ist umso begrüßenswerter. Nachdem der Verfasser einleitend eine kritische Übersicht über das Schrifttum zu dieser Frage gegeben hat, erfolgt im Hauptteil über Werkzeug und Werkstätte des germanischen Schmiedes eine klare Aufteilung und Behandlung der einzelnen Werkzeuge und Einrichtungen der Werkstätte nach technischen Gesichtspunkten. Hier und dort mußte wegen Mangels an Funden der völkische Rahmen gesprengt und Belege für die den germanischen benachbarten Kulturen herangezogen werden. Dabei konnte keltisches Gut von provincialrömischem und dieses wiederum von germanischem getrennt werden, wie etwa bei Ambösen, Hämmern und Zangen. Bei Ambösen und Hammer ist die starke Ähnlichkeit zwischen Erzeugnissen germanischer und keltischer Herkunft zu bemerken. Die Spannvorrichtung an manchen Zangen ist eine wesentlich germanische Eigenart. Ebenfalls ist die Blechschere ein echt germanisches Werkzeug, das mit Nagel und Ziehheisen besonders in der Wikingerzeit vertreten ist.

Am Ende der Betrachtungen sind die einzelnen Werkzeuge außerdem noch in einem ausführlichen Stoffteil nach örtlichen und zeitlichen Gesichtspunkten aufgeführt mit kurzen Beschreibungen und Angaben über Fundumstände, Fundzusammensetzungen und Schrifttumshinweisen.

Nach einer kurzen Betrachtung über die Werkstätte wird im Schlußkapitel das Ansehen und die Stellung des Schmiedes beleuchtet.

Vielleicht hätte dem Verfasser das Werk von Thor Kjelland, Norsk Guldsmedekunst i

Nedelalderen, Oslo 1927 — das unbeachtet geblieben ist — manche wertvolle Ansblicke bieten können; denn Kjelland hat selbst das Edelschmiedehandwerk erlernt, um darüber schreiben zu können.

Aus der mittelalterlichen Welt, besonders an Altarbildern, könnten Werkstätte, Werkzeuge und die durch das Christentum erfolgte Beziehung der Welt des germanischen Schmiedes auf den Teufel — denn diese Welt war für den Christen unheimlich — erläutert werden:

„Die glühenden und sehwigen Zangen, mit denen die Teufel das höllische Feuer schüren und die Verdammten peinigen.“

Peter Paulsen.

Erwin Schirmer, Die deutsche Töpferware des 11.—15. Jahrhunderts im engeren Mitteldeutschland. In: *Ermin, Vorgeschichtliches Jahrbuch des Germanischen Museums in Jena*, herausgegeben von Prof. Dr. G. Neumann, Band 1, 1939, Eugen Diederichs, Jena.

Die deutsche mittelalterliche Keramik ist nach Ansicht Schirmers bisher nur wenig bearbeitet worden. Diese in einem Teilgebiet für die Zeit des Mittelalters gründlich untersucht und ausgewertet zu haben, ist das Verdienst von Schirmers Arbeit. Da nur ein Teilgebiet bearbeitet wurde, scheint manche Schlussfolgerung noch nicht gesichert genug, um auch bei genauer Kenntnis der gleichzeitigen Keramik aus anderen Gebieten allgemeine Gültigkeit zu besitzen. Die Arbeit gibt aber, weil sie benutzt für die Vorgeschichtsforschung Neuland gewinnt, in ihrer ausführlichen Typenbesprechung und den sorgfältigen methodischen Unterlagen die Möglichkeit, die Funde aus anderen Landschaften an die in diesem Buch erarbeiteten Ergebnisse anzuschließen.

Das von Schirmer erfaßte engere Mitteldeutschland schließt die Grenze zwischen altem deutschen Stammesgebiet und dem von Deutschen neu gewonnenen Kolonisationsgebiet ein. Schirmer gelingt es, deutliche Unterschiede in der Entwicklung der deutschen Keramik in beiden Gebieten herauszustellen. Die Kolonisationskeramik, der Schirmer eine völlige Selbständigkeit zuspricht, zeigt die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slawen auf. So zeigt Schirmers Arbeit vom Standpunkt der deutschen Töpferware aus den Besiedlungsvorgang des von den Deutschen neu gewonnenen Gebietes. Neben älteren westlichen Einflüssen auf die slawische Keramik, beginnend in der Merowingerzeit, erfährt im 10. Jahrhundert die Technik der slawischen Töpferei durch deutschen Einfluß wohl eine gewisse Wandlung, ohne daß wir aber schon von einer eigentlichen deutschen Keramik im Gebiet östlich der Saale sprechen

können, weil es wohl machtpolitisch erobert, aber nicht völkisch durchdrungen wurde und daher der slawische Handwerker auch unter fremder Herrschaft seine Ware nach überkommener Weise gearbeitet und nur teilweise sich nach dem Geschmack der neuen Landesherren richtet. Erst im 13. Jahrhundert setzt die deutsche Keramik ein als Abbild der eigentlichen deutschen Besiedlung des Landes. Doch wirkt in der deutschen Keramik ein slawischer Einfluß nach, der sie im Gegensatz zu der im alten Stammesgebiet als Kolonisationskeramik, entstanden auf dem neuen Siedelboden, erkennen läßt. W. v. Seefels.

Eberhard F. Otto, „Adel und Freiheit im deutschen Staat des frühen Mittelalters.“ Berlin 1937. Junker und Dünhaupt, brosch. 16 RM.

Die Ansicht fast aller mittelalterlichen Historiker über die Entstehung der Ministerialien, wonach diese ursprünglich unfreie Diensthleute waren, war bisher fast einmütig und durch keine Gegenthese irgendwie erschüttert.

Diese wissenschaftlich gut begründete Ansicht sucht E. F. Otto durch sein großangelegtes Werk in Frage zu stellen, nicht so sehr durch Beibringen neuer Quellen, sondern durch den Versuch, auf Grund gerade des bisher bekannten Quellenmaterials und unter Verwertung der zahlreichen einschlägigen Literatur den ganzen Fragenbereich von einer neuen Seite anzupacken.

Den Ursprung des niederen Adels sieht der Verfasser in deutscher Zeit und auf deutschem Boden (nicht germanischem), und zwar hauptsächlich bei den Angehörigen der Erobererschichten und nicht bei Unfreien. Diese Erobererschicht soll hauptsächlich aus denen bestanden haben, die bei der Landnahme und bei der Unterwerfung der dabei vorgefundenen Bevölkerung durch Zusammenschluß als Stamm sich zusammentaten.

„Die Entstehung des Adels bei den deutschen (nicht germanischen!) Stämmen ist mit kein anderer Vorgang als die Entstehung der deutschen Stämme selbst. Der Übergang von der Sozialverfassung der germanischen Zeit (gleiche Freiheit) zur Sozialverfassung des Mittelalters liegt begründet im Übergang vom germanischen Stamm zum deutschen. Während der germanische Stamm eine enge, rassistisch-blutmäßige Gemeinschaft verwandter Sippen auf abgegrenztem Raum ist, ist der deutsche Stamm politische Herrschaft eines Erobereradels über weite Räume, Zusammenfassung dieser Räume mit allen in ihnen ansässigen Bevölkerungen zum Stamm.“ (S. 46.)

Also die Gesamtheit der sächsischen, bairischen, alemannischen Eroberer, die volle Stam-

mesmitgliedschaft, ist der gamalige Adel, und jeder Volksgenosse eines solchen Erobererstammes ist damals Adliger. In diesen Sätzen liegt der beherrschende Gedanke des I. Teiles des Buches, das sich wesentlich von allen früheren Forschungen unterscheidet.

Im II. Teil des Werkes behandelt Otto das Problem der Ministerialität.

Für Otto ist das eigentliche Problem der Ministerialität die Frage danach, ob dieser niedere Adel ursprünglich freie, ständisch hochgestellte Elemente in sich enthielt, oder ob er durch Emporkommen der untersten Bevölkerungskreise, der Tagelassen und Hausdiener durch Amt, Kriegsdienst und Lebensbesitz sich gebildet hat. Das letztere ist die heutige, eingangs geschilderte Ansicht, die schon durch Fürths „Ministerialien“, 1836, begründet wurde. Dies würde, so behauptet Otto weiter, aber eine Sozialrevolution größten Stils bedeutet haben, in der sich hörige Bevölkerungskreise über den Stand der Freiheit hinweg in adelige Stellung emporgedrängt haben... „Die rechtlich-begrifflichen Grundlagen dieser Lehre sind zwar unerschütterlich; denn der ministerialische Adel ist landrechtlich unfrei. Aber die eigentliche Frage kann durch die rechtshistorische Systematik doch nicht verdeckt werden, wieso gerade der deutsche Adel als Stand unedlen Blutes sein soll.“ (S. 12.)

Otto erblickt in der Annahme eines solchen Aufstieges geradezu einen Schimpf für die deutsche Geschichte und den deutschen Adel, ja, er behauptet sogar, „daß die Beurteilung der Stellung Deutschlands innerhalb der abendländischen Kulturgemeinschaft von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Ansicht von dem unfreien Ursprung des niederen Adels abhängt; denn „die deutsche Sozialgeschichte des frühen Mittelalters wäre damit wesentlich die Geschichte einer ungeheuren Ursupation gewesen.“

Der II. Teil seines Werkes dient nun dazu, mit allen Mitteln seine Ansicht als die richtige zu beweisen, nämlich, daß die Ministerialien nicht aus Unfreien, sondern aus Freien entstanden sind.

Bisher war nach Otto die Lage so, daß „man die adelige Ministerialität durch Aufsteigen aus den Hörigen entstehen ließ“, (S. 268), also eine Entwicklung von unfreier zur freien Dienststellung. In Wirklichkeit gab es aber eine hörige und eine freie Ministerialität, die nebeneinander bestanden, während die klassische Ministerialität die beiden Bilder der Ministerialität entwicklungsmäßig hintereinander geschaltet hat. (S. 269.) Die höhere Ministerialität mußte ihren eigenen Entwicklungskern besitzen (S. 278, 366), den der Verfasser über die freie militia der

ottonischen Zeit zurück in der am Ende der Karolingerzeit wieder mehr zutage getretenen Stammesnobilität erblickt. (S. 287 und 365 f.) Ergebnis Ottos ist nun, daß die spätere Ministerialität (niederer Adel) ihren Stammbaum hauptsächlich in den vorher erwähnten Erobererschichten hat, wenn auchhörige Personen — aber bedeutend später — Aufnahme darin fanden.

Aber die Unterscheidung in zwei Gruppen von Ministerialien ist sehr gewollt, und beim Auseinanderhalten der beiden Ministerialitäten hapert es an allen Ecken und Kanten. Der Verfasser hat, da er selbst das Schwierige seiner Beweisführung einsah, es unterlassen, seine Ergebnisse kurz und bestimmt zusammenzufassen.

So zeigt Otto Wert wohl eine Fülle neuer Probleme auf, ist geistreich und in guter Sprache geschrieben; aber trotz aller Bemühungen ist die Anschauung, daß die Ministerialität sich aus der Hörigkeit entwickelt hat, nicht erschüttert. H. Böffler.

Karl Jordan: Die Bistumsgründungen Heinrichs des Löwen. Untersuchungen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation. (Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde — Monumenta Germaniae historica Nr. 3). Leipzig, K. W. Hiersemann, 1939. XII u. 137 S. u. 2 Tafeln.

Die Bemühungen um die rechte Würdigung des sächsisch-bayerischen Herzogs, dem die Zeitgenossen den Beinamen seines eigenen Tier-Sinnbildes, des Löwen gaben, sind seit Jahren in vollem Gange. Um so überraschender trifft uns die Feststellung, daß eine zusammenhängende Darstellung seiner kolonialisatorischen Leistung bislang noch nicht vorliegt. Wohl kennt man Heinrichs Rolle bei der Gründung der Stadt Lübeck und seine Förderung des deutschen Offseehandels (Wibby!), dagegen besitzen wir jetzt erst in Jordans klarer, von jedem überflüssigen Beiwerk freigehaltener Darstellung eine Würdigung seiner Verdienste um die wichtigsten Etappen der Kolonisation des Slavenlandes, die in der Neugründung und dem Ausbau der drei Bistümer Ratzeburg, Lübeck (vor 1160 Oldenburg), Schwerin (vor 1160 Mecklenburg) bestehen.

Jordan sichtet und sichert zunächst das Quellenmaterial an Hand der Urkunden über das Investiturrecht Heinrichs und die drei Bistümer, wobei er sich mit der Betrachtung der Verhältnisse des 13. Jahrhunderts, zu der ihn die verschiedenen kirchlichen Fälschungen zwingen, die Grundlage für die Darstellung des Gründungsvorganges schafft. Im zweiten Teile schildert er einleitend die ersten Versuche einer politischen und kirchlichen Organisation des Wendenlandes im 10.

und 11. Jahrhundert bis zu den neuen Anstrengungen des 12. Jahrhunderts und dem Wendekreuzzug (1147). „Die alten Grundzüge der Heidenbekämpfung, welche für die Slavenkriege früherer Jahrhunderte maßgebend gewesen waren, mußten nach diesem Mißerfolg endgültig aufgegeben und durch die Methode einer planvollen Germanisierung des Landes ersetzt werden.“ (S. 80.)

Das Schwergewicht der verdienstvollen Untersuchung liegt in der ansprechend geschilderten Entwicklung der drei Bistümer im Rahmen der Kolonisations- und Territorialpolitik des Herzogs, der durch sein tatkräftiges Handeln die innerstädtischen Spannungen überwand, den Widerstand der Obotritenfürsten in jahrelangem Ringen brach und die Grenzlinie endgültig bis zur Peene vorschob. Jordan betont, daß die Rivalität zwischen Staat und Kirche um den Führungsanspruch im deutschen Nordosten allein durch Heinrich den Löwen zugunsten des weltlichen Staates entschieden wurde.

Haben wir somit Jordan für seinen schätzenswerten, mit aller Beherrschung der wissenschaftlichen Methoden gelieferten Beitrag zur deutschen Ostbewegung zu danken, so begrüßen wir darüber hinaus sein Buch als Vorarbeit für die endliche Herausgabe aller Urkunden Heinrichs des Löwen, die wir von dem Verfasser bald erwarten dürfen.

Dr. Walther Föhl.

Gustav Paul, Die räumlichen und rassistischen Gestaltungskräfte der großdeutschen Geschichte. J. F. Lehmanns Verlag, München und Berlin 1938. 538 S. u. 113 Abb. und Karten. — Brosch. 12 RM.; geb. 14 RM.

Pauls 1935 erschienene Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes haben innerhalb kurzer Zeit eine zweite Auflage erfahren. Wenn der Verfasser jetzt das Werk zum dritten Male unter obigem Titel in einer völlig neuen Fassung vorlegt, so spricht dies am besten für den Wert des Buches. Er liegt darin begründet, daß P. die biologische Betrachtungsweise mit der geopolitischen verbindet und sich dabei nicht auf die politische Geschichte beschränkt, sondern auch die Volkskunde, Sprache, Kultur- und Kunstgeschichte mitberücksichtigt. Das Schwergewicht liegt auf der germanischen Frühzeit und der Geschichte des frühen Mittelalters. Gerade durch die besondere Fragestellung des Buches werden viele an sich bekannte Tatsachen in eine neue Perspektive gerückt; wir nennen zum Beispiel den Hinweis auf die Bedeutung des römisch-germanischen Vimes als Staumauer, welche die Vernordung West- und Süddeutschlands verhindert hat (S. 80). Besonders wichtig erscheinen uns die Kapitel 4 und 5, in denen die Entstehung der deutschen Stämme

und die Entwicklung der stammesmäßigen Eigenarten in ihrer landschaftlichen und rassistischen Bedingtheit dargelegt sind. In den neuzeitlichen Abschnitten ist vor allem die Leistung des Deutschtums in der Welt eindrucksvoll herausgearbeitet worden. Ein breiter Raum — etwa zwei Fünftel des Buches — ist den Anmerkungen mit den Literaturnachweisen gewidmet. Der Verfasser hat hier eine außerordentlich reiche und vielseitige Schrifttumszusammenstellung geliefert; insbesondere hat er die vielen landschaftlichen Einzeluntersuchungen der letzten Jahre herangezogen und

„Deutsches Land kehrt heim“

Deutsches Land kehrt heim. Ostmark und Sudetenland als germanischer Volksboden. Herausgegeben von J. D. Plafmann und G. Trathnigg. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin 1939. 4,80 RM.

Die gewaltigen Ereignisse, die im Herbst dieses Jahres jeden Deutschen in ihren Bann geschlagen haben, mögen leicht vergessen lassen, wie wir noch vor Jahresfrist erst auf der Höhe der Begeisterungsfähigkeit zu sein glaubten, als mit der Ostmark und dem Sudetenland urdeutscher und germanischer Volksboden zum Reich zurückkehrte. Während nun die Geschichte weiter vorgeschritten ist, hat zwischen dem Altreich und seinen neuen Gauen ein Prozeß von gewaltiger historischer Tragweite eingesetzt: Die innige Verzahnung und Umklammerung zwischen Menschen gleichen deutschen Blutes, die durch dynastische Willkür einst und durch Feinddiktate in jüngster Geschichte voneinander getrennt waren. Dem politischen Ereignis des Anschlusses und der Rückkehr herrlicher deutscher Landstriche, echt deutscher Menschen und ihres unverwischbaren Volkstums folgt der nicht weniger politische und überwiegend doch menschlich-seelische Vorgang eines täglichen Neugewinnens der Gemeinschaft in einem Volk und einem Reich.

Eine Reihe von politischen Veröffentlichungen haben sich bereits bemüht, diesen historischen Prozeß aufzuzeigen und ihn an ihrem Teil weiterzutreiben. Als eines der

besten und gehaltvollsten darf man das Buch „Deutsches Land kehrt heim“ bezeichnen. Herausgeber sind der Hauptschriftleiter von „Germanien“, Dr. J. D. Plafmann, und sein Mitarbeiter Dr. Gilbert Trathnigg. Seinerzeit hat sich die Zeitschrift „Germanien“ bemüht, durch aktuelle Arbeiten dem deutschen Charakter und der deutschen Sendung der Ostmark und des Sudetenlandes ihre gebührenden Plätze und ihren Rang zu geben. Die damals erschienenen Aufsätze sind aufs neue überarbeitet, um weitere wertvolle Beiträge vermehrt und so zu einem überaus vielseitigen, gehaltlich bestens fundierten und vom Verlag schön ausgestatteten Buch der Öffentlichkeit vorgelegt. Eine stattliche Reihe von Mitarbeitern, deren Namen alle anzuführen hier der Platz verbietet, haben jeweils aus ihren Wissensgebieten Ausschnitte gegeben und liefern damit insgesamt ein umfassendes Bild des völkischen Blutkreislaufs zwischen Ostmark und Sudetenland und Altreich. Es wird sichtbar, wie hier an der Grenze deutsches Volkstum sich kristallisiert, weil es in stetem Kampf und damit in steter Bewährung steht, — mehr als der Deutsche im Innern des Reiches dazu verpflichtet war und ist. Die Rehrseite der Grenzposition tritt ebenfalls in Erscheinung: Das Eindringen fremder Kultureinflüsse. Aber wiederum führen diese eine Stärkung und Festigung germanischen Ahnenerbes herbei.

B. Effer.

Wissenschaft und Kulturpolitik Neue Bücher des Ahnenerbe-Stiftung Verlages

Für die große Zeit des Bücherlesens und vor allem auch der vormeinachtlichen Bücherkäufe hat der Ahnenerbe-Stiftung Verlag, in dem unser „Germanien“ erscheint, eine Reihe von Neuerscheinungen angefündigt, die wir gerade unserer Leserschaft in einer knappen Übersicht anzeigen wollen.

Auf drei großen Sachgebieten hat dieser Verlag eine rege Tätigkeit entfaltet. Für die große Öffentlichkeit steht im Vordergrund das Leitwort „Völkische Kulturpolitik“. Hier erscheint das unseren Lesern bereits bekannte hervorragende Werk „Tod und Unsterblichkeit im Weltbild

indogermanischer Denker" von Kurt Schrotter und Walther Wüst in zweiter, verbesserter und ergänzter Auflage. In den Tagen, da wieder einmal der Schicksalsruf eines Weltkampfes über germanisches Land geht und die junge Mannschaft zum Dienst der Waffen geeilt ist, da junge Menschen den Heldentod erlitten haben und noch viel mehr ihn für das Vaterland zu erleiden bereit sind, gewinnt dieses Werk erhöhte Bedeutung, da es in phrasenloser Haltung die Erkenntnis der größten Geister und Denker unserer Rasse durch die Jahrhunderte vermittelt, die dem ewigen Thema „Tod und Unsterblichkeit“ gewidmet war. Wer in dieser Flug getrossenen Auswahl eine wahrhafte Erbauung sucht, wird sie finden; freilich nicht in jenem Sinne billiger Tröstung, die man an Reichstühlen und ähnlichen unerblicklichen Einrichtungen erhält, sondern allein im Sinne kämpferisch tapferer Haltung, die kein Lebensschicksal, mag es gut oder böse sein, zu verwischen wünscht, sondern seinen Sinn und Sinnzusammenhang erkennen will.

Auf die großen Zusammenhänge und Beziehungen des Einzelmenschen und des Einzeldinges im gewaltigen Gefüge der Welt geht auch das schöne Buch Otto Blämanns „Der Jahresring“ ein. Der Hauptschriftleiter von „Germanien“, seit langem in volkspflegerischer Kulturarbeit tätig, hat hier eine Darstellung des Jahresablaufes in der ehrfürchtigen Schau unserer germanischen Vorfahren gegeben, so wie sie auch dem durchaus modernen Menschen nicht nur gleichermaßen möglich ist, sondern geradezu entgegenkommt, wenn er überhaupt der Zukunft zutreibt aus gleichzeitiger Verpflichtung gegenüber der Vergangenheit und ihrem Erbe. Das Buch ist mit einer Reihe von künstlerischen Illustrationen von Fritz Koch-Gotha ausgestattet und wird für alt und jung, für die Soldaten im Feld und für die Deutschen daheim eines der schönsten Bücher zum Weihnachtsfest 1939 sein.

Eine Neuerscheinung, die gleichfalls sowohl unseren Soldaten, als auch dem soldatischen Geist an der „inneren Front“ gilt, ist das schmucke Büchlein „Germanen-Löns, ein soldatisches Vermächtnis“. Wilhelm Deimann, an dessen meisterliche Löns-Biographie, von der übrigens kürzlich eine Volksausgabe erschien, wir hier auch erinnern wollen, schrieb dieses Gedenken an einen großen Künstler, an einen Mann, der sein Leben und sein Werk in das Zeichen des Kampfes gestellt hat und der sich selbst am Ende seines Lebens legitimierte, indem er Soldat wurde und den Heldentod erlitt. Deimann schildert eingehend, wie Löns mit der Untrüglichkeit des Sehers und Sängers die Feindseligkeit Englands erkennt und vor ihr gewarnt hat. Er schildert auch, wie das in unseren Tagen wieder zum Lied unserer Zeit gewordene „Engelland“-Lied entstand. Verse aus dem Rosengarten, Briefe des gefallenen Dichters und eine hochinteressante Faksimile-Wiedergabe aus dem Kriegstagebuch runden die Arbeit Deimanns zu einem schönen und würdigen Löns-Bild. Damit nicht genug, hat aber Prof. Ernst v. Dombrowski, einer unserer besten Holzschneider der Gegenwart, ein Löns-Bild geschaffen und diesem Buch gewidmet, das, wie wir hoffen und wünschen, nun in die weitesten Kreise unseres Volkes eindringt, um die Züge eines Menschen sichtbar und bewußt zu machen, der so seiner Zeit voran und für unsere Zeit gelebt hat und gestorben ist.

Besonders vermerkt werden muß auch das Buch „Deutsches Land kehrt heim. Ostmark und Sudetenland als germanischer Volksboden“. Die Leser von „Germanien“ finden eine Besprechung an anderer Stelle dieses Heftes.

Unter dem Leitwort „Politische Schriften“ hat der Ahnenerbe-Stiftung Verlag in den letzten Wochen drei Broschüren herausgebracht, die sich mit den Generalthemen der gegenwärtigen Weltpolitik befassen. In seiner Arbeit „Deutschland und England“ hat Karl Alexander von Müller den großen Aufriß eines weltgeschichtlichen Bildes der Beziehungen zwischen diesen beiden Völkern, ihres Ringens und ihres Ranges sowie ihrer Berufung zur Macht oder Vormacht in der Welt gegeben. Wilhelm Ziegler hat die Frage „Was wird mit Frankreich?“ gestellt und beantwortet. Auch er vermittelt eine großzügig angelegte und doch in die Tiefen reichende historische Schau, stellt eine scharfe Diagnose und daraus wieder, mit dem Blick der Verantwortung über Europa und seine zukünftige Gestaltung, eine Prognose. Sie wälzt alle Verantwortung für die Antwort auf jene Schicksalsfrage „Was wird mit Frankreich?“, die ja nicht nur für dieses Land, sondern auch für seine Nachbarn bedeutungsvoll ist, auf Frankreich selbst. Das dritte Werk, „Krisis und Aufbau in Osteuropa“ wurde von Albert Brackmann geschrieben und zeigt, wie durch die Jahrhunderte hindurch im osteuropäischen Raum Krisis und Aufbau unaufhörlich sich abgewechselt haben. Erschütternd ist es, in dieser Darstellung den gewaltigen Strom deutschen Blutes und deutschen Geistes zu verfolgen, der durch die Siedlungsgeschichte

Osteuropas geflossen ist. Wenige Wochen, nachdem der aus Versailles Gnaden entstandene Staat Polen offenbar durch die Weltgeschichte selbst vor das Weltgericht und zur Verurteilung geführt wurde, hat einer der besten Kenner des deutschen Ostens mit den unwiderleglichen Beweismitteln der Geschichtsschreibung für Deutschland gezeigt, daß nicht nur das in vielhundertfältiger Kulturleistung erworbene Recht hier gesprochen hat, sondern auch die Verpflichtung, die sich wieder einmal an Aufbau und Neubau begibt, wie das unzählige Generationen zuvor schon getan haben. Vielleicht wird diese Darstellung Brackmanns einmal zu den großen überzeitlichen Rechtfertigungen eines säkularen geschichtlichen Vorganges gerechnet werden.

Unter dem Leitwort „Kämpferische Wissenschaft“ sind eine Reihe von Werken anzuzeigen, die allesamt auch in der Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe“, herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, geführt werden. Günther Thaerigen handelt über „Die Nordharzgruppe der Elbgermanen“. Die Arbeit zeigt die Entstehung der Nordharzgruppe der Elbgermanen, ihre Beziehungen zu den germanischen Nachbarstaaten und die Entwicklung zum Stamme der Langobarden, deren be-

deutliche Geschichte damit in ihren Anfängen dargestellt wird.

Gerhart Waiz legt die erweiterte und vertiefte Fassung einer preisgekrönten Arbeit aus dem Reichsberufswettkampf deutscher Studenten, „Die Alamannen“, vor. Er untersucht hier den politischen Aufbau Südwest-Deutschlands, einschließlich des deutschen Elsaß und der deutschen Schweiz, von der germanischen Landnahme an bis zur Festigung der völkischen Verhältnisse im Mittelalter. Wer mit uns in den großen Stammes- und Kultur-Landschaften die Bausteine unserer inneren Reiches sieht, wird auch diese Arbeit für einen neuen wesentlichen und schönen Beitrag in dem Sinne halten, daß unsere Landschaften immer klarer die Züge ihres Gesichtes freilegen und dadurch die in ihnen wurzelnden Menschen zu stolzen Trägern des Heimatgedankens und damit des in ihm beheimateten Reichsgedankens machen.

Aus dem Reichsberufswettkampf deutscher Studenten stammen auch die Bücher „Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Winterweiler“, „Bauer und Handwerker in germanischer Vorzeit“ und „Beiträge zu einer organischen Volkskunde“. In diesen Büchern des jungen wissenschaftlichen Nachwuchses ist der Begriff kämpferischer Wissenschaft besonders trefflich verwirklicht.

J. Liebermann.



Paul Zaunert

Es ist kein Zufall, wenn die große völkische Bewegung, die in unseren Tagen ihre Bewährung erlebt, in ihren politischen und ihren geistigen Wurzeln sich von allem Anfang an eng berührt hat. Die geistigen Überwinder eines völkisch unfruchtbaren Positivismus in der Wissenschaft bekannten sich daher nicht umsonst zur Nachfolge von Jakob Grimm, über den man wissenschaftlich so weit hinaus zu sein glaubte, daß man ein Bekenntnis zu ihm und zu seinem Wollen als einen „Rückfall“ zu bezeichnen pflegte. Aber auch hier gilt Goethes Wort: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr!“ Wenn man einmal den großen völkischen Ausbruch unserer Zeit auf seine geistigen, seelischen und

wissenschaftlichen Wurzeln untersuchen wird, so wird sich manche Erscheinung mit ehemals klingendem Namen als ein kurzlebiges Oberflächengewächs erweisen. Den stilleren Dignern an der Volkheit aber wird ihr Recht zuteil werden; denn ihr Werk hat in die Tiefe gewirkt, ohne sich um den rednerischen Effekt des Tages zu bemühen.

Zu diesen stillen, aber für unsere völkische Zukunft um so wirkungsreicheren Vorkämpfern rechnen wir Paul Zaunert, der am 20. Oktober sein 60. Lebensjahr vollendet hat. Sein Lebenslauf war der eines suchenden Deutschen, dessen Wollen sich nicht in eine der vorgezeichneten Laufbahnen einpressen läßt; aber wir wissen, daß von diesen Pionieren unserer Volkheit schon oft stärkere Wirkungen ausgegangen sind als von den

Germanien

Schulwissenschaftlern. Paul Zaunert ist in Bielefeld geboren, und die westfälische Heimat mit ihrem Reichtum an volkstümlichen Überlieferungen gab ihm die ersten starken Eindrücke, die in seinem späteren Lebenswerke immer wirksam geblieben sind. Auf nord- und süddeutschen Universitäten studierte er Germanistik, Rechtswissenschaft, Geschichte und Philosophie, um sich nach Beendigung des Studiums der literarhistorischen und redaktionellen Arbeit im Bibliographischen Institut in Leipzig zu widmen — eine Schule, die ihm zu seinem warmen Gefühl für das lebendige Volksgut den kritischen Sinn schärfte. Von 1914 bis 1923 war er dann im höheren Schuldienst tätig; aber die eindeutig völkische Haltung, die er u. a. in seinem 1922 erschienenen Buche über Wilhelm Heinrich Riehl (Auswahl und Einführung) hatte erkennen lassen, machte seiner Tätigkeit im Staatsdienst der Systemzeit zunächst ein Ende. Nicht zum Schaden seiner Sache, denn er konnte um so mehr auf weiten Reisen durch Deutschland und Italien sich der Sammlung mündlich überlieferter Sagen, Märchen und Schwänke, der Zeugnisse von Mundart und Volksbrauch widmen, deren Ergebnisse seit 1912 in mehreren Sagensammlungen niedergelegt wurden (1912 bis 1921: Deutsche Märchen seit Grimm; Deutsche Volksmärchen des Musäus; Plattdeutsche Märchen; Deutsche Naturfagen). 1929 wurde Dr. Zaunert zum Dozenten für Volkskunde an der Pädagogischen Akademie in Kassel ernannt; aber schon 1931 gab er auch dies Staatsamt wieder auf, da sich aus seiner völkischen Haltung auch hier wieder unüberbrückbare Gegensätze zu der damaligen Regierung ergaben.

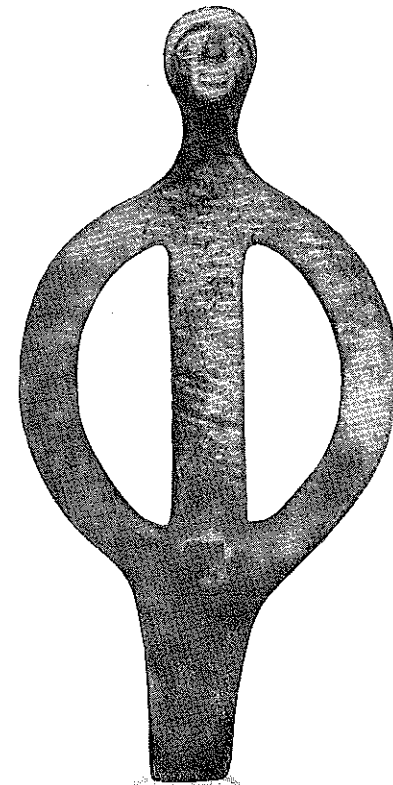
Inzwischen aber hatte Paul Zaunert längst die Grundlagen zu seinen bedeutendsten Sammelwerken gelegt, die ein unvergänglicher Besitz für die ganze Nation geworden sind. Wir können hier nicht all seine zahlreichen Veröffentlichungen aufzählen, die dem Bereich der deutschen Sagen- und Märchenkunde angehören. Seine bleibendsten und für die ganze Nation bedeutendsten Taten sind die großen Sammelwerke „Deutsche Volkheit“ und „Deutsche Stammeskunde“. Er hat dabei das volle Verständnis und die begeisterte Mitarbeit des großen Verlegers Eugen Diederichs gefunden, der mit sicherem völkischem Instinkt sich von je der keimenden völkischen Kräfte angenommen hat; war er es doch, der seinerzeit Hermann Böns „entdeckt“ und seine Lieder und

Werke in erster Linie in die nationale Literatur eingeführt hat. Was Zaunert in der „Deutschen Volkheit“ (das Wort stammt von Goethe) dem Volke geben wollte, ist ein Gesamtbild seiner Geschichte in der lebendigen Form zahlreicher Einzeldarstellungen, in denen aus Persönlichkeiten und Gemeinschaften das Bild des Deutschen als Lebenserscheinung und geschichtswirkende Tatsache entsteht. Diesem inzwischen auf 80 Bände angewachsenen Werke hat kein anderes Volk etwas Gleiches an die Seite zu stellen. Ich durfte als Mitarbeiter an dieser Sammlung zum ersten Male mit Paul Zaunert in Verbindung treten.

Die „Deutsche Stammeskunde“ vertieft das Bild des geschichtlichen Deutschen nach seinem zeitlosen Wesen hin, wie es sich in Mythos und Sagen offenbart. Die 14 Bände, von denen Zaunert selbst fünf bearbeitet hat, führen den Untertitel „Stammeskunde deutscher Landschaften“ und „Deutscher Sagenschatz“; sie lassen das lebendige Wesen der deutschen Stämme aus diesem ihren seelischen Besitz bis in ihre Tiefen erscheinen. Sein Ziel bei dieser Arbeit hat Zaunert selbst umschrieben: „Ich folgte bei der Erschließung des Märchengutes dem Beispiel unserer beiden ersten Märchenforscher, indem ich aus den vorgefundenen zahlreichen Überlieferungen die reinen Grundformen und vollständigsten volksmäßigen Fassungen zu gewinnen suchte, und dabei auch den im Volk noch lebenden Erzählungen nachging... Bei der Sammlung der deutschen Sagen war es ebenso wie bei den Märchen nicht allein auf ein Zusammentragen von Material für die Forschung abgesehen, beide sollten dem Blutkreislauf des Volkstums wieder zugeführt werden... Die Gesamtanlage (der deutschen Stammeskunde) ist so gedacht, daß einmal das Wesenhafte der einzelnen Landschaften und Stämme herausgearbeitet, auf der anderen Seite in Zusammenfassungen das gemeinsam Deutsche dargestellt wird.“

Die Einheit dieser beiden Grundakorde Stamm und Nation, Volkstum und Reich herzustellen und für immer zu sichern, auf daß keiner von beiden zum Schaden des lebendigen Ganzen verstumme, das ist das völkische Ziel unserer politischen Zukunft. Hier liegt die größte politische Aufgabe der völkischen Wissenschaft. Paul Zaunert hat an ihr als einer der ersten mitgewirkt, und er wird, so hoffen wir, noch weitere Jahrzehnte mit Erfolg daran wirken.

J. D. Bläßmann.



Monatshefte für Germanenkennde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgegeben von der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer **SS** Heinrich Himmler

Hauptchriftleiter: Dr. J. D. Plafmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16

11. Jahrgang, Neue Folge, Band 1, Heft 1

Inhalt

Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Mehr sein als scheinen! Von J. D. Plafmann	1
Die germanischen Wurzeln des Sternsingers. Von Richard Wolfram	5
Das Geschichtswissen der Germanen. Von Gilbert Trathnigg	9
Zwei altdeutsche Heldenlieder und ihr Erneuerer. Von Karl Plenzat.	21
Winter Sonnenwende in der Symbolik des Rivil-Grabes. Von J. D. Plafmann	29
Zum Oststein. Von Edmund Weber	35
Die Fundgrube	36
Die Landschaft	42
Die Blücherwaage	44
Zeitschriftenschau	46

Das Umschlagbild zeigt eine eisenzeitliche Grabbeigabe
aus Bronze in der Gestalt der späteren angelsächsischen Rune „Jahr“

Staatliches Museum in Bremen

Bezug durch jede Postanstalt oder durch jede Buchhandlung; falls nicht erhältlich, direkt durch den Verlag.

Bezugspreis: vierteljährlich 3 Hefte 1.80 RM. Bei Versuchen wegen Ausbleibens der Hefte sind zunächst immer an das Postamt (Buchhandlung) zu richten; erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag.

Zahlungen: Postcheckkonto: Berlin 46725. Bankverbindung: Bank der Deutschen Arbeit, Berlin C2, Konto-Nummer 75345

Manuskripte sind an die Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Plafmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16, zu senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen.

Bücher zur Besprechung sind an die Hauptchriftleitung zu senden.

Beilagen werden augenblicklich nach Preislifte 1 berechnet. Fremdanzeigen werden nicht aufgenommen. Verantwortlich für die Beilagen: Helmuth Bohlmann, Berlin C 2, Raupachstraße 9.

Ahnenerbe-Stiftung-Verlag / Berlin C2, Raupachstraße 9

Schriftenreihe:

Deutsches Ahnenerbe

Fachwissenschaftliche Untersuchungen

Die Orts- und Flurnamen der Dreizehn Gemeinden

Von

Professor Dr. Giuseppe Cappelletti

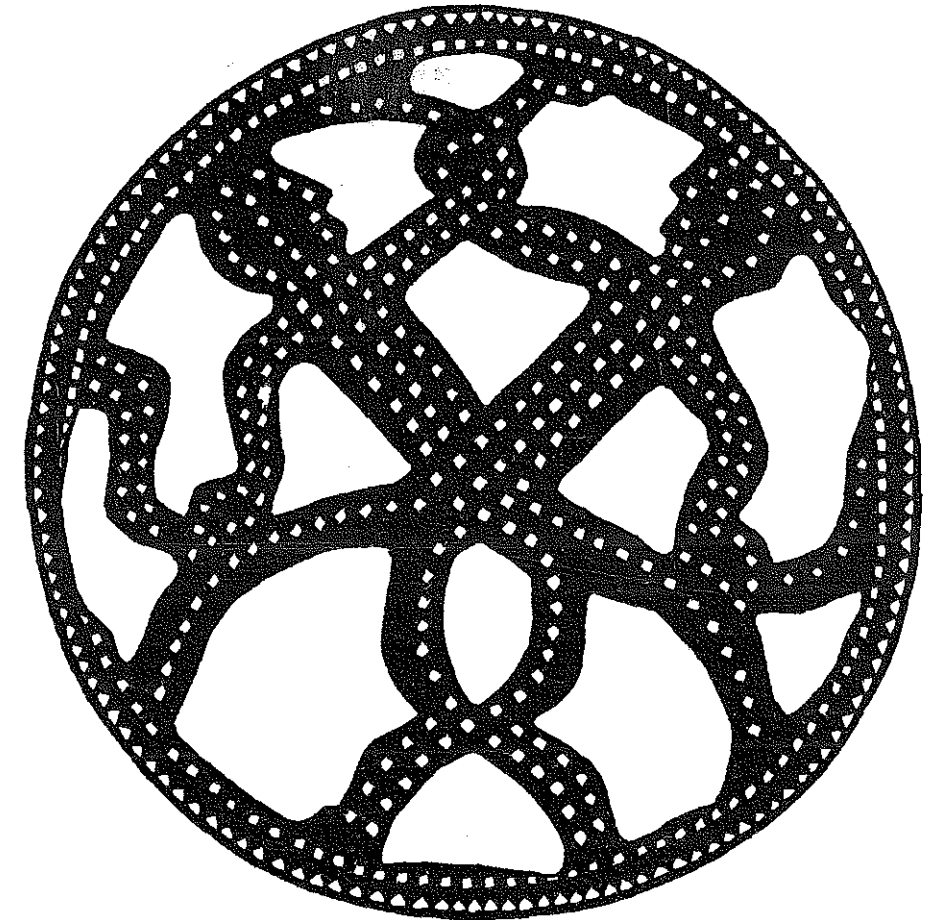
107 Seiten, 7 Kartenskizzen. RM 3.60

Die „Dreizehn Gemeinden“ in den Bergen nördlich von Verona waren einst Schauplatz deutschen Lebens. Heute noch lebt in den Flurnamen jener Landschaft deutsches Sprachgut fort. Mit großer Liebe und Sorgfalt hat Prof. Dr. Cappelletti, ein Sohn dieses Berglandes, der selbst die zimbrische Mundart spricht, in dem vorliegenden Werk sämtliche Flurnamen gesammelt und damit eine gerade für uns Deutsche aufschlussreiche Arbeit geleistet.



Ahnenerbe-Stiftung-Verlag / Berlin C 2

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens

Einladung zur Subskription
auf das
Register zur Zeitschrift für Namenforschung
(früher Zeitschrift für Ortsnamenforschung)
Band 1-13

Der Registerband erschließt mit seinen über 30000 Namen und Namensformen den reichen Inhalt der ZNF, bzw. ZNMZ. Er ist nicht nur für die Benutzer der ZNF unentbehrlich, sondern auch für alle Namenforscher sowie philologischen und historischen Blühereien ein äußerst wichtiges Nachschlagewerk. Da sich nach Erscheinen der Preis erhöht und der Band nur veröffentlicht werden kann, wenn sich eine genügende Anzahl von Subskribenten findet, bitten wir, den Registerband baldmöglichst bei Ihrer Buchhandlung zu bestellen. Der Registerband soll spätestens im Januar 1939 erscheinen; der Subskriptionspreis beträgt 25.- RM.



Ahnenerbe-Stiftung-Verlag / Berlin C 2
Raupachstraße 9

Wie in früheren Jahren will der Ahnenerbe-Stiftung-Verlag auch für
Germanien, Jahrgang 1938, Einbanddecken
herstellen lassen, wenn sich eine genügende Anzahl von Interessenten findet.
Bei Vorbestellung beträgt der Preis für die Einbanddecke 1,50 RM.

Ahnenerbe-Stiftung-Verlag / Berlin C 2
Raupachstraße 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, Berlin

Präsident: Reichsführer $\frac{1}{2}$ Heinrich Himmler

Kurator: Univ.-Prof. Dr. Walther Wüst, München

Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16

11. Jahrgang, Neue Folge Band 1, Heft 10/11

Inhalt

Des Nordischen Gedankens Verheißung und Erfüllung. Von Theobald Bieber	473
Wildg'fahr und Wildmänner in Tirol. Von Hugo Neugebauer	479
Vom Sinn der isländischen Dichtung des 13. Jahrhunderts. Von Friedrich W. Müller	487
Germanischer Lebensbaum in Kärnten. Von Georg Graber, Klagenfurt	494
Aus der Landschaft	501
Die Fundcube	504
Die Bücherwaage	505
Deutsches Land kehrt heim	509
Erwecker der Vorzeit	511

Das Umschlagbild zeigt das mythische Brüderpaar, die wandalischen Aelis; unten die Odalrune. Altschwäbische Schmuckscheibe aus Sindelfingen. Holzschnitt von Rudolf Helm in „Germanischer Schmuck“ (Friedrich Lometsch Verlag, Kassel). Germanisches Museum in Nürnberg.

Bezug durch jede Postanstalt oder durch jede Buchhandlung; falls nicht erhältlich, direkt durch den Verlag.

Bezugspreis: vierteljährlich 3 Hefte 1.80 RM. Verschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind zunächst immer an das Zustellpostamt (Buchhandlung) zu richten; erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag.

Zahlungen: Postscheckkonto: Berlin 46725. Bankverbindung: Bank der Deutschen Arbeit, Berlin 62, Konto-Nummer 75345

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16, zu senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühren sind stets beizulegen.

Bücher zur Besprechung sind an die Hauptschriftleitung zu senden.

Beilagen und Anzeigen werden augenblicklich nach Preisliste 1 berechnet. Verantwortlich für die Beilagen: i. B. Gerd Richter, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

Den „Germanien-Freunden“ auf den Weihnachtstisch!

Rechtzeitig zu Weihnachten bringt der Verlag ein neues Buch von

I. O. PLASSMANN

heraus. Allen Lesern unserer Zeitschrift ist Dr. Plassmann ja als ihr langjähriger Hauptschriftleiter durch viele Aufsätze und Artikel bekannt und vertraut, vielen auch als Verfasser mehrerer Bücher, von denen wohl die 5 Bändchen der Reihe „Deutsche Volkheit“ die bekanntesten sind.

Sein neues Buch, das in Richtung und Inhalt einen ganz neuartigen und kühnen Versuch darstellt, trägt den Titel

Der Jahresring

Ein Wegweiser zum deutschen Ahnenerbe

Plassmann unternimmt es, in einer Reihe gehaltvoller Aufsätze den alt-ewigen Bezirk heimatlichen Glaubens und Brauchtums zu deuten. Aus der Zahl der Themen, die er zwanglos in den Ring des deutschen Jahres hineingestellt, behandelt, seien einige genannt: Vom Sinn der Fasnacht; Osterfeuer; Von der Brautweihe; Was der Maibaum erzählt; Der Geist im Korn; Sippe und Sage; Deutsche Totenfeier; Der deutsche Roland; Die Mitternacht.

Jedem der 23 Aufsätze ist ein deutender Vers altvölkischer Dichtung vorangestellt. Fritz Koch-Gotha versah das Buch mit sechs Vollbildern.

Der schmutze Halbleinenband im Großformat kostet RM 4.80

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

Aus unserem Weihnachtsprogramm!

Völkische Kulturpolitik

WILHELM DEIMANN

Hermann Löns

Ein soldatisches Vermächtnis

In Taschenformat RM 1.60

Geschenkausgabe (Leinen) RM 2.40

KURT SCHROTTER /

WALTHER WUST

**Tod und Unsterblichkeit im
Weltbild indogermanischer Denker**

2. verbesserte und ergänzte Auflage RM 3.60

I. O. PLASSMANN

GILBERT TRATHNIGG

Deutsches Land kehrt heim

Ostmark und Sudetenland
als germanischer Volksboden

Ganzleinen RM 4.80

Die aktuellen politischen Broschüren

KARL ALEXANDER VON MÜLLER

Deutschland und England

Ein weltgeschichtliches Bild • RM 1.-

WILHELM ZIEGLER

Was wird mit Frankreich?

RM 1.50

ALBERT BRACKMANN

Krise und Aufbau in Osteuropa

Ein weltgeschichtliches Bild • RM 1.-

Aus der wissenschaftlichen Abteilung

GÜNTHER THAERIGEN

**Die Nordharzgruppe
der Elbgermanen**

GERHART WAIS

Die Alamannen

Arbeiten aus dem Reichsberufswettkampf deutscher Studenten

**Germanisches Volkserbe
im Alamannendorf Wintersweiler**

Von einer Arbeitsgemeinschaft
der Hochschule für Lehrerbildung, Karlsruhe

**Bauer und Handwerker
in deutscher Vorzeit**

Von einer Arbeitsgemeinschaft
der Hanfschen Universität Hamburg

**Beiträge zu einer organischen
Volkskunde**

Von einer Arbeitsgemeinschaft
der Universität Kiel

(Die Preise der fünf letztgenannten Bücher, die Anfang
Dezember erscheinen, stehen noch nicht fest; sie werden
Interessenten auf Anforderung gern bekanntgegeben.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Werbeblätter und nähere Auskünfte erhalten Sie kostenlos durch den Verlag

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

Die Jahreseinband-Decken

für den Jahrgang 1939 von „Germanien“ sind lieferbar! Preis RM 0.60

Zu beziehen durch den Verlag